This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

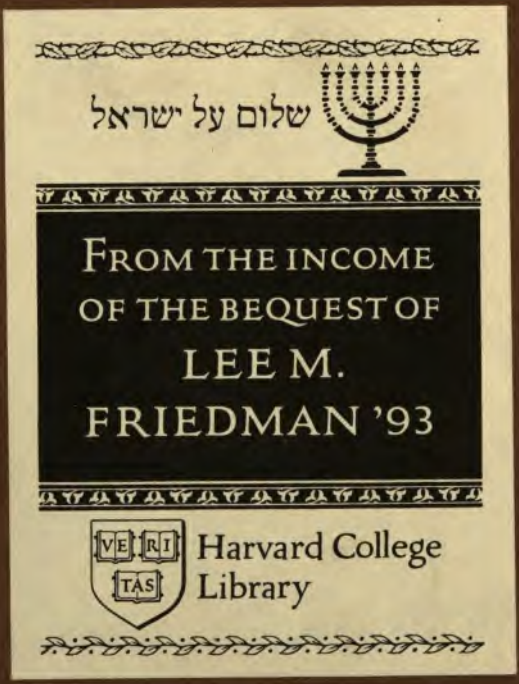
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HDI
HW 50RU 6


שלום על ישראל
FROM THE INCOME
OF THE BEQUEST OF
LEE M.
FRIEDMAN '93
VE RI TAS
Harvard College
Library

769/138

Schriften

herausgegeben

vom

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,
Dr. Adolph Jellinek in Leipzig,
Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.

Saron. Erster Theil: Novellenbuch, erster Band.

Erstes Jahr: 1855—1856.

Saron.

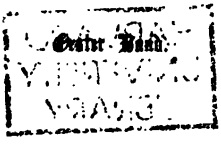
Zweite, gänzlich umgestaltete und vermehrte Ausgabe

Erster Theil:

Novellenbuch

von

DD. Phöbus und Ludwig Philippson.



Leipzig.
Druck und Verlag von Leopold Schnauß.
1855.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

L. FRIEDMAN
11073

Vorwort zur ersten Ausgabe.

Dichtungen müssen ihr Erscheinen selbst rechtfertigen durch ihren Werth. Worte thun es nicht. Indeß sind die hier gesammelten doch eigener Art und zugleich allesammt einer und derselben Richtung, so daß einiger Aufschluß über das, was die Verfasser gewollt, nicht unangemessen scheint. — Die Forschung klärt auf; die Wissenschaft legt zurecht; doch nur die Kunst veredelt. Erst wenn Gefühle und Gesinnungen durch das Prisma der Kunst hindurchgegangen, der Stoff in künstlerische Form sich geschlagen und durch diese zur Anschauung kommt, ist der Proceß der Bildung vollendet. Das Judenthum ist eine uralte Erscheinung. Die Bedeutung seines Inhalts hat es bewährt durch seine Wirksamkeit auf die ganze Menschheit, auf die es schon durch das Buch allein, das es ihr übergeben, einen unendlichen Einfluß übt. Die Merkwürdigkeit seiner Gestaltung thut sich kund durch eine fast viertausendjährige Geschichte. Die Wesenheit seiner Existenz offenbaret sich darin, daß ihm immer noch Millionen von Anhängern leben, die in allen civilisirten Staaten, schon in socialer Bedeutung, eine verwickelte, immer noch nicht überall gelöste Frage geben. Seit fast einem Jahrhundert nun ist dieses Judenthum in den engern Kreis des

europäischen Lebens eingetreten. Die Gesellschaft, die Bildung, die Wissenschaft bemächtigten sich seiner. Endlich trat an den großen Stoff, den Inhalt und Geschichte des Judenthums darbieten, auch die veredelnde Kunst heran, sowohl um das verjüngte Leben dieser altehrwürdigen Erscheinung auch ihrerseits zu erfrischen, als auch um von der äußern Form den alten, fressenden und entstellenden Rost abzuschleifen. Wir halten dafür, daß durch diese letzten Acte die Emancipation des Judenthums (— nicht von den Juden selbst ist hier die Rede —) vollendet wird.

Nirgends aber, im Menschlichen wie im Natürlichen, ist eine großartige Wirkung nach innen ohne nachhaltige Folgen auch nach außen. Diese Restauration des Judenthums, die aus ihm, abgesehen von seinem göttlichen Inhalte, der ihm nie entwich, auch eine menschlich reine Gestaltung macht, muß das Interesse aller Derer beanspruchen, die für das Allgemeine der Menschheit ein Herz haben, die daher in jeder, sie speciell auch nicht berührenden, veredelten Erscheinung eine Erhöhung des Menschengeschlechtes erblicken. Hiermit aber wird auch für die sociale Stellung der Bekenner des Judenthums ein gemüthlicher Standpunkt gewonnen, von dem aus die Verweigerung der Bürgerrechte in der Gesellschaft nur um so härter erscheinen muß.

Dies waren die Gesichtspunkte, unter welchen die hier mitgetheilten Dichtungen entstanden. Der Dichter schafft, was ihm in der Brust lebt; aber wir wollten

hier auch zur Veredlung und künstlerischen Bearbeitung des Stoffes, und zur Erweckung von Sympathien für das Judenthum beitragen. Wie weit dies gelungen, mögen Andere beurtheilen. Es galt hier, in vielfach verschiedenen Formen theils Geschichtspartien des Judenthums zu gemüthlicher Anschauung bringen, theils gegenwärtige Zustände charakterisiren, theils obschwebende Fragen im farbigen Lichte der Phantasie beantworten. — Allerdings sind dem weiten Pfade des Judenthums wenige heitere, anmuthige Blumen entsprossen. Zu dem hohen, erhabenen Ernste des Berufs kam eine düstere, blutdurchzogene Geschichte. Beide verleihen den Gemälden einen dunkelschattigen Hintergrund. Was aber in der Wirklichkeit der Geschichte in seiner Blöße und Nacktheit erschreckt, das löset die Dichtung am Ende doch in die Einheit des Gefühls auf, daran das Gemüth selbst mitten in bitterer Empfindung sich ergötzt. Und darum wählten wir für diese Sammlung den Namen: „Saron.“ Von Joppe nach Ramla reisend, gelangt man in die weite Ebene Saron, auf der eine reiche Blumenfülle sprießt. Sie ist bedeckt von weißen und rothen Rosen, Narzissen, Anemonen, weißen und gelben Lilien, Levkojen und wohlriechendem Immergrün. „Ich bin eine Narzisse Saron's, eine Lilie in den Thälern,“ spricht die Geliebte Salomon's (Hoheslied 2, 1). Saron's Herrlichkeit und Schmuck rühmet der Prophet (Jes. 35, 2). Von Hieronymus bis Chateaubriand wissen die Reisenden davon zu erzählen.

So mögen diese Dichtungen des sie zierenden Titels würdig erscheinen, und auch als Blüthen an einem ehrwürdigen, uralten Stamme der Menschheit erachtet werden.

Magdeburg, den 1. October 1843.

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Die Gunst, deren sich diese Sammlung in ihrer ersten Erscheinung zu erfreuen gehabt, und seit mehreren Jahren sie gänzlich vergreifen ließ, wird ihr hoffentlich auch in ihrer jetzigen, gänzlich veränderten Gestalt nicht abstehen. Indem prosaischer und metrischer Theil gänzlich getrennt und mit vielen neuen Arbeiten vermehrt worden, läßt es sich besser überschauen, was gewollt und erstrebt ist. Möge ihnen daher das Glück zu Theil werden, als wohlverdiente Glieder der schönen Kette, welche das neue Institut aneinanderzufügen bestimmt ist, angesehen zu werden.

Magdeburg, den 1. December 1855.

Philippson.

Die Marannen.

Die Marannen.

1.

Die Sonne war hinter die Gebirge von Antequera geſunken, nur einzelne Bergſpitzen ſchienen prachtvoll vergoldet, aber in den Thälern hatten ſich finſtere Schatten gelagert; am blauen ſpaniſchen Himmel funkelten die Sterne in ihrem ewigen Glanze, eine ſanfte Kühle war der Hitze des Tages gefolgt, die Natur ſchien feiern zu wollen — nicht ſo der Menſch. Um Granada's Mauern und Wälle breitete ſich ringsum das ſpaniſche Lager aus, ſelbſt die Fluthen des ſanft hinſtrömenden Xenil hatten der ehernen Kette, die ſich um die Stadt immer enger und enger ſchloß, kein Hinderniß gelegt, über den Fluthen waren auf feſten Fahrzeugen Brücken geſchlagen, mit Geſchütz und Kriegern dicht bedeckt. Weithin dehnte ſich das Lager aus bis nach Santa-Fe, der neuen Stadt, welche das Bedürfniß eines zweijährigen Aufenthalts der Belagerer erbauen ließ. So weit das Auge reichte, ſah man die Feier der von der Tagesarbeit auf ihren Mänteln ausruhenden und im fröhlichen Geſpräch begriffenen Krieger, aus den Zelten ſelbſt ertönte hier und da die reine und kräftige Stimme eines Hauptmannes, eine Romanze ſingend, von den Klängen der Mandoline begleitet. Nur in Santa-Fe herrſchte noch größere Lebhaftigkeit. Hier hatten an demſelben Tage die gekrönten Häupter Aragoniens und Kaſtiliens ihren Einzug gehalten, Ferdinand und Iſabelle,

begrüßt von dem jubelnden Heere, begleitet von stolzen Granden und ernsten Priestern. Verdrängte auch das Leben im Kriegslager die Gesetze der spanischen Hofsitte, so war doch auch jedes erheiternde Spiel und der Frohsinn verbannt, denn der Kampf mit den Saracenen hatte nun neun Jahre gedauert, die Blüthe der spanischen Jugend war hingeopfert, die Schätze der Geistlichkeit fingen an spärlicher und mit Widerwillen gereicht zu werden, obgleich es ein Kampf für den heiligen Glauben war. — Daher war die Stirn des Königs mehr als früher umwölkt, und nur Isabelle blieb immer heiter, des Erfolges gewiß und ihres Strebens bewußt.

Aber dort in der geängstigten Stadt herrschte die Ruhe des Grabes, auf ihren Mauern sahen die Haufen der maurischen Soldaten in's Lager der Spanier voll Ingrimm und Wuth hinab, den Glanz des Halbmondes hatte in den vergangenen Tagen das Kreuz der Christen verdunkelt, und diese Schmach verbitterte noch die Entbehrung, welche der Mangel an Lebensmitteln den hart Bedrängten aufnöthigte. In den Straßen war es still, der Bazar leer, nur hier und da sah man einen Arzt, dessen schwarzer seidner Kaftan die jüdische Herkunft verrieth, und der von Dienern mit Fackeln gefolgt, die Pforten der Paläste suchte, wo der vornehme Verwundete noch der späten Hülfe erheischte. Doch auch hier in Granada war es die königliche Burg, in der eine regere, wenn auch mehr den Charakter der Bestürzung tragende Geschäftigkeit herrschte. Mohamed Boabdelin hatte eben seine Heerführer entlassen, seine Brust hob sich noch wild bewegt von den Gefühlen, die sie bestürmte, der Verlust, den seine Mannschaften an diesem Tage erlitten, war bedeutend, aber mehr als die Tausende der Gefallenen schmerzte ihn der Tod Almansors, des Gefährten seiner rüstigen Jugend. Welcher Anblick hatte sich bei der Heimkehr vom heutigen Ausfalle den Augen des Monarchen dargeboten! Das prächtige Granada war zur Einöde geworden, in Trümmern gefallene Paläste, Schutthaufen

verbrannter Gebäude, auf den öffentlichen Plätzen die in solcher Noth verachtete Habe aufgethürmt! — Um ihn hatten sich die in Lumpen gehüllten und Gespenstern gleichenden Stadtbewohner gedrängt und ihn um Brod angeschrieen, klagende Weiber, weinende Kinder umringten die Krieger, und ihr Weheruf drohte jeden Funken des Muthes in den blassen Kriegern zu erlöschen. Eine traurige Ahnung hatte das Gemüth des zwanzigsten Herrschers von Granada ergriffen, das verödete Granada war das Ueberbleibsel des Ruhms von mehr als neun Jahrhunderten; sein Unmuth brach gegen den Großvezier aus, dem er den Verlust des Hauptwalles in harten Worten zuschrieb. Jetzt suchten auf dem vergoldeten Diwan die Glieder Erholung, das Herz war stürmisch aufgeregt, denn den niederdrückenden Gram über den Verlust der Herrlichkeit und den Verlust des Freundes verdrängte der Durst nach Rache an den Ungläubigen.

Da stürzte Alharez ins Gemach. „Verzeihe, Herrscher der Gläubigen, eine wichtige Nachricht! Der christliche König ist mit seiner Gemahlin im Lager angekommen."

Woher die Kunde?

„Ein von den Vorposten aufgefangener Jude, von Guadix kommend, hat es ausgesagt. Das von unsern Mauern bemerkbare Gedränge in Santa-Fe bestätigt es."

Wo ist der Großvezier? fragte der König rasch.

„Er beweint im Vorsaal meines Fürsten Ungnade."

Er komme eiligst herbei.

„Vezier, rief dem eintretenden Abdallah der König zu, noch heute einen Ausfall!"

Wie betäubt stand Abdallah da. „Vezier, noch heute einen Ausfall!" rief ihm wiederholt und noch heftiger Boabdelin zu.

„Mein königlicher Herr! erwiderte gefaßt der Vezier, „mein Leben gehört dir und dem Glauben des Propheten, aber dein Leben ist der einzige Trost deiner geängsteten Unterthanen.

Keinen Ausfall, mein König! wollen wir die erlittene Niederlage durch eine neue unverbesserlich machen? Der Soldat ist ermüdet, erschüttert, die erfolglose Anstrengung des heutigen Tages macht ihn der Ruhe bedürftig! der Spanier ist siegestrunken und von der Nähe seines Königs begeistert!"

„Bin ich nicht auch König? lieben mich meine Krieger nicht? zögert der Maure, wenn er seine Hand in spanisches Blut tauchen kann? Großvezier, in einer halben Stunde stehe die Mannschaft bereit!"

Schweigend aber schnell entfernte sich der Heerführer. Und es währte keine halbe Stunde, so waren die Fenster in den Straßen erleuchtet, die Truppen auf den Plätzen gesammelt, Boabdelin bestieg das schwarze arabische Roß, die Thore öffneten sich und still wie zu einem Leichenzug zog die Schaar der Krieger hinaus. Wie eine Heerde Tiger fielen die Moslemin auf das Lager der Spanier; obgleich diese die Tücke des Feindes im langen Kampfe kennen gelernt hatten, so erwarteten sie doch heute keinen Ausfall mehr von den geschwächten und gedemüthigten Belagerten. Da erscholl das Wirbeln der Trommel, das Feldgeschrei der Söhne des Ostens: Allah! Allah! das Geklirre der Damascenerklingen und das Lärmen des Geschützes durch die Nacht, daß es von den hohen Alpuxares wiederhallte. Doch bald hatten auch die Spanier sich gesammelt, das Kreuz des Erlösers funkelte, von Mönchen getragen, von Santa-Fe strömte die Menge herbei, und es vermischte sich das Wimmern der Sterbenden und Seufzen der Geschlagenen mit dem Kriegsgeschrei. Ueber den Bergen war der Mond in seiner Klarheit aufgegangen und beleuchtete die Scene, wo Menschen Menschen würgten, die Fluthen des Xenil trugen das Blut der Erschlagenen zum Strome des Quadalquivir. Boabdelin hatte sich nicht geirrt, das Willkommen, welches er dem christlichen Monarchen brachte, war ein fürchterliches, und wenngleich nach einem sechsstündigen hartnäckigen Kampfe die Saracenen zur Stadt zurückkehrten, so hatten sie

doch die Schmach des Tages geräcbt und den Muth von Neuem belebt.

2.

In einer entlegenen engen Straße der belagerten Stadt saß in einem kleinen Zimmer des untersten Stockes eines alten Hauses der ehrwürdige Nissa. Aermlich, aber reinlich und sauber sah es im Gemache aus, so daß der Fremde beim ersten Eintritt die häusliche Sorgfalt eines weiblichen Wesens erkennen konnte. Das Estrich des Bodens war glänzend weiß, die Wände des Zimmers schienen mit altem Stuck bedeckt, auf dem man verblichene Figuren in Form von Arabesken sah, von der Decke hing in der Mitte eine blinkende, metallene, siebenarmige Lampe herab. Der Schrein mit geschnörkelten Füßen schien die wenige Wäsche und Habseligkeiten der Inwohner zu enthalten, unter ihm waren Pergamentrollen und einige Folianten aufgestellt, denn die Seltenheit und Kostbarkeit der Bücher zu jener Zeit machte den Besitz derselben zu einer Seltenheit. Auf einem Divan mit rothem Velours bedeckt lag die reizende achtzehnjährige Dinah, ausruhend von den Schrecken und Unruhen der vergangenen Nacht, doch mit zärtlicher Aufmerksamkeit auf den geliebten Vater schauend, der im Lehnstuhle vor dem mit Büchern bedeckten Tische saß. Sein Haar hatten die heiligen Uebel des Lebens früh gebleicht, seine Augen waren blöde von emsigen Studien, sorgenvollen Nachtwachen und Thränen des Elends, und dennoch die Stirn fast ohne Falten, der ganze Ausdruck des Gesichts innern Seelenfrieden verkündend, so daß der lang herabhängende Bart den Eindruck der Ehrwürde vollendete, den die Erscheinung des hochgewachsenen Mannes machte. Man mochte ihn für einen Greis in noch männlicher Kraft halten, obgleich er noch nicht sechszig Jahre zählte.

„Du bist ermüdet, meine Tochter," sprach er gütig zur Jungfrau, „der Lärm der vergangenen Nacht hat dein junges

Gemüth erschüttert, obgleich wir des Sturmes um uns her schon gewohnt sein sollten. Furchtbar ist's, wenn Ismael mit Esau krieget, furchtbarer noch, wenn sie ruhen und Israel ihre Muße empfindet. Mir sind solche Kriegsauftritte nichts Neues, meine Tochter, ich habe deren schrecklichere erlebt. Deutschland ist mein Vaterland; an den Ufern des Rheins durchlebte ich meine Kindheit, da brachte jeder Tritt Gefahr, denn die Beute des Kampfes der Edlen war der Gemeine. Als Jüngling durchwanderte ich das Morgenland, das heilige Land unserer Väter war das Ziel meiner Reisen, auf den Trümmern des Tempels wollte ich beten, aber zum Gebete war dort keine Stätte, wilde arabische Horden verscheuchten den Pilger und vergönnten ihm die Thräne nicht, die er dem Unglück seines Volkes weinen wollte. Ich kehrte zum Vaterland zurück, ich lernte deine Mutter kennen, du wurdest unsers bedrängten Lebens Freude. Und der Glanz unserer Schulen am Euphrat und Tigris hatte sich nach Westen in dies gesegnete Land gezogen, hier sollte des Wissens Durst Befriedigung finden, hier sollte man der heiligen Beschäftigung mit dem Worte des Herrn ungestört und in Ehren leben können, — ich nahm mit Weib und Kind den Wanderstab nach Sepharad; sechszehn Jahre bin ich hier; die wilde Taube hat ihr Nest, der Fuchs seine Höhle, der Mensch sein Vaterland — Israel nur das Grab. Noch hat der Zorn des Herrn von seinen Söhnen nicht nachgelassen. Auch hier ist's vorbei mit unserer Ehre, mit unserer Ruhe, wenn das Kreuz sieget."

Er stand jetzt auf und blickte aufwärts: „Selima, verklärte Selima, ich habe dein Kleinod bewahrt, mehr wie den Apfel meines Auges: das ist der herbste Schmerz, mein Kind barben zu sehen!"

„Vater," sagte jetzt Dinah sanft mahnend, „vergäßest du das Wort des Psalmisten: „Ich bin jung gewesen und auch alt geworden, doch nie sah ich den Gerechten verlassen und sein Kind Brod suchen," und das des Propheten: „Kann die

Mutter vergessen ihres Säuglings, daß sie sich ihrer Leibesfrucht nicht erbarme? vergäße sie sein, ich will dein nicht vergessen!" Sie erhob sich und umschlang mit ihren vollen zarten Armen den Hals des Vaters: „Entbehrung, Vater, ist das Loos des Israeliten, die Leiden der Erde müssen gelitten werden und reißen sie auch unsere schönsten Blüthen hinweg. — Sieh, wie die Morgensonne so schön in unsere bescheidene Klause scheint." —

„Sie beleuchtet die blutige Erde von erschlagenen Menschenkindern, aber auch das Schauspiel kindlicher Liebe und menschlicher Demuth, Hallelujah!"

Und das Antlitz ihren Strahlen zukehrend, verrichteten beide still und andachtsvoll ihr Morgengebet.

Diese feierliche Ruhe eines geweiheten Stilllebens wurde durch das Getöse unterbrochen, welches in den Straßen Granada's laut wurde. Der Gewinn des nächtlichen Ausfalles war ein bedeutender Transport Lebensmittel, Boabdelin ordnete selbst die Vertheilung an, aber auch die Gegenwart des erhabenen Beherrschers der Gläubigen konnte die Unordnung der verhungerten Menge nicht hemmen, die gierig auf die Beute sich warf und die vergebens von den Gewehrkolben der Soldaten abgewehrt und von den Großen zur Ruhe gemahnt wurde. Die nicht unbedeutende Menge jüdischer Glaubensgenossen in Granada wäre aber schon längst dem Hungertode verfallen, wenn nicht die Vorsorge ihrer Aeltesten bei Zeiten das Uebel vorausgesehen und in den Räumen ihrer Synagogen und Schulen, ja selbst auf den obersten Böden derselben der Lebensmittel beträchtliche Menge aufgehäuft hätte; mußte es sich sogar die heilige Lade gefallen lassen, anstatt der Gesetzrollen Brod aufzunehmen. Der Armenvater der Gemeinde versorgte die Darbenden, und man hatte die Gewißheit, noch geraume Zeit Vorrath zu besitzen. Auch stellte man zum Schein bei jeder öffentlicher Brodvertheilung zerlumpte Juden hin, die anscheinend betrübt nach Hause gingen, wenn man ihnen anstatt Brod

Hohn und Spott ertheilte. Aber dennoch fiel es dem Pöbel endlich auf, die Juden in sorgloserer Ruhe und weniger am Mangel leiden zu sehen. Der Sieg in der vergangenen Nacht erregte in der unerfahrnen Volksmasse von Neuem den Uebermuth, und man schickte sich an, die Quellen zu erspähen, aus denen den Juden hier wiederum das Manna in der Wüste kam. — Eben wendete sich ein Gemeindediener um die Ecke der Straße, in welcher Nissa wohnte, unter dem weiten Mantel verbarg er die Gabe, die er dem obgleich von Geburt fremden, doch wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit geehrten Manne bringen wollte, als ein Haufe des niedrigsten Pöbels ihn anfiel und zuerst die Hälfte, dann das Ganze des Verborgenen mit lauter Stimme forderte.

„Ich bringe es, liebe Leute, einem alten Manne und Lehrer der Gemeinde, der Kadi hat es mir selbst für ihn gegeben, ich bitte euch, lasset ab und ladet den Zorn des obersten Gottes nicht noch mehr auf euch. Aber immer wüthender wurde das Geschrei, ein Maure der untersten Klasse schwenkte den krummen Säbel über des Zitternden Haupt, ein anderer griff nach der Beute. Da stürzte Dinah aus dem Hause, gefolgt von dem ängstlich rufenden Vater; schnell wendete sie sich zum Bedrängten, ihre blendende Schönheit und unerwartete Kühnheit machten die Verfolger stutzend, sie ergriff die Gabe, hielt ein kleines Brod fest im Arme und warf das Uebrige weit unter die Menge, den Diener mit sich in's Haus ziehend. Da stürzten sie untereinander wie hungrige Wölfe über das Brod her, sich selbst verfolgend und schlagend, während Nissa mit dem Gemeindediener und der Tochter in's Haus zurückkehrten, das sie verschlossen.

„Seit Jerusalems Belagerung," begann der jetzt beruhigte Almosenträger, „hat man solche Greuel nicht gesehen, ehrwürdiger Nissa! Wahrlich, wäre ich Euch nicht durch den Unterricht, den Ihr meinem Sohne ertheiltet, dankbarlich verpflichtet, ich hätte den Gang zu Euch nicht gewagt. Das war

der dritte Haufe, der mich beunruhigte. Wie wird das enden? Hat man erst unsere Vorräthe erspähet, so ist die Gemeinde verloren!"

„Der Herr wird Israel retten aus aller seiner Noth;" erwiederte Nissa tröstend. „Besser wäre es uns, hier umzukommen, als in die Hände der Christen zu fallen."

„Ihr habt eine wunderbare Tochter, Vater Nissa! Ist sie zwar deutscher Herkunft, so überstrahlt sie doch Sepharads Töchter an Anmuth und Tugend. Tochter! du übest das süßeste und schwerste Gebot, du ehrest deinen Vater, und so wird es deinem Leben an Freuden nicht fehlen, denn die Verheißung trüget nimmer. Aber höret! das Geschütz der Spanier beginnt das ernste Spiel wieder. Wahrlich, Esau ruhet nimmer!"

3.

Wirklich hatte man sich im spanischen Lager schon angeschickt, die erlittene Niederlage unter den Augen des Königs zu rächen. Der tapfere Heerführer Gonzalvo von Cordova ritt bestürzt neben den königlichen Herrschern, die nicht anstanden, das blutige Leichenfeld zu sehen, und mußte Vorwürfe des Gebieters über Sorglosigkeit hören, was den nachfolgenden Geistlichen eine geheime Freude zu machen schien. Das Geschütz wurde von Neuem auf die Werke gerichtet und traf schon die hervorragenden Moscheen der Stadt, einst christliche Kirchen; man bereitete einen Sturm auf die Wälle, hier arbeiteten Minirer, die Höllenschlünde zu der unglücklichen Stadt immer weiter und weiter vorzuführen, dort stand die Mannschaft bereit, etwaige neue Ausfälle kräftig zurückzuschlagen. Aber auch an diesem Tage wurde die spanische Tapferkeit durch die standhafte Wehr der Moslemin vereitelt, man sah, daß unzerstörbare Schanzen hinter den Wellen aufgethürmt waren, man sah die durch die gereichten Lebensmittel erfrischten und durch den Erfolg belebten arabischen Krieger rüstig arbeiten und das Geschoß der maurischen Reiterei traf manchen Jüngling

von den Ufern des Manzanares und Tejo. Düstern Sinnes kehrte Ferdinand, beängstigt Isabelle nach Santa-Fe zurück. Da trat in das königliche Gemach Thomas von Torquemada ein, ein Mann, auf dessen Gesicht nie ein Lächeln gewohnt, die funkelnden schwarzen Augen mit dicken Brauen besetzt, die niedere Stirn immer gerunzelt; das krampfhafte Zucken der Mundwinkel bei seinem Sprecher verrieth dem Beobachter das Toben im Innern der Brust und die Anstrengung, diese Gefühle unter dem Schein der Ruhe zu verbergen. Selbst beim Könige merkte man den Eindruck, den die Erscheinung dieses Mannes auf ihn machte.

„Ich komme vielleicht zu unrechter Zeit, Monarch," redete er den König an.

„Die Wacht des Glaubens, Großinquisitor, findet die Königin Aragoniens und Kastiliens immer zu hören geneigt."

„Wie der Glaube der Schutz des Thrones und die Bedingung des spanischen Ruhmes ist."

„Fehlt es an diesem in unserer Brust, heiliger Mann?"

„Der Glaube ist kalt und wirkungslos, Majestät, wo ihn der Eifer nicht beseelt. Doch zur Sache, erhabener Herrscher! Vergebens verlieren wir die Blüthe unserer Jugend im Kampfe gegen die maurische Brut, in meines Königs Erbländern ist der Rost, der die spanischen Waffen bedeckt. Wahrlich, so lange dort die Ketzerei nicht ausgerottet ist, erflehen wir vergebens des Erlösers Hülfe gegen die Ungläubigen."

Ferdinands Blick wurde gespannt.

„Der Inquisitor von Sevilla berichtet mir, daß man unter den Gemeinden, die den Namen der neuen Christen heuchlerisch angenommen, schändliche Marannos im Ueberfluß gefunden. Sie haben unsere heilige Religion zur Maske herabgewürdigt, hinter welcher sie ungefährdeter niedere Zwecke zu erreichen streben. Man traf sie bei ketzerischen Gebräuchen, das maccabäische Weihfest feiernd, man traf sie bei ihren gotteslängnenden Büchern am Judensabbathe, man fand ihre Gebetmäntel in

verborgenen Schreinen, man sah Väter aus der Kirche kommend und dennoch ihre Söhne in falschen Glaubenslehren unterrichtend, und um die Schändlichkeit auf das Höchste zu treiben, sie haben das heilige Kreuz verhöhnt, sie haben die Hostie durch Feuer entweihet, sie haben das Bild der Gebenedeiten in dunkle Kammern gehängt, wo sie es schmähten, verletzten..."

„Und habt Ihr Beweise," fiel hier Isabelle dem immer mehr in Eifer gerathenden Priester in's Wort, „habt Ihr Beweise solcher Greuel?"

„Kann solches dem wachsamen Auge der Kirche entgehen, Königin? gelten die Eidschwüre wahrer Christen gegen das Läugnen der Marannos nicht? Es handelt sich hier nicht um Beweise, es handelt sich um Strafe; verzögert Ihr diese, so ist des Himmels Rache für Spanien zu fürchten."

Beide Monarchen standen in sich gekehrt da. Der Großinquisitor, den Eindruck seiner Worte merkend, fuhr fort: „Ein allgemeines Murren hat sich im Volke verbreitet, unsere Sorge sei, daß diese Unzufriedenheit das Heer nicht anstecke. Diese Schmarotzerpflanzen des stolzen Gewächses katholischer Religion saugen ihr das Mark aus. Nur der Arm der Kirche könnte sie dem vorschnellen aber gerechten Urtheile des Volkes entziehen."

„Und was wollt Ihr von mir?" sprach Ferdinand, „habe ich Euern Arm so stark gemacht, bedürftet Ihr noch meinen Rath?"

Torquemada fühlte den Vorwurf. „Wohl bedarf es dessen, Majestät, denn des Königs Gerechtigkeit steht neben der Kirche. Es bedarf Eures Befehls, erhabener Herrscher von Aragonien und Kastilien, um hier in Santa-Fe vor dem Auge des Heeres durch eine feierliche Auto da Fe die Gottheit zu versöhnen, das Herz der Soldaten zu gewinnen und den Mauren die Strafe eines langen Widerstandes fürchten zu lassen. Wie lange soll noch auf Spaniens heiligem Boden ein anderer als ein wahrer Christ sich König nennen, wie lange soll in den ehemals christlichen Tempeln das Geschrei der Imans ertönen?" Der Priester

wendet sich jetzt vertrauensvoll zu Ferdinand: „König, die Zeit drängt, glaubt mir, mit den Marannos und Mauren stehen widerspenstige Granden im Verbindung, die mit Eifersucht die Macht der Könige wachsen sehen und auf unerwartete Niederlagen hoffen, ihre gedemüthigte Stellung zu verändern.“ Dies hatte getroffen. — Das Heer vernahm jauchzend die Kunde des baldigen Glaubensfestes.

4.

Während die Krieger den sich häufenden und verzweiflungsvollen Ausfällen der Mauren zu widerstehen und die täglich zerstörten Schanzen wieder von Neuem zu errichten hatten, hörte man außerhalb des Lagers vor den Thoren von Santa-Fé das Hämmern und Lärmen der Zimmerleute zur Errichtung eines haushohen Gerüstes. Balkenwerk wurde kreuzweise über einander gelegt, die Lücken mit Stroh und Heu verstopft, eine Mauer von Backsteinen um das Gerüste gezogen. Von Madeira und Xeres erhitzt, von Mönchen und Priestern angefeuert, arbeiteten die Leute, als gelte es einem Könige den Thron zu erbauen, und weithin klangen die Lieder der Fröhlichen. Die vom Kampfe abgelöseten Soldaten wanderten Arm in Arm hin und sahen von der Ferne ehrfurchtsvoll den befehlenden Priestern zu, aus der Umgegend hatte sich das Volk versammelt, das bereitwillig den Bauenden Hülfe leistete nnd geschäftig die von der Sonne getrockneten Hölzer von den nahen Gebirgen herbeitrug. Die Sonne schien so glühend in das Bauwerk hinein, daß man glauben konnte, es wäre ihr Strahl allein im Stande es anzuzünden. Um die Mauer ein Graben, um den Graben eine eiserne Kette, nur der Eingang blieb frei. War dies ein Werk zur Beängstigung der Belagerten? Nein! das Gebälk war bestimmt, in Feuer aufzugehen, das Thor bestimmt, mehr als tausend unglückliche Marannos einzulassen, die nie wieder daraus zurückkehren, deren Gebeine zu Asche verbrannt werden sollten. Das war der Tempel, den man hier zu Ehren

des Weſens errichtete, welches die Menſchen Gott ihren Vater nennen, der Holzſtoß der Altar, wo man ihm die Opfer darbringen wollte. Aber das iſt das Holz und der Stein, wo iſt das Lamm zum Ganzenopfer?

Sehet der Wagen langen Zug, der ſich unter dem Zulauf des Volkes von Sevilla herbewegt; auf denſelben mit ſchweren Feſſeln belaſtete Greiſe mit langem weißem Silberhaar und grauen Bärten, mit blinzenden Augen und hoher Stirn, mit ängſtlich lauſchenden Blicken. Und hinterher werden Männer, Weiber und Kinder vorwärts getrieben, wie die Heerden der Merinos, von rohen Lanzenknechten. Die Unglücklichen! hier laut heulend, hier ſtill weinend, dort die Lippen voll Ingrimm krampfhaft ſchließend, dort um einen Trunk Waſſer flehend. Was ſoll das Getümmel an jenem Ende? dort fließt Blut! Ein Vater hat dem Knechte die Lanze entriſſen, Sohn, Mutter und Säugling, den Verfolger und dann ſich ſelbſt durchbohrt....

„Es lebe Gott, Tod den Marannos!“.... „Lobet Jehovah, denn ewig währt ſeine Güte!“ Das iſt der ſchaurige Wechſelgeſang, den man höret. — Vor den Thoren Santa-Fe's, vor dem Lager der Spanier, vor dem erbauten Scheiterhaufen ſind ſie angekommen. Aber die Sonne geht unter, die Nacht breitet ihren ſchwarzen Schleier aus, droben funkeln die Sterne, Planeten kreiſen ihre ewigen Bahnen, ihren Sphärengeſang unterbrechen keines ſterblichen Königs Befehle, ſie kreiſen und rollen in himmliſchem Tanze, keines Herrſchers Macht erreicht ſie. Tauche unter, Sonne, erſcheine den Bewohnern der unbekannten Erdhälfte, noch leben ſie ruhig und harmlos, bald, bald wird auch ihr Glück zerſtört, ihr Frieden gewichen ſein, denn das Verhängniß naht. —

Der Tag bricht an, eine unabſehbare Menge ſteht vor dem Lager, in glänzender Rüſtung die Krieger, Mönche mit dem heiligen Kreuze, mit geweihten Hoſtien, mit klingender Monſtranz. Auf den Mauern Granada's haben ſich gaffende Volkshaufen verſammelt. Ringsum erhebt ſich ein Amphitheater,

gedrängt von Menschen, die freudigen Blickes des Schauspiels harren; selbst der König ist da, vom Vivatruf des Volkes begrüßt, sieht er vom Balkon des Palastes herab. Torquemada besteigt eine Tribüne, er spricht, rings umher herrscht Stille. Er hält den Unglücklichen ihre Sünden vor, um mit wohlerwogenen Worten das Mitleid aus den Herzen der umstehenden Gläubigen zu verscheuchen, sie haben die Gnade, die ihnen durch die Aufnahme in den Schooß der christlichen Kirche verliehen wurde, freventlich verscherzt durch das Verharren im sündhaften Streben. Noch einmal ermahnt er sie, durch reuige Bekehrung vor dem Tode die ewige Verdammniß von sich abzuwenden — und auf einen Wink entzündet sich der kolossale Holzstoß. Da wirbelt auf die mächtige Flammensäule zum klaren Himmel, aus den geöffneten Pforten steigt der Rauch und zieht die Gluth wie aus Schmiedesesse. Unter den gebundenen vorwärts getriebenen Schlachtopfern ertönet ein lautes Hosianah, mit feierlichen Dankespsalmen im Munde schreiten sie dem Höllenpfuhle entgegen, Väter ergreifen ihre Söhnlein, Mütter die Säuglinge und springen vereint in die Gluthen, andere flehen um Gnade, betheuern ihre Bekehrung, aber der Soldaten Befehle und die gezückten Schwerter stoßen sie vorwärts, Jünglinge werden wüthend vor Verzweiflung und fallen unter den Schwertern, ihre Körper werden nachgeworfen. Eine grause halbe Stunde vergeht, das Klaggeschrei und das Stöhnen der Sterbenden hat längst aufgehört — aber die Flamme lodert noch und das Hohngelächter der Menge und der Freudenruf des verblendeten Volkes wird noch gehört bis Asche die Gebeine bedeckt und die Monstranz zum Gebet, die Abendglocke zur Ruhe ruft.

5.

Der Priester hatte sich nicht geirrt. Mit erneuerter Wuth und unerschütterlicher Ausdauer fochten und kämpften die Belagerer und das spanische Heer zeigte Wunder der Tapferkeit.

Noch einige Werke waren zu erobern, noch wenige Punkte zu schwächen, und es konnte bei einem allgemeinen Sturm gelingen, in die Stadt einzudringen. Was Schwert und Geschütz nicht that, that der Hunger mit dem Gefolge schwerer, verwüstender Krankheiten. Aber noch war der Stolz des maurischen Königs nicht gebeugt, er sah das Verhängniß kommen, er wollte ihm entgegen gehen.

Am Krankenbette Nissa's sitzt die geliebte Tochter; ihre sanfte Hand faßt die des geprüften Mannes; sie fühlt die brennende Hitze, die den Kranken verzehret, sie sieht mit thränenden Augen in die hohlen aber noch glänzenden des Vaters, sie hört lauschend auf die heißen und schnellen Athemzüge der zerrissenen Brust. Seit zwei Tagen hatte sich der Armendiener nicht eingefunden, nur noch ein halbes Brod und ein Krüglein Wein sind die Erquickungsmittel des Kranken, die Erhaltung der holden Pflegerin. Still hatte sie sich am frühen Morgen aus dem Hause geschlichen, und während der Kranke eines kurzen Schlummers genoß, war sie zur großen Synagoge geeilt, wo die hagern Gestalten ihrer Glaubensgenossen für die Rettung der Stadt zum Himmel flehten. Daß ein Weib in den geheiligten Räumen erschien und sich vor dem Oberrabbiner niederwarf, um Hülfe für Nissa, den siechen Vater bittend, fiel den Andächtigen heute wenig auf, denn in den Tagen verzweiflungsvoller Noth vergißt der Mensch die kleinlichen Gesetze, die er sich selbst auferlegt, und greift nach den ewigen, trostreichen Wahrheiten, die ihn sein himmlischer Vater lehrte. Darum schritt der ehrwürdige Oberrabbi zum Altar, nahm den Rest des Segensweines und übergab ihn den Händen der Jungfrau: „Das ist, meine Tochter, der Rest, den uns die Saracenen gelassen, er sei wie das heilige Oelkrüglein, das Judas Maccabäus im entweiheten Tempel fand, und das trotz seiner Winzigkeit acht Tage zum Brennen der ewigen Lampe ausreichte — er erquicke das Herz des frommen Kranken und versiege nie, bis Israel Rettung geworden oder er den neuen

Wein des Lebens in jenen Höhen genießt, wo kein Kampf und kein Streit und keine Noth uns betrüben." Mit dieser Gabe kam sie nach Hause zurück.

Jetzt saß sie neben dem Vater. Draußen hatten die Donner des Geschützes nicht die Donner des Höchsten verscheucht, Gewitterwolken überzogen den Himmel, Blitze kreuzten sich, von den Gebirgen rollte das furchtbare Echo wieder, die Häuser wankten; das enge Gemach war wie von Feuer erfüllt. Nissa wachte auf.

„Der du mich gezogen aus Mutterleibe, erleuchte meine dunkle Bahn, sprach er leise. Meine Dinah, der Messias kommt."

Dinah glaubte, er spräche irre, sie blickte ihn mit angstvoller Miene an.

„Der Messias kommt noch heute, meine Tochter. Der Messias ist der Tod, der uns erlöset von dem Schmerze, der Messias ist die Auferstehung zum neuen, herrlichen Leben. Weine nicht, weine nicht, Dinah! der Messias ist der Retter, der mich führen wird meinen Weg. O thue mir kund den Weg des Lebens, in deinem Antlitz ist der Freuden Fülle, in deiner Rechten Seligkeit auf ewig!"

Auf dem Estrich war Dinah auf die Knie gesunken und während die Natur im Aufruhr tobte, sprach ihre Lippe ein heißes Gebet.

„Dinah," rief Nissa stammelnd, „keine Moschee, keine Kirche, keine Synagoge hat solches Gebet in ihren kalten Mauern vernommen, wahrlich die Brust der keuschen, kindlichen Jungfrau ist der erhabenste Tempel der Gottheit. Muth, meine Tochter! sieh, es ist ein leichtes, im Glücke und dem ruhigen Gange des Lebens sich gleich zu bleiben, aber in den Tagen der Prüfung festzustehen und auszuharren, das ist gottgefällig!"

Er sank erschöpft in's Kissen zurück, aber nach wenigen Minuten fuhr er fort: „Ich übergebe dir, Tochter, hier vor

dem donnernden Himmel und der erschütterten Erde, vor dem großen Unsichtbaren, übergebe ich dir aus meinen bewahrenden Händen fünf große Dinge — sie überwiegen die Schätze der Erde, meine Dinah! — ich übergebe dir dein unschuldiges Herz, ich übergebe dir deine weibliche Ehre, die heilige Religion unserer Väter, das Andenken deines Vaters — und dein Schicksal. Die große Stunde schlägt nicht auf der Erde, die dich fragen wird, ob du diese großen Dinge erhalten oder verloren hast, aber sie wird deine künftige Seele mit der jetzigen vergleichen. Tochter, ich werde dann neben dir vor dem großen Vater stehen und er wird mich fragen, ob dieß die Dinah sei, die ich auf Erden zurückgelassen — laß mich dann mein verlassenes Kleinod erkennen; wäre es unkenntlich, die Mühen meines Lebens und das Harren meiner Zukunft wäre vergeblich gewesen. — Doch sieh', er naht, der Bote des Herrn!"

Ein fürchterlicher Schlag erdröhnte. — Der Kranke fing an mit dem Tode zu ringen. Immer ängstlicher und kürzer ward das Athmen, immer stierer der Blick, kalt der Schweiß, zitternd des Lebens Pulse. Dinah rang die Hände. Kein barmherziger Bruder, deren sonst wohl viele den sterbenden Israeliten trostreich umgeben und seine letzten Athemzüge mit Gebet begleiten, war gegenwärtig, denn jeden hatte die Noth der Zeit bei Weib und Kind zurückgehalten, jeder hatte im eignen Hause Kranke und Sterbende zu pflegen und zu bewachen. Die Arme der Tochter hielten den sterbenden Nissa umschlungen, als wollte sie die sich frei machende Seele zurückhalten. Da lispelte der Sterbende die letzten Worte: „Und Jacob hatte vollendet seinen Söhnen den letzten Befehl, da legte er seine Füße zusammen im Bette und verschied und ward zu seinem Volke versammelt;" und wenige Minuten darauf: „Höre, Israel, der Ewige dein Gott ist ein einiges, ewiges Wesen!" — Nissa's Seele war der Erde entflohen. Dinah stand allein in der Welt.

Laß uns, mein Leser, das Bett des Todten, die weinende Tochter und die stille Klause verlassen. Draußen hat sich der Sturm gelegt, die Natur hat ihre erhabenen Scenen, aber auch ihre Pausen. Nur der Mensch lebt in einem ewigen, zerstörenden Kampfe.

6.

Im Vorsaale des Königs Ferdinand sah man die Großen des Königreichs in einzelnen Gruppen stehen. Ihr Gespräch war der nahe Untergang Granada's. Schon richtete man die Mörser auf die Alhambra, jene alte Burg der mauriſchen Könige, und man konnte deutlich die Unruhen in dieſem Palaſte bemerken: die zerbrochenen gothiſchen Fenſter und das zerſtörte platte Dach, ja die vom Giebel heruntergeſchoſſene Fahne des Propheten. Der allgemeine Sturm war auf die heutige Nacht beſtimmt. In einer Ecke des Saales waren Torquemada, Ximenes und andere Prieſter im Geſpräch begriffen, die Unterhaltung drehte ſich um Güter, die vor 900 Jahren im Gebiete von Granada der Geiſtlichkeit gehörten, ein Franziskaner erzählte die Art und Weiſe, wie die fremden Mauren auf ſpaniſchen Boden gelangten und durch Verrath hier an Macht und Herrſchaft gewannen.

Schweigend und anſcheinend gedankenvoll durchſchritt mit großen Schritten ein ſich durch Geſtalt und edle Haltung auszeichnender Mann den Saal, von dem die andern wenig Notiz zu nehmen ſchienen, oder zuweilen mit ſchaalem Blicke und verzogenem Geſichte auf ihn herabſahen. Sein Körperbau war kräftig, von den breiten Schultern hing der ſpaniſche Mantel herab, das Haar ſchlicht nach hinten geſtrichen, die Phyſiognomie höchſt ernſt, die Stirn voller Adel, die Naſe höchſt gebieteriſch. Trotz ſeiner Theilnahmloſigkeit am Geſpräch lauſchte er doch bald hier, bald dorthin nach den Gruppen. Es war Don Iſaak Abarbanel, der Geheimrath des Königs von Aragon. Endlich wendete ſich Ximenes an ihn.

„Wie stark mag Eure Gemeinde in Granada sein, Don Isaak?“

Ich weiß es nicht,“ erwiederte der Geheimrath stehen bleibend, „ich war nie in dieser Gegend.“

Solltet Ihr, der erste Jude in Aragon, nie Kenntniß davon erhalten haben?“ bemerkte Torquemada.

„Nein, würdiger Pater, mich kümmert die Anzahl der Juden und Mauren in Granada nicht, des Königs Dienst beschäftigt mich allein.“

In demselben Augenblicke trat ein Page ein und entbot den Don Isaak Abarbanel in's königliche Gemach. Ferdinand war gnädig und heiter am heutigen Tage.

„Ich habe Euch nach dem Hauptquartier beschieden, mein Lieber, Ihr wißt, wie höchst nothwendig mir Eure Gegenwart ist.“

Der Geheimrath verneigte sich: „Meine Kräfte stehen zu Willen Eurer Königlichen Majestät.“

„Glaubt Ihr, daß der königliche Schatz durch Granada's Einnahme gewinnen wird?“

„Die Güte meines Königs wird ihn eben so viel treue Unterthanen gewinnen lassen, als Granada Einwohner zählt. Es ist dem Mauren gleich, von wem er beherrscht wird, wenn ihm die königliche Gnade seine Moscheen läßt. Sie werden ihre Steuern dann eben so bereitwillig liefern, als sie es Boabdelin gethan.“

„Kann sein, aber des mauriſchen Fürsten Schatzkammer muß reichlich gefüllt sein?“

„Das wohl, Majestät, wenn nicht schon der größte Theil nach Afrika geschickt wurde. Gelänge es, rasch und bald zur Einnahme der Stadt zu gelangen, so ließe sich davon mehr erwarten.“

„Wie stark ist Eure Gemeinde in Granada, Abarbanel?“

„Ist meines Königs Diener nicht bekannt — der größte Theil besteht aus Gelehrten.“

„Und dabei reich," setzte Ferdinand rasch hinzu und gnädig lächelnd. „Die spanischen Juden verbinden Reichthum mit Gelehrsamkeit, ich habe das glänzendste Muster vor mir stehen."

Abarbanel verneigte sich: „Mein Wissen ist gering, königlicher Herr, wo es mir nicht zu meines Königs Diensten aushilft."

„Wir brauchen Geld, Geheimrath. Die lange Belagerung hat die Kräfte Aragoniens und Kastiliens geschwächt — ein doppelter Sold ist seit acht Tagen den Truppen ausgezahlt worden, die heutige Nacht muß dem blutigen Kampfe ein Ende machen. Ich werde euch zum General-Pächter der Finanzen der neuerworbenen Provinzen machen. Wäret ihr im Stande, heute dem Zahlmeister 50,000 Piaster zu liefern?

Abarbanel stutzte einen Augenblick. „Sie stehen zu meines Königs Diensten."

„Nehmt die Versicherung meiner königlichen Gnade an. So Gott will, sprechen wir uns morgen in der Alhambra."

Ein Page trat ein. Er meldete eine Gesandtschaft vom maurischen Fürsten. Abarbanel wurde verabschiedet, der König schien freudig aufgeregt.

7.

Zwei Throne standen in dem weiten mit rothem Sammt ausgeschlagenen Saale, dessen Decke mit Lorbeerkränzen geschmückte Säulen trug. Ueber den Thronen erblickte man die Wappen Aragoniens und Kastiliens in Gold gestickt, zwischen welchen ein goldenes, mit leuchtenden Brillanten besetztes großes Crucifix hing: ringsum standen die Großen der Reiche in glänzender Rüstung, auch durften die Priester in ihren schwarzen Gewändern nicht fehlen, so wie die Kanzler beider Königreiche in weißen Talaren. Königliche Leibwache besetzte die Eingänge. Draußen vernahm man das Gedränge in Santa-Fe, das Geschütz hatte sein schweres Spiel eingestellt.

Der Herzog von Medina Sidonia führte jetzt die Ge-

ſandten Boabdelin's herbei, ſchöne, herrlich gewachſene Männer in himmelblauen Kaftanen, an der Seite die kurzen, reich mit Edelgeſteinen beſetzten Schwerter, auf dem Haupte mit Granaten gezierte Turbane. Wohl eine Stunde verging in feierlicher, erwartungsvoller Stille. Da trat Ferdinand ein, an der Hand ſeine Gemahlin, die Königin von Kaſtilien, führend, und beide nahmen ihren Sitz auf den Thronen. Die Geſandtſchaft wurde näher geführt. Muſtapha, ein achtzigjähriger Greis, nahm das Wort.

„Der König des Himmels und der Erde, der Herr des Krieges und des Friedens, hat den Sieg in eure Hände, chriſtliche Könige, gelegt. Heute iſt der Jahrestag der Schlacht von Xeres, an welchem wir zuerſt uns eine Heimath erkämpften und ſie 871 Jahre behaupteten. Viel iſt des Blutes gefloſſen zwiſchen unſern Urahnen und Vätern, die Tapferkeit der Völker des Oſtens und des Weſtens hat ſich in glänzenden Thaten offenbaret, aber auch die Künſte des Friedens wurden von uns auf dieſen geſegneten Boden verpflanzt, und als die Nacht der Unwiſſenheit in andern Ländern herrſchte, pflegten wir das Licht der Wiſſenſchaft und theilten es den chriſtlichen Nachbarn mit. Der Glanz jener Tage iſt verſchwunden, — deine Waffen, tapferer König, und deine Weisheit, erhabene Königin, haben den Sieg errungen, längſt ſchon ſind unſere alten Königreiche vernichtet, Granada iſt das einzige Denkmal unſerer Größe und Macht — wir ſind bereit, auch ſeine Thore zu öffnen, gewiß, daß die königlichen Gebieter die Macht, welche der Herr ihnen verliehen, nicht durch allzuſtrenge Bedingungen mißbrauchen werden."

Nachdem der König eine Weile mit dem Kanzler geſprochen, erwiederte dieſer den Geſandten:

„Eure Vorfahren haben den ſpaniſchen Boden nicht allein durch Gewalt der Waffen erobert — auch ſchnöder Verrath hat euch die Thore der Städte geöffnet und ſo wurden unſern tapfern chriſtlichen Ahnen die Waffen aus den Händen gerun-

gen. Sehet, die Wege der rächenden Vorsehung! An demselben Tage jener blutigen Schlacht steht ihr vor den Thronen Aragonien's und Kastilien's um Gnade flehend, und würdet ihr die Thore eurer Stadt nicht freiwillig öffnen, so würde die Sonne nicht wieder aufgehen, ohne uns in ihren Mauern zu sehen. Wohl wissen wir, daß ihr außer mit den spanischen Waffen auch noch mit den Schlägen Gottes, mit Hunger und Krankheit, zu kämpfen habet, wohl wissen wir, daß die Bevölkerung gegen Boabdelin's Tyrannei murrt und nur mit Unwillen sein Joch trägt, aber die christlichen Könige lassen den Mauren sagen: Wir sind bereit, euch als unsere Unterthanen aufzunehmen, wenn noch heute die Schlüssel der Stadt und ihrer Burg uns übergeben werden, und wenn Boabdelin dem Titel und dem Wahne eines Königs, der nur christlichen Häuptern zukommt, auf immer zu entsagen gezwungen wird." Zu solchen Bedingungen hatte die maurische Botschaft keine Vollmacht. Es ward ihnen zwei Stunden Bedenkzeit gelassen.

Torquemada hatte indeß einige von ihnen zu sich eingeladen; an Verstellung gewöhnt, spiegelte er ihnen die gnädige Gesinnung seines Königs vor, er gab ihnen zu verstehen, daß Boabdelin's Entsagung für den König die Hauptbedingung wäre, daß man ihnen die Freiheit ihres Gottesdienstes und Verwaltung nach eigenen Gesetzen gewähren würde; er schien noch genauer mit der Lage Granada's bekannt zu sein, als der König, und alle Künste des Pfaffenthums wurden von ihm angewendet, sie zum Verrath gegen den unglücklichen Fürsten zu bewegen. Die Mauren waren in der letzten Zeit durch innere Zwistigkeit zerfallen, die Herrscher hatten schnell gewechselt, einer stürzte den andern, nur Boabdelin war es gelungen, durch glänzende Eigenschaften ihre Treue zu fesseln und die Parteien zu beruhigen. Jetzt aber hatte der elfjährige Krieg die Großen ermüdet, sie gedachten, die im allgemeinen Schiffbruche erworbenen Reichthümer in Ruhe unter den christlichen Königen genießen zu können. Freiheit des Gottesdienstes und

ihre eigene Verfassung nach alten Gesetzen, das waren zu köstliche Güter, um sie der Gefahr auszusetzen, sie durch eine fruchtlose Hartnäckigkeit zu verlieren. Entstand in ihnen zwar noch ein von Furcht und Scham gemischter Gedanke an Boabdelin, so wußten sie doch, daß die ausgehungerte Bevölkerung begierig auf Erlösung harre und daß es ein Leichtes sein würde, sich des von Allen verlassenen Herrschers zu entledigen. Gegen Torquemada's Versprechungen wollten sie die Stadt mit frühem Morgen übergeben, wenn König Ferdinand ihnen die feierliche Bestätigung gebe, und für den entthronten Fürsten ein seinem Stande gemäßes Auskommen ausgesetzt würde. Nach einigen Stunden brachte der Dominikaner das unterstegelte Ultimatum des Königs, der Waffenstillstand war bewilligt; sie kehrten nach Granada zurück.

8.

Schweigend sah König Boabdin die Gesandten an, als sie ihm die Bedingungen vorgetragen hatten. „Ihr habt euch klug bedacht, Mauren!“ redete er sie an, „ihr werdet euch wundern, wie der spanische König Wort hält, von mir verlanget die Unterzeichnung nicht. Ist das die Treue, die ihr mir gelobet? glaubt ihr an ein maurisches Reich ohne maurischen König?“

Sie hielten ihm noch einmal das Schreckliche der Lage vor, sie betheuerten, daß wenn noch ein Funke der Hoffnung, ihre Selbstständigkeit durch Gewalt zu retten, vorhanden wäre, sie sich unter den Trümmern Granada's begraben würden. Boabdelin maß mit großen Schritten das Gemach, er blieb während ihrer Rede stehen, reichte ihnen endlich die Hand, und sprach mit edler Resignation: „Wohlan es sei! öffnet mit der Frühe des Morgens die Thore, aber ich mag von der christlichen Gnade nicht leben, ich verlasse vor dem Einzug der Spanier die Stadt, Fez ist mein Ziel, beim Könige jenseit des Meeres werde ich eine Zuflucht suchen. Lebt wohl, ich danke für eure Dienste.“ Die Großen verließen trauernd den Palast, die

Friedensfahne ward auf den Mauern von allen Seiten aufgepflanzt, die Feindseligkeiten ruhten, im spanischen Lager wurden Freudengelage gehalten. Wer vermag die Gefühle zu schildern, die des entthronten Boabdelin's Herz bestürmten! Die Nacht hatte sich über den Horizont gelagert, er verließ sein Lager, nur wenige treue Diener waren ihm verblieben, Stille und Oede herrschten in der noch gestern so lebhaften Alhambra. Noch einmal schweifte sein Blick in die Ferne. „Du hast Blut und Thränen gekostet, du hast mir die Blüthe meiner Jugend geraubt, aber du hast meine Kraft nicht gebrochen, wunderbares Land!“ Aber als er die fernen Freudenfeier der Spanier erblickte, als er den Jubelruf der Menge vernahm, der auf den morgenden Tag Brod und Freiheit verkündet wurde, als er sich umsah in den weiten Räumen der Burg und keine befreundete Seele fand, als er gedachte, daß am morgenden Tage der verhaßte Ferdinand an eben der Stelle triumphiren würde, während er den Eroberungen seiner Väter den Rücken wenden mußte, als er in seine Jugend zurückging und der traurigen Tage sich erinnerte, wo er mit seiner Mutter in Fesseln schmachtete, beide durch die Intriguen der zweiten christlichen Gemahlin seines Vaters verdrängt, als sein Blick auf die Moscheen fiel, in denen morgen christliche Mönche weilen würden — da wurde seine Seele von den Schatten der Verzweiflung umlagert, er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, er griff nach einer sorgfältig verwahrten Phiole, leerte ihren Inhalt und erwartete ihre Wirkung auf dem Divan ausgestreckt. Aber seine kräftige Natur widerstand den Wirkungen des veralteten Giftes, denn so furchtbar auch ihr Kampf mit derselben war, es gelang dem durch die bestürzte Dienerschaft herbeigerufenen alten Leibarzte, der Wirkung des Giftes Herr zu werden, ein tiefer Schlaf endete die schrecklichen Erscheinungen, und als er ermattet erwachte, leuchtete der Morgen, die Trommeln der spanischen Heere erschollen, sie standen vor den Thoren und der letzte der maurischen Könige wurde von seinen Treuen nach

der Meeresküste gebracht. Das Schiff segelte nach Afrika's Küsten.

An den Thoren erwarteten die maurischen Behörden die einziehenden Spanier. Den ganzen Tag über dauerte der Zug, lautes Jubelgeschrei der wankelmüthigen Menge begrüßte die Sieger, auf stattlichen Rossen ritten Ferdinand und Isabelle in die alte Stadt ein; jetzt erst konnten sie sich Könige von Spanien nennen. Lange Reihen von Wagen mit Lebensmitteln befriedigten die Besiegten. Wenige Stunden noch und der Bazar war wieder belebt, die Straßen voll von Menschen im traulichen Verkehr, die Folgen eines neunhundertjährigen Krieges schienen mit einem Tage verschwunden, das Lager wurde abgebrochen, das Geschütz nach der Stadt gebracht, in der Alhambra nahm der Hofstaat seinen Wohnsitz. Und als am Abend eine allgemeine Erleuchtung die Stadt erhellte, als auf den öffentlichen Plätzen ein feierliches Te Deum und die hohe Messe ertönten, glaubte man die Ruhe zurückgekehrt in das zerrüttete Reich. Aber mit neidischen Blicken und fanatischer Wuth sahen die Priester die Moslemin nach der Moschee eilen, dem königlichen Worte trauend, — das war keine Eroberung zu nennen, wo man Gott mit heidnischen Gebräuchen verehrte, der Ruf der Minarets zum Gebete verwundete ihren Stolz, die Imans in ihren langen Gewändern wurden das Stichblatt ihres Witzes, der Gegenstand ihrer Verwünschungen. Und auch Ferdinand bereuete es, um solchen Preis Granada's Eroberung erhandelt zu haben. Wenige Wochen waren vergangen und man berief das Collegium der geistlichen Räthe, um über die Religionsangelegenheiten der neuen Unterthanen zu berathen. Torquemada saß an ihrer Spitze. Sein immer auf gewaltsame Handlungen gerichteter Sinn wußte die Schwankenden zu bestimmen, man sprach die merkwürdigen Worte aus, „daß ein christlicher König den Ungläubigen sein Wort nicht zu halten brauche.“ Augenblicklich wurde der Befehl zur Schließung der Moscheen gegeben, den Ulema's bei Todesstrafe verboten, eine gottesdienstliche

Versammlung zu halten, und aufgegeben, ihre Bücher zu verbrennen. Bestürzung traf das Volk, aber auf sie folgte eine allgemeine Aufregung. Dies hatte man erwartet und auch gewünscht, man hatte schon vorbereitende Maaßregeln ergriffen. Als die Mauren ihre Gotteshäuser erstürmen wollten, als sich die Bevölkerung mit den ihnen gelassenen Waffen zur Empörung stellte, wurde jedes Haus mit Soldaten besetzt, jede Straße mit Mörsern bepflanzt, man trieb die Mauren wie eine Heerde zusammen und ließ ihnen nur die Wahl, das Christenthum anzunehmen oder das Land zu verlassen. Viele Tausende thaten das Letztere und folgten ihrem Könige nach den afrikanischen Reichen, viele nahmen zum Scheine den neuen Glauben an, ohne deshalb den weiteren geheimen Verfolgungen zu entgehen, viele fielen verzweiflungsvoll unter dem Schwerte der Spanier. Die Herrschaft der Mauren in Spanien hatte somit ein Ende, das Land verlor seine betriebsamsten Einwohner, Volk und Regierung die Ansprüche auf edlern Ruhm.

9.

In der in Granada eingenommenen Wohnung war Don Isaak Abarbanel mit seinem Sohne Jehuda im ernsten Gespräch begriffen. Letzterer stand in der Blüthe seines Lebens, ein stattlicher Jüngling, von edler Haltung und Gesinnung. Mit den Söhnen der Großen aufgewachsen, hatte sein ganzes Benehmen den Stempel spanischer Grandezza gewonnen, aber sein jugendlicher Sinn erhielt durch seine äußere günstige Lage eine leichte Ansicht des Lebens und wendete sich mehr den Licht- als den Schattenseiten desselben zu. Anhaltende ernste Studien in der Gottesgelahrheit seiner Nation, vielseitige Welterfahrung hatten den Vater nur den Ernst des Lebens kennen gelehrt, Jehudah war vertrauter mit den süßen Klängen der spanischen Poesie und mit der aufblühenden Literatur des Volkes; er wollte aus jeder Blume der Freude süßen Honig ziehen. Auf jenem lastete das Unglück seiner Nation schwer, er sah das Verderben mit

Riesenschritten nahen, er hatte die Muße eines einsamen Lebens und seine Lieblingsbeschäftigungen nur verlassen, um seinem Volke in einer höhern Stellung zu nützen, um dessen Elend zu lindern, und bei der Unentbehrlichkeit für Ferdinand's und Isabellens finanzielle Verhältnisse war es ihm auch gelungen, wenn auch seine Hand die Abtrünnigen nicht zurückhalten und von ihrem gewissen Untergange befreien konnte. Auch war die Abneigung, die er gegen die gezwungenen und freiwilligen Abtrünnigen hatte, zu groß, als daß er dem Schicksal derselben, die dem Drucke des Clerus erlagen, viel Aufmerksamkeit zu schenken vermochte. Der Sohn war in Vielem entgegengesetzten Sinnes, er empfand die drückenden Verhältnisse, die ihm seine Religion auflegte, und obgleich er es nimmer gewagt hätte, vor den Augen des Vaters von ihr abzufallen, so legte er doch kein Gewicht auf die Form des Glaubens, viel weniger daß er sich den Ceremonieen des Gottesdienstes so ängstlich unterzogen hätte.

„Hast du, mein Sohn, die Aeltesten der Gemeinde gesprochen? hast du ihre Wünsche vernommen, ihre Bedürfnisse ersehen?"

„Ich habe sie zu euch beschieden, Vater, ich mag meine Zeit nicht mit diesen kleinlichen Kümmernissen vergeuden."

„Kleinliche Kümmernisse, Jehudah? Vielleicht nach deinem Sinne gemessen. Deine Zeit vergeuden! Du hast sie freilich edler anzuwenden, die Straßen Granada's in Begleitung deines Freundes Alonzo, mit der Mandoline bis zur Mitternacht zu durchwandern!"

„Scheltet nicht, Vater! Könnte ich mit meinem Herzblute die Freiheit unserer Glaubensgenossen erkaufen, bedürfte es meines Lebens, um Alles auf einmal zu erringen, ich gäbe es willig hin, aber auf jedem Schritte neue Schwierigkeiten zu bekämpfen, um die Erhaltung einer alten Synagoge mich mit Mönchen und Pfaffen herumzuzanken, die beständigen Einwendungen gegen unsere Lehren mit anderer Scholasticität zu

erwidern, durch die Hecken kleinlicher Verhältnisse sich hindurchzuwinden und durch jeden Dorn an unserm bessern Selbst verwundet zu werden, — dazu, ich gestehe es, habe ich die Ausdauer nicht, auch ist der Erfolg zu unbedeutend."

Abarbanel sah den Jüngling lange betroffen an. „Sieh', mein Sohn," — hier führte er ihn an das offene Fenster, wo eine ferne Aussicht, nur durch Berge begrenzt, das Auge erquickte, — „sieh' jene Trauerweide, ihre herabhängenden Zweige, seit langen Jahren beugen sie Wind und Sturm und Ungewitter, sie senkt sich, schmiegt sich herab, die Zweige aber beschützen ihren Stamm; aber sieh' auch jenen starken Eichbaum, den der Sturm zu Boden geschlagen. Der Trauerweide, den Stürmen sich beugend, aber nach ihnen sich erhebend, gleichet Israel. Durch Bestehung der kleinlichen Kümmernisse, wie du sie nanntest, widerstehen wir der Zeit mit ihren Schrecknissen und lösen unsere Aufgabe, als Ueberbleibsel vergangener Jahrhunderte für die Ewigkeit zu dauern, ein lebendiges Zeugniß zu geben den Völkern von den Wundern unserer darum unbegreiflichen Geschichte und von der Offenbarung des einigen Gottes. Sieh', darum ist die Rolle, die wir in der Weltgeschichte spielen, keine glänzende, aber eine unvergängliche, keine von der Größe der Erde gehobene, aber eine geistig angestaunte, darum bilden wir kein Reich, aber eine Nation unter den Völkern der Erde, darum sind wir nicht selbstständig und kraftvoll, aber unverwüstliche Denkmäler alten Lebens. Tausende von Nationen sind verschwunden, die Herrschaft der Mauren ist vor unseren Augen zu nichts geworden, denn sie war eine Herrschaft von dieser Welt und setzte sich starr dem Bestehenden entgegen, wir wichen, rettend unsere Kleinodien, der Allgewalt, die uns nicht zertrümmern konnte."

„Ich beuge mich vor meines Vaters hohem Sinne, auch möchte ich keine Minute dieses edeln Lebens verbittern, aber ich liebe das Leben, Vater, wie es sich freundlich mir zeigt."

„O daß es immer sich dir so zeigen möchte, aber die Zeit

wird kommen, wo es ernster auch für dich wird. Nun, was du nicht im Namen des Glaubens thust, das verrichte im Namen der Menschlichkeit. Führe die Aeltesten zu mir. Hier sind einige Bittschriften der durch die Belagerung Verarmten, vor Allem dies Schreiben der verwaiseten Tochter eines deutschen Gelehrten. Begieb dich selbst zu den Dürftigen, die Mittel zur Hülfe stehen dir zu Gebot."

10.

Kopfschüttelnd verließ Jehudah seinen Vater. Recht hatte er gesprochen, für Freiheit, Freundschaft, für das spanische Vaterland wäre er fähig gewesen, sein Leben zu opfern, — aber es war dem unerfahrnen Gemüthe des Jünglings nicht deutlich, wie sein Vater, geehrt vom Könige und den Großen unentbehrlich, seinen Einfluß durch die stete Verwendung für seine Glaubensgenossen, die ihm nicht selten seine Güte mit Undank lohnten und von denen Viele sein Glück mit neidischen Augen ansahen, schwächen konnte; er glaubte einzusehen, daß ohne diese Grille Abarbanel bei weitem glänzender bestehen könnte und ein weniger ängstliches Leben zu führen brauchte. Gerade diese stete Angst um Andere sagte seinem freien Geiste nicht zu. Er durchblätterte die ihm übergebenen Papiere und beschloß zuerst die junge Jüdin aufzusuchen, die ihm sein Vater vor Allem empfohlen hatte. Da begegnete ihm sein Freund Alonzo. Auch dieser, entsprossen aus einer edlen aber verarmten spanischen Familie, Offizier im königlichen Heere, liebte einen freudigen Genuß des Lebens, dabei nicht weniger edelmüthig gesinnt als sein Jugendfreund. Beide waren zusammen in Lissabon erzogen, wohin ein Verwandter den früh verwaiseten Alonzo zu sich genommen, und an den romantischen Ufern des Tejo hatten sich die jungen Herzen erschlossen und ewige Freundschaft geschworen. Alonzo, obgleich sich seiner Abstammung gern erinnernd, war erhaben über alle Rücksichten des Glaubens und der Geburt, bei ihm erregte das Paternoster

eines feisten Mönchs denselben Spott als das andächtige Gemurmel eines Rabbinen; Freundschaft, Gesang und Saitenspiel gingen ihm über Alles, unmerklich waren gleiche Sinnesart und Neigung auf den empfänglichen und glühenden Jehudah übergegangen. Beide nahmen zuweilen an dem wilden Geräusch der Jugend Antheil, aber nur, um nachher ihrer stilleren und gemüthlicheren Freuden desto froher zu werden und in der Natur, den schönen Wissenschaften und Künsten eine edlere Beschäftigung zu suchen.

Als sie sich heute begegneten, war Alonzo so eben aus einem Gelage zurückgekehrt, das mehrere seiner Kampfgenossen gegeben hatten, er war froh, dem lärmenden Vergnügen entronnen zu sein und nichts Angenehmeres konnte ihm begegnen, als den Freund zu finden.

„So in Gedanken, Jehudah?"

„Ich bin heute Almosenier meines Vaters. Durchlese ich diese Schreiben hier, so wird es schwer zu entscheiden, wo die meiste Noth zu treffen wäre und wohin ich zuerst die Denaren spenden sollte, aber die bescheidene Armuth hat das Vorrecht. Ich habe zuvörderst die Abfasserin dieses zierlichen Schreibens aufzusuchen. Willst du mich begleiten?"

Alonzo schloß sich willig dem Freunde an. Bald hatten sie das Haus gefunden und betraten das uns bekannte Gemach, wo das reizendste weibliche Wesen den edelsten der Väter beweinte. In ein Buch vertieft trafen sie Dinah, die beim Eintritt der Jünglinge zuerst sichtbar erschrak, dann erröthete; indessen gab ihr das feine und gemessene Benehmen derselben Ursache und Zeit, sich von dem Schrecken zu erholen, den schon das Anklopfen der Männer in einer so bewegten Zeit verursachen mußte. Dennoch konnte man deutlich die Unruhe ihres Herzens in den rascheren Athemzügen und dem ängstlich sich hebenden und senkenden Busen bemerken. Auch die Jünglinge waren betreten. Es gibt keinen ergreifendern Anblick, als die leidende weibliche Schönheit; unter allen weiblichen Wesen aber,

die sie in Altspanien gesehen, war ihnen nie ein solches erschienen. Das lange Trauergewand, die herabhängenden Locken, durch keine maurische Tracht versteckt, erhöheten das Interessante der Figur und des Gesichtes, und machten die Bläße, Folge der Entbehrungen und des Leidens, noch merklicher. Die geistige Beschäftigung, die sie so eben verließ, trug dazu bei, ihren Blick verklärter zu machen, und bei allem dem eine seltene Ruhe der Körperhaltung, eine Ehrfurcht gebietende Stellung, die, ohne herrschen zu wollen, doch zurückhielt und als natürlich und angeboren erschien.

„Verzeiht, würdige Jungfrau, wenn wir euch in eurer heiligen Beschäftigung stören," begann Jehudah, „mein Vater, der königliche Geheimrath Don Isaak Abarbanel, sendet mich hierher. Ihr seid durch ein trauriges Verhängniß in eine bittere Lage gerathen, ihr verlanget von meinem Vater Rath in dieser Bedrängniß."

„Hat der edle Sennor, euer würdiger Vater, meine Bitte einer so schnellen Beachtung werth gehalten, so kann mein Dank nicht größer sein, als sein Herz."

Jehudah hätte in diesem Augenblick alle Schätze seines Vaters gegeben, heute so bereitwillig gewesen zu sein und hier zu stehen. Und dennoch fühlte er eine nie gekannte Beklemmung in seiner Brust, es schien ihm, als sei er der Bittende und das einfache Mädchen vor ihm die Gebieterin; er sah bald Alonzo an, der in seinem Mantel gehüllt mit unverwandten, von Thränen glänzenden Augen auf die Jüdin sah, bald auf Dinah, welche die schönen Augenwimpern niederschlug und auf die Erde blickte. Beide Jünglinge waren bei allem Leichtsinn unverdorben, die leidenschaftliche Begier hatte sie noch nicht gelehrt, mit frechem Auge auf die weibliche Anmuth zu sehen; beide schienen aber gleich betroffen, nur daß Alonzo in sich versunken gleich einer griechischen Bildsäule dastand, Jehudah sein erregtes Gemüth äußerlich nicht zu verbergen vermochte. So trat eine Pause ein, die Dinah erst wieder unterbrach.

„Ich habe während der Belagerung meinen Vater verloren, ein verzehrendes Fieber besiegte seine noch kräftige Natur, — in meinen Armen starb der Edle, der hier ein neues Vaterland gesucht hatte, aber nur sein Grab fand. Ein alter Maure, der mit dem Vater sich früher oft von der Sternwissenschaft unterhalten, veranstaltete sein Begräbniß bei der durch Leiden niedergedrückten und den schrecklichsten Verfolgungen in der Zeit der Noth ausgesetzten Gemeinde und unterstützte mich mit seinen spärlichen Mitteln. Auch er überlebte den Untergang seiner Nation nicht. Ich stehe jetzt allein, ganz allein, ohne Freund und Verwandten auf dieser weiten Erde, — ich bin zu jung, um von Almosen zu leben, mein Geschlecht verbietet ernste Beschäftigungen, — Erzieherin von Kindern oder Duenna bei einem edeln weiblichen Wesen zu werden, wäre mein Wunsch, um Unterhalt und Zerstreuung von trüben Gedanken zu finden." Heiße Thränen perlten bei diesen Worten die zarte Wange hinab, Dinah stemmte die Hand auf den Tisch mit einem erhabenen, aber mit Wehmuth erfüllten Blick.

„Mein Vater wird, er muß für euch sorgen, edles Mädchen," sprach jetzt Jehudah feurig, auf sie zuschreitend und ihre Hand fassend, „tröstet euch, Don Isaak Abarbanel ist Vater der Waisen, ihr werdet an ihm Freund und Rathgeber finden. Seid zufrieden indeß mit diesem Wenigen, um nicht zu darben. Morgen bin ich wieder bei euch."

„Aber wie, sprach jetzt Alonzo, fürchtet ihr euch nicht, holdes Mädchen, bei diesem wilden Leben in Granada allein zu sein? Wie leicht kann euch ein Unheil treffen und eure Freunde wären fern."

„Die Straße ist abgelegen, das Haus unansehnlich, der Uebermuth sucht die Hütten nicht auf; aber freilich zage ich doch jede Stunde und vertraue nur Gottes Schutz. Er schläft und schlummert nicht, der Hüter Israel's!"

„Und wie wär's," meinte Jehudah, „wenn ich euch noch

heute nach meines Vaters Hause brächte, wo ihr sorglos und ungekränkt leben könnet?"

Dinah wußte einen Augenblick nicht zu antworten. „Sennor, nicht umsonst harrt Israel der Errettung durch euern königlichen Stamm. Wahrlich, ihr seid ein herrlich Reis an seinen Zweigen, die Abarbanels sind ihrer Ahnen würdig. Dank, o herzlichen Dank euch, aber lasset mich heute noch in dieser Klause, schwer wird es mir ohnehin, mich von ihr zu trennen, sie hat meines Lebens Stolz und Zierde enden sehen. Gruß und Glück dem Don Isaak Abarbanel!"

Die Jünglinge entfernten sich und gingen schweigend neben einander. Sie hatten noch nicht gelernt, ihre Gefühle unter der Maske äußerer Gleichgültigkeit zu verbergen. Jehudah unterbrach das Schweigen.

„Eine herrliche Natur, dies Mädchen!"

„Den Adel des Weibes mit einer männlichen Seele verbindend," erwiderte Alonzo.

„Mein Vater muß viel für sie thun." Alonzo schwieg. „Eine Duenna, dies reizende Geschöpf! den Launen einer schwachnervigen Sennora unterworfen, wo denkt sie hin? Nun und nimmermehr!" Alonzo seufzte.

Beide Freunde trennten sich an der Pforte von Abarbanel's Hause, jeder schien gern allein sein zu wollen, um ungestört seinen Gefühlen nachzuhangen. Wie wären sie sonst nicht Arm in Arm durch das Orangenwäldchen am Xenil gewandert, um den schönen Abend in trautem Gespräch zu verbringen! Dinah aber stand an der Brüstung des gothischen Fensters, in ihren schönen Augen standen Thränen, sie schaute zum besternten Himmel empor, bis sie geblendet vom Glanze der Sterne, der in ihre Thränen die Strahlen warf, die Mandoline ergriff und das Lied Ben-Gabirol's sang:

Deines Kummers vergiß, meine betrübte Brust,
Nicht der Erde Geschick störe den Frieden dir;

Bald, bald ruhet die Hülle
In dem Grabe und denkt deß nicht.

Eine Reb' ist der Mensch, Winzer der bleiche Tod,
Der mit Sichel und Schwert schaut und hält die Wacht,
Darum denke du, Seele,
Nur des ewigen Schöpfers Macht.

Kurz und schnell ist die Zeit, aber der Weg ist lang;
Drum der Leiden vergiß, denke des Grabes nur,
Und im Busen, da lebe
Nur die Furcht des Gerichtes dir!

11.

Don Isaak Abarbanel benutzte die Abendstunden zu seiner Lieblingsbeschäftigung. — Aufgeschlagen war vor ihm das Buch der Bücher, das Buch der Verheißung, der Trost der gläubigen Seelen, das nun seit Jahrtausenden den von dem niedern Dorngestrüpp des Lebens verwundeten Seelen Ruhe und Begeisterung verschafft hat. Wie Keiner vor ihm war er geistig in den Inhalt gedrungen, und, das nutzlose Gezänk um den Buchstaben verachtend, war es der alte Lebensgeist, der ihn aus den heiligen Schriften seiner Väter anwehete und seinem Gemüthe eine Weihe ertheilte, die ihn fähig machte, den niederen mönchischen Bestrebungen und Kabalen an Ferdinands Hofe mit der Macht intellectueller und religiöser Ueberlegung entgegen zu treten. Das beste Mittel, den Kampf, den niedere Seelen um eitle Glücksgüter eingehen, zu bestehen und dem Köder, mit dem sie die Edleren zu umstricken suchen, auszuweichen, ist, den Preis ihres Strebens gering zu halten, des Verlustes jeden Augenblick gewärtig zu sein und sein besseres Selbst höher als Alles, was der Mensch gewöhnlich schätzt, anzuschlagen. So wird unser höheres Leben Mittel und Zweck zugleich. — Das Buch der Könige war heute Gegenstand von Abarbanel's Forschung, denn er liebte es, sich in die Zeiten des Ruhmes und der Selbstständigkeit seiner Nation zu versetzen, den

Ursachen ihres Falles und ihrer Erhaltung nachzuspähen, und da er seinen Stammbaum bis zur königlichen Familie David's zurückführte, so war ihm die Chronik der alten Könige Juda's auch zugleich eine Familienchronik.

Jehudah trat ein. Er erzählte dem Vater von seinem Besuche bei der jungen Verlassenen. Mit allem Feuer seines Geistes schilderte er ihre Gestalt, ihre Schönheit, ihre Tugend, die Bildung ihres Geistes, das Unglück ihrer Lage, — mit glühender Beredtsamkeit verlangte er außerordentliche Hülfe für sie und die Aufnahme in das väterliche Haus.

„Und wie steht es mit den anderen Nothleidenden, mein Sohn?" fragte Abarbanel.

Jehudah erröthete und schwieg. Das reizende Mädchen hatte ihn alles Andere vergessen gemacht. Er fühlte den Vorwurf, der in des Vaters unverwandtem Blicke auf ihm lag, obgleich dieser nach etwas ganz Anderem in dem Gesichte seines Sohnes forschte. Es gehörte auch wahrlich ein weniger großer Scharfsinn dazu, als ihn der Geheimrath besaß, um einzusehen, daß der Eindruck des Besuches ein größerer gewesen, als ihn bloßes Mitleid erregte. Abarbanel war nicht frei vom Stolze, der der Charakter der spanischen Juden war und in ihren Nachkommen noch jetzt ist, und mit dem sie namentlich auf ihre Glaubensgenossen in Frankreich und Deutschland herabsahen. Freilich hatten diese auch gewissermaßen die Verachtung verdient; durch die ewige Kette von Unglücksfällen, die ihre großen, und durch die Neckereien, die ihre kleinen Feinde über sie verhängten, waren sie in körperlichen und geistigen Verfall gerathen, und es war an ihnen das Wort der Schrift erfüllt worden: „Den Uebergebliebenen werde ich Feigheit ins Herz legen in dem Lande ihrer Feinde, die Stimme eines rauschenden Blattes wird sie verfolgen, sie werden fliehen, wie wenn das Schwert drohet, und fallen, da sie Niemand verfolget." So, in beständiger furchtsamer Aufregung, der Mittel eines edeln Aufkommens beraubt, schnöden Wucher mit Geistlichen und Großen treibend,

entbehrten auch ihre geistigen Bestrebungen der höhern, gediegenern und wissenschaftlichern Richtung, wie es bei den spanischen Juden der Fall war. Abarbanel sah die Lebhaftigkeit, welche eine deutsche Jüdin in seinem Sohne erregt hatte, mit Mißbehagen; er machte ihm keinen Vorwurf der Versäumniß der übergebenen Aufträge, aber er hörte aufmerksam des Jünglings Reden zu und sein Entschluß war gefaßt. „Da dein Schützling, für den du dich wärmer als sonst verwendest, vorerst vor drückendem Mangel bewahrt ist, so überlasse mir das Weitere.“ So verabschiedete er den betroffenen Sohn.

12.

Auf den Straßen Granada's war es schon lebhaft, hinausgezogen zur Waffenübung war mit klingendem Spiele die Mannschaft, — die Frühmette war beendigt, die Mauren, jetzt neue Christen, saßen in ihren Läden und erwarteten die Käufer, Bettelmönche gingen aus den neugestifteten Klöstern, um die Gaben zu sammeln, da verließ Abarbanel den Betsaal seiner Gemeinde noch vor beendigtem Gottesdienste. Ehrerbietig machten die an den Pforten stehenden Armen dem Geheimrathe des Königs Platz, und empfingen die Gaben, die er mit den Händen austheilte, ohne daß die Augen zuvor die Gabe und den beschämten Empfänger ansahen. Abarbanel bog nun um eine Ecke in die ums wohl bekannte Straße, bald fand er die Behausung der Tochter Nissa's. Die Thür war verschlossen und öffnete sich erst nach wiederholtem bescheidenen Klopfen. Beim ersten Anblick der ihm ehrerbietig entgegenkommenden Dinah war für ihn das Benehmen seines Sohnes kein Räthsel mehr. Dinah war über die Ankunft des ehrwürdigen Mannes keineswegs betroffen, die Erscheinung eines solchen Mannes konnte nur Heil bringen; sie war mit dem Ordnen der Papiere ihres Vaters beschäftigt, bei jedem neuen Funde neue Thränen vergießend und die köstlichen Reliquien an ihre Brust drückend.

„Forſcheſt du nach dem Vermächtniſſe deines Vaters, Niſſa's Tochter?“

„Das nicht, ehrwürdiger Sennor, ſein Vermächtniß bewahre ich in der innerſten Kammer meines Herzens, ſein Andenken lebt ewig; aber iſt es dem ſchwachen Sterblichen zu verdenken, wenn ihm jedes äußere Zeichen, wo es noch dazu die Verkörperung des Weſens unſerer lieben Verblichenen iſt, werth und theuer iſt?“

„Das Andenken des Gerechten wird zum Segen, ſagt die Schrift. Du kennſt mich vielleicht ſchon, meine Tochter?

„Ich hatte nie die Ehre euch zu ſehen, Sennor. Aber täuſcht mich meine Ahnung nicht, ſo ſtehe ich vor dem edelſten Iſraeliten ſeiner Zeit, vor dem königlichen Geheimrath Don Iſaak Abarbanel.“

Dieſer lächelte. „Du hatteſt geſtern Beſuch, Tochter Niſſa's?“ — Sie erröthete. — „Zwei Jünglinge, der eine mein Sohn, hatten den Auftrag, ſich ſelbſt zu überzeugen, ob der ungewöhnlichen Zierlichkeit der weiblichen Handſchrift die Schreiberin entſpräche. Du ſcheinſt viel gelernt zu haben, mehr als ihr deutſchen Frauen es ſonſt wohl pfleget.“

„Ich verdanke das Wenige, was ich weiß, meinem Vater. Meine Erziehung war die beſondere Beſchäftigung ſeines Lebens.“

„Wie lange lebſt du in Spanien?“

„Seit meinem zweiten Jahre, ich zähle deren achtzehn.“

„So jung und doch ſo geſcheut?“

„So jung, Sennor, und doch viele traurige Jahre verbracht.“

„Wovon lebte dein Vater?“

„Vom Abſchreiben der Geſetzesrollen.“

„Ein ſpärlicher Nahrungszweig, leider!“

„Er war ergiebig genug, um unſer Leben zu friſten, heilig genug, um uns Entbehrung zu lehren.“

„Du wünſcheſt ein Unterkommen, ich kann dir ein glänzendes verſchaffen; willſt du Duenna einer Prinzeſſin werden?“

„Bei dem Gott unserer Väter! nicht um alle Güter der Welt, ehrwürdiger Sennor, das kann euer Ernst nicht sein. Mein Glaube ist ein heiliges Kleinod."

„Den brauchst du unter den Großen nicht aufzugeben."

„Nicht aufgeben, edler Mann, nicht aufgeben um alle Freuden und Leiden der Erde; aber ich bin ein schwaches Mädchen, an die Stille des Hauses gewöhnt, die Gefahren, die dort meiner warten, sind groß; edler Herr, des Israeliten Beruf ist Eingezogenheit, Religionsübung. Kann ich diesen im Geräusche der Welt erfüllen, bin ich erfahren und kräftig genug, um der Gewalt der Lockungen zu widerstehen?"

Abarbanel war gerührt, auch war die Anfrage eine bloße Prüfung. „Du bist ein edles Mädchen, also keine Duenna! Aber mein Haus wirst du doch nicht verschmähen, da kannst du ungestört deinen Geist weiter ausbilden, hast keine Verfolgungen deines Glaubens zu erwarten; ich sehe, du treibst das Saitenspiel, mir fehlt ein weibliches Wesen, meine Mußestunden zu erheitern, der Himmel hat mir keine Tochter verliehen, das Weib meiner Jugend ist in Lissabon begraben."

Das Mädchen war bestürzt, sie schien den Gleichmuth, den sie bei der Unterhaltung bis dahin gezeigt hatte, verloren zu haben, aber in wenigen Augenblicken faßte sie sich.

„Dank, edler Sennor, innigen Dank Euch für Eure Güte," sagte sie gerührt, „Ihr Fels der Rettung, Ihr Stab der Armen! Welch herrlicheres Loos könnte mir beschieden werden, als in Eurem Hause, der Ihr mit Vaterherzen Eure Nation umfaßt, aufzuthauen die kalte Eisrinde, die in jetziger Zeit unser Leben umschließt. Doch, verzeiht der Undankbarkeit, — ich kann jetzt auch diese Stätte nicht wählen — erlaubet mir mein Trauerjahr im Schooße einer bürgerlichen Familie zu verbringen, wo ich abgeschieden von allem dem, was mich zu früh wieder für die Welt und ihre Reize gewinnen könnte, mich vorbereite zu den schönen Tagen in Eurer beglückenden Nähe. Ich muß mich erst fassen, ich muß meiner Pflichten erst lebhaft klar werden."

Abarbanel brach davon ab, — er hatte dies nicht erwartet. Er erkundigte sich nach ihren Bekannten, sie theilte ihm den Namen eines alten Arztes, frühern Freundes ihres Vaters, mit, bei dem sie gern bleiben möchte. Abarbanel übernahm selbst die Sorge für ihre näheren Verhältnisse, und so wurde bestimmt, daß sie mit dem morgenden Tag ihre Wohnung verlassen sollte.

13.

Mit anbrechendem Tage hatte auch Alonzo sein Lager verlassen und bestieg sein Roß. Seit dem gestrigen Abend preßten sein Herz nie empfundene Gefühle, zum ersten Male war die Heiterkeit, die ihn bis dahin selbst auf den ernsten Schritten des Lebens begleitet hatte, von ihm gewichen, aber dennoch hatte diese Schwermuth etwas Süßes für ihn, so daß sie sein ganzes Innere mit fortriß und er sie mit keiner freudigen Aufwallung verdrängen mochte. In Gedanken vertieft, achtete er nicht der Schönheit des Morgens, nicht der blühenden Orangen-, Citronen- und Granathaine, mit Weinreben und Oelbäumen durchwachsen und vom holdseligen Dufte ihrer farblos bescheidenen Blüthen durchweht. Sein Pferd trug ihn zu den Ruinen der alten Stadt Illiberis, von der romantisch der Weg ins wilde Felsgebirge führt, der Schmelz kleiner Bergwiesen aber das Auge erquickt. An den Ruinen stieg er vom Pferde, welches er an ein Gebüsch duftenden Bentiscus' band. Wild liegen Fels- und Mauerklumpen hier wie durcheinander geschüttelt; aus netzförmigem Gemäuer wachsen Blumensträuße und an die Felssteine scheinen Blumengewinde befestigt. Die morschen Denkmäler gefallener menschlicher Größe mit ihren Aussichten auf die ewig sich verjüngende und vorzüglich in diesen Gegenden unvertilgbare Natur erzeugen in uns jenes Gefühl der Winzigkeit unsers Thuns und Treibens, unsers Mühens und Wirkens gegen die schaffende Kraft ihrer geheiligten Werkstatt; nur dann, wenn das Gemüth nach innen gekehrt ist,

vermögen sie einen unvergleichlichen Zauber unserer Einbildung mitzutheilen.

Alonzo gedachte, auf den Trümmern ausruhend, noch einmal des lieblichen Wesens, er fühlte sein Herz glühend bei diesem Gedanken, und war es auch nicht der Besitz des Mädchens, der seine Wünsche erregte, ihr Leben mit allen Kränzen der Freude zu schmücken, mit seiner Hand ihr alle Annehmlichkeiten, wenn auch stille, aber ihr gerade willkommene zu reichen, das war es, was seine Einbildung beschäftigte. Aus der engen Beschränkung ein solches Wesen in ein heiteres Dasein zu führen, ihm nie empfundene Seligkeit zu bereiten, dem hellen Geiste den Born des Wissens und der Kunst zu öffnen, dem klaren Auge die schöne Natur zu zeigen, seinem tiefen Herzen die Göttlichkeit menschlicher Tugend, menschlicher Freundschaft und Liebe zu offenbaren und es eine ungewohnte Welt sehen, erkennen und empfinden zu lassen — die Verschönerung eines andern Wesens durch unser eigenes bestes Selbst — das sind Wünsche, die nur der edlen Brust entkeimen können, die auch der Stempel wahren Geistesreichthums und ächter Liebe sind.

Jetzt erst empfand er das Drückende der Armuth; waren ihm sonst Glücksgüter gleichgültig, jetzt wären sie ihm wünschenswerth gewesen. Zwar hatte ja der Freund deren in Menge, und nie hatte Alonzo angestanden, bei den Bedürfnissen eines jugendlichen und frischen Lebens, seines Freundes Gut als das Seinige anzusehen, indem er es als eine Versündigung an der über die gewöhnlichen Rücksichten erhabenen Freundschaft hielt, die kleinlichen Geist und Körper vergiftenden Sorgen aus falschem Stolze allein zu tragen; auch war Jehudah zu edel, um nur im Entferntesten anders zu denken, er hätte in seiner Lebensansicht eben so gut von Freundes Gut Gebrauch gemacht, wenn es ihm nöthig gewesen wäre. Aber für eine Versündigung an der Wahrheit hielt es Alonzo, mit fremdem Gute sich den Schein des Wohlthäters zu geben, wo ein freigebiger Mann wie Abarbanel zu helfen bereit war. Aber, wenn auch nicht

mit äußeren Gütern — so spannen sich die Gedanken in ihm weiter aus — mit der Kraft des Geistes kannst du ihr nützen, mit treuer Wacht die zarte Pflanze beschirmen, das war Ritterpflicht in einer Zeit, wo die Gefahr jeden Schritt des Israeliten belauerte. Alonzo fühlte sich erhaben in dem Gedanken, ein Schutzgeist ihrer Tugend zu werden und jede Kränkung abzuwehren, — das war seiner würdig, dazu fühlte er sich allein fähig und berufen. In Gedanken vertieft, störte ihn ein Geräusch in seiner Nähe. Er forschte nach und sah einen alten Mauren im Gesträuche einer Oelbaumstaude, der ihn ängstlich anblickte.

„Habt keine Furcht, Alter, wie hat euch der frühe Morgen schon unter die Trümmer geführt?“

Der Alte sah ihn wild an. „Trümmer, Trümmer, Christ, bist ein Narr, ist gar schönes Haus, wohnt meine Edla dort, wohnt Boabdelin dort, wohnt Mahomet dort, wohnt Allah dort, wohnt Alles dort auf Trümmern, Christ!“ Bei diesen Worten klopfte er wüthend auf die Brust und zerriß die weiten Aermel seines Oberkleides. Alonzo sah schaudernd, daß er einen Wahnsinnigen vor sich habe.

„Wer ist Edla?“ fragte er theilnehmend.

„Edla! schöne Edla!“ phantasirte der Alte wehmüthig und sich ihm vertrauungsvoll nähernd, raunte er Alonzo ins Ohr: „Haben sie dem Manne am großen Kreuze geopfert. Dort! dort!“ und zeigte lautkreischend auf das Orangenthal vor Granada. Alonzo erblaßte, als die Sonne das abgemagerte arabische Gesicht beleuchtete, in das tiefe Runzeln gefurcht waren und von dem ein langer grauer Bart herabhing, als der Alte die schmalen Lippen öffnete, die blendend weißen Zähne aufeinander biß und sein gellendes Geschrei zu wiederholten Malen fortsetzte.

„Sind Männer mit schwarzem Kleid noch in Granada? sind Teufel, Christ, lauter schwarze Teufel, haben's Todtenlied gesungen, Christ!“ Hier fing der Alte mit gräßlicher Stimme ein geistliches Lied zu conterfeien an, das Alonzo bis ins innerste

Mark seiner Nerven drang. Er wollte sich entfernen und gab dem Alten in Gedanken eine Handvoll Maravedis. Dieser streute sie aus. „Will säen, Freund, will säen, sollst sehen, sie wachsen, schöner Mais, bin hungrig, Christ.“

Alonzo wollte ihn hinunterführen, aber der Alte riß sich wild los und mit hastiger Eile über die Trümmer und Felsen kletternd und das seine nackten Füße ritzende Dorngesträuch nicht achtend, schrie er in die Berge hinein: Edla! Edla! Tochter Edla! und verschwand im Dickicht.

Alonzo wanderte in sich gekehrt zurück nach Granada, sein Roß frei hinter sich folgen lassend. Des jungen Spaniers Gemüth fing an den Ernst des Lebens zu empfinden.

14.

Im alten Palaste Alhambra liefen prächtig gekleidete Pagen und Diener in geschäftiger Eile untereinander, noch an diesem Tage wollte das Königliche Paar nach Castilien abreisen; der lange Krieg war beendet, das maurische Reich hatte aufgehört und unter dem Scepter Ferdinands standen jetzt die Länder von den schneeumhüllten Pyrenäen bis zu der Küste des Mittelmeeres. Isabelle hatte nach neun Jahren das Kleid abgelegt, das sie nach einem Gelübde bis zum Ende des Krieges nicht wechseln wollte. Sonderbare Träumereien jener Zeit, in der die mitteraltliche Welt ihre lange Nacht endete, und wenn sie zwar noch lange mit der Schleppe ihres Gewandes die Völker und Reiche bedeckte, doch schon der frische Tag begann, der die alte und die noch der Auferstehung harrende neue Welt erhellen sollte. Iberien, schönes Iberien, die Kränze des Ruhms werden dir gereicht, aber du wirfst sie von dir und befleckst sie mit Blut, und der Genius der Menschheit begräbt sie weinend, einen an den Säulen des Herkules, den andern jenseits des weiten, weiten Meeres unter den Theoballis Mexiko's. Nun sind die Kränze verloren, kein Priester kann dich entsühnen, kein Kloster verschließt deine Schande. Denn in dem Leben des Menschen und in dem Leben

der Völker gibt es Momente, wo das Glück seine reichlichen Gaben herabschüttet, wohl dem Menschen, Heil der Nation, die sie festzuhalten versteht, die Momente gehen vorüber, kein ängstliches Rufen bringt sie zurück.

Auch Abarbanel sollte dem Könige folgen, der höchst zufrieden mit den Dienstleistungen seines Geheimrathes war und die Einsicht und Thätigkeit desselben in der Ordnung der Finanzen der neuerworbenen Provinzen laut vor dem versammelten Hofe lobte. Aber es regten sich auch schon Eifersucht und Neid in den Herzen der Höflinge, besonders der Geistlichen. Einen Juden als Beherrscher der Geldkräfte eines so großen Königreiches zu sehen, und dies mit einer Gewissenhaftigkeit, Aufopferung und Anspruchslosigkeit, die selten bei den Beamten jener Zeit zu finden war, war mehr, als sie ertragen konnten; dazu kam, daß sie in ihm keinen gewöhnlichen, den Schmutz seiner Seele durch äußere Pracht und Hochmuth bedeckenden Emporkömmling, sondern einen Mann vor sich sahen, der mit Bescheidenheit gründliche Gelehrsamkeit verband und mit dessen Scharfsinn, Weisheit und Erfahrung sich keiner unter ihnen messen konnte, einen Mann endlich, der sich seines Stammes nicht schämte und seinen Adel älter als den der stolzesten Granden Kastiliens hielt. Seine Schritte am Hofe umlauerten neidische Spähsucht, die er durch seinen rechtlichen Lebenswandel beschämte, fanatischer Bekehrungseifer, gegen den er sich durch einen verwundenden oder treffenden Witz wehrte, gierige Habsucht, die er mit Gefälligkeiten und Gold abspeisete, beleidigender Stolz, dem er eine edelmüthige, zurückhaltende Stellung entgegensetzte. Alles dies mußte aber dem die stillen Freuden der Wissenschaft und häuslicher Zurückgezogenheit liebenden Manne das Leben am Hofe verbittern und gern würde er, dem Ehrgeize fremd, alle die Herrlichkeiten aufgegeben haben, wenn ihn nicht das Interesse für seine leidende Nation und das stete Bemühen, drohende Schläge von ihr abzuwenden, an den Schimmer des Thrones gefesselt hätte. In diesem Betreff konnte er die

Macht des Goldes und Einflusses, hierin entwickelte er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und scheute nicht das Gespinst der Intrigue mit noch anderen aber dichteren Fäden zu umstricken.

Doch es ist Zeit, meinen Lesern auch etwas von den früheren Schicksalen dieses Mannes mitzutheilen.

Don Isaak Abarbanel stammte aus einer der ältesten und berühmtesten Familien der jüdischen Spanier, die in Sevilla ansässig war, sein Vater aber zog nach Portugal und ließ sich in Lissabon nieder, wo Isaak im Jahre 1437 das Licht der Welt erblickte. Sorgfältig erzogen und früh eingeweihet in die religiösen Alterthümer seiner Nation, war er einer derjenigen, denen die Wissenschaft schon im Lebensfrühlinge immer frische, allen übrigen Sinnengenuß verdrängende Reize bietet, und in denen sie — ihr bester Segen — keine Frühzeitigkeit und Frühreife des Geistes und Körpers, aber die Grundlage und das Bildungsmittel eines festen, seines Strebens bewußten Charakters bildet. Da erwachte das erste Gefühl der Liebe, die in erhabenen Menschen den Stahl findet, dem sie Funken für alles Edle und Große entschlägt, in niederen, gemeinen Seelen nur vertrocknetes, faules Holz, das sie schnell verzehrt, ohne erwärmende Gluth hervorzurufen. Mit der Liebe aber entwickelte sich der Ehrgeiz — der Welt zu nützen und die Güter seiner Väter zum Wohle des Staates zu gebrauchen, auch den Portugiesen und seinem Volke ein erneuertes Beispiel von großartigem Streben in israelitischer Form zu geben. Abarbanel erwarb sich die Freundschaft Alphons V., wurde dessen Geheimrath und Minister, und umgab sich äußerlich mit all dem Glanze, der der Menge imponirt und die äußere Bedingung und das Attribut der Herrschaft ist. Nie vergaß er aber seiner Abstammung und seine fortgesetzten Studien wurden die Aegide, die ihn vor dem Taumel in den Abgrund des Weltlebens schützte. Aber mit dem Tode des Königs und der Nachfolge Don Juan II. begann eine schwere Periode seines Lebens. Das Gift der Verleumdung hatte ihn beim jungen Könige angeschwärzt, er

wurde empöreriſcher Verbindung mit dem Hauſe Braganza angeklagt, mußte nach Kaſtilien flüchten, verluſtig ſeiner unbeweglichen Güter, die eingezogen und geplündert wurden, ſeiner Bücher und Manuſcripte, die man verbrannte. Die Einſamkeit, in die er ſich jetzt zurückzog, währte nicht lange, ſeine Verbindungen und ſein Ruf brachten ihn in den Palaſt Ferdinands und Iſabellens, wo wir ihn nach acht Jahren beim Beginn dieſer Begebenheit treffen.

Eiligſt übergab er ſeinem Sohne die noch nöthigen Geſchäfte in Granada, mit Wärme empfahl er ihm die Sorge für ſeine unglücklichen Schützlinge, auch für die ſchöne Dinah, denn nicht ungern ſah er jetzt den Eindruck, den dies Mädchen auf den Charakter des flüchtigen Jünglings gemacht hatte, da er die Tugend Beider kannte.

15.

Dinah befand ſich in der Familie des ehrenwerthen Arztes Arama. Dieſer gelehrte Mann hatte ſich ehedem gern mit dem R. Niſſa und ſeiner geiſtreichen Tochter unterhalten, auch ſie hörte ihm gern zu, wenn er von ſeinen weiten Reiſen in der Wüſte Arabiens, in den Gefilden am Euphrat und Tigris, in den Ruinen des alten Hellas erzählte und mit dem eigenen Reize ſeiner lebhaften Sprache ſeine Abenteuer in allen dieſen Gegenden ſchilderte. Solche Reiſen waren für die Jünger des Aeſculap damals die Bildungsſchulen ihrer Kunſt, ſie lernten hier von Zigeunern, Quackſalbern, Hirten die Tränke und Mixturen bereiten, womit die Uebel des Lebens zu heilen wären, ſie verſchafften ſich Kentniß von den Sitten und der Lebensart der Völker und hatten Stoff genug, ſich im Vaterlande mit dem Reize des Geheimnißvollen und Wunderbaren zu umgeben, der bei der Ausübung der Heilkunſt dem Künſtler und Bekünſtelten förderlich iſt. Aber — ſo wenig vermag der Menſch, der Freigeborne, ſich von den Feſſeln ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung zu befreien — weder die Helle, welche das Studium der Natur,

noch die Erfahrung, welche die Welt sie lehrte, verliehen den Jüngern des Aesculap ein Jota Aufklärung mehr. Sie waren von den Vorurtheilen ihres Jahrhunderts, von den Mystificationen religiöser Sektirer, von dem Aberglauben der Masse eben so wenig frei, als die meisten ihrer Patienten, und so fand man den christlichen Arzt eben so häufig beim Rosenkranze, als den jüdischen bei dem Gebetriemen und dem gewissenhaften Beobachten aller religiösen Ceremonien, höchstens daß der muhamedanische seines Alkorans vergaß und das Trinken des Xeres mit dessen Kraft als Arznei entschuldigte.

Mit ungewöhnlicher Erfahrung in seiner Kunst verband daher auch Arama eine kindliche Frömmigkeit und religiöse Kleingläubigkeit, und bei allen Fällen praktischer Beschäftigung vergaß er den Talmud nicht und betrachtete ihn als die reichhaltigste Quelle alles körperlichen und geistigen Heils, als eine Bibliothek für Gesunde und Kranke, wenn auch der heidnische Galen in der arabischen Uebersetzung meistens den Ausschlag für sein Thun und Treiben am Krankenbette war. Stellen wir uns bei dieser Eigenthümlichkeit den sechszigjährigen Arama mit dem Turban von rother Wolle, mit dem langen persischen Oberkleide, vorn offen getragen, aus schwarzer Seide, unter dem er ein griechisches baumwollenes und durch einen rothen Gurt zusammengehaltenes Unterkleid trug, vor, mit seinen links und rechts herumblickenden großen Augen, gebogener Nase, kleinem Mund und spitzem Kinne, an dem der Bart nicht fehlte — an den langen Fingern der zarten weißen Hände köstliche Ringe, Geschenke reicher Geheilten, — so haben wir das Bild des Mannes, dem die schöne Dinah eben so willkommen wegen ihrer rühmlichen Eigenschaften, als wegen des Kostgeldes, das der große Abarbanel für sie zahlte, war. Was diese Vortheile noch überwog, war die Hülfe, die ihm ihr gebildeter Geist bei der Erziehung zweier Enkel leisten konnte, eines liebenswürdigen siebenjährigen Knaben und fünfjährigen Mädchens, die als die Kinder einer geliebten Tochter ihm von seiner ganzen Familie

übrig geblieben waren; denn die Tochter war in der Geburt des jüngsten Kindes gestorben, ihren Gatten hatte die pestartige Krankheit während der Belagerung dem Großvater und den Kindern entrissen. Dinah nahm sich mit aller Sorgfalt der verwaisten Pfleglinge an, die freudevolle Beschäftigung mit dem blondgelockten Joseph und der naiven brünetten Sara machte sie, wo möglich, noch liebenswürdiger, und sie vergaß zwar nicht des verewigten Vaters, dennoch aber war diese häusliche Strebsamkeit und die Güte, mit der sie den alte Arzt behandelte, lindernder Balsam für ihren Schmerz. Was ist schöner und wo zeigt sich der Mensch dem ewigen Urbilde aller Größe, der Vorsehung, ähnlicher, als wenn er Bildner junger Seelen wird und hier uneigennützig eine Saat streuet, für deren Aufkommen der Vater im Himmel sorgen muß, deren Früchte aber andere genießen; oder was ist ehrwürdiger, als dem müden Alter Trost und Erquickung zu reichen und dem von den heißen Sandsteppen des Lebens ermüdeten Fuße des Greises das sanfte Polster kindlicher Theilnahme unterzulegen? Glückliche Dinah, die du die eine Hand dem aufblühenden, die andere dem welkenden Menschen reichest! Auch würde ich meinen Lesern die Wahrheit verhehlen, wenn ich nicht bemerkte, daß die durch Arama's bescheidenen Wohlstand und Abarbanel's Freigebigkeit bereitete größere Bequemlichkeit im Hause des Arztes ihr zusagte, ihrem Körper die völlige Entwickelung, ihrem Geiste freie Beweglichkeit verschaffte. Sind doch einmal diese kleinen Bedürfnisse, die wir uns schaffen und mit denen wir uns umgeben, höchst nothwendige Erheiterungs- und Erfrischungsmittel für den gebildeten Geist. Freuen wir uns daher mit unserer Schönen über die großen blinkenden Glasscheiben, an die sich oben gemalte anschließen, die ein buntes Licht auf den musivisch ausgelegten Fußboden werfen, durch die man aus gewölbten Bogenfenstern auf die belebteste Straße Granada's hinabsah, über den zierlichen Divan in demselben maurischen Geschmacke, den jetzt unsere Mode hervorsucht, über die im Zimmer hängenden Gemälde

aus der Geschichte Joseph's und den Schrein aus Sorbenholz, in welchem die Andenken der weiten Reise Arama's geordnet und zierlich geschriebene und gedruckte Bücher liegen, endlich über die erfrischende Kühle, die der Altan auf dem Plattdache des Hauses am Abend darbietet, wo das blaue Segeltuch des Himmels mit glänzenden Sternen durchwirkt sich über die Sitzenden wölbt und mehr als das frohe Gewühl auf den Straßen das Auge auf sich zieht. — Doch es ist Zeit, den Faden der Geschichte wieder aufnehmen.

Alonzo wollte an dem Tage, wo wir ihn von den Trümmern von Illiberis heimkehrend verließen, seinem Vorsatze getreu, sich in die Wohnung Dinah's begeben, als ihn der Befehl seines Hauptmanns zum Dienste im Palaste schleunigst beorderte. Einen peinlichen Tag und eine lange Nacht brachte er dort zu und erst am andern Tage war es ihm vergönnt, seine Sehnsucht zu befriedigen, und ohne erst den Freund aufzusuchen, begab er sich nach Dinah's Wohnung. Wie erstaunte er, als man ihm dort sagte, daß, nachdem gestern ein alter Herr die junge Jüdin besucht hätte, sie heute früh die Wohnung geräumt, wohin wußte man nicht, — er stand an der Schwelle des leeren Gemaches und mit unstätem Blick sah er das Zimmer an, in welchem sie gewohnt und geweint hatte; mit Hast griff er nach einem in der Ecke liegenden, wahrscheinlich verlornen Papiere, auf welchem ihm unverständliche hebräische Schrift stand, froh eine Gelegenheit zu einem neuen Besuche zu haben. Er eilte zum Freunde, den er nicht zu Hause traf. Sein unruhig pochend Herz trieb ihn durch alle Straßen Granada's und immer wieder zur Wohnung Jehudah's zurück, er zürnte zum ersten Male dem Freunde, und vergaß — wie es bei dergleichen Gelegenheiten so oft zu geschehen pflegt — das Nächste, zu seiner eigenen Wohnung zurückzukehren, wo ihn seit mehren Stunden Jehudah von der Wacht erwartete. Endlich trafen sie beide zusammen.

„Beim Himmel, Alonzo, wenn Seine Majestät der König

Ferdinand so lange schläft, wie du bei ihm wachest, würde es schlecht um Aragonien stehen. Seit zwei Stunden erwarte ich dich vergebens in deiner Behausung, und saß wie auf Kohlen."

„Und wenn du so lange warteteſt, wie ich nach dir herumgelaufen bin, so würde der Kohlenſitz dir ſchlecht bekommen ſein und ich hätte einen gerösteten Freund, anſtatt ich jetzt den blühenden küſſe." Sie umarmten ſich.

Bald hatte Jehudah dem aufmerkſamen Freunde von der Veränderung erzählt, die ſein Vater in höchſt eigener Perſon mit ihrem Schützlinge getroffen, von dem Intereſſe, welches ſie bei demſelben erregte und von der Ausſicht, ſie ſpäterhin in dem eigenen Hauſe zu ſehen. Die Unbefangenheit des Erzählers ließ nicht ahnen, daß ein lebhaftes Gefühl bei ihm Wurzel gefaßt hätte und in der That war Jehudah's Gemüth faſt zu kindlich, als daß ſein Intereſſe jetzt ſchon als wirkliche Liebe anzuſehen geweſen wäre. Alonzo wurde durch des Freundes Erzählung freudig geſtimmt; war es — denn ſo egoiſtiſch iſt ſelbſt der edelſte Menſch — die Sicherheit, die er von Jehudah's Seite für ſeine eigene Empfindungen fand? — Beide ſtanden im Geſpräch begriffen, ehe ſie ſich deſſen verſahen, vor der Thür des alten Arama und ſo eben erinnerte ſich Alonzo des gefundenen Papieres. Beide Freunde traten, durch eine alte Duenna gemeldet, in das Zimmer ein, wo Dinah dem kleinen Joſeph, ihn mit ihren Schwanenarmen umfaſſend, ein arabiſches Mährchen erzählte. Als ſie die Jünglinge begrüßt hatte, vertröſtete ſie den kleinen Bittenden mit der Weitererzählung bis zum Abende.

„O erzähle weiter, liebe Schweſter," — denn dieſen Namen hatte ihr Jehudah ſchon am geſtrigen Tage in aufwallender gemüthlicher Laune und raſcher Vertrautheit gegeben, ſie nicht ungern angenommen, — „ich höre die Kindermährchen gar gern, beſonders aus ſo ſchönem Munde. Erinnere ich mich doch mit Vergnügen der alten Duenna in unſerm Hauſe zu Liſſabon, wenn ſie, mich wilden Burſchen auf dem Schooße,

von der Prinzessin Zerura erzählte und ihren drei schönen Kindern im Schlosse am Tejo."

Aber Joseph wehrte mit seinen Händchen ab und wollte, nach ächter Kinderweise, Keinen zuhören lassen und lieber bis zum Abend warten. Alonzo übergab Dinah das Papier, erröthend stattete sie ihm Dank für das Unbedeutende ab, dessen Bewahrung Beweis seiner Aufmerksamkeit für sie war. Das Gespräch geleitete nun über das neue Verhältniß Dinah's, das sie reizend genug schilderte, Jehudah holte die Mandoline von der Wand, um den Freund die helle Stimme und den herzergreifenden Gesang seiner neuen Schwester hören zu lassen. Jeder Ton fand einen Wiederklang in den gespannten Saiten von Alonzo's Herzen, während Jehudah in possirlicher Stellung vom Anfange der spanischen Romanze an die Hände zum Klatschen bereit hielt und dann am Ende sein Bravo mit denselben begleitete. Dinah zeigte den Freunden die schöne Aussicht vom Altan; terrassenförmig erhoben sich weithin die grünen Weinberge, über die im Hintergrunde die waldumkränzten Alpuxares majestätisch herüberblickten. Sie wurden gestört durch die Ankunft Arama's, der, mit Schweiß und Staub bedeckt, seufzend von dem beschwerlichen Amte zurückkehrte und ehrerbietig den königlichen Offizier als Freund Jehudah's begrüßte, bald aber sich in den Strom der Rede ergoß.

„Ich bin weit in der Welt gewesen, junge Herren, ich wanderte drei Tagereisen durch die Wüste nach den Pyramiden Mizraims, und nach den Trümmern von Rhamses, das die Kinder Israel's gebaut haben, ich habe die Wüste, wo Moses unsere Vorfahren vierzig Jahre führte, in zehn Tagen durchwatet, ich wallte ein Jahr lang jeden Tag nach Jerusalem, um in der heiligen Stadt mein Gebet zu verrichten, aber damals war ich jung — jetzt wird mir der Gang durch die Straßen Granada's schon sauer — die zweibeinigen Muskeln da unten trocknen immer mehr zusammen, — Assjah dechikah ene awer, sagen unsere Weisen: ein gedrückter Arzt hat blinde

Augen, das will so viel sagen, meine Herren, wenn man sich selbst nicht mehr helfen kann, wird's schwer, Andern zu helfen."

„Darum wär's wohl besser, lieber Arama, ihr setztet euch zur Ruhe und genießet der Früchte eures thätigen Lebens," meinte Dinah, dem Alten Wein und Backwerk bringend und ihn zum Divan ziehend.

„Ei, meine Tochter, zur Ruhe! wer wird ruhen, so lange noch eine Drachme Mark in den Knochen ist, da hieße es ja mit Recht von mir, was unsere Weisen sagen: tob scheberosim lagehenim, der beste unter den Aerzten sei der Hölle werth."

„Ein harter Ausspruch und schlechter Trost für die Schüler Galen's," meinte Jehudah schalkhaft.

„Für die schlechten, lieber Sennor, für die schlechten, denn die klugen Weisen wollten damit nur sagen: wenn der Arzt auch noch so sehr seine Pflichten thut, so kann er doch leicht etwas versehen, oder kann einmal, von der Liebe zur Bequemlichkeit verleitet, den preßhaften armen Kranken ein Stündchen zu lange warten lassen, und da kann es schon einige derbe Hiebe in der Gehenna mehr abgeben. Die Pflichten sind groß."

„Oder er kann," setzte Jehudah fort, „einmal für ein bitteres Kraut ein Paar Maravedis zu viel abnehmen; ich rede ohne Bezug, lieber Arama."

„Schadet nichts, mein Sennor," erwiderte der Alte, indem er sich bequem auf dem Divan ausstreckte, das Glas Wein in die Hand nahm und nach seinem Segensspruch langsam hinunterschlürfte. „Schadet nichts, da sagen unsere Weisen wieder: Assjah demagan magan schaweh, der Arzt, der umsonst curirt, wird für nichts gehalten. Glaubet mir, eine Hauptregel zum Prosperiren: je theurer die Mixtur, desto mehr hilft sie, je billiger der Arzt, desto eher wird er für einen Stümper gehalten. Nicht die da roth werden, wenn man sie bezahlt, nein, die es werden, wenn man sie nicht bezahlt, sind die gesuchten Aerzte. Ich bin ein alter Praktiker, ich war in

Griechenland, da geht der Kassirer gleich mit dem Säckel hinter her, je voller der Säckel, desto williger wird er gefüllt."

Die Kleinen sprangen auf den Großvater los, der sie herzlich küßte, ihnen von seinem Backwerk mittheilte und liebevoll zu Dinah aufschauete, die an der Ecke des Divans stand.

Alonzo schauete gerührt auf die Gruppe und besonders auf Dinah, deren Blick sich senkte, wenn er dem Alonzo's begegnete. Jehudah fuhr mit den Fingern durch die Saiten der Mandoline.

„Der Junge soll Arzt werden, Sennor," fuhr der Alte fort, die Locken Josephs herunterstreichend, — in zwei Jahren fängt er den Talmud an; in vier den Galen, mit Talmud und Galen kommt man durch die ganze Welt."

Die beiden Freunde nahmen die Einladung zum Mittagsessen an. Jehudah saß dem Arzte gegenüber, Alonzo der Dinah, an den beiden Enden des Tisches saßen die Kinder. Das Sprechen hielt natürlich am Alten, der in jovialer Laune von seinen Reisen erzählte, seine Worte mit kernhaften talmudischen und biblischen Sprüchen durchspickend; nach Tische mußten beide Kinder ihren Tischsegen beten, während der Alte seinen eigenen hersagte und dabei mit schmunzelndem Gesichte bald auf Dinah, bald auf Jehudah blickte, als entstände in ihm ein Gedanke, der sie beide näher beträfe. Die im Vorsaal sich drängenden Kranken, die begierig auf den jüdischen Aesculap warteten, erheischten Arama's Entfernung, und die Schicklichkeit hieß endlich auch die Jünglinge sich verabschieden, die vom Alten recht herzlich um baldige Wiederholung ihres Besuches gebeten wurden.

16.

Täglich traf man jetzt Jehudah auf dem Bazar neben der großen Kathedrale, zierliche Geschenke für seine Schwester kaufend, und dann mit hastiger Eile die Hauptstraße hinunter eilend, um den Triumph seines guten Geschmackes in den Augen

Dinah's zu lesen. Gerade durch diese zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des Andern bezaubern Menschen von feinem Gefühl, durch das Errathen der leisesten Wünsche, durch Gefälligkeiten, deren seidenes Geflecht sich fester und sanfter um unser Herz herumlegt, als das schneidende Liebesseil einer großen Wohlthat. Diese erregt Verwunderung, Hochachtung, aber auch das Gefühl der Unterwürfigkeit, hinterläßt daher in niederen Seelen desto leichter Undankbarkeit; jene binden uns mit den Blumen des Frohsinns und der Freundschaft an einander und machen uns gegenseitig unentbehrlich. Alonzo konnte hierin nicht mit seinen Freunde wetteifern: ein Strauß duftender schneeweißer Orangenblüthen mit goldgelben Früchten durchbrochen, ein Kranz von blühendem Bentiscus, um das Bild des geliebten Vaters zu hängen — das waren die Gaben, die er von seinen einsamen Wanderungen, die er jetzt mehr als sonst suchte, der still Geliebten verehrte, die diese Beweise schüchterner, aber eben so edler Aufmerksamkeit nicht mit der lauten Freudigkeit wie Jehudah's künstlich gearbeitete Armspangen, wie die vom feinsten Holze gearbeitete Mandoline, aufnahm, aber mit einem Gefühle, gemischt von erhabenem Stolze und stillem Danke. Auf beide Freunde hatte der Umgang mit Dinah einen merkwürdigen Einfluß, beide dachten beständig nur an sie, vergessen und zurückgelassen wurden alle rauschenden Vergnügungen und selbst das Herumschweifen in der herrlichen Umgegend; beide lebten nur für sie, aber Jehudah hatte seinen ganzen jugendlichen Frohsinn nach dem Hause Arama's gerichtet und sprudelnder brach er in den Stunden, die er dor verweilte, hervor, wozu die geschäftigte Thätigkeit Arama's wenn er gerade gegenwärtig war, noch mehr Anlaß gab. Alonzo hatte sich aber auch bedeutend im Charakter geändert, der Strahl seines Lebens war nach dem einen Brennpunkte, seiner Liebe, die immer mächtiger wurde, gerichtet, Schwermuth trat an die Stelle der Heiterkeit, eine Veränderung, die Dinah nicht auffiel, weil sie ihn nie anders gesehen hatte, und die Jehudah

nicht bemerkte, weil ihm die Freundschaft seines Alonzo in jeder äußern Gestalt genügte. Aber auch Dinah fühlte ihr Herz lebhafter in der Nähe des Spaniers klopfen und nie empfundene Gefühle entkeimten ihrer Brust.

Wiederholte dringende Aufträge seines Vaters hielten Jehudah eines Tages von seinem Besuche ab, Alonzo begab sich zum ersten Male allein nach der Wohnung Arama's, der ungewöhnlich lange ausblieb. Mit klopfendem Herzen stand Alonzo und mit sehnsüchtigem Auge sah er nach Dinah hin, die gedankenvoll an der Fensterbrüstung stand und auf die schwarzen Gestalten sah, die in der Dämmerung in die Pforte des gegenüberliegenden Benediktinerklosters schlüpften; ein Seufzer hob ihre Brust, überrascht sah sie den Jüngling hinter sich stehen.

„So gedankenvoll, Sennora, und allein?" fragte Alonzo langsam sich ihr nähernd und sich neben sie stellend.

Sie zeigte auf das Kloster, wo sich so eben ein großer Saal erhellte und wo die frommen Väter, um einen Tisch sitzend, eine ernstliche Berathung zu halten schienen. Beide sahen schweigend eine Zeitlang hinüber.

„Bei allem Unheil, das diese Verbindungen schon der Welt brachten," sagte Alonzo, „bewundere ich dennoch den Entschluß, der Welt zu entsagen und von ihr entfernt dem Heiligen allein zu leben. Es gibt Schicksale, die das Seil, das uns an das Irdische festhält, mit einem Male zerschneiden, wohl dem geängsteten Herzen, das dann im Höhern seine Ruhe findet!"

Dinah schüttelte verneinend den Lockenkopf. „Ich kann eurer Meinung nicht sein, Senor, ich halte es für einen feigen Rückzug aus dem prüfenden Streite der Welt. Und selbst der Sünder, er mache in dieser Welt gut, was er ihr Böses gethan."

„Aber wenn alle Wünsche erstorben, wenn wir das Schönste, was wir besaßen, verloren haben, wenn die Befriedigung des Ehrgeizes uns anekelt, wenn betrogene oder zerrissene Liebe uns den Anhaltspunkt an alle Freuden geraubt" — —

Der Mond trat aus den Wolken über dem grauen Benediktinerkloster hervor und beleuchtete das erblaßte Angesicht Dinah's. Alonzo sah Thränen in den schönen Augen, er bemerkte das hörbare Klopfen ihres Herzens in dem hochschlagenden Busen, — er ergriff ihre Hand und führte sie hastig an seine Lippen: Sie zog sie leise zurück.

„Der Schmerz muß bitter sein, Senor, ihr seid so jung und solltet ihn schon kennen?" Sie sprach dies in einem wehmüthigen Tone, mit zitternder Stimme, die bis zu den feinsten Fühlfäden seines Herzens drangen.

„Dinah," rief er feurig im Durchbruche aller seiner Empfindungen, „Dinah, ich kenne ihn nicht, o laß mich ihn nicht kennen und erfahren, kein Kloster würde meinen Gram verschließen, kein Priester meinen Schmerz stillen." — Bei diesen Worten zog er sie zu sich, umschlang sie mit seinem Arme und drückte sie an sein stürmisches Herz, und von der Allgewalt der Liebe ergriffen lehnte sie ihr Haupt auf seine Schulter, und die Thränen der Jüdin fielen auf das Ordenskreuz des spanischen Hauptmanns.

„Mädchen meiner Seele, Heilige meines Daseins, deine Liebe sei der Stern meines Lebens, Dinah, geliebte Dinah! Seit dem Abende, wo ich dich zuerst sah, ist keine Minute verflossen, die ich nicht mit dir lebte, Ruhm, Ehre, Tapferkeit, was sonst mich begeisterte, es sind die Wandelsterne, die sich um die Sonne meiner Liebe drehen, o rücke sie nicht aus ihren Bahnen, Dinah, geht die Sonne unter — sie sinken in ihr Nichts zurück."

Dinah machte sich sanft aus seinen Armen los. „Don Alonzo, spanischer Christ!" sagte sie in einem feierlichen Tone, von Schluchzen unterbrochen, das Gesicht abgewendet und mit den Händen es bedeckend, — „ihr liebt die Jüdin, die Blüthe meiner Jugend ist durch meine Liebe gebrochen — für euch ist's noch Zeit — das Kreuz des Glaubens steht zwischen uns."

„Glaube, meine Dinah, Glaube ist Seligkeit, und ein

vergiftetes Leben ist keine Seligkeit, und dann der Glaube ein todtes Wort. Laß fahren, Angebetete, das todte Wort, mir gehörst du an, der dich zuerst erkannte, der dein schönes Wesen zuerst erfaßte. Was unsere Ahnen vor Tausenden von Jahren bestimmten, was kalte Menschensatzungen gaben, was kümmert es die lebendige Liebe? es ist kein Gesetz für unser neues Leben, das geistige und freiere unserer verschlungenen Seelen, es treibt die Blüthen unseres Glückes nicht, es ist der kalte, eisige Grabstein, der die Aschenkrüge zertrümmerter Glückseligkeit bedeckt. Dinah, die Liebe steht höher als das Gesetz, denn sie ist das Leben selbst, welches das Gesetz durchdringen soll, sie ist der Abglanz, sie ist das Wesen der Gottheit, die Alles umfaßt. O, wenn du selbst mit eisernem Dolche einer starren Wirklichkeit mich aus süßen Träumen weckteſt — das Erwachen wäre der Tod."

Während dieser Worte hatte sich ihr Gesicht zu ihm hingewendet, es glich dem der Statuen, welche die großen Künstler des Alterthums von ihren erhabenen Gottheiten hinterlassen haben und in denen der lebendige Ausdruck des Geistes auf die todte Masse hingezaubert ist. In dem Auge aber glänzte die höchste Zärtlichkeit, auf der Stirn thronte der Adel der Gesinnung, der Mund lächelte wehmüthig und doch zum Entzücken süß, in allen Zügen verrieth sich eine liebevolle Aufmerksamkeit, noch nie gehörte Töne zu vernehmen, Töne aus einer andern Welt, die die Seele fortrissen zum Höchsten und doch wieder zum Geliebten zogen. Der ganze Zauber der Gestalt hatte etwas Aetherisches. „Alonzo! Alonzo!" rief sie aus der geängsteten Brust und stürzte in die Arme des Geliebten, aber dieser Ruf klang mehr wie eine Warnungsstimme, als wie die Stimme der Ergebung. Drüben im Kloster ertönte das benedicta alma mater im harmonischen Chor, über den Zinnen glänzte der Abendstern.

In demselben Augenblicke hörte man das verwirrte Geschrei mehrerer Stimmen vor der Hausthür, diese fiel krachend zu,

daß das alte Gebäude erschütterte und in dem Zimmer ein Gemälde von der Wand fiel — es war das Gemälde Nissa's, Dinah's Vater. Sie riß sich aus den Armen Alonzo's, sie stürzte auf das Bild und fiel erschöpft mit ihm auf das Divan. Jetzt trat keuchend Arama ein, hinter ihm die Duenna mit Licht.

„Aluba med intha deassja podagris!“*) rief er wüthend aus, „seit die verfluchten Spanier in Granada sind, hat alle Ordnung aufgehört!“ — Jetzt bemerkte er den königlichen Hauptmann und schien verlegen über den Ausruf.

„Ah, sieh da unsern Freund Don Alonzo — verzeihet dem Ausbruche meines Unmuthes. Gegen den neuen Pöbel, den Ihr in die Stadt gezogen und der Hunger und Durst mit maurischem und jüdischem Blute stillen möchte, verhielt sich unser voriger arabischer — Gott verzeih' mir die Sünde! — wie Mischna zur Gamara. Jener erklärt uns erst, was dieser gemeint. Mein Gott! Es sind nun 39 Jahre her, daß ich in Constantinopel die Türken und Seldschucken einrücken sah, da wurden doch wenigstens Männer wie ich, die das Heil bei sich führen, geschont. Ich will da einen achtzigjährigen, vornehmen kranken Mauren besuchen, dem man vor vierzehn Tagen Wasser auf den Kopf gegossen, und der immer sehr respectabel sich gegen mich aufführte, kommt mir der Diener eines kastilischen Marlese entgegen und befiehlt trotzig, ich solle den Augenblick zu seinem Herrn kommen, er läge schon seit einer Stunde im Fieber. Ich vertröste ihn bis zu meiner Zurückkunft vom sterbenden Mauren zu warten, der Kerl wird wüthend, ein junger spanischer Doctor, der vielleicht erst vor 14 Tagen den Schlußstein zu seiner Weisheit in Sevilla legte und deren zu unserm Leidwesen jetzt Schaaren nach Granada kommen, bietet sich dem Diener an. Unterdeß hat sich ein Haufe Volks versammelt und verfolgt mich mit Steinwürfen und Schimpfreden bis zum Hause.“

Noch immer hörte man das Toben vor dem Hause, das

*) Verflucht die Provinz, deren Meister das Podagra hat!

sich erst nach und nach verlor. Erst dann gewann der bestürzte Arama seine volle Besinnung wieder. Dinah näherte sich ihm freundlich, er beruhigte sie, doch die Eindrücke der letzten Stunde hatten ein Zittern aller ihrer Glieder erregt, sie stand blaß und einer Ohnmacht nahe neben dem Alten, ihre Hand auf seine Schulter stützend. Alonzo sah erschrocken auf sie hin, und auf sie zueilend rief er: „Ihr seid krank, Sennora, Arama helft!“ Dieser stürzte aus dem Zimmer, kam schnell mit einem feinen krystallnen Fläschchen voll kostbaren Oels, steckte es Alonzo in die Hand, eilte wieder hinaus, und mehrere Pulver zu reiben beginnend, während Dinah, Alonzo's Unterstützungen abwehrend, sich in einen Sessel niederließ, machte er seinem Herzen Luft. „Arme Dinah, holde Tochter, ich bin gleich bei der Hand — die verfl— das unsinnige Volk! verdirbt mir meinen schönen Abend, den ich heute so traulich mit meiner Dinah zubringen wollte. Doch es wird vorübergehen — es soll mir zur Warnung dienen! Don Alonzo, ihr seid ein guter Christ oder vielmehr ein guter Mensch, aber ich versichere euch, es geht eurem Spanien noch wie Sodom und Gomorrha. Großer Gott! wir sollen gute Bürger sein und sie lassen uns keine bürgerliche Freude, wir sollen eure Könige wie Kinder lieben und sie sind uns harte Stiefväter, wir sollen uns brüderlich anschließen und ihr hetzt uns wie das Wild des Waldes, und wollet Liebe ernten, wo ihr Haß säet. Mah nomar, mah nedabehr?*) Liebe Dinah, diesen Trank nimm und es wird dir besser werden.“

Unten wurde wieder geklopft und bald darauf führte die Duenna einen Benediktinermönch in die Stube. In langem härenen Chorrock, um den ein weißes Tuch um den Hals gebunden war, stand der Mönch da, und sah mit großen Augen im Zimmer umher, bald auf den alten Arzt, bald auf Dinah oder Alonzo seinen forschenden Blick richtend. In den kleinen Augen malte sich die List, im halbgeöffneten Munde die Bosheit,

*) Was sollen wir sagen, was sollen wir sprechen?

das Gesicht war voller Furchen, die Physiognomie des frommen Bruders trug die Spuren jahrelanger Leidenschaften, die in der Person verborgen gewüthet haben mochten.

„Ihr seid der Judenarzt Arama?"

„Zu dienen, würdiger Pater."

„Der Prior meines Klosters läßt euch augenblicklich zu sich hinüber bitten, er hatte beim Abendgebet ein schnelles Uebelbefinden." —

„Ich bin bereit." Wiederum wurde geklopft; Jehudah Abarbanel trat ein, mit gewohnter Heiterkeit die Freunde begrüßend. Arama entschuldigte seine Entfernung. „Gam bimnuchatam loh jischkenu reschaim,"*) murmelte er für sich hin. Der Mönch sah ihn hohnlächelnd an, als verstünde er den Sinn der Worte. Beide gingen hinweg. Jehudah war betroffen, hier Alles so gespannt zu finden, Alonzo erzählte ihm Arama's Begegniß. „Arama ist ein Thor," bemerkte er, „wäre er zum Castilier gegangen und hätte dem Mauren eine Stunde später an den Puls gefühlt," — und somit setzte er sich zu Dinah, sie mit Fragen bestürmend, während Alonzo mit großen Schritten das Zimmer maß. Nach einer langen Stunde kehrte Arama zurück. Mit des Priors Krankheit hatte es nicht viel auf sich, er hatte vielmehr den Arzt so lange zurückgehalten und über seine Familienverhältnisse ausgefragt. Es war spät, die Jünglinge verabschiedeten sich, Alonzo warf der Geliebten noch einen zärtlichen Blick zu. Das Verhängniß hatte aber schon längst in die Räder ihres Glückes gegriffen.

17.

„In der Angst ruf' ich die Gottheit an, der Gottheit Antwort schuf mir Raum!"

„Der Herr mit mir, so fürcht' ich nichts, was kann der Mensch mir thun?"

„Der Herr mir zu meiner Hülfe, und ich seh' auf meine Feinde nieder."

„Besser ist's dem Herrn vertrauen, als auf Menschen sich verlassen!"

---

*) Auch in ihrer Ruhe können die Bösewichter nicht ruhen.

„Besser ist's, dem Herrn vertrauen, als auf Fürstenwort zu bauen!"
„Umgeben auch die Völker mich, beim Ewigen, ich vernichte sie!"
„Umgeben sie von allen Seiten mich, beim Ewigen, ich vernichte sie!"
„Umgeben sie wie Bienen mich und lodern wie das Dornenfeuer, beim Ewigen, ich zerhaue sie!"
„Man stürzt mich, daß ich fallen soll, doch mein Gott ist meine Stütze!"
„Mein Sieg, mein Saitenspiel ist Gott, er wird zum Retter mir!"
„Dann ist Sieg und Freudengesang in den Zelten der Gerechten, Hallelujah!"

So sang am Abende des folgenden Tages der Arzt David Arama, dabei weinten seine Augen, und die Thränen rollten über die trockene Wange auf das Buch herab, durch die Thränen sah der Blick nach oben. Er saß aber in einem Lehnstuhle auf seidenem Polster, sein Haupt ruhete in der Hand des auf den Tisch gestützten Armes, er hatte seine Feierkleider angelegt, ein prächtiges blauseidenes Oberkleid, der Turban strotzte von Perlen. Auf dem mit einer seidenen, silberdurchwirkten Decke des Tisches standen eine silberne Schüssel, mit grünen Kräutern umkränzt, drei weiße Passahkuchen enthaltend, ein silberner Pokal voll reinen Malaga's und vier Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Dinah saß neben ihm. Die Trauerkleider hatte sie heute abgelegt, denn das heilige Osterfest war gekommen, das Fest der Befreiung aus der Knechtschaft Aegyptens, ein weißes seidenes Kleid umschloß ihre Glieder, an der Stirn prangte ein Diadem, denn Arama wollte sie heute als Königin geschmückt sehen, da am Tage der Befreiung Israel's Kinder sich als Fürsten wähnen sollen; darum hatte er den Schmuck und einen silbernen Gürtel aus dem Schreine hervorgesucht. Joseph saß auf Dinah's Knie, sie erklärte ihm die zierlich gemalten Bilder im Buche, — hier den brennenden Dornbusch, dort den Untergang Pharao's; Sara aber schlummerte wie ein Engel im Divan.

Feiere, armes Volk, dein Fest der Freiheit, die du am Nilus errangest. Dünket euch Könige, bedauerungswürdige Sklaven! Jahrtausende rollten in den Strom der Zeiten, und ihr habt das Gut schon längst verloren, um das ihr heute

Dankespsalmen singet. Hört ihr nicht das Rasseln der neuen Ketten, die euern wunden Gliedern angelegt werden sollen? Horcht, die Feuer knistern schon zum Opferlamme!

„Es ist doch ein erhabener Gedanke, meine Dinah," bemerkte jetzt Arama, „und besonders für mich, der ich die Welt gesehen, — der Gedanke: heute sitzen wir, Israel's Kinder, vom Euphrat an, ja vielleicht in Indiens reichem Lande, wohin die zehn Stämme vertrieben worden, bis zum Tejo, und danken einem Gotte und feiern ein Fest, und Alle auf dieselbe Weise mit heiligen Gebräuchen."

„Aber auch mit denselben frommen Gesinnungen, wie ihr, guter Vater?" Arama zuckte die Achseln. „Vielleicht nicht alle meine Dinah, aber doch viele noch inbrünstiger. Ach, das heutige Fest war oft schon ein Thränenfest, wir an demselben, bei dieser häuslichen Familienfreude, der schauderhaftesten Verbrechen beschuldigt, die keines Israeliten Gedanken fassen, viel weniger seine Hände verüben können. An diesem Tage der Befreiung erschien der Tod schon oft als libertador, aber nicht auf dem ruhigen Bette, auf dem prasselnden Scheiterhaufen, von der Hand des Henkers, oder führte durch das rothe Meer eines schrecklichen Blutbades zum Lande der Verheißung."

Jetzt unterhielt er Dinah mit der Erzählung früherer Schicksale, da rauschte es plötzlich im Vorsale, die Thür öffnete sich langsam und herein traten spanische Soldaten, an ihrer Spitze drei Geistliche. Arama stand auf, bebend wie Espenlaub, sein Gesicht wurde todtenbleich; Dinah blickte wie erstarrt auf die Gruppe.

„Jude Arama, ihr folget mir!" rief der eine der Geistlichen, der Mönch vom vorigen Abend, — „im Namen der heiligen Inquisition!"

„Ich bitte, liebe Leute, ein Irrthum, gewiß ein Irrthum," stammelte der Alte, — „ich bin der wohlbekannte Arzt Rabbi David Arama, seit 20 Jahren hier die Kunst ausübend, — Juden, Christen, Mohamedanern helfend, — ein gewaltiger

Irrthum, liebe Leute! Was will die heilige Inquisition von mir? ich bin ein Jude, ja ich bin ein Jude, — ein Jude, liebe Leute — ich feiere das Passah — hier sind die Osterkuchen, das ist meine Pflegetochter, das sind meine Kinder! wir sind alle Juden, nicht getauft, wir sind keine Marannos, wir können keine angenommene Religion überschritten haben. Ein großer Irrthum, liebe Leute!"

Die Mönche erhoben ein teuflisches Gelächter. „Im Namen der heiligen Inquisition zögert nicht, eure Schuld wird euch an einem andern Orte genannt werden, jetzt endet eure heidnischen Gebräuche und folget!"

Dinah trat vor, mit aller ihr angebornen Würde trat sie vor die Mönche. „Würdige Patres, störet nicht den Frieden des Frommen, nicht die Ruhe des Greises. Er ist unschuldig jedes Verbrechens, wie die Sonne so rein sein Wandel, vom frühen Morgen bis zum späten Abend erfüllt er das Werk des Tages."

„Wir haben über seine Schuld und Unschuld nicht zu richten, schönes Mädchen!" meinte der Eine, „wir gehorchen den Obern."

Die kleine Sara war erwacht und schrie laut auf beim Anblick der fremden Gesichter. Joseph klammerte sich um die Kniee des alten Vaters. „Ich lasse euch nicht mit jenen Männern gehen," rief er laut, „das ist der häßliche Mönch vom Kloster da drüben, der Teufel, der die Kinder einholt, wenn sie nicht gehorchen." Dem Mönche mochte der Ehrentitel nicht gefallen, „Judenbrut!" grinste er.

Dinah aber warf sich ihm zu Füßen. „Nehmet mich zur Gefangenen, liebe Leute, die Verantwortung treffe mein Haupt. Er ist der Großvater verwaiseter Kinder. Bei allem Heiligen, ich will für ihn stehen!"

Arama trat jetzt gefaßter hervor. „Dinah, du bleibest, die Kinder erheischen deine Pflege, nimm sie und bewahre sie, die köstlichen Kleinode meines Lebens. Ich gehe, der Herr bei

mir, nichts fürchte ich! es ist ein schwerer Gang, Dinah, doch „er führt mein Recht wie ein Licht hervor.“ — Nur noch eine kurze Zeit, ich folge gleich!“

Er trat zum Tische, sprach den Segensspruch und trank den Wein, er brach das Brot und theilte seinen Kindern davon mit, und sich gegen Morgen wendend und sich verneigend betete er: „Der Herr hüte dein Kommen und deinen Ausgang!“ Darauf legte er seine Hand auf Dinah und Sara mit den Worten: „Der Herr segne euch und behüte euch, und schenke euch Frieden,“ und auf Joseph: „Der Engel, der mich aus allem Uebel erlöset, segne den Knaben, daß meiner Väter Name mit ihm genannt werde!“

Der Mönch stand bei diesen Worten wie versteinert da, ein krampfhaftes Zucken aller seiner Gesichtsmuskeln verrieth den innern Affect, den die hebräischen Worte bei ihm erregten. Arama aber küßte die Pergamentrolle an der Thürpfoste, und ohne wieder zurückzusehen, war er schnell zur Thür hinaus. Mönche und Soldaten folgten ihm und nahmen ihn in ihre Mitte. Dinah lag betend auf den Knieen, die Kinder neben ihr weinend und schluchzend. Der erste Abend des Osterfestes war vorüber. Die Ketten rasseln, armes Volk! Und es erstand in Israel kein Prophet mehr, dem Mose gleich.

18.

Schreckliche Nacht für die unglückliche Dinah, schrecklicher noch als die, in der ihr der Tod den Vater entriß. Der war heimgegangen in die Gefilde des Friedens, und hatte die Erde als freier Mann verlassen, — sie stand damals allein, aber die Barmherzigkeit ihrer Nation ließ Hülfe und Rettung erwarten. Aber heute hatte man den väterlichen Freund vor ihren Augen in ein finsteres Gericht geführt, von wannen seiten Jemand zurückkehrte, vom friedlichen Festmahl, aus den Armen der lieblichen Enkel, deren Schicksal ihr mit Bleischwere auf dem Herzen lag. Und ihr eigenes Innere! es war verändert, die

Macht des väterlichen Glaubens war erschüttert durch das Wort eines Mannes, der zu dem Volke gehörte, welches das Unheil über ihre Nation herabschüttete, — die Gewalt der ersten Liebe bewegte den Strom ihres Lebens, der bis jetzt ruhig und lieblich nur vom Zephirhauche häuslichen Friedens bewegt worden war. Und doch war es das Bild dieses Mannes, das in dieser Nacht mit dem Heiligenschein der Erlösung ihrer geängsteten Seele zustrahlte, von dem sie Rath, Trost und Rettung des unschuldigen Arama erwartete. Sie trat auf den Söller, durch die finstere Nacht sah sie auf die Straßen, deren Stille nur durch das Plätschern der Wellen des Darro und den Ruf der Wachen unterbrochen wurde. Gegenüber lag das Kloster, dunkel und ernst, wie das Grab. Nun bricht der Morgen an, die Königin des Tages erhebt sich von den Alpuxares, auf die schneebedeckten Häupter der Sierra Nevada fallen die ersten Strahlen. Wie lange weilst du, Freund meiner Seele, Stern der Hoffnung?

Und als das Gewühl immer lebhafter wurde, als sie sich noch immer allein befand, das zagende Gemüth von Entschluß zu Entschluß schwanket, als die ausgeschickte Duenna keine Kunde vom Vater bringet, und in dem Vorsaale die des Arztes harrenden Leidenden vergebens abgewiesen werden, als die erwachten Kinder weinend nach dem Großvater fragen, und ob ihn der schwarze Teufel vom Kloster noch nicht wiedergebracht hätte, da faßte sie die Kleinen an die Hand und richtete das thränenvolle Auge nach oben. Doch dort nahet sich eines Freundes Gestalt, es ist Jehudah Abarbanel, der mit hastigem Schritt durch die Straßen eilet und geisterbleich ins Zimmer tritt. „Wo ist Arama, Dinah?“ ist die erste Frage. Dinah wirft sich weinend um seinen Hals, sie erzählt ihm das Geschehene, sie feuert ihn zur unverzüglichen Hülfe an, sie fleht um das Aufbieten aller seiner Geisteskräfte, um den biedern Arama zu retten. Jehudah steht starr wie am Boden geheftet, seine Augen rollen wild, sein Gesicht glüht von edlem Zorn, er ballt die

Faust und knirscht mit den Zähnen, — so hatte den sanften Jüngling noch Niemand gesehen. „Ha! ich ahne etwas Fürchterliches!“ ruft er, „Arama gestern Abend abgeführt, Alonzo heute Nacht von Kerkerdienern aufgesucht und verschwunden! Rache über euch, schwarze Mönchsbrut!“

Dinah schrie laut auf, der Wahnsinn schien mit seinen schwarzen Schatten sich über sie zu werfen, sie rang die Hände und rief; „Alonzo, mein Alonzo! ein wildes Thier hat meinen Alonzo zerrissen!“

Jehudah hielt sie bebend zurück, er umfaßte sie mit seinen Armen. „Dinah, meine Dinah, Dein Alonzo?“ und mit Wehmuth zum Himmel blickend sprach er: „Fahr' hin, Glück meines Lebens, Freuden meiner Jugend! Jehudah Abarbanel, du stehst am Scheidewege, zurück kannst du nicht, wohlan! so willst du vorwärts schreiten. Mein Vater, ich bin Mann geworden!“ Er hatte Dinah auf einen Sessel gesetzt, auf dessen Lehne sie ihren schönen Kopf lehnte, mit verschlungenen Armen stand er vor ihr und sah bitter lächelnd auf das Mädchen herab.

Und in diesem Augenblicke trat der Mönch, von Soldaten gefolgt, wieder ein, und forderte die Schlüssel vom Schrein, in welchem Arama's Ersparnisse lagen. Jehudah's Brust tobte vor Rachegefühl, dessen er mit aller Anstrengung Meister zu werden suchte. Als aber der Mönch gegen die Bitten und Anfragen Dinah's taub blieb, als er mit schadenfroher Miene sich im Zimmer umsah und auf seiner Forderung beharrte, trat ihm Jehudah näher: „Wer bist du, Mönch? wer hat dich hierher gesendet?“

„Wer ich bin, Knabe, das mögen dir die sagen,“ erwiderte der Mönch kalt und gelassen auf die Soldaten zeigend. „Hüte dich den Diener der Kirche zu beschimpfen, du würdest die Blitze des Donners auf dich herablocken, der über deinem Haupte, Jude, schwebt. Jehudah Abarbanel, wir kennen dich! Euer stolzes Geschlecht wähnt, auf die Geldkasten pochend, die Kirche verkaufen zu können, die Hände sollen euch gelähmt werden.“

Die Soldaten nahmen den Mönch in ihre Mitte, Dinah übergab die Schlüssel, der Schrein des Arztes wurde geplündert. Hohnlachend verließen sie das Haus.

19.

Bei den schimmernden Serpentinsteinbrüchen unweit Granada liegt ein altes Gebäude. Die Mauren hatten hier in der Zeit ihres Ruhmes ein Hospitium angelegt, worin sie mit der den Anhängern des arabischen Propheten eigenthümlichen Barmherzigkeit heimathlose Pilger, Greise, deren Familien ausgestorben waren, verpflegten, und alte Imans vom frühen Morgen bis zum späten Abend den Koran lesen mußten. Seit dem Einzuge der Spanier wußte Niemand, wozu das Gebäude gebraucht wurde, die Armen und Priester waren vertrieben, erprobte Krieger umstanden dasselbe und bewachten den Eingang; die Mauren wähnten, man habe dort die Schätze der Alhambra aufgehäuft, weil in der Alhambra selbst die Geister ihrer Könige die Christen ängstigten. Man wußte, daß unter diesen Gebäuden weite Räume sich befänden, die zu den Steinbrüchen führten, und aus diesen durch den Hammer arbeitender Sklaven entstanden waren. In diesen untern Höhlen waren die Gräber der im Hospiz Verstorbenen angebracht, und die Schauer des Todes empfand der, der in die Gewölbe hinabstieg und so eben erst die warme Luft des Lebens unter den Orangen eingeathmet hatte. Eiserne Gitter theilten jetzt die ungebrauchten Gewölbe in kleine Behältnisse ab, Ketten waren in die glänzenden Serpentinwände eingeschlagen und unglückliche Gefangene seufzten unter ihrer Last.

Es war Mitternacht. Die Gitterthüren öffneten sich, Laienbrüder erschienen mit Fackeln und führten einen Greis herauf, dessen Augen von dem plötzlichen Lichtschein geblendet wurden und der wankenden Schrittes den Boten folgte. Das graue Haar seines Hauptes war feucht und verworren, auf dem leidenden Gesichte starrten Thränen, Frostschauer von

Furcht und Kälte schüttelten die Glieder, und von diesem Anblick des Elends stach die festliche und morgenländische Kleidung ab, die der Schmutz des Kerkers besudelt hatte. Es war Arama, der jüdische Arzt. Man führte ihn über mehrere Treppen, seine Füße versagten ihm den Dienst, seine Begleiter lehnten es unwillig ab, wenn er sich an sie halten oder auf sie stützen wollte, und schienen seine Berührung zu fürchten. Sie kamen in einen geräumigen Saal, der von schwarzen Fackeln erleuchtet wurde, um einen großen Tisch saßen Männer in der Kleidung der Franziskaner, mit ernsten Gesichtern; an dem Ende des Tisches saß der Meister der Versammlung, mit großen Augen auf Papiere schauend, beim Eintritt des Gefangenen leicht aufsehend, aber gleich wieder seine vorige Stellung einnehmend und weiter lesend. In dem Saale hingen Bilder der Apostel und Heiligen, ein großes Muttergottesbild dem Eingang gegenüber, die Wände waren außerdem mit Schreinen voller Papiere besetzt, auf dem Tische aber ein großes Crucifix von vergoldetem Holze aufgestellt.

Der Gefangene stand zwischen seinen Führern eine lange halbe Stunde, kein Geräusch unterbrach die Stille, nur er selbst lispelte leise, ohne daß es Jemand hörte: „Gelobt seist du, Gott, daß du mich zum Israeliten geschaffen!“ Plötzlich wendete sich der Inquisitor zu ihm, und fragte ihn nach Namen und Alter. Arama rüstete sich zur Antwort, und ein neues Feuer schien die erstarrten Glieder des Alten zu beleben.

„Ich heiße Rabbi David Arama, Sohn des in Gott entschlafenen Rabbi Abraham Arama, Sohnes des Joseph, Sohnes des David, Sohnes des Obadja Arama aus Fez. Die Zeit meiner Wallfahrt auf Erden ist siebenzig Jahre, wenig und böse ist die Zeit meines Lebens, und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt.“

Befragt um sein früheres Leben antwortete er: „Ich war zwölf Jahr alt, da verlor ich meinen Vater durch den Tod. Mich erzog darauf der ehrwürdige, jetzt in Gott entschlafene

Rabbi Michael Sacuth, und unterrichtete mich im Glauben meiner Väter und in den Lehren unserer Weisen. Die Kunst des Arztes lernte ich vom wackern Abenhamet, Arzt in Malaga. Ich war 20 Jahr alt, da begab ich mich auf Reisen, und habe der Länder und Völker viele gesehen. Ich durchzog Frankreich und Italien, ich schiffte mich ein in Trani und fuhr nach Griechenland, ich durchreisete Syrien und das gelobte Land meiner Väter, ich betete auf den Trümmern des Tempels und habe die Stadt Gottes gesehen, die einst die Königin war unter den Städten, jetzt aber wüste und leer, ich besuchte die Wässer Babylons und trauerte unter den Weiden, wo vor Alters unsere Väter die Harfen hinhingen, ich sah das reiche Bagdad, meine Sohlen brannten von dem Sande der Wüste, wo ich das Grab des Propheten Ezechiel besuchte, und mit Tausenden meiner Glaubensgenossen die Laubhütten in der Wüste aufschug und das Andenken glorreicher Tage meiner Ahnen feierte. Dreißig Lampen brennen Tag und Nacht bei jenem Grabe, zweihundert Wächter bewachen die heilige Stätte, und empfangen die Gaben der gläubigen Pilger, die sie zur Unterhaltung der Synagoge, zur Aussteuer der Waisen und zum Unterhalt armer Schüler anwenden. Auch das reiche Susa mit dem Grabe Daniel's war mir nicht zu fern. Ich wendete mich von den Städten des Morgens wieder nach Abend. Ich kam nach Byzanz, der auf sieben Bergen gebauten Stadt, als der stolze Moslem den griechischen Kaiser stürzte, und in die undankbare Tochter Roms mit wilden Horden einrückte, von seinen Vezieren und Leibwachen begleitet, und die Fahne seines Propheten auf die Spitze der Aja Sophia pflanzte; ich sah die Köpfe der Griechen unter den arabischen Pferden rollen, und mit Entsetzen erinnert sich mein alter Kopf der Gräuel, die die morgenländische Christenheit betrafen. Da floh ich nach Aegypten, dem Lande meiner Kunst, wo die Pharaonen liegen, kalt und starr in ihren hohen Gräbern. Auch trieb des Wissens Durst mich nach den Reichen, die die Söhne Ismael's im Norden Afrika's gestiftet, ich reiste

nach Fez, dem Geburtsorte meines Ahnen, und nach dreizehn Wanderjahren kehrte ich wieder nach Granada zurück, wo ich seit achtunddreißig Jahren die göttliche Kunst des Arztes geübt habe. Würdige Väter! Kein Laster hat meinen Wandel befleckt, jeder Tag brachte seine Mühen, seine Arbeit und seine Sorgen. Ich habe Weib und Kinder in die Gruft gelegt, und habe in Ehren das Ziel des Lebensalters erlangt, was darüber kommt, ist Gottes Geschenk."

Diese Worte, so rührend sie Arama vortrug, machten keinen Eindruck in der Versammlung, wie Mächte der Finsterniß sahen sie mit stieren Augen auf ihn.

„David Arama," sprach jetzt der Inquisitor in durchdringendem Tone, „ihr stehet vor der heiligen Inquisition, die die Frevel gegen den Glauben der Christen und die katholische Kirche aus der dunkeln Nacht zur Helle des Tages fördert. Sprecht die Wahrheit auf die Frage, die ich euch vorlege, die Strafe würde euch sonst doppelt treffen, und ihr würdet mit der fürchterlichen Rache des weltlichen Richters der ewigen Verdammniß, der ihr heimgefallen, zugeführt werden. Wer ist die Jungfrau, die in eurem Hause als eure Tochter lebet?"

Arama sagte die Wahrheit, er erzählte Dinah's Herkunft, wer sie ihm anvertraut und wie sie seinem Alter eine Stütze zu werden versprach.

Der Franziskaner erhob sich jetzt von seinem Sitze, schritt schnell auf den Alten los und rief ihm fürchterlich zu:

„David Arama! ihr seit angeklagt, jene Jungfrau, die in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche einkehren und die Sünden eures verruchten Ketzerlebens ablegen wollte, vom christlichen Glauben durch freche Ueberredung und Drohung zurückgehalten zu haben, angeklagt, daß ihr ihr den christlichen Glauben als Gräuel geschildert und ihr Gemüth durch strafbare Reden gequält habt. Ihr habt ihr das Buch der Evangelisten aus den Händen geschlagen und das Bild des Gekreuzigten auf

eurem Herde verbrannt. Was habt ihr zu eurer Verantwortung?“

Arama stand jetzt ruhig und gefaßt, er sah im Kreise der Mönche umher und trat einige Schritte vor:

„Ehrwürdige Väter! Was ihr mir da saget und vorhaltet, es sind nie gehörte Töne für mein altes Ohr. Wer so die Welt gesehen wie ich, der verabscheuet die Schändung anderen Glaubens, und wenn sein Herz Tücke genug besäße, er wäre klug, sie zu verbergen. Dinah ist eine rechtgläubige Jüdin, nie ist es ihr auch im entferntesten in den Sinn gekommen, den Glauben, den ihr der Vater auf die Tafeln ihres Herzens geschrieben, zu verläugnen. Nie — ich schwöre es bei dem Gotte des Himmels und der Erde, bei dem, der da war, ist und sein wird, bei dem mächtigen Zebaoth! — nie gab sie mir Gelegenheit, ihr den Glauben der Christen zu verleiden, nie zeigte sie mir die Absicht, sich euch zuzuwenden, nie habe ich die angeschuldigten Schandthaten an euern Heiligthümern verübt. Fern sei es von mir, solches zu thun, fern von mir, dem Manne des Berufes, die Religion derer, von denen ich Hunderte den Armen des Todes entrissen, deren letzte Seufzer ich hörte, deren Todesangst ich linderte, deren Sterben ich ehrte, denen ich selbst den Priester zuführte, auf solche Weise zu verachten. Fragt in Granada nach Arama, wo ist der Mann, der solch' eine Sünde auf sein Haupt ladet, mir dergleichen vorzuwerfen? wo ist der Ankläger, der mich hierbei betroffen? — Ehrwürdige Patres! ihr wolltet mich prüfen, ihr habt mich von meinen lieben Enkeln, vom Tische des Passah's, von den Kranken, die ich verpflegte, gerufen — ihr wollet Gerechtigkeit, denn ihr seid die Diener eures Glaubens, wie ich der des meinigen. Aber der Gott, der Abraham erschien, den Isaak fürchtete, den Jacob auf der Engelsleiter an den Pforten des himmlischen Paradieses sah — ihr fürchtet ihn, wie ich, das reine Feuer seiner Liebe durchdringt eure Brust wie die meinige, ihr könnet, ihr wollet den siebenzigjähren Mann nicht länger in der Hölle des unterirdischen Ge-

wölbes lassen. Von den Tiefen der Unterwelt schreie ich zu Gott empor. — Ihr nennt euch seine Priester, so seid die Boten seiner Gnade, seid die Engel seiner Liebe, zieht mich aus der Gruft, daß ich nicht sterbe, gebt den Vater den Kindern wieder, lasset mich mein Passah am Lichte der Sonne feiern, ich will euch preisen in der Mitte des Volkes und der Gemeinde."

Arama schien erschöpft, er sah mit thränenden Augen die Mönche an, seine Brust athmete rasch und ängstlich, die Furcht der Erwartung lag in seinen Zügen.

„Du willst deinen Ankläger wissen," schallte es ihm entgegen, „dein Ankläger ist ein Christ, der dein Haus besuchte, der das Elend der Jungfrau mit eigenen Augen sah, dem sie die Noth, die du verbrecherisch über sie verhängtest, im Drange ihres Herzens nach der heiligen Taufe offenbarte, es ist der königliche Hauptmann — Ferdinando Alonzo!"

Arama stand wie vom Donner gerührt. „Ferdinando — Alonzo!" — stammelte er, „wie ist mir denn? jetzt wird's Tag in meiner Seele. Ehrwürdige Patres! der Hauptmann hat mich und euch schrecklich betrogen. Schlimme, schlimme Zeiten, wo die Jugend das Alter berückt! Was will der Ferdinando Alonzo von mir? ich habe ihm freundschaftlich mein Haus geöffnet. Kann sein, daß in der Wärme des Gesprächs manche Ergießung meines Herzens vorkam, die ich Andern verhehlt haben würde. Aber womit er gegen mich vor euch anklagend erschien, das ist unwahr, falsch, falscher noch, als die Schlange des Edens. Alonzo! dein Auge war so rein und treu, dein Blick so edel und stolz, dein Wesen so einnehmend — hat die Leidenschaft dein Gehirn verbrannt, dein Herz verkohlt, daß du den alten Freund zu verderben trachtest? Mir versagt die Zunge die Kraft der Rede, das Auge hat keine Thräne mehr, womit ich euch rühren könnte, aber führt Alonzo hierher, ich will ihn sehen, er wird seinen Irrthum bekennen."

„Glaubst du, frecher Lügner, den Jüngling durch die Künste deiner Verstellung in seiner Aussage wankend zu

machen? So wisse denn, deine Ruchlosigkeit, dein Haß gegen die Christenwelt ist noch anderwärts erwiesen. Du hast einem kranken Christen Hülfe versaget, und sie lieber einem ketzerischen Mauren zugewendet, du hast, als man dich zum kranken Prior rief, Schimpfworte ausgestoßen. Hier ist der Zeuge."

Der Inquisitor zog eine Glocke, die durch die weiten Räume schallte, — ein Mönch trat herein, Gonzago Campanton, genannt Pater Hieronymus von Sevilla, der bekannte Benedictiner.

Arama taumelte rückwärts auf die Laienbrüder. Der Inquisitor winkte und zwei Mönche erhoben sich von ihren Sitzen, stellten sich vor den Juden, der eine mit dem Crucifix, der andere mit dem Brevier, zwischen beiden verlas ein Pater die Anklage, Arama schrie aus allen Kräften: „Nein! nein! nein!" Gonzago berührte das Kreuz und beschwor die Wahrheit seiner Aussage, daß, als er den Arama zum Prior holte, er in hebräischer Sprache die Christen unruhige Bösewichter genannt habe. Die Aussage Alonzo's wurde von zwei Andern Namens der Versammlung, vor der es der Hauptmann heute bekannt haben sollte, verlesen. Abermals winkte der Inquisitor, und drei Laienbrüder traten herein mit den Werkzeugen der Folter, die man vor Arama ausbreitete. Er wurde noch einmal aufgefordert, Geständnisse zu machen oder durch sofortige Annahme des Christenthums sich die Freiheit mit einer leichten Bußstrafe zu verschaffen.

„Den Glauben meiner Väter, ich kann ihn nicht abschwören, ich bin so alt in ihm geworden, mein grauer Kopf kann das Neue nicht begreifen — soll ich durch falsches Bekenntniß die Rache des Höchsten auf mich laden, soll ich, ein elender Maranno, die Gottheit in dieser ehrenwerthen Versammlung belügen, soll mein erster Schritt in eure Kirche eine Täuschung sein, eine Hintergehung dieser Kirche? Nein, Arama ist kein Bösewicht, Arama ist kein Lästerer, der alte Arama liebt Jude und Christ

und Maure, aber er bleibt treu seinem Gotte, wie er treu der Menschheit blieb."

Die Folter wurde vorbereitet. „Der du dem Schwachen mächtige Kraft verleihest," betete der Ergriffene, „den Gefallenen erhebest, den Gefesselten befreiest, sende deine Hülfe vom Heiligthume und verlaß mich nicht in dieser Stunde."

Die alten zitternden Glieder wurden auf der Folter ausgespannt, die Finger, die bis dahin nur die klopfende Ader des Kranken gefühlt, in Schrauben gesetzt, sein lautes Jammern, seinen Hülferuf: Adonai, adonai, rachem na!*) gab das Echo des Gewölbes zurück, ein krampfhaftes Zucken schien den Tod zu verkünden, der Inquisitor winkte und man löste die Folterbande. Arama wurde aufgerichtet, er fiel den Laienbrüdern in die Arme, seine Lippen lispelten: Gelobet seist du, Herr, der du mich nicht zum Sklaven geschaffen! So führte man ihn fort, und er lag ohnmächtig auf hartem Strohlager. Der Tag bricht an, kein Strahl der Sonne trifft seinen finstern Kerker, fern hört man das Arbeiten maurischer Sklaven in den Steinbrüchen. Die Luft ist so blau und rein am spanischen Himmel, wie am Tage der Schöpfung über Eden, als das allmächtige Werde das Licht erschuf. Nur das Dichten und Trachten des Menschengeschlechts ist finster von Jugend an, hier lagert Finsterniß der Nacht, und Natur und Gottheit sprechen vergebens.

20.

Gonzago Campanton, der Benedictinermönch, war zu Sevilla im Jahre 1444 von jüdischen Eltern geboren. Sein Vater war Synagogendiener der Gemeinde alldort, früher reich und angesehen, aber durch Unglücksfälle seines Vermögens verlustig, so daß er nur mit Widerwillen sich dem untergeordneten Dienste in der Gemeinde unterzog. Mit Neid und Sehnsucht

*) Herr, Herr, erbarme dich!

sah er auf die reichern Glaubensgenossen, neben denen er vormals geglänzt hatte, und barsch und lieblos behandelte er die Armen, für deren Verpflegung er sorgen sollte; gegen jene war er zu stolz, um die allerdings demüthigende Stellung seines Amtes zu bewahren, gegen diese erschien er mit dem kränkenden Uebermuthe des früher vornehmen Mannes. Aus beiderlei Gründen mußte ihm sein Betragen Feinde zuziehen, und es fehlte nicht an Klagen und Verweisen, die die Bitterkeit Campanton's noch mehr reizten, und deren Verdrüßlichkeiten er seinem tugendhaften Weibe entgelten ließ. Wehe dem Menschen, der nicht geistige Bildung und Seelengröße ins Unglück hinüberträgt, Armuth wird dann die Mutter eines größern Uebels, der Schlechtigkeit des Gemüthes. Diese Verhältnisse hatten Einfluß auf die Erziehung Gonzago's, des einzigen Sohnes. Der Stolz des Vaters hielt ihn von der Gemeinschaft mit seinen jüngern Glaubensgenossen zurück, mit den Gemeinern verbot ihm der Vater den Umgang, mit den Vornehmern war er dem Knaben versagt. So wuchs er heran ohne Gespielen und ohne Freuden der Kindheit, die das Element dieses Lebensalters sind, und mit ihrem Blüthenduste noch den Mann und Greis erquicken. Im Hause überhäufte ihn der Vater mit Vorwürfen, weil er nicht beharrlich genug in den Studien war, denn Campanton hatte seine Hoffnung auf diesen Sohn gesetzt. Da er ihm keine Glücksgüter mitgeben konnte, so wollte er ihn zum Ungeheuer der Gelehrsamkeit machen, und in den Strahlen des einstigen Ruhmes seines einzigen Sohnes sein eigenes Alter sonnen. Seine Phantasie malte sich mit glühenden Farben den Moment aus, wo er dem Mammon der Reicheren den Ruhm seines von Christen, Juden und Mauren geachteten Sohnes entgegenhalten konnte. Auch versprachen die Geistesgaben dieses Sohnes die richtigsten Leistungen, nur daß sie, von den Stacheln des väterlichen Ehrgeizes gereizt, zu früh über das rechte Ziel hinauseilten, und so geschah es, daß die erworbene Wissenschaft mehr die trockene Nahrung der Leidenschaft wurde, als die erwärmende

flamme des jugendlichen Gemüthes, genährt von dem heiligen Oele der Weisheit. Gonzago lernte viel; in seinem vierzehnten Jahre verstand er nicht allein, sondern wußte auswendig die heilige Schrift und sämmtliche talmudische Schriften, aber ihre Lehren lagen in dem Boden seines Gedächtnisses, und drangen nicht in die Kammern des Herzens ein; er war bewandert im mathematischen und astronomischen Wissen, zu jener Zeit mit desto größerem Eifer betrieben, je mehr sich den kühnen Seefahrern der Portugiesen und Spanier neue Welten eröffneten; aber der Glanz der Sterne traf nur das Auge und drang nicht in die Seele, um die Funken eines über die Erde und ihre Gebrechen erhabenen Gefühls zu erzeugen; er kannte endlich die Sprachen der Griechen, Römer und Araber, aber die Größe der alten Welt, und die Ruhe und Abgeschlossenheit, die in den Werken der Vorzeit liegt, hatten keinen Einfluß auf Gonzago's Charakterbildung, und reinigten ihn nicht vom Staube, den die kleinlichen Bestrebungen seiner Umgebung auf sein geistiges Wesen geworfen hatten. Was Wunder, daß ihn die Wissenschaft endlich anekelte, und daß, als in der Blüthezeit des Lebens die Leidenschaften mit ihren Stürmen auf ihn einbrachen, er ihnen keine erprobten Waffen entgegenzuhalten vermochte. Er hatte das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt, als er von Cordova, wo er sich zum Gelehrten ausgebildet hatte, zurückkehrte; er sah die Tochter eines reichen Juden, Estrella Bebenäste, und liebte sie mit allem Feuer seines leidenschaftlichen Herzens. Mit Ungeduld erwartete er noch die Zeit, wo ihm die höchsten rabbinischen Würden zu Theil werden sollten, um das Gewicht derselben in die Goldwage des Bebenäste zu werfen, und von ihm die Hand seiner Tochter zu erlangen. Der Augenblick kam, von mehrern bedeutenden Schulen erhielt Gonzago zugleich Titel und Würden, Campanton sah triumphirend auf die Reichen der Gemeinde, deren Söhne im Strudel der Welt Glück und Ehre verloren; sein Hochmuth ward noch größer und unerträglicher, da der Glanz seines Sohnes nicht die Dunkelheit seines Standes aus-

löschte. Estrella's Besitz wurde Gonzago verweigert, nicht wegen seiner Armuth, — denn diese würde der reiche Bebenäste übersehen haben, da die Ehre eines Rabbinen in zu hoher Achtung stand, als daß nicht der reichste Jude eine Verbindung seiner Tochter mit ihm als ein großes Glück für die ganze Familie angesehen hätte, — aber Bebenäste fürchtete die Verschwägerung mit dem ränkevollen Campanton, und Gonzago selbst besaß, trotz seiner Gelehrsamkeit, kein Zutrauen, weil ihm die Eigenschaften des Herzens fehlten, wodurch allein die Menge gefesselt werden kann. Jetzt loderte die Flamme der Begier wild in seiner Brust auf, er fluchte seiner Geburt, er haßte sein Volk, er schmähete seinen Vater, und würde schon jetzt ihn verlassen haben, wenn ihn nicht die Mutter noch zurückhielt, die allein noch etwas über das verwilderte Gemüth des Vielwissers vermochte. Aber die beständigen Zerwürfnisse seines Vaters mit der Gemeinde zwangen diesen endlich, seine Stelle niederzulegen; er versuchte es wieder mit dem Kleinhandel und Wucher, aber das Alter hatte ihm die Rüstigkeit genommen, um es den Jüngern zuvorzuthun, und die schrecklichste Armuth drückte die Familie zu Boden. Da hörte Gonzago, daß ein naher Verwandter der Mutter, Namens Gaon, groß und reich geworden wäre; er wohnte in Vittoria, hatte die Einkünfte der Krone gepachtet und betrieb die Einnahme des pedido.*) Zu ihm reiste Gonzago, von ihm verlangte er Beförderung, von ihm Hülfe für den verarmten Vater, für die im Leiden erblindete Mutter. Aber Gaon schämte sich der armen Anverwandten, mit harten Worten wies er ihn zurück und wollte die Familie nicht kennen. Da irrte Gonzago in der reichen Stadt umher und sah das geschäftige Leben um sich, nur er war verlassen, verhöhnt, verstoßen. Das Leben war ihm eine Bürde, aller Zierden beraubt, gekränkter Ehrgeiz, zurückgewiesene Liebe wurden die Furien, die die Geister der Verzweiflung und der Rache in ihm anregten. Er steht auf

*) Abgabe.

einer Brücke und will sich in die Fluthen stürzen, da hört er ein Getümmel auf dem nahen Markte, ein Mönch predigt heftig gegen die Juden, er malte dem Volke ihr verruchtes Leben, er forderte es zur Rache gegen die Mörder des Heilandes auf, gegen die Bedrücker der Spanier, er erwähnte Gaon's als Helfershelfers der Tyrannei. Bei diesem Namen stürzt Gonzago herbei, er ergreift das Crucifix, er schildert die harte Behandlung, die er von Gaon erlitten, er bekennt sich zum Glauben der Christen und empfängt unter Jubel der Menge die Taufe. Der Mönch giebt ihm den Bruderkuß, die Menge strömt nach dem Hause des verhaßten Einforderers des pedido, und der verstümmelte Leichnam des Unglücklichen wird vom Fenster auf die Straße geworfen, wo ihn der Pöbel in Stücke zerreißt und seinen Kopf auf der Lanze herumträgt. Vergebens, daß der König die Mörder bestraft und die Häuser der Aufrührer niederreißen läßt, man zwingt ihn zur Nachgiebigkeit und Gonzago Campanton wird vor jeder Verfolgung von dem mächtigen Arme der Kirche geschützt. Jetzt ist Vater und Mutter vergessen, er zieht mit den Franziscanern im Lande umher und predigt gegen die Juden, er sieht mit teuflischer Wonne ihr Blut fließen und führt die alten Rabbinen zum Scheiterhaufen. Aber vergebens wartet er auch jetzt auf Ehren und Würden, — mitten in seinen schauderhaften Reden trifft ihn der Hohn der Neugierigen über die jüdische Mundart. Die Begeisterung, die er für den neuen Glauben heuchelte, wurde kalt erwiedert, ja er wurde nicht selten Stichblatt des Witzes für die Mönche, und nur wenn es die Bluthetze der Marannos galt, war er Anführer, und wußte, mit allen äußern Zeichen des mosaischen Glaubens bekannt, die besten Mittel und Wege, die Ketzer ausfindig zu machen. — So wurde er der Schrecken und die Geißel der neuen Christen, die mit Gewalt zum Christenthum gezwungen, im Geheimen die Gebräuche ihrer alten Kirche hielten, und überfiel sie beim Begrüßen des Sabbaths, beim Opfer des Passah, in den Kammern ihrer Gebete, bei der Unterweisung

ihrer Söhne. Er selbst aber verfiel immer mehr und mehr in den Schlamm gemeiner Ausschweifungen, welche Körper- und Geisteskräfte verzehrten. Dem Wüthen dieses geistlichen Räuberhauptmannes ward endlich, nachdem Tausende von Opfern seiner Rache gefallen waren, von der Regierung Einhalt gethan, sie verwies ihn in ein Kloster. Hier verbrachte er sein Leben unter strenger Aufsicht eines tugendhaften Abtes, dessen Leben er lange Jahre durch Ränke verbitterte, bis er nach Granada versetzt wurde, und ihn die Inquisition von neuem zum Werkzeuge ihrer Gräuelthaten machte. Der Prior des Benedictinerklosters, ein träger und nur von der niedrigsten Wollust angeregter Mensch, benutzte ihn zum Vermittler seiner Begierden. Er mußte für ihn die weiblichen Scheusale Granada's aufsuchen und sie seiner heimlichen, fleischlichen Lust zuführen. Der Prior hatte die reizende Jüdin im Hause Arama's bemerkt, er beobachtete sie täglich, und kein Opfer däuchte ihm zu gering, um die Reine in seine Gewalt zu bekommen. Gonzago konnte hier insbesondere als Spion gebraucht werden, er war ja mit den Sitten der Hebräer bekannt und ein neues Opfer seiner Rache war ihm willkommen. Wir wissen bereits, wie er den Arzt zum Prior berief, der im Gespräche mit Arama es bald einsah, daß dieser nicht der Mann sei, von ihm die Befriedigung seiner frechen Wünsche zu erlangen, listig genug aber den redseligen Arzt über seine häuslichen Verhältnisse ausforschte; wir wissen, wie Gonzago die hingeworfenen Worte Arama's wohl verstand. Sie reichten hin, um eine Anzeige bei der Inquisition zu machen, und da sie Alonzo's Besuche bemerkt hatten, und er selbst an jenem Abende vom Mönche mißtrauisch angesehen wurde, so suchte man, sein Verhältniß zu Dinah errathend, auch diesen der Ketzerei verdächtig zu machen. Man überfiel den unglücklichen Arama bei der Feier der Ostern und schleppte ihn ins Gefängniß, wo er mehrere Tage vergebens auf seine Vernehmung harrte, man suchte in derselben Nacht sich Alonzo's zu bemächtigen, aus dem sie durch verfängliche Fragen das Bekenntniß seiner

Liebe für die Pflegetochter Arama's herauszulocken wußten. Er glaubte kein Verbrechen zu gestehen, wenn er die Art und Weise, wie er Dinah zum ersten Male sah, erzählte, ihren reinen Charakter und gebildeten Geist schilderte, da er für sie mehr als für sich fürchtete. Aber der Trug der Mönche wußte aus allem diesem jene Anklage Arama's zusammenzureimen und den Verrath scheinbar vom edlen Alonzo ausgehen zu lassen. Der Prior und Gonzago hatten somit den Vater und Geliebten von Dinah entfernt, sie übernahmen die Sorge für das Seelenheil der Verlassenen, bewachten alle ihre Schritte, und nur Jehudah, der Sohn des mächtigen Abarbanel, stand ihnen noch im Wege. Doch hatten sie bereits im Geheimen Nachricht von den Verfügungen, die man gegen alle Juden Spaniens anzettelte, und so ersah der wollüstige Prior die Erfüllung seiner Wünsche in der nahen Verzweiflung der Jüdin. Alonzo's Gefängniß war bei weitem nicht so schauerlich, als Arama's Kerker, aber eine düstere Schwermuth ergriff ihn, der Gedanke an das Schicksal seiner Geliebten verließ ihn nicht, vergebens fragte er seine Wächter nach ihr, nach Arama, vergebens forschte er nach dem Grunde seiner Verhaftung.

21.

Am Hofe Ferdinands und Isabellens zu Madrid hörten die Festlichkeiten wegen des Sieges über die Mauren noch nicht auf. Zwar waren es nicht jene glänzenden Hoffeste, deren Verherrlichung, wie in den Ritterzeiten, gefährliche Spiele der Tapferkeit ausmachten, auch nicht die unserer Tage, wo die Kunst um die geistigere Gesellschaftlichkeit die Kränze der Heiterkeit windet. — Die damalige Zeit sah mit dem Janusgesichte in die alte und neue Welt hinein, und das Jahr 1492 war das große Abschiedsjahr des gesammten Mittelalters. Deswegen hatte sich in den Sitten und in der Gesellschaft die Färbung der frühern Zeit vermischt, aber sie hatten noch nicht den festen Charakter, den ihnen namentlich die Entdeckung eines neuen

Weltheils und die Reformation des kühnen Augustinermönchs zu Wittenberg ertheilte. Uebrigens verträgt sich der spanische Nationalcharakter auch nicht mit den Aufwallungen der Freude, die von den Priestern niedergehalten, nur selten, und zwar auch dann nur bei geistlichen Festen, ausbricht. Prozessionen, Schaugepränge, Kirchenfeier waren die Gegenstände, die dem mönchischen Hofe Ferdinands und Isabellens Zerstreuung und Beschäftigung geben mußten. Sie waren es, wodurch man seiner Dankespflicht gegen Gott für den vollendeten Sieg der Christenheit über den Islam in Spanien am besten sich zu entledigen, und zugleich das Vertreiben müßiger Zeit am passendsten zu bewirken gedachte.

Aber noch war jener Sieg nicht vollständig, noch lebten die ältesten und hartnäckigsten Feinde des Glaubens, die Juden, noch hielten sie, obgleich verdrängt und verfolgt, das Haupt empor. So lange man ihrer sich nicht entledigt hatte, so lange war das Werk, Spanien zum katholischen Königreich Europa's zu machen, nur halb gethan. Waren sie auch durch die Bande des Blutes mit den größten Familien verknüpft, die es nicht scheuten, sich mit den reichen Juden zu verschwägern, — was kümmerte dies das nur an den heiligen Stuhl zu Rom gebundene und keine andere Liebe als die Herrschsucht kennende Mönchsthum! Waren sie auch die fleißigsten und betriebsamsten Einwohner des gesegneten Landes, — desto mehr waren sie auch der Stein des Anstoßes für die Priester, die nach dem alleinigen Besitz der Ländereien und des Eigenthumes trachteten. Jetzt war die Zeit reif. Torquemada übernahm es, den herrschsüchtigen und des Geldes nimmersatten König mit der Aussicht auf den großen Gewinn, der ihm durch Vertreibung der ganzen jüdischen Nation vom spanischen Boden werden könnte, zu bearbeiten, das Gewissen der Königin wurde durch ihren Beichtvater Ximenes und den Pfaffen Talavera eingeschüchtert: sie legten es ihr ans Herz, den Sieg des Christenthums durch die Entfernung der Juden zu vervollständigen, sie

stellten ihr eben diesen Sieg über die alten Königreiche der Mauren als den göttlichen Fingerzeig dar, die Religion in ihrer Reinheit zu erhalten, sie malten die Greuel, welche von den Juden begangen würden, suchten die Papiere alter Prozesse hervor von Beschimpfung der Hostie, Kreuzigung christlicher Kinder und Verachtung des Kreuzes.

Don Abarbanel wußte von allem diesem nichts; jene Einflüsterungen schlauer Beichtväter waren den Gründen des Hofes verborgen, wie sollten sie dem Juden zu Ohren kommen? Vielmehr schien sich Alles freundlich um ihn zu gestalten, Talavera unterhielt sich täglich mit ihm über die heiligen Bücher und Lehren, Cisnero verlangte die Deutung bald dieses, bald jenes religiösen Artikels, — sie lobten seinen Eifer im königlichen Dienste, sie schmeichelten ihm mit der Aussicht auf Belohnung für sich und seine Familie, sie kamen seinen Wünschen und Verwendungen mit aller Aufmerksamkeit entgegen. Abarbanel ward heiter gestimmt, er träumte von den Tagen, wo durch ihn die Herzen von Millionen gebeugter Menschen erleichtert sein würden, er hoffte den Glanz der maurischen Zeit unter der Regierung katholischer Fürsten erneuert zu sehen. So erwiederte er die freundliche Begegnung mit tausend Gefälligkeiten, kein Opfer war ihm zu hoch, es der Freundschaft darzubringen.

Aber wie mit Einem Male nahm Alles eine andere Wendung. Mehr als je drängten sich die Pfaffen um die in ihren Kabinetten eingeschlossenen Herrscher, Abarbanel wurde mehrere Male von den Audienzen zurückgewiesen, obgleich die Geschäfte dringend und ernstlich waren. Kurz und abgebrochen war die Sprache der geheimnißvollen Höflinge, er fühlte die Schwüle der Gewitterluft um sich, und sie drückte die freien Athemzüge in die gepreßte Brust zurück, — aber noch sah er nicht die düstern Wolken. In sich gekehrt saß er in den Abendstunden auf seinem Zimmer und schauete in die blauen Wellen des Manzanares, der Frühling hatte sich über die blühende Land-

schaft gelagert; denn obgleich die Jahreszeiten, diese unsterblichen Schwestern, die Hand in Hand den Kreis des Jahres durchlaufen, hier keine so charakteristische Physiognomie wie in unsern Climaten haben, und Frühling und Winter sich innig umarmen, verkünden doch die knospenden Pappelzweige, das frischere Grün der Blätter des Orangenbaumes mit balsamischen Blüthen, die regere Ueppigkeit der Natur, welche die Einbildungskraft in Erstaunen setzt und die Sinne in Entzücken, obgleich es vielleicht noch süßer ist, im Norden unter Dornhecken das erste Veilchen zu finden und zu pflücken, um es der Geliebten zu bringen.

Abarbanel spann sich in eine innere Gedankenwelt ein, er ließ sein erfahrungsreiches Leben vor sich vorübergehen, düstere Ahnungen stiegen in seiner Seele empor, deren er vergebens Meister zu werden suchte. Da klopfte es etwas stark an der Thür und herein trat der Hidalgo Franzisko Cordnero, ein stattlicher Mann. Die erhabene Stirn, die schwarzen, glänzenden Augen, von starken Augenbraunen beschattet, der freundlich lächelnde Mund, lieblicher noch der kleine Streif des Schnurrbartes, die edle Grandezza in seiner Haltung, hätten beim ersten Anblick den Mann von geistiger Bildung bekundet, wenn dies auch nicht die sonore Stimme und der bezaubernde Wohlklang, mit der er im kastilischen Dialekt seine Muttersprache redete, bestätigt hätten. —

„Ihr verzeihet meinen unangenehmen Besuch, Sennor, ich freue mich, Euch allein und, was selten ist, unbeschäftigt zu finden."

Abarbanel war ihm höchst freundlich entgegen gekommen, er ergriff seine Hand und führte ihn ans Fenster. „Beschäftigt, edler Hidalgo, wenn auch nicht mit Büchern, doch mit Gedanken. Dennoch, — wer könnte mir je angenehmer sein, als Ihr?"

Cordnero sah ihn forschend an. „Ich habe mich nicht getäuscht, wie ich glaube," sprach er fragend.

„Darf ich fragen, in welcher Beziehung?"

„Abarbanel, Ihr seid mein Freund, ich der Eurige; noch mehr bin ich Euch mit der heiligsten Dankbarkeit verpflichtet, Eurer Bemühung gelang es, mir meine Güter, nach denen elende Priester die hageren Finger ausstreckten, zu erhalten. Wißt Ihr nicht, was in Betreff Eurer Glaubensgenossen im Kabinette des Königs vorgeht?"

Abarbanel sah ihn verwundert an, seine Mienen verriethen aber auch den Schrecken, den ihm diese Frage verursachte. „Ich habe seit fünf Tagen den Hof nicht besucht; der Monarch versagte mir einige Male Audienz, weil ihn Geschäfte abhielten. Ich bin nicht gewohnt, mich meinen königlichen Gönnern aufzudrängen. Aber daß irgend etwas die Israeliten Betreffendes dort verhandelt wird, mag es Gutes oder Böses sein, weiß ich durchaus nicht. Mein Wort genüge Euch."

„Nun, dann habe ich mich eben nicht getäuscht. Abarbanel, Ihr schlummert an einem Abgrunde, worin Ihr und alle die Eurigen gestürzt werden sollen; die Vertreibung und Ausrottung der Juden wird im geistlichen Rathe des Königs verhandelt, ist vielleicht schon beschlossen. Ein geschwätziger Page der Königin, vielleicht den Beichtvater der frommen Frau behorchend, theilte es meinem Sohne, seinem Freunde, im Vertrauen mit."

„Geschwätz eines Knaben, edler Hidalgo," bemerkte Abarbanel flüchtig, aber er stützte sich, um seine Stellung zu behaupten, mit aller Macht auf seinen Degen.

„Wollte Gott, es wäre so, edler Freund, aber er war mit zu vielen Nebenumständen vertraut, mit einer Menge von Einzelnheiten, die schwerlich dem unwissenden Burschen inspirirt sein konnten. Er wußte, wie die Königin anfangs in den Vorschlag nicht eingehen wollte, wie sie namentlich Eure Verdienste, Abarbanel, herabsetzten, von den Fehlern und dem Leichtsinne Eures Sohnes in Granada sprachen, und der Verleumdungen viele, wie sie nur dieser Priester Mund erheucheln kann, weil sie nur die Schandthaten auf dem schmutzigen Boden ihres eigenen Herzens aufzulesen und ihre verdorbene Seele zu

schildern brauchen, um das Bild jedes rechtlichen Mannes mit den scheußlichsten Lumpen der Niedrigkeit zu behängen. O, diese Priester, Abarbanel, sie werden mein armes Vaterland zur Schädelstätte Europa's machen, unser Ruhm wird die Pforte zur Schande, der Kampf um die Freiheit des Glaubens der erste Akt der sklavischen Erniedrigung sein. Mit dem Niedertreten des großen Adels hat man angefangen, mit Eurer Vertreibung fährt man fort, um mit der Unterjochung der Hidalgo's und Bürger zu enden."

„Sie können es nicht wollen, Seunor, sie können es nicht!"

„Don Abarbanel, nur der freie und edle Mann kann nicht Alles wollen und nicht Alles thun, der Schurke kann Alles. Ihr seid erfahren, Freund, Ihr erinnert Euch, wie man Euch am portugiesischen Hofe dankte. Noch ist es Zeit, fliehet, verlaßt dieses Land, Eures edlen Lebens willen, Freund, mit offenen Armen wird man Euch überall aufnehmen."

„Als ich vor Don Juan floh," erwiderte Abarbanel ruhig und den Kopf auf die Brust senkend, „stellte man meiner Person und nur meiner Person nach. Jetzt will man an mein Volk, — ich trenne mein Schicksal nicht von seinem. Ferdinand wird mich hören, hörte er mich doch, als ich ihm die Dublonen zum Kriege gegen die Mauren brachte. — Ich bekämpfte damals, als ich ihm gegen die Islamiten Beistand leistete, mein Gefühl als Jude, um der Diener meines Königs zu sein, jetzt werde ich den Staatsmann verläugnen, um Jude zu sein.

„Euer Entschluß ist edel und meines Freundes Abarbanel würdig. Aber Ihr habt Kinder, Euer theuerster Sohn ist fern von Euch, Ihr ziehet diese ins Verderben, wer ergreift beim allgemeinen Schiffbruch nicht gern ein Brett, um vor dem Tode in den Wellen sich und die Seinigen zu retten?"

„Nicht der spanische Jude, Hidalgo, er geht mit unter."

„Ihr werdet so Alles verlieren, Freund, selbst das, wodurch ihr Unzähligen der Verfolgten ein besseres Schicksal bereiten könnt."

„Alles verlieren — Alles verlieren, Hidalgo, was nennt Ihr Alles? Mein Geld meint Ihr, das ist das Alles des Juden. Denn freilich — (er sah durchs Fenster und blickte wehmüthig in die scheidende Sonne) — die lachende Flur ist nicht sein, der blühende Frühling, die reine Luft ist nicht sein. Aber auch nicht Euer, Hidalgo, Ihr befleckt den Boden mit dem Blute der Menschen, Ihr verpestet die Luft mit dem Hauche ihrer Verwünschungen, der Frühling trifft nur Eure alten Laster, er erneuert Euern Geist, er verjüngt Euer erhärtetes Gemüth nicht. Verliere ich das, was Ihr mein Alles nennt, so gewinne ich vielleicht an dem, was ich mein Alles nenne. Ich werde meine Brüder ins Elend begleiten, ich werde ihnen ein Beispiel männlicher Ertragung geben, Gott wird mich stärken, mit ihnen die Hefe des giftigen Trankes zu leeren, den Eure Monarchen und Priester uns im Kelche christlicher Liebe kredenzen."

Corduero schwieg bekümmert.

„Ihr zürnet," fuhr Abarbanel fort, „ob meiner vorwurfsvollen Reden, sie können meinen Freund nicht treffen, der mir so eben den Beweis seiner Treue gegeben, — ich danke Euch für Eure Winke, ich werde sie zu benutzen wissen."

Nach längerer Berathung trennten sie sich bekümmert.

Abarbanel verbrachte die Nacht mit Arbeiten, er schrieb nach Granada und beschied seinen Sohn eiligst nach Madrid, er warnte die bedeutendsten spanischen Gemeinden und bat sie, auf ihrer Hut zu sein und bei Zeiten ihr liegendes Eigenthum zu Gelde zu machen, er gab ihnen Maßregeln an, wie sie sich bei dem einbrechenden Unglücke zu benehmen hätten. Alsdann durchsuchte er eine Menge alter Papiere, bezüglich auf die Geschichte der spanischen Juden, mit großer Geistesruhe! als gelte es Resultate für erheiternde Studien zu sammeln, durchblätterte er Folianten, und trat zuweilen, von der Arbeit ermüdet, ans Fenster, den balsamischen Duft einzuathmen und ein brünstiges Gebet zum Gotte seiner Väter zu richten.

Als der Morgen anbrach, fühlte er sich neu gestärkt, eine

Ruhe hatte sein Gemüth erlangt, wie er sie noch nie, seitdem er Ferdinands Hof betreten, empfunden; er hatte mit sich abgeschlossen und war auf das Furchtbarste, was ihm begegnen könnte, gefaßt. Das ist die Frucht eines von ächter Religiosität und von der Begeisterung höheren Wissens durchwebten Lebens, — es ist der Baum an Wasserquellen, dessen Blätter nie welken, die Palme in der Wüste, unter der die Gemeinen der Erde Schatten suchen.

Jetzt wurden ihm der Herzog von Sidonia und der Pater Ximenes gemeldet. Er ging ihnen bis zur Schwelle seines Vorsaales entgegen, empfing sie mit aller Ehrfurcht und führte sie in sein Zimmer.

„Ihre Majestäten, unsere gnädigsten Monarchen," begann Ximenes, „lassen Euch ihren gnädigsten Gruß entbieten, Don Isaak. Es hat ihrer Weisheit gefallen, ein Edikt in Betreff der Juden, Eurer Glaubensgenossen, ergehen zu lassen, welches wir Euch, dem vielerprobten Diener des Königs, mittheilen sollen. Das Unglück, welches die neuen Christen durch Ketzerei bis jetzt über Spanien und die alten Juden verhängt haben, die Verlegenheiten, welche dem Staate durch die häufigen und fast nicht mehr zu hintertreibenden Auswanderungen der Maranno's erwachsen, hat die Könige bewogen, diesem Unheile mit einem Male ein Ende zu machen, und die Juden durch den Befehl der Auswanderung allen fernern Verfolgungen zu entziehen. Unsere gnädigsten Monarchen haben aber sämmtlichen jüdischen Unterthanen eine Frist von drei Monaten gestattet, sich zu dieser Reise vorzubereiten und ihre liegenden Gründe zu veräußern. Das heute über beide Königreiche ergangene Edikt wird Euch das Nähere sagen. Don Abarbanel, der König läßt Euch durch uns seine fortwährende Gnade versichern, Ihr seid von dieser nothwendigen Auswanderung ausgenommen und genießet des königlichen Schutzes, — aber man verlangt von Euch, zum Danke solcher Gnade, nur das Eine, Euch von allen Ein-

mischungen in diese große Angelegenheit fern zu halten und alle Verbindungen mit den Marannen aufzugeben."

Abarbanel sah beide Botschafter eine Weile ruhig an. „Kann es mir vergönnt sein, meine Huldigungen vor den Thron der Monarchen zu bringen?" fragte er in einem Tone, als wenn ihn die zugesicherte Gnade mit Freuden erfüllte, und als wenn die Gleichgültigkeit, welche das Edikt in ihm ließ, schon seine Einwilligung zur Bedingung wäre. Ximenes stutzte, er zögerte mit der Antwort.

„Die Audienz soll Euch werden," bemerkte der Herzog, „ich stehe dafür; ich gehe zum Könige, sie soll Euch noch heute werden." Der Herzog entfernte sich.

„Ihr nehmet also," fragte Ximenes, „die Bedingung der königlichen Gnade an?"

„Ich muß erst meinen Dank in eigener Person dem Monarchen bringen und den Inhalt des Dekretes kennen lernen."

Auch Ximenes verabschiedete sich. Abarbanel las das Edikt durch. „Du hast es gegeben, du hast es genommen, dein Name sei gepriesen, Herr!" rief er mit zum Himmel gewandtem Blicke.

23.

Nach der Sieste beschied der Herzog den Geheimrath zum Könige. Ferdinand und Isabella waren von den Granden des Königreichs umgeben; Alle waren auf Abarbanels Benehmen gespannt. Mit lauernden Augen umstanden die Geistlichen in verschiedenen Ordenskleidern die gekrönten Häupter. Abarbanel trat ein. Unter der spanischen Mantilla sah eine glänzende, fast ritterliche Kleidung, mit schweren goldenen Ketten zusammenhängend, hervor, sein Schritt war männlich und fest, er beugte ein Knie vor dem König und der Königin, die ihm aufzustehen winkten und zu sprechen erlaubten. Abarbanel näherte sich um etwas den Monarchen und begann seine Rede: *)

*) Geschichtlich.

„Gnade und Verzeihung, mächtiger König, erhabene Königin! Es entbrenne Euer Zorn nicht über Euern Diener, wenn er vor den Ohren seiner Könige ein Wort spricht. Ew. Königliche Majestäten haben mir durch den edeln Herzog und den ehrwürdigen Vater das Edikt einhändigen lassen, welches sie über meine Glaubensgenossen zu erlassen für gut hielten; sie haben mir das Anerbieten der fortdauernden königlichen Gnade gemacht, wenn ich mein Schicksal von denen trenne, die durch diesen Befehl betroffen sind. Ich habe zu viele Beweise königlicher Huld erlebt, um nicht Vergebung von den großen Herzen der Monarchen zu erwarten, wenn ich vor den Füßen derselben und vor dieser erlauchten Versammlung um die Throne Aragoniens und Castiliens ein Wort für die Unglücklichen spreche, denen ich durch Geburt und Glauben angehöre, wenn ich, das Glück des spanischen Staates und den Vortheil des königlichen Hauses seit einer Reihe von Jahren immer als die heiligste Angelegenheit meines Lebens und Wirkens betrachtend, ohne Zagen meines Herzens Meinung hier offenbare. Doch ich will nicht sprechen von dem Zutrauen, das Ew. Majestäten mir immer zukommen ließen, ich will nicht erinnern, wie ich wegen des Verdachtes einer Verbindung mit dem Hause Braganza und der castilischen Krone aus dem Lande meiner Jugend vertrieben, meiner Habe beraubt hier ankam. In die Erforschung des lebendigen Wortes Gottes vertieft, verließ ich auf Befehl meines Königs mein Erbtheil — das Haus Juda und Israel*), um meine Kräfte dem Dienste Spaniens und seiner erhabenen Herrscher zu weihen. An alles dies erinnere ich nicht, wenn ich um Gnade für meine unglücklichen Brüder flehe. Ich habe meinen Lohn erhalten, das Vertrauen meines Königs, Ehre und Reichthum, die sich der Mensch zum Leben erwirbt. Mein königlicher Herr! Wir sind nicht Fremdlinge in einem uns fremden Lande, wir sind Söhne Spaniens. Noch vor der Zeit,

*) Hat Bezug auf Abarbanels Commentirung des Buchs der Könige.

wo Euere tapfern Vorfahren, vom hohen Norden kommend, dies herrliche Land betraten, noch vor der Zeit, wo die Söhne der Wüste, die jetzt durch spanische Tapferkeit bezwungen sind, hier eindrangen, waren wir seßhaft auf diesem Boden. Einer der ersten Könige Spaniens, ein griechischer Fürst, führte — so lautet die Chronik — bei der Zerstörung des ersten Tempels von Jerusalem eine Menge aus den Stämmen Juda und Benjamin, auch Priester und Leviten, hierher, — sie folgten ihm freiwillig, halfen die Städte erbauen und benannten sie mit den Namen der Städte ihres Vaterlandes, Städte, die noch heute die schönsten Edelsteine in der spanischen Krone sind. Das alte Toledo, Malleda, Ascalona, Lucana verdanken ihnen ihren Ursprung, sie alle tragen die Benennung der geweiheten Orte eines Landes, das uns Allen heilig ist. Und so schön fanden sie das neue Vaterland, so befreundet wurden sie mit seinen Bewohnern, daß sie die Rückkehr nicht verlangten, als auf das Wort des Perserkönigs ein zweiter Tempel in Jerusalem von den aus der Gefangenschaft an den Wassern Babylons Zurückkehrenden erbaut wurde. Unter den Citronen und Granaten an den Ufern des Tejo konnten sie die Cedern Libanons vergessen, hier fanden sie den Paradiesapfel und die Myrthe zum Bekränzen ihrer Lauben; als freie Männer schmachteten sie nach keiner Erlösung und vergaßen das Vaterland, wo doch jetzt die göttliche Bundeslade verschwunden war und die Heiligthümer fehlten. So alt ist unser Geschlecht auf dem Boden, den wir jetzt verlassen sollen. Wo ist ein Land, das uns solche Erinnerungen darböte, als das Vaterland? wo die Nation, an die sich eine tausendjährige Geschichte knüpfet, als die hispanische? Und, verzeihe mein König den Worten seines Knechtes, — wir waren nicht unwürdige Bürger dieser Königreiche; nicht vergebens war das Zusammenleben meiner Nation mit dem edelmüthigen und tapfern Volke dieses Landes. Wenn anderswo Israel, unter der Bedrückung barbarischer Völker in den Schlamm der Unwissenheit und des Aberglaubens versunken, sein Leben

mit niedrigen Handlungen befleckte und den Schmutz der Sklaverei mit sich herumtrug, es war bei uns anders. Wir haben die Wissenschaften und Künste gepflegt, die den Geist des Menschen veredeln, mag er den höchsten Gott in dieser oder jener Gestalt anbeten, unsere Akademieen blühten zu Cordova, Toledo, Barcelona, es lehrten hier Männer, deren Namen die entferntesten Nachkommen mit Ehrfurcht nennen werden. König Alphons der Weise verschmähte es nicht, sich mit unsern Weisen zu umgeben, die erhabenen Herrscher Castiliens, Sancho III., Alphons XI., Heinrich II. schützten uns gegen ungerechte Angriffe, die Almoxarifs, die sie aus unserer Mitte wählten, büßten ihre Treue in der Verwaltung des Staatseinkommens nicht selten mit ihrem Leben. Ein Höfling zeigte der Gemahlin Heinrichs eine kleine Synagoge, neben einer Kirche stehend, mit der Bemerkung: Seit langen Jahren stößt die kleine Synagoge an unsere Kirche und jedes Volk betet hier ungestört seinen Gott an; und die Königin erwiderte: Wohl denn, mögen die Synagoge und Kirche fernerhin sich berühren, bis sie beide vor Alter zusammenstürzen! Bewunderungswürdige Worte im Munde der spanischen Königin. Der spanische Jude, mein König, verabscheut das niedere Gewerbe des Wuchers und das eigennützige Streben nach kleinlichem Gewinn. Im ganzen Königreiche kann kein Grande, Hidalgo oder Bürger auftreten, der einem Juden verschuldet ist; Beweis genug für den Wohlstand, den meines Königs väterliche Regierung zu verbreiten wußte und an dem wir männiglich mitarbeiteten. Und diese beispiellose Achtung von fast einer Million Menschen, wird sie zu Spaniens Wohlfahrt beitragen? Wo kann ich Worte finden, das Unglück zu schildern, welches uns beträfe? Herd und Eigenthum zu verlassen und in die lieblose Fremde verstoßen zu sein, die Bande der Familie, die hier den Juden mit dem Christen vereinen, zerrissen, dem Mangel und Elend preisgegeben, die Stätte zu meiden, wo unsere Väter in den Gräbern ruhen, eine Auswanderung so vieler Gedrängten, —

das königliche Herz Ferdinands und Isabellens, würde es dieses Elend ertragen? die Städte werden leer und still werden, wenn ihnen tausende betriebsamer Menschen fehlen, der Wohlstand wird sinken, da das Rad ausgebrochen wird, welches Handel und Gewerbe in Bewegung setzte, und die Religion, mein König — die Religion, für die dein Herz glühet, kann sie ihre mächtige Wurzel schlagen, wenn die Pforten des Elends eröffnet werden, wenn Habgier und Rachsucht, Treulosigkeit und Schande, wenn die Verzweiflung sich der Herzen der Niedrigen bemächtigten? Erheischte das Vaterland Opfer, — wir sind bereit, sie zu bringen, wir wollen Gut und Blut einsetzen. Mein königlicher Herr! Ich habe im Vorsaale den kühnen Mann gesehen, der seit Jahren von Hof zu Hof wandert, und den Völkern auf unbefahrenen Meeren einen Weg nach dem reichen Indien öffnen will, — was ihn die tiefste Wissenschaft lehrt, das auszuführen besitzt er den hohen Muth, — der Spanier will dem Portugiesen, dessen Schiffe vor nie gekannten Inseln ankern, und der der Wunder viele aus den entdeckten Ländern der erstaunten Heimath zubringt, nicht nachstehen. — Fehlt es dem königlichen Schatz an Mitteln, die der Krieg mit Granada verzehrte, — nehmet mein Geld, mein Vermögen, meine Schätze, meine Häuser, rüstet die Schiffe aus, um Spaniens Ruhm und Macht zu mehren, — was sind mir diese Opfer, wenn ich dafür den Rückgang des für uns so furchtbaren Befehls erstehe! Wie ich hier stehe, ich stehe für einen uralten Stamm, der tief in Spaniens Boden wurzelt, — reißt man ihn heraus, wahrlich! der Boden wird erbeben und das Erdreich den Schlund des Verderbens öffnen. Lasset uns den Boden, ich biete im Namen meiner Nation jedes Opfer, dessen das Vaterland von Nöthen, — ich biete alle unsere bewegliche Habe, — nehmt sie an, es ist eine kleine Gabe für die Luft der Freiheit, die von Hispaniens Bergen weht. Wir bedürfen keiner Schätze!"

Abarbanel war bei den letzten Worten auf die Kniee ge-

gefallen. Sie machten einen tiefen Eindruck auf die Herrscher und die Versammlung. Isabella war gerührt, Ferdinand hatte der Vortheil des Anerbietens umgestimmt; er reichte gnädig Abarbanel die Hand zum Aufstehen. Dessen thränenvolle Augen blitzten vor Freude, — da trat Torquemada ergrimmt hervor, er hielt das Crucifix dem König und der Königin entgegen, und sprach mit kaltem, aber fürchterlichem Tone: „Judas hat seinen Herrn zuerst für dreißig Silberlinge verkauft, Eure Hoheiten wollen ihn jetzt abermals für dreißigtausend Goldstücke verkaufen. Da ist er; nehmt ihn hin und verkauft ihn elends!“

Ein starrer Schrecken malte sich auf allen Gesichtern. Ferdinand und Isabella küßten das ihnen dargebotene Kreuz. Sie verließen den Saal, hinter ihnen das Gefolge. Abarbanel stand im glänzenden Königssaal allein.

23.

In dem düstern Kerker, auf dem feuchten Strohlager, schmachtete Arama. Die ehrwürdige Gestalt des Mannes war unkenntlich geworden, erloschen der Glanz der Augen, eingefallen das Gesicht. Nur ein dumpfes Wimmern stieß der Unglückliche von Zeit zu Zeit aus, es waren Angst- und Bußespsalmen, die er heiser absang, aber bald versagte die Schwäche der Stimme oder des Gedächtnisses das Ende des Liedes. Er erwartete den Tod, die zitternde Rechte griff nach der Linken, als wollte sie mit kundigem Takte die schwindenden Pulse der eigenen Maschine erlauschen. Er fühlte, der alte Arzt, immer schwächer werdend, das Zittern seines Herzens, er schauderte vor dem Todesschweiß auf seiner Stirn, die Zunge lechzte nach einem Labetrunk, aber wo war ihm der Tröster, der er Andern so oft gewesen? Dann sank er betäubt zurück, Bewußtlosigkit umnebelte die Sinne, oder selige Träume umgaukelten den tiefen Schlaf.

Träume! denn bald war es ihm, als stände er auf den Trümmern des Tempels zu Jerusalem und hörte das Weinen der Gottheit: Wehe, wehe! daß ich mein Haus zerstöret und

meine Kinder vertrieben habe. Oder er betete am Grabe der Könige, und eine Engelsgestalt nahete sich ihm: Du sollst auf diesen Trümmern nicht beten, Israelit, du sollst nur weinen!

Träume! und er stand an der Wüste, sein Auge suchte nach einem grünen Platze, sein Ohr horchte auf das Murmeln eines Quells, aber vergebens, — da erscheint ein Mann mit strahlendem Antlitz, und schlägt mit dem Stabe in der Hand auf einen hohen Felsen, es quillt Wasser von reinem Krystall, der Lechzende wankt hin, da steht der Mönch hinter ihm mit verzogenem Gesichte, und hält ihn zurück und zerschellt sein graues Haupt am Felsen, aber die Donner rollen und der Mann mit dem Stabe trägt ihn auf zu den Wolken, die sich lichten.

Er erwacht und der Mönch steht wieder da, in seiner Hand die Kerze, und rüttelt und ruft den Alten, daß er ihm folge. Vergebens reckt er die zerschlagenen Glieder, aber die Gewalt erhebt ihn und man führt Arama vor seine Richter. Sie stehen wieder da im alten Gemäuer und aufgerichtet ist wieder das Kreuz des Glaubens auf dem Tische. Aber auch Alonzo ist da, von Männern umgeben. Als er den herbeigeführten Greis erblickt, erfüllt sein Schreckenslaut die weite Halle, der Greis blinzt ihn an, und fährt mit der Hand über die Stirn, als wollte er ein Bild der Erinnerung aus dem alten Gehirn hervorlocken.

„Arama," spricht der Inquisitor, „hier steht dein Ankläger, Don Ferdinando Alonzo. Wagst du noch in seinem Angesicht deine Verbrechen zu läugnen?" Bei diesen Worten bricht Alonzo in Wuth aus: Henkersbrut! ich durchschaue euch, ich bin kein Ankläger, wer hat diesen Elenden herbeigeführt? Arama, ich dein Ankläger?! glaub's dem Verworfenen nicht!"

„Schweig', Ketzer!" rief ihm der Inquisitor zu, „oder dein Schicksal wird das des Juden sein."

„Sei mein Schicksal tausendmal härter, Mönche, ihr könnt mich tödten, aber mein Leben nicht mit Verrath beflecken!"

Der Inquisitor erhob seine donnernde Stimme: „Wirst du deine Aussage, Christ, nach der Buhlschaft einer elenden Jüdin gestrebt zu haben, zurückrufen, oder wirst du, Jude, deine Schandthaten läugnen, so soll dem Hauptmann die Reue im tiefsten Kerker eingeflößt werden, der Jude besteigt mit seiner Tochter den Scheiterhaufen!“

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. Alonzo schwieg; der Mönch hatte den rechten Fleck seines Herzens getroffen; er schauderte zurück.

Arama sah auf mit scheuem Blicke. „Ehrwürdige Patres, ich bin zum Tode bereit. Ach, es ist wahr, was ihr saget, ich habe mein ganzes Leben euch gehaßt, es ist wahr, ich habe euch geflucht, ich habe euch noch im Kerker geflucht. Es ist wahr, eure Gottheit ist nicht die, die ich verehre, sie ist nicht die Liebe, sie ist nicht die Barmherzigkeit, denn — hier lächelte er wild — sie hat nur Gefallen an dem Tode des Sünders. Ich bin ein alter, grauer Jude, ich habe schon gesündigt im Mutterleibe, ehrwürdige Patres, ich habe mein Leben lang gesündigt, denn — mit aller Kraft schrie er hier auf — ich habe gebetet, daß euer Haupt alle Verwünschungen treffen. Straft mich, ehrwürdige Patres, ich verdiene es, aber euer Zorn treffe nicht das Mädchen, es ist ein theures, mir anvertrautes Gut, auch nicht den Jüngling dort, denn er ist ein rechtgläubiger Christ. Nun, macht's kurz, denn sonst kommt der Tod von selbst. Ich bin ein alter Arzt, ich kenne ihn, ich habe ihm oft genug scharf ins Auge gesehen.“

Die Kräfte versagten ihm, er fiel zurück, und suchte vergebens sich aufzurichten, er stützte die eine Hand auf den kalten Erdboden und zeigte mit der andern um sich herum. Phantasieen des Sterbenden erfaßten seine Sinne. „Seht da den Glanz,“ sprach er hastig, „Himmel, Elias! Elias, nimm mich in deinen Mantel, in deinen Sternenmantel, Prophet! Elohe abi, meine Seele schmachtet nach dir, — Elias, dort steht das Kreuz der Ungläubigen, schmettere es nieder! Er naht, er naht, der Bote

des Herrn, gesegnet dein Eingang! Nissa, Nissa, dort ist deine Tochter, reiße sie weg vom Kreuze, die schwarzen Mönche wollen die Tochter Israels schänden! — Ich bin ein alter, grauer Jude, ehrwürdige Patres! — Tisbite, der Tag des Herrn ist nicht mehr fern, Hosiannah, Hosiannah, jetzt sind sie fort, die Mönche. Israel, dein Gott ist ein einiger, einziger!"

Alonzo trat hinzu, er erhob den sterbenden Greis von der Erde und hielt ihn in seinen Armen, seine Thränen fielen auf das erloschene Auge. Die Mönche standen stumm.

„Gieb mir meine Enkel wieder," stammelte der Greis, „führe sie her, Christ, daß ich meine Hände auf sie lege und sie segne. Was wollt ihr hier, Don Alonzo, hier ist des Todes Gruft, es ist kalt und schauerlich im Kerker."

„Euren Segen, Arama," stammelte Alonzo, „ich bin unschuldig an eurem Unglück."

Der Alte streckte die Hand aus, aber sie fiel ermattet auf Alonzo's Schulter: „Esau, ich habe für dich keinen Segen mehr, du hast die Erstgeburt des Herrn verscherzt."

Jetzt zeigte des Gesichtes Zucken den letzten Todeskampf, aber noch einmal verklärte sich der Blick des Sterbenden, und in den letzten Augenblicken kehrte das reine Bewußtsein zurück. Seine letzten Worte begleiteten den Geist nach Himmelshöhen. „Mein König und Vater, im Himmel und auf Erden gebenedeiet sei dein Name und die Herrlichkeit deines Reiches auf ewige Zeiten, — deine Gnade komme zu uns und segne meinen Ausgang, mache rein meine Seele durchs Verzeihen meiner Sünden, deine Gerechtigkeit walte über Israel, Amen."

Arama war verschieden. Laienbrüder trugen die Leiche und verscharrten sie im nahen Gebüsche, kein Stein bezeichnet die Grabstätte des Arztes Arama; doch er ruhet nicht minder sanft von seiner langen Pilgerung aus.

Als wäre nichts vorgefallen, richtete jetzt der Inquisitor seinen Blick auf Alonzo, er forderte ihn auf zum reuigen Bekenntniß seiner Sünden, er hielt ihm den Verdacht des heimlichen

Judenthums vor, von dem er sich zu reinigen hätte, wenn er nicht die Strafe des Gerichtes auf sich ziehen wollte. Alonzo sah ihn bitter an.

„Pater Inquisitor, es ist jetzt schlimm, Jude zu sein, aber wahrlich noch schlimmer fast Christ. Ich kenne das Verbrechen nicht, das mich hierher geführt. Ist es nur die Liebe zu der reinen Jungfrau, die ich anbete, und die in dem Greise hier ihren Beschützer verlor, so bin ich mit meinem Sündenbekenntniß zu Ende und ihr kennt es schon." Alonzo wurde noch einmal befragt, in wie weit Dinah seine Liebe erwiedert hätte, ob er Versuche gemacht, sie zum Christenthum überzuführen, nach seinem Verhältniß zu Abarbanel, und dann trotz seinem dringenden Verlangen nach Freiheit von neuem ins Gefängniß geführt.

24.

Wer beschreibt den Schrecken, als die jüdischen Bewohner Spaniens die Worte des fürchterlichen Decrets vernahmen, wer das Unglück, welches hereinbrach in die geängstigten Familien! Aber auch unter den christlichen Bürgern erzeugte der Befehl eine Gährung der Gemüther. Man war nicht blind genug, um zu verkennen, daß diese Maßregeln des Mönchthums der Ausgelassenheit des Pöbels Thor und Thür öffnen werde, und wer vermag den überschwemmenden Strom der Volkswuth und des Fanatismus in sein Bett zurückzuführen? Da der Jude, wie Abarbanel richtig bemerkte, keine Schuldforderungen an den Bürger hatte, die anderswo die Entfernung des verhaßten Mahners als eine Befreiung vom bürgerlichen Drucke willkommen hießen, da er vielmehr die Herbeischaffung der Bedürfnisse für Edelmann und Bürger besorgte, und der Theil, welcher nicht mit den Wissenschaften beschäftigt war, größtentheils dem Handwerksstande zugehörte, so drohete eine völlige Auflösung aller bürgerlichen Verhältnisse. Man erkannte die politische Gewalt, welche die Geist-

lichkeit über Spanien gewonnen hatte, man merkte, daß man ihr zu freies Spiel gelassen, und daß die Bigotterie der Herrscher die Nahrungsquelle ihrer Schandthaten und des Verderbens des Landes wäre. Besonders waren die Großen aufgeregt, denn in den vergangenen Jahren hatten sie ihre Unabhängigkeit, und Viele, die sich dem Joche nicht unterwerfen wollten, ihre Güter eingebüßt: liebten sie auch die Juden nicht, so befreundet doch gleiches Schicksal selbst auseinanderstehende Parteien, und sie verloren an ihnen eine um so mächtigere Stütze, da jene Gewandtheit genug besaßen, sich in der Verwaltung der Güter, durch Rath in dringenden Lagen, durch devotes Benehmen, das dennoch weit von niederer Kriecherei entfernt war, unentbehrlich zu machen.

Unter den Juden selbst gab es eine Menge, die sich kräftig genug dünkten, im Bunde mit den neuen Christen, mit den Mauren und einigen Großen, mit gewaffneter Hand dem Verbannungsbefehl sich zu widersetzen und mit ihrem Leben ihr Eigenthum zu erkämpfen, ein anderer Theil hoffte auf Zurücknahme des Dekrets, oder tröstete sich mit besonderem Schutze des Himmels oder der Erwartung von Wundern; Andere aber fingen an, sich in die Nothwendigkeit zu fügen, und für ein Geringes Habe und Gut hinzugeben. Schon sah man lange Züge dieser von den kleinen Gemeinden, wo sie sich nicht sicher glaubten, nach den größeren Städten wandern. Den Mönchen und Machthabern konnte die allgemeine Aufregung nicht entgehen, sie waren auch nicht ohne Furcht vor der Verzweiflung der Vertriebenen. Darum wurden die angesehensten Rabbinen aus den Städten entfernt und nach gewissen Orten hingewiesen, um ihnen die Gelegenheit zur Aufreizung der Volksmassen zu nehmen; darum erging Torquemada's schrecklicher Befehl, daß keinem Christen bei Todesstrafe erlaubt sei, einen jüdischen Flüchtling in sein Haus aufzunehmen, oder auch nur Brod und Wasser zu verabreichen.

Auch in Granada wurden die königlichen Befehle verlesen. Jehudah hatte nach jener Audienz Abarbanels den Befehl seines Vaters erhalten, alldort zu bleiben, sich mit aller Kraft, des Schicksals der südlichen Gemeinden anzunehmen; er forderte ihn dringend auf, den Leichtsinn der Jugend abzulegen, und durch große Entschlüsse und feste Führung seines Volkes dessen rettender Engel zu werden; er selbst wollte bei den nördlichen Gemeinden bleiben und zur Zeit ihm die ferneren Entschlüsse mittheilen. Es bedurfte dieser Aufforderung nicht. Der Jüngling war zum Manne gereift, die wenigen letzten Monde hatten der Welt den farbigen Rosenschimmer genommen, die grelle Wirklichkeit stand vor ihm mit ihren kolossalen, erdrückenden Felsstücken; sein Herz war verwundet von hoffnungsloser Liebe zu dem Mädchen, das er bis jetzt mit den Augen des Bruders angesehen, und dessen Neigung zu dem im Kerker schmachtenden Freunde in ihm erst die Gefühle erweckten, die in dem kindlichen Gemüthe noch kein deutliches Gepräge angenommen hatten; sein Herz war verwundet von gekränktem Stolze, er sah die Größe seines Vaters schwinden, die ihn bis daher unangreifbar und ein von sich selbst ergebender Vorzug geschienen hatte, — er sah den Zwiespalt, den die Leidenschaft unter den Menschen anrichtete, die er bis dahin als die freundlichen Genossen zur Verschönerung und Erheiterung des Lebens angesprochen hatte, — mit einem Worte, er fühlte die kalte Hand des Schicksals, welches ihm früher vom Menschen selbst abhängig gedäucht hatte. Es war ein fürchterliches Erwachen aus dem Morgentraume der Jugend, und die Sonne traf heiß die glatte Stirn. Im ersten Taumel dieses Erwachens, wo er die Eigenschaften des erfahrenen und geprüften Mannes an den Tag legen und im Gewühle umher mit ordnendem Geiste eingreifen sollte, sollte er zugleich sein eigenes Selbst aufgeben und für Andere in die große Wage des Geschickes legen zu einer Zeit, wo dieses Selbst am stärksten angegriffen und erschüttert war.

Und dennoch war es vielleicht diese Last der Außenwelt,

die hier für ihn ein rettendes Heilmittel wurde, — im großen Interesse verliert sich das kleine, uns betreffende, und wäre es auch noch so edel, der innere Sturm in des Menschen Brust wird durch den äußern noch wildern übertäubt, der die Flamme im Herzen verweht, während äußere Stille sie verzehrend und aufreibend walten lassen würde. Aber auch mit Dinah war eine Veränderung vorgegangen und diese wirkte mächtig auf Jehudah Abarbanel. Die erste Zeit, nachdem sie den väterlichen Freund und den Geliebten verloren, ging in einem stumpfen Trübsinn dahin, nichts fesselte ihre Aufmerksamkeit, sie bemerkte des Jünglings Kampf nicht, nicht die unbeschreibliche Zärtlichkeit, mit der seine Augen auf ihr ruhten, nicht seine stillen Thränen, nicht die Gluth seiner Hände bei der Berührung der ihrigen, nicht sein scheues Zurückweichen und das Aufhören der sich hingebenden und dreistern Liebe des Bruders. Alonzo und Arama waren ihre einzigen Gedanken, tausend Pläne ihrer Rettung beschäftigten sie Tag und Nacht, in der nur wüste Träume ihr Angstgefühl vermehrten, in denen sie bald den einen oder andern vom hohen Felsen in den Abgrund stürzen, bald in schweren Fesseln schmachten, bald auf weiten Meeren verschlagen und von den Wellen fortgerissen sah. Dieser Zustand schien ein Erlöschen des Lichtes ihres klaren Geistes zu drohen, nur die Kinder, die ihre Zärtlichkeit jetzt gegen sie verdoppelten, rissen sie aus demselben. Dann schauete das Bild des Vaters drohend auf sie herab, und die Erinnerung seiner letzten Worte, obgleich ein Hauch aus der Geisterwelt, wies sie zurück auf das Leben und sachte das Bewußtsein ihrer Pflichten lebhafter in ihr an. Und als sie nun das drohende Unglück ihrer gesammten Nation vernahm, als ein Brief von mönchischer Hand ihr das Schicksal Arama's schilderte und den Verdacht schwarzen Verraths auf Alonzo warf — da riß sie mit Gewalt das Bild des Geliebten aus ihrer Brust, — und obgleich sie die Schuld desselben zu bezweifeln anfing, so erfüllte sie doch Entsetzen vor den Peinigern ihres Volkes. Dieses zu retten, dieses zu trösten, für dieses zu

sterben, — es waren Gedanken, die in ihrer hochherzigen Seele alle anderen verdrängten, und sie mit neuer Begeisterung für ihren Glauben erfüllten. — Da griff sie nach den alten Urkunden, Deborah's Heldenthaten standen vor ihr, David's Gesänge und Jesaias' Verkündigungen entflammten ihren Muth, und je größer die allgemeine Verzweiflung wurde, desto mahnender wurde die innere Stimme. Jehudah hörte mit Verwundern die Worte des Mädchens; was die Lehre des greisen Vaters nicht vermochte, das vermochte die Geliebte, — auch er wurde für die Heiligkeit seines Glaubens entflammt, und fühlte sich zu den höchsten Aufopferungen für denselben hingerissen.

25.

In der großen Synagoge drängten sich die Andächtigen, Klagelieder ertönten von den hohen Tribunen der Sänger herab, die Greise saßen weinend auf dem Estrich des Tempels, ihre Thränen flossen auf die Rollen, die die alterthümlichen Gesänge der verlorenen Freiheit enthielten, vom ersten Wehgeschrei des trauernden Jeremias auf dem Steinhaufen Jerusalems bis zu der Zeit, wo Europa's Krieger von neuem nach den Trümmern im kleinen Palästina strömten, und die Kreuzzüge nach dem heiligen Grabe mit der Niedermetzelung der Nachkommen des Volkes eröffneten, nach dessen Lande die Andacht sie fortriß. Stille folgte auf Wehklagen, man horchte auf, am Fuße der heiligen Lade begann ein Greis das Lied Jehudah Hallevi's, das er gesungen unter den Mauern der heiligen Stadt, sein letztes Lied, bevor er unter den Hufen des Pferdes eines Arabers seinen Geist aushauchte. Der Gesang hörte auf, aus der Lade hob man die Gesetzesrollen, und verlas das lebendige Wort des Herrn, das die Augen erleuchtet und die Gedanken erhebet. Jeder horchte auf die Geschichten der alten Tage, wo Israel vertrieben ward vom Grabe seiner Väter, nachdem der Tempel in Flammen aufgegangen und Zion's Burg zerstört war. Funfzehn Jahrhunderte waren indeß in das große Meer der

Zeit gesunken, und noch fanden die brennenden Füße der Vertriebenen keine Ruhestatt in des Feindes Landen, und die Gefangenschaft hörte nicht auf.

Siehe, da bringt eine Jungfrau durch die Versammlung, eine Tochter Israel's, und ihre Schönheit wird angestaunt von den versammelten Frauen und Männern, — es ist Dinah, Nissa's Tochter. Sie küßt die Rollen des Gesetzes, in den Händen des greisen Lehrers, sie besteigt die Stufen am Altare, sie erhebt ihre Stimme:

„Männer Israel's! ihr staunet ob der Kühnheit eines Weibes, welches wagt, die heilige Stätte zu betreten, aber keiner Entweihung des Heiligthums zeihet ihr mich an dem heutigen Tage, wo wir weinen und klagen, dasselbe verlassen zu müssen. An solchem Tage gewinnt die schwache Jungfrau Kraft zu reden vor ihrem Volke, und die Worte des Propheten gehen in Erfüllung: Deine Jünglinge werden Propheten und deine Töchter Weissagende werden. Noch einmal umfangen uns diese Mauern, schon ist die heilige Lade leer, und das Kleinod, das wir seit des Herrn Erscheinung auf Sinai bewahrt, ist ihr entnommen und in unsere Mitte gestellt; o daß es da lebe in unserem Herzen, und die Leuchte werde auf der finstern Bahn, die wir zu wandeln haben, daß es werde der Trost unsers Unglücks und die Hoffnung unsers Lebens. Des höchsten Gottes Gewitter umlagern unsere Häupter, da stehen wir verbannt und verstoßen vom Vaterlande, und wissen nicht, wohin den Fuß wenden, wie das verscheuchte Reh. Es geht der Priester mit dem Volke, der Herr mit dem Knecht, die Frau mit der Magd, der Reiche mit dem Armen. Der Schrecknisse viele sind seit langer Zeit über uns ergangen, aber der Herr sprach immer: Geh' hin, mein Volk, in deine Kammer, und schließe die Thür nach dir zu; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn vorübergehe. Jetzt ist's anders. Was uns jetzt betroffen, es gilt nicht einen einzelnen Mann, nicht eine einzelne Familie, die einzelne Gemeinde, — es trifft

das gesammte Israel in Spanien. Aber so spricht der Herr, der Heilige, in Israel: Wenn ihr stille seid, so wird euch geholfen, durch Dulden und Hoffen werdet ihr stark sein. Auf, laßt uns das Geheiß erfüllen, laßt uns harren! Wahrlich, ich sage euch, die Hülfe wird nahe sein, es wird kommen der Bote des Herrn, er wird euch in Trübsal Brod und in Aengsten Wasser geben. Und eure Ohren werden hören die Worte hinter euch sagen: Dies ist der Weg, denselbigen gehet, sonst weder zur Rechten noch zur Linken. Der Weg aber ist der Weg der Demuth vor dem Herrn, der uns über die Wasser führen wird, wie er es durch die Wüste gethan. Lasset toben die Völker und der Erde Könige wider uns aufstehen, wir wollen ruhig Abschied nehmen von diesen Hallen, kein Blut beflecke die Pforten des Tempels, mögen sie hinnehmen unsere Häuser, wir lagern unter des Himmels ewigen Zelten, bis daß er Kunde schicket, wohin wir uns wenden, und die Brüder sich gesammelt. Keine Empörung, meine Brüder, Gottes Strafgericht wird sie treffen; er wird seine Meßschnur über dieses Land ziehen, daß es wüste werde, und ein Richtblei, daß es öde werde, daß ihre Herren heißen müssen Herren ohne Land, und alle ihre Fürsten ein Ende haben; und werden Dornen wachsen in ihren Palästen, Nesseln und Disteln in ihren Schlössern. Aber unsere müden Hände wird er stärken, und stützen das strauchelnde Knie, und unsere Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen und blühen, wie die Lilien."

Jetzt durchbebte eine wehmüthige Freude die Gemeinde. Israel ist noch nicht verloren, so lange es Jungfrauen wie diese und Jünglinge wie Jehudah Abarbanel hat.

Aber die heiligen Kleinodien werden herausgetragen aus des Tempels Pforten, und weinend und wehklagend stürzt die Menge nach. Mit bloßen Schwertern gehen den Gesetzesrollen Jünglinge zur Seite, doch selbst die niedere Volksklasse weichet scheu und ehrfurchtsvoll zurück, denn Jeder fühlet trotz des

Judenhasses, „daß die Lehre von Zion ausging, und das Wort des Herrn von Jerusalem.“

26.

Am Morgen des fünften Mai 1492 läuteten die Sturmglocken von der hohen Kathedrale in Granada. Schergen der Inquisition mit dem niedern Pöbel im Bunde durchzogen die Straßen und riefen: „Verbannung und Tod den Marannen!“ Immer wüthender und tobender wurde der Lärm auf den Plätzen und an den Thoren; in seinem Hause zitterte der Jude und befahl seine Seele seinem Schöpfer. Bedächtigere verbargen in ihre Kleider ihre Kostbarkeiten, Muthigere verrammelten die Thüren und bewaffneten sich. Auf sechzehnhundert Häuser stürmte jetzt der Pöbel, Tod und Plünderung war sein Begehren. Schon war er in mehrere Häuser eingedrungen, und nicht das Kind an der Mutter Brust, nicht das Weib im Arme des Gatten, nicht der Greis auf dem Siechlager wurde geschont, Blut färbte das weiße Estrich, und mit Hohngelächter standen die Wütheriche vor den seufzenden Sterbenden und weideten sich an den Zuckungen ihrer Schlachtopfer und an dem Angstgeschrei der Verzweifelnden. Aber jetzt hörte man des Alkaden Herolde auf der Straße, dem Volke wurde des Königs Befehl bekannt gemacht, daß bei Todesstrafe Niemand das Besitzthum der Juden angreifen solle, das dem Staate gehöre. Sie sollten aus ihren Häusern entfernt und auf den Platz vor der Alhambra geführt werden. Die Diener der Inquisition wurden einberufen, die Häuser von Soldaten besetzt und ihre Bewohner abgeführt. Als sie unter dem Schutze der Behörde versammelt waren, traten die Rabbinen zur Behörde, und trugen ihr einziges Verlangen vor, noch einmal mit der Gemeinde den großen Begräbnißplatz besuchen zu dürfen, ehe sie die Stadt mieden. Dies wurde gewährt, denn man konnte sie dort am besten vor der Wuth des Pöbels schützen.

Jehudah und Dinah waren in dieser schrecklichen Stunde beisammen; er umfaßte das Mädchen seines Herzens, sie wollten vereint den Todesstoß auffangen. Die Thränen Dinah's flossen nur auf die schutzlosen Enkel Arama's. Da trat der Prior des Klosters mit Gonzago ein, und hinter ihnen brach eine Menge durch, die sich nur mit Mühe von den heiligen Männern und ihren Begleitern zurückweisen ließ. Der Prior zog ein Schreiben der Inquisition hervor, daß die Jungfrau mit den Kindern, die sich, nach dem Ausspruch des sterbenden Arama, nach der Seligkeit der Kirche sehnten, dem Schutze des Klosters übergeben sei. Gonzago sah hohnlachend auf Jehudah. Dieser warf sich mit gezücktem Degen zwischen die Jungfrau und die Priester, nur über seinen Leichnam gehe der Weg zu ihr. Dinah drückte jetzt heimlich seine Hand: „Ihr entfernet Euch, Don Jehudah, ich folge diesen Männern; Ihr erlaubet nur, Herr Prior, mir ein theures Kleinod mitzunehmen, das ich unmöglich hier zurücklassen kann." Mit diesen Worten eilte sie in eine anstoßende Kammer, ungeduldig harrten die Mönche. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Rettet euch, rettet euch, das Haus steht in Flammen!" und ein dicker Qualm und Schwefeldunst zog aus allen Ecken zum Zimmer ein.

Mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Jehudah ins Gemach, wo Dinah verschwunden war, aber der rachgierige Haufe riß ihn und die Kinder mit sich fort.

Krachend stürzte schon Balken auf Balken, prasselnd ereilte die Flamme das Schieferdach, auf dessen glühenden Steinen man jetzt die Jungfrau bemerkte; sie irrte umher und schauete nach den Gärten der Moriskos, laut empfahl sie ihre Seele dem Schöpfer, und war im Begriff, sich in den brennenden Pfuhl zu stürzen, als eine gräßliche Menschengestalt auf dem Dache erschien, im Nu das Mädchen erfaßte, sie in den zerlumpten purpurrothen Mantel hüllte, und eben so schnell den entsetzlichen Sprung nach den Gärten wagte. Beide sieht man nicht mehr, und das zusammenfallende Gebäude stürzt ihnen

nach, und scheint der große Grabhügel der Unglücklichen zu werden.

27.

Amphitheatralisch erhebt sich der jüdische Begräbnißplatz vor den Thoren Granada's. Zahlreich zerstreuet findest du dort die Monumente des Lebens für den Tod, die weißen Leichensteine, Myrthen beschatten die Gräber, ihre Ruhe ist einladend für den Unglücklichen. Wie still ist das Grab, wie schön ist der Tod! An jenem Ende erblickst du eine offene Tempelhalle von weißem Sandstein, eingegraben in ihr auf Marmor, „daß der Felsenschutz ohne Fehl, gerecht und redlich sein Thun, unabänderlich sein Rathschluß." Zu diesen Marmortafeln mit den goldnen Worten drängte die Masse, Einzelne verloren sich unter den Gräbern, umfingen noch einmal die Denkmäler ihrer Lieben, und ihre Thränen vermischten sich mit den Thauperlen an den duftenden Blüthen des wilden Thymus. Als aber nun ein hundertjähriger Greis die Stufen der Tempelhalle bestieg, als er die heiligen Töne der Aboda und Versöhnung begann zur Feier des Einig-Einzigen, und beim weitschallenden Gesang vor dem allmächtigen König der Könige die ganze Gemeinde auf die Kniee sank, — siehe!

— — —*) Da sammelten sich düstere Wolken am Horizont, in dichtem Gewebe umhüllten sie die Bläue des Himmels; immer weiter und weiter sich verbreitend, immer stärker und stärker werdend, schienen sie ein Gebirge bilden zu wollen, das sich zwischen Himmel und Erde aufthürmte. Jetzt verdunkelt sich auch die Sonne, ihr Trabant verhüllt ihren Schein, wie das Niedere das Höhere überall im Erdenleben. Eine Finsterniß hat sich auf dem ganzen Lande gelagert. Horch! da dröhnt es dumpf in der Ferne, die Donner Jehovah's rollen, erst im leisen Geräusche, dann immer lauter und lauter mit Krachen

*) Geschichtlich.

den sterblichen Menschen betäubend. Es erheben sich des Meeres Fluthen, Woge stürzet auf Woge, die Gewässer thürmen sich auf, und schicken zischend ihre Ströme nach oben. Feuersäulen fallen vom Himmel herab und zerschmettern ihre Massen; heulend wühlt der Sturm in den Wassertrümmern, bis sich der unterirdische Kampf der Elemente erneuert. Auf allen Gesichtern malt sich der Schrecken, bestürzt sehen die Spanier auf Israel's Söhne, des Greises hohe Gestalt steht unerschüttert da, und die Blitze des Höchsten beleuchten sein Antlitz.

„Der Herr hat geantwortet, meine Brüder, hört die gewaltige Tochterstimme *) aus dem Allerheiligsten seiner Wohnung beim Klange der Ahoda!" Also rufet der Greis, und weithin erschallet noch einmal ihr Heilig! und Amen!

Jetzt aber wanket und bebet die Erde, als rissen unterirdische Mächte an ihren Besten, als zerspränge ihr Herz; es reißet der Berge Geklüft auseinander, von den Alpuxares strömet Feuer gen Himmel und erhellt schauerlich die unverhoffte Nacht. So begegnen sich die untern und obern Feuer, als loderten die Decken der Ausdehnung und der Erde, als begegneten sich Hölle und Himmel. Fernhin sieht man Gräber sich öffnen, aber weite und tiefe Gräber, und diese umfassen ganze Dörfer und verschütten ganze Städte, Urwälder sinken in die Tiefe, und reißen was da lebet in den Abgrund. Selbst unter Granada wanket der Boden, die Spitzen seiner Kathedralen schmettern hernieder, stolze Paläste sinken zusammen und begraben ihre Bewohner. Da schweigt der blinde Judenhaß. Ach, in der Stunde der Noth und des Todes ist Alles vergessen; da ist das Gemüth der Probirstein des Edlen und Guten. Wahrlich, was du da nicht willst, solltest du immer nicht wollen! Alles flieht aus den Häusern, die keine Sicherheit mehr darbieten, Alles eilte jetzt dahin, wo Israel's Gemeinde auf den Knieen liegt und die Ahoda

*) Bath-Kol.

feiert, Alles glaubt in den fremden Tönen die Zusicherung göttlicher Gnade und Verzeihung zu finden.

„Gott hat geantwortet," begann der Greis noch einmal, „Berge wanken, aber seine Treue nicht. Ueber die zitternde Erde lasset uns den Fuß setzen und uns nach dem Meere wenden, kehrt der Tag zurück, so erwacht die Tücke der Verfolger. Fahr' hin, Granada; leb' wohl, Spanien, wir trennen unsern Theil von deinem."

Und so wanderte die Gemeinde Granada's aus, um sich mit ihren Brüdern am Meeresufer zu vereinen. Es schrecken sie nicht der Natur gewaltige Schreckniſſe um sie her. Hast du dein Vaterland verloren, und die Stätte nicht mehr, wo du geboren bist und sterben wolltest, so wird die ganze Natur dein Eigenthum, die Erde deine Braut. Wer wird die Hochzeitnacht an ihrem Busen fürchten?

28.

Aber dort in den Gebirgen von Gador, wo die Kräfte der Natur mit Allmacht walten, unter dem brüllenden Donner und den wankenden Felsen, wo Gießbäche aus den Klüften rauschend und sausend hervorströmen, wo hohe Fichten erst langsam und langsam ihre Häupter senken, dann wie in Verzweiflung über einander sinken, wo keines Menschen Laut hindringt und nur Gottes gewaltige Stimme vernommen wird, — dort irret ein weibliches Wesen, auf dessen zarte Glieder die Elemente einstürmen, und das sie aufzureiben streben; es ist Dinah, Nissa's Tochter. Acht Tage und eben so viel Nächte wanderte sie hier, im Gebirge von Fels zu Fels, von Wildniß zu Wildniß, Wurzeln waren ihre Nahrung, Felsenhöhlen ihre Lagerstätte in der Nacht. Jedes durch das Gebüsch schnell schießende Wild erschreckt die zarte Jungfrau, die die Feinde ihres Volkes immer hinter sich wähnt, und denen jugendliche Kraft dennoch so vielem Ungemach widersteht. Jetzt aber, als die Natur im wüthenden Aufruhr auf ihr Wesen einstürmet, als das Gefühl des Ver-

lassenseins immer lauter spricht, jetzt droht sie zu unterliegen. Sie sinkt nieder unter Dornengestrüpp, und eine tiefe Ohnmacht raubt ihr das Bewußtsein ihres Unglücks. Und Wolkenströme stürzen hernieder, und Blitze spalten hohe Eichen bis zur Wurzel, und die Erde wankt schaukelnd wie die Wiege eines Kindes, — und Dinah erwacht nicht; Abgründe werfen sich um sie her auf, Feuersäulen erheben sich aus den Tiefen und verzehren den Wald, und Dinah erwacht nicht. Dennoch ist sie nicht allein. Neben ihr steht ein menschliches Wesen, ein alter Mann in Lumpen gehüllt. Von den Lumpen, den grauen Locken und dem langen Barte träufelt der Regen, Füße und Arme sind nackt, blutig vom Dornenritz und verbrannt vom Feuer, aber das Auge voll Sehnsucht und mit Wohlgefallen nach der Jungfrau gekehrt. Von Zeit zu Zeit zog er einen Dolch aus der Brusttasche und schleuderte ihn mit Kraft auf einen Baum, oder er brach in ein wildes Wuthgeschrei aus, oder er streckte seine Arme nach Dinah aus und rief weinend: Edla! Edla! Es war der alte wahnsinnige Morisko. Er war es, der das brennende Dach erstiegen hatte und die Jungfrau gerettet, er, der jetzt mit ihr in der Wildniß umherirrte und der elende Gefährte ihrer Leiden war. Er setzte sich neben sie, nahm seinen Mantel ab und bedeckte sie damit, suchte Blumen, wand einen Kranz und umflocht ihre nassen Locken.

Da ertönte Posaunenschall, stark wie von der Posaune des großen Gerichtstages ertönt das Echo weit durch das Waldgebirge, zehnfach wurde der Klang zurückgegeben. Bei diesem Schalle erwachet Dinah. „Das sind meines Volkes Drommeten," ruft sie aus, „das sind die Klagetöne Israel's, sie verkünden das gebrochene Leben, es ist die herzerschütternde Musik der Weltgeschichte Israel's." Und mit Hast ergreift sie die Hand des Alten, der ihr willig nachfolgt. Noch eine Bergspitze ist zu erklimmen, wer malt die Aussicht? Der weite Meeresspiegel liegt vor ihnen, — der Sturm ist vorbei, die Sonne glänzt wie ein Held, der den schweren Kampf des Ver-

hängnisses siegreich bestanden, Schiffe liegen da in der Bucht von Almeira. Und am Ufer das Lager Israel's, das Lager der Auswanderer. Ach, nicht so schön sind deine Zelte, Jacob, deine Wohnungen, Israel, als zur Zeit, wo Beor's Sohn*) dich segnete, aber dennoch erquickend ihr Anblick dem Auge des Verbannten, — wie Bäche, langgestreckt, wie Gärten am Strome, wie Aloe, vom Herrn gepflanzt, wie Cedern am Gewässer. Dort ist Rettung! Immer heller ertönen die Posaunen, sie rufen zum letzten großen Gottesdienst auf Iberiens Boden. Es lagern sämmtliche südliche Gemeinden. Der König hatte ihnen Schiffe zur Ueberfahrt versprochen, aber die wenigen konnten nicht den dritten Theil Volkes aufnehmen, und dennoch waren die Zurückbleibenden mit Sklaverei bedroht, wenn sie den Einigen nicht abschworen. Dorthin eilten die Schritte des israelitischen Mädchens und des geisteskranken Mauren. Und ihr Blick trifft zuerst — Alonzo, den spanischen Hauptmann.

Er war nach dem traurigen Ende Arama's und dem fruchtlosen Versuche der Mönche, sich Dinah's zu bemächtigen, seiner Haft und seines Dienstes entlassen worden. Das Haus Arama's fand er niedergebrannt, hörte von dem wunderbaren Ende der Jungfrau, und konnte dennoch den Gedanken ihres Todes nicht fassen. Deßwegen eilte er nach dem Lager der Gemeinden. Vergebens forschte er hier nach Dinah, — also war es doch wahr, sie war nicht mehr! Und jetzt sah er sie wieder, die Blüthe ihrer Schönheit schien zerknickt, Frostschauer schüttelten die ermatteten Glieder zusammen, und nach einem Blicke, in welchem sich der Kampf der Resignation mit der Liebe aussprach, bemächtigten sich Fieberphantasieen ihres Geistes, und krank wurde sie in das Zelt einer jüdischen Witwe gebracht. Wochen vergingen, und Dinah rang mehr als einmal mit dem Tode, Alonzo wich nicht von ihrem Lager, der Stern seines Lebens

*) Bileam.

ging mit ihr unter, und sollte er ihr das Leben wünschen, ein Leben neuer Drangsale, ohne Glück und ohne Liebe?

29.

„Horch! eine lärmende Stimme auf den Bergen, wie die einer Menge Volks, ein Getümmel versammelter Völker aus Königreichen. Des Himmels Sterne und ihre Bilder lassen ihnen ihr Licht nicht strahlen, dunkel ist die Sonne bei ihrem Aufgang, der Mond wirft ihnen seinen Glanz nicht zu. Der Herr macht die Himmel zittern, die Erde in ihrer Veste beben. Sie gleichen dem verscheuchten Rehe, den Schafen, die Niemand sammelt. Wer ergriffen wird, wird durchbohrt, wer erhascht wird, fällt durchs Schwert. Vor ihren Augen werden ihre Kinder erdrosselt, ihre Häuser geplündert und ihre Weiber geschändet. Wie dem Gemeinen, so geht's dem Priester, wie dem Knecht, so dem Herrn, wie der Magd, so ihrer Gebieterin, dem Gläubiger wie dem Schuldner."

So sprach der Herr einst durch Jesaias' Mund. — So liegen Hispaniens Gemeinden von Osten und von Westen in den Gebirgen Cuenca's, in den Gebirgen Cabrilla's. Don Isaak Abarbanel an ihrer Spitze; er führte die Marannen den steilen Weg, ein König unter Gefangenen, aus dem Stamme Isai's, aus dem Hause von Bethlehem; er speiset die Wittwen und Waisen, er läßt die Kranken tragen, die Alten stützen, er richtet die Gebeugten auf, er tröstet die Klagenden, er leidet, er betet mit seinem Volke. Jetzt hat er seine Größe wieder erlangt, der Sprößling von Israel's Königen, jetzt sein Erbtheil wiedergefunden, das Erbtheil Juda's und Israel's; in den Palästen von Madrid, Sevilla und Granada war er Sklave, jetzt ist er Herr. Seinem Gott hat er die Habe verschrieben, seinen Sohn läßt er in Ketten zurück.

So wandern sie und wandern im Namen des Herrn. Man verschloß ihnen die Städte; Ximenes hat es geboten, der Christ sollte dem Juden keine Herberge geben, kein Brod reichen;

sie lagerten unter des Himmels Zelten, sie küßten den Boden des Vaterlandes, das sie verstieß. Nicht wie einst auf deinen Zügen, Israel, trug der Priester heilige Schaar die Lade mit den Tafeln des Bundes vor dir, aber der Engel lebt noch, der dich durch Wüsten führt, und du selbst bewahrst das Kleinod göttlicher Lehre. Carthagena nova öffnet seinen Hafen, Italien, Parthenope, Rom ist das Ziel. Leben dort keine fanatische Mönche, herrscht dort der Geist der Liebe? „Zeuch' zu den Chithäern, auch dort ist keine Ruh' für dich."

Leb' wohl, Hispanien, Land, wo meine Väter ruhen, wo die Myrthe immer grünet zum Palmzweig des Festes, wo die Fürsten meines Volkes lehrten, — doch wie der Granate Feuer brennt deine Sünde, wie der Opuntia-Feige Blut färbt sich dein Boden, und der dornige Gürtel deiner Aloe ritzt des müden Wanderers Fuß.

Der Westwind weht, der Schiffsherr läßt die Anker lichten, brennend roth geht die Sonne unter. Abarbanel liegt mit dem Gesichte zu Boden des Verdeckes und seine Lippen stammeln mit dem Propheten: Erhebe deine Stimme, mein Volk, jauchze, juble ob der Majestät des Herrn, vom Meere her. Verehre Gott in den Höhlen, auf den Inseln des Meeres den Namen des Herrn, ich aber sage: ich schwinde, ich schwinde, wehe mir!

30.

Die Kraft der Jugend hatte in Dinah gesiegt über Krankheit und Tod. Sie ging wieder dem Leben entgegen; die erfrischende Meeresluft brachte bald die Rosen auf die Wangen zurück. Nur die Nähe des Geliebten erfüllte sie mit einer tiefen Wehmuth, denn sie hatte Trennung, wenn auch nicht Vergessen beschlossen. Und ist der Kampf des Herzens schon schwer in den Tagen des Glückes, wie viel schwerer, so du wandelst auf den Dornenpfaden des Mißgeschickes.

Wie ein schützender Genius umgab sie Alonzo, und bewachte das Zelt, wo sie sich mit der blinden Witwe und dem

alten Mauren, der sie durchaus nicht verlassen wollte, befand. Er verschmähete es nicht, der edle Jüngling, unter den Verlassenen Israel's zu stehen, ihr thränenvolles Brod zu essen, und so wie sie den Hohn der Dränger zu ertragen.

„Dinah," sprach er eines Morgens, „Israel in der Berberei hat Schiffe für uns geschickt, fühlst du dich stark genug, daß wir die Reise dorthin antreten?"

„Ich fühle mich kräftig genug, zu reisen, Don Alonzo, aber nur ohne euch verlasse ich Spanien. Unsere Wege gehen auseinander."

Diese Worte wurden von ihr in einem Tone gesprochen, der den Kampf ihres Innern verrieth. Ein Strom von Thränen folgte ihnen nach. Alonzo stand in sich gekehrt da.

„Edler Jüngling, es ist Zeit, daß wir einen Entschluß fassen. Ja, ich liebe euch, ich liebe euch mit aller Gluth der ersten Liebe, deren die Jungfrau fähig ist. Aber mein Loos ist Entsagung, ich gehe in meines Volkes Elend, ihr habet eine höhere Bestimmung. Dienet dem spanischen Vaterlande mit der Kraft eurer Jugend, oder gehet nach Frankreich, Deutschland, und suchet des Ruhmes Lorbeer für eure Stirn. O, gebet euer Glück nicht für so niedern Preis, als die arme Jüdin ist, hin. Ich kann, ich darf die Eure nicht werden. — Bei den Manen meines Vaters," setzte sie hinzu, und ihr Blick wandte sich nach oben, wie der verklärte Blick eines Engels, „ich kann die Eure nicht werden."

„Dinah, Dinah, du hast mein Herz gebrochen."

„Nicht doch, Don Alonzo, sehet das schwache Mädchen, sie hat überwunden, glaubet es, es ist besser so. Und, edler Mann, euer Freund, — wo ist Jehudah Abarbanel? Für unsere Rettung wagte er das Aeußerste und schmachtet vielleicht im Kerker! Wo sind die Kinder Arama's? Ihr müßt sie aufsuchen, ihr müßt sie retten. O wartete meiner nicht die Schmach, ich stünde nicht hier."

Alonzo fühlte den Vorwurf. Der alte Maure, der neben

ihr gestanden und sie weinen sah, sprach mit rührendem Ausdruck: „O sie weinet, meine Edla, junger Mann, laßt sie nicht weinen, ich will euch lieben, wie Allah Edla liebt.“

In diesem Augenblicke hörte man vor dem Zelte ein Geräusch. Gonzago Campanton trat ein; Dinah schrie laut auf. Der Mönch, von Pöbel und Söldnern begleitet, schien sich selbst über das Zusammentreffen zu wundern. Aber ehe er noch den Mund geöffnet, durchbohrte des Morisko's blanker Stahl des Mönches Brust, und den blutigen Dolch betrachtend, rief der Alte wonnetrunken: „Schwarzes Mönchsblut, der Morisko weiß zu treffen!“ Ein Schrei des Entsetzens erfüllte das Zelt und die ganze Umgegend. Der Mönch sah wild umher; da traf sein Blick die blinde Jüdin, die aus dem Winkel des Zeltes hervorkroch, und er stürzte auf sie hin und rief: „Mutter, Mutter, Euer Gonzago stirbt neben Euch, verflucht sei der Tag meiner Geburt, verflucht der Tag meines Todes!“ Die Blinde taumelte. Es schien, als wenn Geister sie faßten und in die Höhe heben wollten, dann stürzte sie heulend auf den Mönch, der Strom seines Blutes traf das blinde Auge der Mutter, ihr Ohr vernahm sein Todesröcheln. Er aber lag und sein Blick schweifte wild umher, und mit der Faust klopfte er zu wiederholten Malen auf die durchstoßene Brust, und stöhnte Bußesworte in der Sprache und im Glauben Israel's. Kein anderes Wort entfuhr seinem Munde. Die Soldaten hatten indeß den alten Mauren ergriffen, der noch immer jubelnd den Dolch schwang. Sie führten ihn ab und sein freudiger Allahruf ward noch von fernher vernommen. Der Mönch hatte ausgekämpft, die Mutter lag entseelt neben ihm, der Schlag hatte sie getroffen.

So sprach der Herr Zebaoth durch Jeremias' Mund: O sehet es ein und rufet Klagefrauen, daß sie kommen, daß sie herbeieilen und über uns Klagelieder anstimmen, daß aus unsern Augen Thränen stürzen und unsere Augenlider Wasser

strömen. Denn des Jammers Heulen wird von Zion aus gehört! — — —

— — — Der Schiffsherr drängt, die Anker werden gelichtet. Alonzo ergreifet Dinah's Hand und führt sie ans Ufer. Lange, lange stehen sie da in letzter Umarmung. Des Weltmeeres Wogen brausen mehr nicht, als ihr Herz. „Leb' wohl, meine Dinah! Wir sehen uns wieder! Bei dem Vater droben! Leb' wohl!" „Leb' wohl, Alonzo!" Der Nachen stößt vom Ufer ab. Der Schiffsherr drängt, die Anker werden gelichtet. „Leb' wohl, Alonzo! Grüne, blühe, Myrthe am Grabe meines Vaters!" — — —

Alonzo verläßt Spanien, und geht nach Gallien. Vergebens hatte er Erkundigung nach dem Freunde angestellt; das hatte er erfahren, daß man die Kinder Arama's im Kloster getauft, und sie zu Christen erzog.

31.

Am Ufer des Guadalimar, am Fuße des Berges Alcarez, liegt ein Schloß mit vier spitzen Thürmen, schon von den Gothen erbaut. In einem dieser Thürme war ein Halle, aus deren Fenster seit Monaten Jehudah Abarbanel den Blick nach dem Strome richtete. Aber die Gegend war wie ausgestorben, nur noch einige Gefangene der Inquisition und wenige bewachende Soldaten und Laienbrüder schienen die Bewohner des Schlosses, ja der ganzen Umgegend zu sein. Am andern Ufer des Flusses erhoben sich steile Felsen, auf deren Gipfel Adler horsteten. Täglich brachte ein Laienbruder dem Jüngling das spärliche Mahl, alle Versuche Jehudah's, ihn zum Sprechen zu bewegen, waren vergebens, obgleich sein Blick keine Gleichgültigkeit für das Schicksal des Gefangenen verrieth, ja seine Augen öfters mit Thränen auf dem Jüngling ruhten und er sogar sein Verlangen nach einer Mandoline erfüllte. Düstere Melancholie ergriff den Jüngling und er wünschte zu sterben. So schauete Jehudah eines Abends durch das Gitterfenster,

sanft plätscherten die Wellen des Stromes und schlugen an das hohe Gemäuer, der Mond schwebte hell über dem Flusse und beleuchtete mit seinem magischen Lichte das enge Gemach.

Jehudah ergriff die Mandoline und sang: *)

Trennung, schwerer Schmerz des Herzens,
Weinen kann mein Aug' nicht mehr,
Dulde ich des Schicksals Tücke,
Singe ich der Seele Weh.

Sinken will die Kraft der Jugend,
Sterben will des Jünglings Muth,
Freiheit athmend, Freiheit suchend,
Tief im Innern Liebesgluth.

Ach zerstöret, ach vernichtet
Meiner Kindheit Unschuldswelt!
Und die Blüthen meines Lebens
All' zerknicket, all' verwelkt.

Da glaubte er von fern einen in den Wellen schaukelnden Kahn zu erblicken, auf welchem er auch alsbald zwei Männer erkannte, die langsam ruderten und unverwandt ihren Blick nach seiner Zelle richteten. In dem Augenblicke trat der Laienbruder ein. „Eure Rettung ist nahe, Abarbanel," lispelte er ihm zu, „machet euch eilends auf und folget mir, im Namen des Gottes Israel's." Jehudah folgte dem Manne, sie stiegen, von Keinem bemerkt, die schmale Wendeltreppe herunter, die zu einer Pforte führte, vor welcher der Nachen hielt. Der Laienbruder sprang zuerst hinein, rasch folgte ihm Abarbanel, alle drei legten den Finger auf den Mund und bedeuteten ihm Schweigen, und mit der größten Behendigkeit ruderten sie stromabwärts.

Als der Morgen grauete, hielten sie vor einem Felsen. „Jetzt können wir sprechen, Don Jehudah," sagte der Laien-

*) El grave dolor de ausencia,
Ni alli de basta paciencia,
Ni allança para Uorar
De sus lagrymas licencia.

bruder, „ihr seid unter den Eurigen, folget uns in die Höhle der Marannen.“ Der Kahn wurde ins Schilf gezogen und die vier Männer traten in die eine Höhle, deren Eingang mit Dornengestrüpp bedeckt war, die glatten Wände waren mit Moos bedeckt, sie erweiterte sich immer mehr und führte endlich in einen großen Raum. Wie erstaunte Jehudah, hier eine Versammlung von mehrern Hunderten zu finden. Ein buntes Gemisch von Leuten aus allen Ständen, Mönche, Soldaten, Bürger, alle aber mit einem weißen Talar verhüllt, der über den Rücken hing und den Kopf vermummte, trauernde Physiognomien, in denen das Weh und der Ernst des Lebens sich ausdrückten, blickten aus dieser Verhüllung hervor. Der Raum war vom Lichte weißer Kerzen erhellt. Auf einem großen Steine, den ein weißes Linnen bedeckte, lagen die Rollen des Gesetzes Mosis, in den Winkeln der Höhle waren Vorhänge von heiligen Laden, goldene und silberne Tempelgeräthe, unzählige Bücher aufgehäuft. Beim Eintritte in die Versammlung riefen die Begleiter Jehudah's: lo ammi! Dies war das Wortzeichen der in Spanien zerstreueten Marannen, die zwar äußerlich das Christenthum angenommen hatten, aber im Herzen ihren alten Glauben bewahrten und bei dunkler Nacht ihre Versammlungen in Höhlen und alten Gemäuern hatten, um die Verbindung unter sich aufrecht zu halten. So eben hatten sie das Frühgebet vollendet. Der Aelteste nahete sich Jehudah. „Don Abarbanel,“ begann er, „ihr befindet euch unter Brüdern. Wir haben euch von Gefangenschaft und sicherem Tod gerettet. Ihr seid der Einzige eurer Familie, der noch auf spanischem Boden steht. Euer Vater hat glücklich Italien erreicht. Um uns hier im Glauben zu erhalten, bedürfen wir der kräftigen Jugend. Ihr werdet in Spanien bleiben, ihr werdet eure Brüder nicht verlassen. Doch bevor ihr entscheidet, bleibet heute unter uns, wir feiern das Fest des belagerten Tempels.“ Feierliche Stimmung herrschte in der Versammlung. Einzelne traten hervor und erzählten vom

Schicksale ihrer Brüder in den einzelnen Städten. Büchsen wurden herumgetragen und Gelder eingesammelt für Kranke, Unglückliche, Verarmte. Auch Knaben waren da, die den Bund beschwören und erneuen mußten. Ein Franziskanermönch war besonders thätig, er war Mitglied der Inquisition, nur um seine Macht zur Rettung seiner geheimen Genossen anzuwenden. Besonders gern pflegten die Marannen das Mönchsthum anzunehmen, weil sie in der einsamen Zelle am ungestörtesten sich dem israelitischen Leben zu widmen vermochten. Dann stellte man sich wieder zusammen und betete und weinte, so daß die Seufzer die kalten Felsenwände hätten erweichen mögen. In Jehudah's Seele stürmten mächtige Gefühle. Er betrauerte diese Verborgenheit, diese Heimlichkeit, aber er fühlte sich zu den Unglücksgenossen hingezogen. Er wurde einer der Ihren, und beschloß den Namen Leon anzunehmen. Das ist der Leo Hebraeus, der die Liebe gesungen und das Leid des Lebens. Als die Nacht wieder anbrach, wurden alle durch einen andern Ausgang der Höhle entlassen, die in ein Thal führte, aus welchem des Weges Kundige sie truppweise entfernten. Der Neumondstag war zu einer neuen Versammlung bestimmt.

32.

Es war am 21. Februar des Jahres 1495, als das Heer des achten Karls von Frankreich in Neapolis seinen Einzug hielt, denn dieser war im Kriege mit König Alfons von Neapel und vertrieb ihn aus seiner Hauptstadt. Im Schmucke eines griechischen Kaisers zog der französische König ein, geschlagen waren die aragonischen Truppen vor der Stadt, demüthig brachten die feigen Neapolitaner die Schlüssel dem fremden Monarchen. Auf den Straßen entstand alsbald ein fürchterliches Gewühl. Die Franzosen drangen in die Häuser und plünderten, und kein Wort der Feldherren und Machthaber konnte ihren Uebermuth bändigen. Vor Allem war der Ghetto ihrer Plünderungssucht ausgesetzt, hierhin strömte der trunkene

Soldat und kehrte belastet mit den Habseligkeiten der Juden zurück. Vor einem Hause des Ghetto, das sich durch die Nettigkeit seines Aeußern vor den andern schmutzigen Höhlen des Elends auszeichnete, hatte sich besonders ein gieriger Haufe gesammelt. Mit dem Pöbel im Bunde drängten die Krieger in die offene Pforte. Da kam ihnen die edle Gestalt eines Mannes entgegen. Der ungewohnte Anstand in seiner Haltung, die freie hohe Stirn, der scharfe Blick der Augen flößten Achtung ein. Und neben ihm stand ein Mädchen blassen Angesichts, aber in ungetrübter Schönheit strahlend. Es war Don Isaak Abarbanel und seine Pflegetochter Dinah. „Verlanget ihr Haus und Schätze, Freunde," redete er die Soldaten an, „hier sind sie." Bei diesen Worten ergriff er Dinah's Hand und trat auf die Straße. Der Haufe stutzte anfangs, aber bald wurde seine Freude überkannt und jubelnd zogen sie in die Gemächer des Hauses.

Abarbanel hatte die mit dem Barbareskenschiffe nach Italien gekommene Dinah in sein Haus zu Neapel aufgenommen. Hier hatte das mitleidige Herz Königs Ferdinand von Neapel den flüchtigen Maranen eine Zuflucht gewährt, die herrliche Parthenope nahm die Vertriebenen gastfrei auf, und am Fuße des Vesuves fanden sich Tausende ein von den Ufern des Tejo und Guadalquivir. Ja selbst zu Ansehen war der seltene Mann wieder am Hofe des Königs von Neapel gelangt und benutzte dies, wie vordem, zum Heile seiner unglücklichen Glaubensbrüder. Aber das Alter nahete sich und keine Nachricht vom geliebten Sohne. Tröstend stand ihm Dinah zur Seite. Sie erheiterte die einsamen Stunden durch ihren trefflich gebildeten Geist, sie führte sein thatenvolles Leben vor ihm vorüber und suchte alle Momente hervor, die das Herrliche und Edle seines Strebens bekundeten. Aber ihr eigenes Herz war gebrochen. Nur einmal blühet die Liebe im Weibe und wird der befruchtende Himmelsthau fürs ganze Leben, wehe, wenn dann der äußere Sturm die zarte Pflanze zerstöret.

Dann waltet wohl der Lebenskeim weiter, aber er bringt nur Laub und Blätter, keine Blüthen.

Jetzt traten beide aus dem Ghetto. Da nahet sich der Zug des Königs, von Großen und Rittern gefolget. Und Einer unter ihnen, hervorragend an Gestalt und Schönheit, hebt das Auge auf und sieht auf das seitwärts wogende Volksgedränge; da trifft sein Auge die jüdische Jungfrau, und ihr Blick begegnet dem seinigen. Ein Purpur überziehet seine Wange; sie aber wird bleich und lehnt sich an ihren Begleiter. Noch lange schauet er zurück. Dinah bittet Abarbanel: „Laßt uns eilen, Vater, wir könnten Gefahr laufen.“ So eilen sie zum Meeresrande und eine Hütte Portici's nimmt sie auf. Kein Schlummer trifft das Auge des Mädchens, ihre Thränen rinnen, sie kämpft den Kampf der Liebe noch einmal. Und als die Sonne aus dem Meere auftaucht, als sie den Rauch des Kraters vergoldet, als ströme ein sanftes Opferfeuer aus dem Gipfel des Berges, und in der Citronenbäume Zweigen der Gesang der Vögel ertönet, da kniet sie nieder vor der Hütte und betet zu Jehovah, dem Vater der Liebe. Von der Ferne nahet indeß ein Ritter, es ist der Ritter vom gestrigen Tage, der tapfere Feldherr Königs Karl, der Capua bezwungen und die Aragonesen geschlagen, es ist Don Fernando Alonzo. Sie siehet auf und er steht vor ihr. „Dinah, erkennst du mich?“ ruft er laut. In dem Augenblicke tritt Abarbanel aus der Hütte, sie eilt und umschlingt den Hals des Vaters. „Don Alonzo,“ spricht sie schluchzend, „unsere Lebenswege sind geschieden, hier, nur an dieser Stelle ist meine Heimath, ist meine Liebe. O fliehet, fliehet, folget dem Ruhme, folget dem Glücke, lasset den Marannen den Kummer und die Liebe.“

„Dinah, ich war dir treu, ich dachte deiner im Sturme der Schlacht, in der Stunde der Gefahr, am Tage des Glückes. Ach, noch einen Blick, noch einen Händedruck, und ich will gern scheiden.“ Sie reichte ihm die Hand. Wie Thautropfen auf Saron's Lilien rollten Thränen auf den

bleichen Wangen. Noch einmal sah sie ihn an mit der Zärtlichkeit unaussprechlicher Liebe, dann verbarg sie ihr Gesicht an der Brust Abarbanel's. Der Ritter eilte davon.

Noch denselben Abend konnte Abarbanel wieder in seinem Hause zu Neapel übernachten und war im Besitz seiner Habe. Wachen umstanden das Haus und verhüteten jede Gewaltthat. Er aber zog es vor, seinem vertriebenen Könige nach Sicilien zu folgen, wohin ihn Dinah begleitete. König Alfons ging in sein Kloster. Zu Messina hörten sie die Nachricht vom Rückzug der Franzosen. Am Taro bei Fornuovo kam es zur blutigen Schlacht. Alonzo suchte den Tod und fand ihn.

33.

Im Archipel des jonischen Meeres liegt die Insel Corfu. — Der Frühling hatte begonnen und zahlreiche Schwärme von Störchen und Schwalben kündeten ihn an, Lawinen rollten von den Wänden der Gebirge herab und der schmelzende Schnee schwellte die Waldströme an. Die Ufer der Bäche bedeckten sich mit Blumen, der Oleander entfaltete sein zierliches Laub, und majestätisch erhob sich die Lilie an der klar fließenden Quelle. So hallten auch die Wälder von melodischen Tönen wieder, Accacie, Geisklee und Rosen hauchten balsamische Düfte aus. Die Biene verläßt die Höhle der Eiche, wo sie ihren Honig heimlich niedergelegt hat, um mit der Morgenröthe den Saft frischer Blumen zu saugen und den Terpentinbaum, die Platane und den Feigenbaum zu umschwärmen. Die Küstenbewohner besserten ihre Netze aus und setzten ihre Fischerboote in Stand, und der Landmann entließ seine Heerden, um sie unter Jasmin und Hollunder in den von der Euphorbia, Myrthe und Absinthe aromatisch duftenden Wiesen zu weiden.

Nicht weit von der Küste stehen einzelne Häuser, seit Jahren bewohnt von Familien, welche, aus fernen Landen angekommen, die friedsamen Einwohner unter sich gern duldeten. Die fremden

Männer unterwiesen den Landmann in mancher Wissenschaft, die er früher nicht kannte, so daß sich seine Heerden vermehrten und die Felder doppelten Ertrag brachten. Es war eine Gemeinde der spanischen Israeliten, die sich hier angesiedelt hatte. Vor Allen zog die Aufmerksamkeit auf sich der, den die Gemeinde selbst als den Berühmten verehrte, der Mann, vielerfahren im Gesetze und in erprobter Lebensweisheit, der Abkömmling David's, aus dem Hause Bethlehem, vertrieben von Portugal nach Spanien, von Spanien nach Neapel, von da nach Messina von Messina nach Corfu — Don Isaak Abarbanel. Aber das Haar des Scheitels war grau geworden, die hohe Gestalt fing an unter der Last des Lebens sich zu beugen, denn er konnte sagen, wie sein großer Ahnherr über Israel sang:

Sie haben mich gedrängt von meiner Jugend auf,
Doch überwältigt haben sie mich nicht.
Auf meinem Rücken haben sie gepflügt,
Und ihre Furchen lang gezogen. ...

Und die treue Gefährtin der Verbannung, Dinah, stand ihm noch immer zur Seite. Zum dritten Male übte sie kindliche Pflicht und erfüllte das schöne Gebot des Gesetzes. Der Sturm der Leidenschaft war aus der keuschen Brust gewichen, sie hatte ihn überstanden. Was sie Theures und Liebes gehabt hatte, verbarg der Schooß der Erde, die Mutter am Ufer des Rheines, den Vater unter den Orangen am Xenil, Arama an den Serpentinsteinbrüchen, den Geliebten an des Taro's blutigem Gestade. Einmal hat das Herz ausgerungen, und hat es mit Gott gerungen, und hat es mit Gott überstanden, so ruhet es auch in Gott und im Frieden Jehovah's. Vom Anbruch des Tages, wann die Sonne ihren ersten Strahl von Joniens Küste ins freundliche Gemach warf, bis zur stillen Dämmerungsstunde, lebte sie dem verbannten Weisen. Dann hauchte sie die Gefühle des Andenkens in zarten Gesängen aus auf dem Rasen unter Cytisusgesträuchen, und andächtig lauschte Abarbanel den weichen Tönen. Oft auch am Tage, wenn er vom Nachdenken über

sein Schicksal und vom Forschen im Worte des Herrn ermüdet war, war es Dinah's herrliches Saitenspiel, das ihn erquickte, und wenn die Weissagung des prophetischen Adlers Israel's, Jesaias' ben Amoz, das großmüthige Herz bis zur Begeisterung entflammt hatten, so führte ihn das castilische Lied in das Land seiner Jugend zurück, oder der Klaggesang der spätern Dichter seiner Nation über den Untergang Zion's lockten Thränen in ihm hervor. So schauete der verbannte Maranne nach Osten und nach Westen, dort vertrieben, hier vertrieben, dort Ruinen seines Tempels auf Palästina's Boden, hier Trümmer seines häuslichen Glückes in Iberiens Thälern.

„Wer giebt mir die Flügel der Taube,
Daß ich fliege und vom Kummer ausruhe!"

Später Sabbatsabend war heute in Abarbanel's Hause, Sabbatsruhe im Gemache, Sabbatsruhe im Gemüthe. Er schlummerte im Divan, im festlichen Kleide saß Dinah neben ihm auf einem Tabouret und stützte ihr Haupt in der Hand. Da klopfte es leise und hereintrat im Pilgergewand ein Mann in der Mitte des Lebens. Er schauete im Zimmer umher und erkannte Dinah, und weinte laut, als er den schlummernden Greis erblickte. Da bedeckte er sein Gesicht mit seinen Händen. In dem Augenblick erwachte Abarbanel. Er richtete sich auf und maß mit seinem Blick den Fremdling. „Wer seid ihr, fremder Mann, und was ist euer Begehr?" fragte er verwundert.

Da stürzte der Fremde hervor. „Ich bin euer Sohn, euer Jehudah. Vater, kennt ihr die Stimme eures Kindes nicht mehr?" Der Vater breitete die Arme entgegen und der Sohn liegt am frommen Herzen. Thränen, Thränen der Wehmuth und der Freude fließen lange, lange. Dinah war auf die Knie gesunken und betete. Gelobt sei mein Herr, der die Gefangenen befreiet, die Gefesselten erlöset und die Demuth aufrichtet. Ihm ist die Größe, die Macht und die Herrlichkeit, immerdar!

Der Flüchtling aus Jerusalem.

Der Flüchtling aus Jerusalem.

1.

....Ich bin der Mann, der das Elend gesehen unter der Ruthe seines Grimmes. Er hat mich getrieben und geführt in Finsterniß, und nicht in Licht. Er mauerte mich ein, daß ich nicht hinaus kann, belastete mich mit Ketten ... Schwinge nur deine Geißel, Römerknecht, hänge schwerere Fesseln an den Leib des Gefangenen, daß er rasselt, wie das ungezähmte Thier im Käficht, wenn es hungert; speie ihm ins Angesicht, und stoß ihm das Kinn wund, daß er aufschaue. Niemals wird der Tag der Rache kommen, der Tag der Vergeltung, und dein Trotz bleibt ungeahndet. Du gehst sicher umher, und jubelst, und dein Jubeln wird nie werden Schrei des Gestraften. Siehe! der Gefangene ballet nicht einmal heimlich die Faust wider dich, er läßt die Finger hängen, denn er kennt die Wuth nicht — wer das Elend gesehen, wie er, der ballt die Faust nicht: könnt' er die Faust ballen, würd' er sterben. Und wozu ließ er sich denn fangen? — — Mein Bruder hat sich in's Schwert gestürzt, meine ältere Schwester in die Flamme. Als die Ströme des Blutes, die von Zijon flossen, uns in der Höhle, die uns verborgen hielt, beinah ertränkten: stürzte mein Bruder sich in das Schwert, die rothen Wellen zu mehren seinerseits. Als die Flammen, die von Morija troffen, uns in der Höhle schon erstickten, warf meine Schwester sich in die Feuer, damit sie

luſtig flackerten auch ihrerſeits. Ich aber trat hinaus und ließ mich fangen, denn ich wollte ſehen, was da noch werden würde? Ich hatte noch eine Frage an den Gott Iſrael's: was wohl noch werden würde? Und dieſe wollt' ich gelöſt haben. — Die Säulen ſind gebrochen in meinem Innern, die Zinnen meines Geiſtes ſind hineingefallen in die Vorhöfe meiner Seele, geſchmolzen ſind alle goldenen Fenſter meines Herzens. Aber auch die Flammen ſind erloſchen, und die Blutſtröme verſiegt und vertrocknet. Ein Kind könnte mich leiten am Seil ungefährdet. Ich ſchaue mich als einen Andern, ich ſehe mich wandeln und ſchreiten als einen Zweiten, als hätte ich nur noch die Frage an mich: was wird ihm nun werden, dem Gefangenen? — — Wenn mich der Kerkermeiſter ſchlägt, lächle ich nicht einmal; wenn der Gefangenwärter mich anſpeit, fühl' ich kein Lispeln des Hohns; wenn die Stachel des Aufſehers meine Hand trifft, flüſtert der Spott nicht ein Wörtchen mir zu. O glücklich, wer verzweifeln könnte! dreimal glücklich, in weſſen Herz die Wuth auffſpringt, wie ein Löwe aus dem Dickicht, und mit furchtbarer Tatze ſich und den Nächſten mit Verderben ſchlägt! Tönt ein Seufzer von meiner Lippe, ſo iſt es der, daß ich nicht verzweifeln kann. — — So ſtehſt du vor mir, brennendes Jeruſalem, wälzeſt dich zu meinen Füßen, ſterbendes Iſrael, und mein Herz zucket nicht dabei. Ich höre das Ziſchen der Flammen, wie ſie aus dem Allerheiligſten dringen, ich höre das Poltern der Altäre, wie ſie in einander ſtürzen, ich höre das Rauſchen der Metalle, wie ſie hinunterfließen vom goldenen Leuchter, die Prieſter ſeh' ich die ſilbernen Stühle auf die Köpfe der Feinde werfen, und ſich in die Flammen, die Jungfrauen ihre Dolche in den Leibern der Römer drehen, und dann in den ihrigen; ich ſehe dein hohes Haupt, Eleazar, auf der Spitze eines Römerſchwertes, den Arm meines Vaters auf der Egypterlanze, den Buſen meiner Mutter von einem kretiſchen Pfeil durchbohrt, und es iſt ſtill in meiner Seele. Meine Mariamne fällt unter den Streichen des Syrers, er

reißt meinen Säugling von ihrer Brust und schleudert ihn an die Felswand, daß die zarten Glieder umhersprühen, und es schweigt in mir. Gräßliche Bilder, die den Wahnsinn heraufbeschwören über die zerschmetterte Seele, warum ziehet ihr vor mir vorüber, ich schame euch, und bleibe? — — Hohnlächelnd schlingt der Römer die Bande um meine Arme; ich, der Sohn des Fürsten Jojada, fühle den Fußtritt des griechischen Knechts; ich trete vor den schwermüthigen Titus, und er wendet mir den Rücken; ich werde hingeführt auf den Xystus, wo wir als Knaben die Spiele der Jugend gefeiert, dort ist das blutige Gericht, und Tausende meiner Genossen fallen unter dem Henkerbeil des mordbegierigen Römers; auch dein lockiges Haupt seh' ich fallen, mein Jugendfreund Chananel, auch deine ehrwürdigen Locken röthen sich dort mit deinem Blute, mein Lehrer Schammai, und dein Schema wohnt noch auf den erblichenen Lippen des getrennten Hauptes; aber der Arm der Henker ermüdet vom Tödten, und ich bleibe übrig mit Wenigen. In dem Kerker finde ich mich wieder, die Luft ist verpestet von dem Athmen der Tausenden, die er umschließt; zweimal drei Tage benetzt kein Tropfen unsre Lippen, berührt keine Speise unsern Mund, und da ich den Nachbar fasse, ist er, wie Hunderte, zur Leiche verschmachtet. Endlich öffnet sich das Thor des Gefängnisses, wir werden geführt zu den Quellen des Siloah, dort sind die Sklavenhändler versammelt, aber die Beutel sind bald leer, und unsre Zahl kaum vermindert; um ein Schwert zwei Jünglinge, um einen Modus Gerste drei Jungfrauen, und ich, der Sohn des Fürsten Jojada, ich, ein Sprößling aus Sauls, des Königs von Israel, Geschlechte, ich, der kräftige Jüngling in der Blüthe des Lebens, werde erhandelt um einen Kuchen aus Weizen. — — O, ihr Städte Judäa's, ihr, hohe Burgen und offene Flecken, die ich einst auf kühnem Rosse im goldenen Panzer durchzogen, ich sah eure Aschenhaufen, zog an euren Trümmern vorüber, und meine Fesseln drückten mich nicht, mein Sklavengewand schämte sich nicht; da

ich euch erblickte niedergeworfen und die Säulen des Rauches noch wirbeln aus euren Brandstätten, wie konnte ich wehe! rufen über meine wunden Füße? — Da erhob sich ein rother Brand am östlichen Himmel, der eherne Himmel schrumpfte vor einem Rande grauer Wolken ringsum zusammen und verfalbte in giftiges Gelb, ein Schwefelgeruch drang durch die stillgestaubene Luft, die Wüste erhob sich in schwellenden Sandwogen — der Samum! schrie der Haufe, der Samum! Sklavenhändler und Sklaven, der Samum! Römer und Jude — die Thiere wälzten sich auf dem Boden, die Ketten rasselten, und Alles warf sich zur glühenden Erde — nur ich stand aufrecht, und sah den niedergeworfenen Knäuel, und sah hinten in das Ungethüm, das vom Morgen einherfuhr auf seinem Riesenwagen. Ich wollte nicht sterben, aber den Tod kommen lassen, wenn er wollte. Der heiße Sandregen sprühte nieder, und versengte mein Haar, der Sack, der meine Glieder verhüllte, fiel in Stücken verbrannt herunter, Berge wälzten sich auf meine Brust, das Herz schlug mir bis an die Kehle, ich wollte nicht stehen und nicht fallen, ich wollte es geschehen lassen, da brachen die Knie zusammen von selbst, ich sank nieder, und der Sturm fuhr darüber hinweg, ich wußte es nicht mehr. — Peitschenhiebe weckten mich aus dem Schlummer der Seele, wir zogen nach Damaskos. — — Grenze Israel's, wie überschritt ich dich? Mein Fuß zögerte nicht, meine Gebeine schmiegten sich nicht an deinen letzten Felsen, nur mit Gewalt losgerissen zu werden — ich überschritt dich, wie man die Schwelle des Zimmers überschreitet, in ein anderes zu gelangen. Die Welt war mein Haus worden, und vor den Schatten der Seele sah das Auge Nichts, nicht das Alte schwinden, nicht das Neue kommen. Ich schritt und schritt. Kaum schlug das Hohngeschrei des Syrers an mein Ohr, da wir durch Damaskos' Thore zogen; wenn der Spottgesang bis zu den Wolken drang, ich vernahm ihn kaum; ein syrisches Mädchen nahm Kiesel und röthlichen Sand aus dem Bette des Chrysorrhoas und

warf sie auf mein Haupt, es schüttelte sich, und sie glitten hinunter; Knaben umschwirrten uns, und schossen Bolzen nach meinem Rücken, ich regte mich nicht. Ich fühlte das Gehinnom nicht in Deinem Eden*), Damaskos, und nach den Aepfeln des Lebensbaumes hätt' ich die Hand nicht erhoben. An den Mauern von Arados sah uns das Meer. Mancher glitt heimlich herab vom steilen Ufer, und verschwand schweigend in der Brandung, ich ging vorüber. So nahmst du mich auf, vierstädtige Antiocheia, nahmst mich auf in deine weiten Mauern, als Syrersklave. Deine Thore waren geschmückt mit Lorbeergewinden, als ich einzog, unsern Siegern zur Ehre, die Marmorplatten deiner Straßen, die Herodes gelegt, mit Rosen bestreut, uns galten die Dornen; zum Palast des Proconsuls wurden wir getrieben, die gaffende Menge warf Pechkränze um unsre Schultern, ich ließ sie liegen. Da trat er hervor, der weingeröthete Römer, und las sich aus, die ihm gefielen: ich war darunter. Ha, er erkannte mich! „Amnon," rief er, „Jojada's Sohn, bist du's? denkst du noch, wie wir kämpften und rangen am Fuße der Antonia vor einigen Jahren? Ich hatte eine Dirne deines verfluchten Geschlechts mir erkiest, und du entrissest sie mir. Zitterst du?" Ein Blitz durchfuhr meine Brust. Schon wollt' ich jubeln, daß die Geister wieder erwachten in meiner Seele, daß das versteinte Herz wieder zu zucken beginne. Aber es war schnell vorüber, und öde wie vorher. „Ich werde dich wiedersehen!" rief er mir zu, und stieß mich in die Reihe derer, die zum Kampfspiel, zum Kampf mit den gefangenen Thieren der Wüste bestimmt waren. Man zieht mich durch weite Höfe des Palastes, man schleppt mich durch finstre Gänge. Da brüllt der Löwe in seinem Käficht, der Panther heult gegen die Stangen seines Gitters, und neben diesen ist — meine Kammer. Wir sind Nachbarn. Löwe von

*) Bekanntlich hielten die Bewohner von Damaskos ihre Umgegend für die Stätte des Paradieses.

Tadmor, gelagert neben dem Löwen von Juda, da wir uns begegneten in den Steppen Arabiens, und mein funkelnder Speer sich grub in deine Weichen, mein blitzendes Schwert dir die Tatze abläste — jetzt sind wir beide des Römers Sklaven, und harren seines Winks, uns zu zerfleischen zu seiner Augenweide. Es ist nur ein eisernes Stangennetz, das uns von einander trennt. Oft stehen wir uns gegenüber, und dein großes Auge staunt, daß sich sein Blick in den eines Menschen versenkt. Was schaut dir entgegen aus meinem thränenlosen Apfel? Deinen Grimm erregt es nicht, und deinen Abscheu, aber auch nicht Liebe und Mitleidenschaft. Du wendest dich schielend ab, gehst scheu zur Seite: du hast dem Tode ins Auge geschaut — nicht jenem Tode, der mit dem fröhlichen Muthe des Kampfgewühls naht, und in die kühn geschwellte Brust den Stachel senkt, dem Tode, der furcht- und gefühllos eintritt in ein stilles Gräberfeld, und dem getödteten Geiste geräuschlos den Leib nachsendet. Oft nehm' ich, wenn du vor Hunger brüllst und um das Eisen schlägst, daß es wankt, einen Theil meiner kärglichen Nahrung und werfe sie durch die Oeffnungen. Aber du verschmähst sie von mir und läss'st sie liegen — — willst von dem gefangenen Juden Nichts; denn du bist noch Löwe. Noch wenige Tage, und wir stehen uns draußen gegenüber. Meinst du, ich werde kämpfen mit dir? Scheue dich nicht. Wie ich stand vor dem Samum, werde ich stehen vor dir, bis du reißest das Haupt vom Rumpfe, und die Knie zusammenbrechen von selbst. Ich will ja nur sehen: was da noch werden wird!....

2.

... Schüttelt eure breiten Aeste, ihr Lorbeerbäume, schüttelt sie unwillig, daß ihr einem Fremdling Schutz und Schatten verleihet, ihr Lorbeerbäume heidnischer Götter, die ich verfluche und die der Pöbelwitz Javans und Roms für heilig erklärt. Ich bin nicht gekommen, bei euch Schutz und Rettung zu suchen, habe mich nicht geflüchtet in euer thörichtes Heilig-

thum: man hat mich hierher gedrängt mit freundlicher Hand, wem danke ich es? — Aus des Käfichts dumpfer Schwüle ward ich versetzt unter eure dichten Schatten, an die murmelnden Wellen des Orontes, wie geschah es? — — Eines Morgens erhob sich das Eisengitter meines Nachbaren, des Löwen von Tadmor, wie von unsichtbarer Hand. Mit bedächtigem Schritt trat er vor, mit seinem Schweife peitschte er die Luft, er brüllte wie vor Erstaunen, dann hob er die Tatzen zu mächtigem Sprung, und in gewaltigen Sätzen rauschte er aus dem Käficht durch den langen engen Gang, bis er im fernen Dunkel einer geöffneten Thüre verschwand. Wieder hob sich ein Gitter, und sich schüttelnd entlief der Panther dem Gefängniß auf demselben Wege.

Da rauschte es und rauschte vorüber, bald ein brummender Bär, bald eine schrillende Tiegerkatze, bald ein heulender Wolf, ohn' Ende... Ich wußte, was es bedeutete. Das Kampfspiel sollte beginnen, und ich — ein Spielgenosse der Löwen und Bären werden. Eine sanfte Wärme floß bei diesem Gedanken in meiner Brust empor, und hüllte das Herz mir ein; es ward lebendig in der versteinten Brust, leise rang ein Seufzer aus der Tiefe sich auf, und drang als Thräne durch das trockene Auge. Der Schatten meiner Mariamne trat zu mir mit dem wieder genesenen Säugling, und ich weinte über ihre entgegengestreckte Hand; draußen standen mein Vater, meine Geschwister mit der ehrwürdigen Mutter, und winkten mir, und Schalom alechem! rief's aus meinem geöffneten Herzen — o, warum täuschtet ihr mich? warum kam ich nicht zu euch? — Bald trat der syrische Knecht zu mir ein, faßte mich bei der Hand, und führte mich — den langen Gang, wo die Tatzen der Raubthiere ihre Spuren gelassen. Ich folgte ihm willig, und bald befand ich mich in der Badekammer. Ich wurde untergetaucht in erfrischendes Wasser, man salbte mich mit duftendem Oelau, und rieb den Körper mit Salben ein, man band eine Schürze um meine Lenden, und setzte einen Blumenkranz auf

mein Haupt. Alsdann legte man ein kurzes Schwert in meine Rechte, eine Pelta an meine Linke, und geleitete mich in ein enges Gemach. Eine dünne Bretterwand schied mich von dem Kampfplatz. Draußen ertönte von Zeit zu Zeit die Tuba, dann ward es still, bis irgend ein Ungethüm hörbar ward, das heulend auf seine Beute stürzte; da vernahm ich das Knistern heftiger Tritte im Sande, das Rauschen des Kampfes, Schlürfen und Schleppen, vom Weheruf des Kämpfers und Schmerzgeheul des Raubthiers unterbrochen, endlich erhob sich das Triumphgeschrei der Zuschauer, das langsam begann und immer höher schwoll, und mit dem Stampfen der Füße das Gebäude erschütterte; allmälig erlosch es wieder, Schritte gingen im Gange vorüber, Träger der geopferten Menschen und Thiere, eine Pause trat ein, bis die Tuba von neuem schmetterte ... Kein Leben kam in meine Brust; es war wieder ruhig geworden in ihr! nur still erleichternd hob mich die Ahnung des Todes. Ich versank in mich selbst, aber kein Gedanke nach oben richtete sich auf. Der Gott Israel's war sehr fern von mir, ich dachte sein nicht. Nicht der kühne Muth des Kampfes kam in das Herz, nichts als die Gewißheit des Sterbens. Auch nicht der draußen harrenden Menge erinnerte ich mich, kein Gefühl des Hasses, kein Trotz der Verachtung gegen die blutigen Tyrannen durchfurchte meine Seele. Nichts als das süße Vorgefühl des Scheidens.

Plötzlich öffnete sich die Pforte zum Kampfplatz, die Thürhüter winkten mir, ich trat aufrecht und langsam heraus. Der Glanz der Sonne bedeckte den Raum vor mir, und schoß von dem weißen, buntgefärbten Sande in die geblendeten Augen. Ich schüttelte den Kopf, daß meine schwarzen Locken auf die entblößten Schultern sich legten. Ich schritt vor und stand still. Ein Ach! entfuhr den Lippen der schaulustigen Menge. Gegenüber saß unter einem Zelte auf erhöhter Bühne der Proconsul, und schoß racheglühende Blicke auf mich. Ich sah ihm ruhig entgegen, und senkte das Haupt auf die Brust. Der Römer

winkte. Die Tuba ertönte. Die Pforte eines Zwingers öffnete sich. Herausſprang der Löwe von Tadmor, mein Nachbar. Wieder erſcholl ein lautes Ach! aus dem Munde der Menge. Bei dem Schmettern der Tuba erhob ſich der Löwe, erſt langſam, dann in ſchnellen Sätzen umkreiſte er mich, endlich mit einem Sprung ſtand er kampffertig mir gegenüber. Ich blickte meinem Gegner ins Angeſicht, aber ſtand regungslos. Das Schwert hing nieder in meiner ſchlaffen Rechte, die Linke mit der Pelta ruhte auf dem Rücken. So erwartete ich, gelaſſen und ruhig, den Mordſprung des Löwen. Es durchfloß meine Glieder warm und leicht. Wir ſtanden, Aug' ins Auge geſenkt. Groß ſtarrte der Blick des Löwen in den meinen, der ruhig den Tod erwartete. Eine lange Pauſe. Ringsum keine Bewegung, kein Laut. Da ſenkte der Löwe ſein Haupt, ſchüttelte wie verneinend ſeine Mähne, wandte ſich um und ging langſam in den Zwinger zurück. Ein Freudengeſchrei der Menge erhob ſich zu den Lüften. Aber der Proconſul winkte verdroſſen; gewaffnete Knechte begaben ſich in den Zwinger, den Löwen zu reizen und hinauszujagen, dieſer aber brüllte und ſchlug mit dem Schweife, packte mit der Tatze einen Knecht und riß ihm den Arm heraus. Gemurmel und Geſchrei entſtand, die Söldner warfen ſich auf den Löwen, die Menge zerbrach die hölzernen Planken, ergoß ſich in den Kampfplatz, und umwogte mich bald, der ruhig im Gewühle ſtand. Der Proconſul erhob ſich von dem Sitze, und gab Befehl, Kohorten vorrücken zu laſſen. Da ergriffen mich im Nu ſtarke Arme, eine zarte Hand faßte die meine, man warf eine Chlamys um meine Schultern, riß den Kranz von meinem Haupt und bedeckte es mit einem griechiſchen Hute. In einem Augenblick war ich außerhalb der Arena. Aber man hatte meine Entfernung bemerkt, und ſchnelle Söldner eilten uns nach. Da hob man mich auf die Schultern ſtarker Männer, eilenden Flugs ging es durch die verödeten Straßen; man watete durch den Orontes, man gelangte in den Lorbeerhain der Daphne, und legte mich nieder in den Schranken der Freiſtatt, des Aſyls in

der Mitte des Haines. So schnell sie gekommen, waren die Männer verschwunden, ein Bündel voll Nahrungsmittel zurücklassend.

So ward ich versetzt aus dem dunkeln Käficht in den rauschenden Lorbeerhain, an die murmelnden Wellen des Orontes, mir selbst kaum bewußt. Wieder ist des Todes Flügelschlag über mein Haupt gezogen, und hat es nicht berührt. Aber eine kurze Frist. Schon umringen die Söldner des Römers das Asyl, jeden Ausgang versperrend. Wer mich hierher gebracht, er wird mich nimmer davon führen. Ihre Götzen schützen auch den gefangenen Juden — aber wie lange? Hierhin flüchtete der fromme Hohepriester Onias*), laut anklagend die Feinde des Gottes Israel's. Bald aber drang der Schmeichler in seine Freistatt, zog ihn freundlich hinaus, und sein Blut trank der Kiesel des Orontes. Ich harre, was werden wird.

3.

Die Sonne sinkt im Abend nieder. Ein kühler Wind streift durch den Hain. Ich suche mir eine Ruhestätte. In der Nähe erblicke ich ein uraltes Saerum, vor dem zwei Lorbeerbäume an denen Jahrhunderte vorüber gezogen, zu schützendem Dach sich wölben. Plötzlich erhellt ein Flammenschein den nächtlichen Himmel, daß die Sterne erbleichen. Ueber die Stadt lagert sich eine dichte Rauchwolke, aus der bald eine Flammensäule emporsteigt. Ein lautes Getöse dringt aus der Stadt bis zu meinem einsamen Asyl! Die Tuba tönt durch die Straßen, Sturm und Feuersbrunst verkündend. Ist auch über dich die Fackel der Zerstörung entzündet, Antiocheia? die du gefrohlockt bei dem Brande Jerusalems, Hohn sangest bei dem Untergang Juda's, ist die Stunde des Gerichts so bald angebrochen? Immer mehr schwankt die Nacht vor der röthlichen Gluth, schon

*) Makkab. 2 B. K. 4.

zittern die Strahlen auf dem grünen Glanze der Blätter, und das Getöse des Aufruhrs dringt immer gräßlicher durch das nächtliche Schweigen. O, brennet nur, ihr stolzen Paläste der Syrer, die nur Sklaven, ihr Götzentempel, die nur Heuchler beherbergen, was will eure Vernichtung gelten vor der, so ich gesehen, eure Trümmer reichen nicht hinauf zu den Trümmern der Zionsburg. Ich höre die Rüstungen der römischen Legionäre aus der Ferne klirren, Boten kommen über den Orontes zu den Söldnern, welche den Hain umringen, sie abrufend, und nur wenige Wächter umringen mein Asyl. Doch welchen Theil hätte ich an den Schicksalen der Feinde? Ruhen will ich unter den schützenden Aesten vor dem Sacrum, während Jene sich abmühen im Kampf gegen das zerstörende Element. Nicht mir verbrennt; nicht mir zerstört es Etwas. Was ich besaß, ist verloren, was ich geliebt, getödtet, was ich geehrt, geschändet ....

Da steht eine Gestalt vor meinem Lager; ihre weißen Gewänder schimmern durch die Nacht; dunkle Augen blitzen aus dem verhüllten Antlitz; sie faßt meine Rechte, sie winkt und zieht mich nach sich; sie öffnet die Pforte des Sacrums, und ich trete mit ihr in die finstre Halle des heidnischen Heiligthums. Schnell hat sie eine Fackel angezündet, der Schleier ihres Hauptes fällt hernieder, und ich erblicke eine Jungfrau aus Juda's Geschlecht. „Du kennst mich nicht?“ spricht sie mit sanftem Ton. „Nein!“ „Ich aber dich! Jojada's Sohn, du sollst mir folgen.“ „Wohin?“ „Ob zur Rettung, weiß ich nicht, vielleicht zum Kampfe, zum Tode — aber doch in die Mitte unserer Brüder.“ „Laß mich. Habe ich noch nicht genug? — Aber wer bist du?“ „Meine Familie, aus dem Geschlechte Athaja's, war wohnhaft in der heiligen Stadt, dort sah ich dich öfter an der Spitze deiner Genossen; vor dem Kriege zogen wir hierher; mein Vater ist der Ethnarch der Juden zu Antiocheia. Der Brand Jerusalems brannte wieder in unsrer Brust, die Seufzer der Gefangenen sanken in unser Herz, wir halfen und retteten, wo wir konnten; auch als du trateſt auf den Kampfplatz, waren wir verkleidet

zugegen, mit dem Volke drangen wir über die Schranken, meine Hand leitete dich hinaus, meine Brüder trugen dich hierher. — Sahst du den Brand in der Stadt den Himmel röthen? Der Palast des Proconsuls liegt in Asche, das Stadthaus sinkt schon zusammen, und die Flammenbäche ergießen sich über die Stadt. Wer weiß, wessen Hand den ersten Balken entzündet? Aber ein Verräther seines Volks, Antiochus, rannte durch die Stadt, und schrie Verderben über uns, die Juden wären des Brandes Urheber, an ihnen sei Rache zu nehmen, und du seiest unter uns, und wolleſt Antiocheia vernichten!*) Der syrische Pöbel hat sich zusammengerottet, sein alter Haß hat sich aufgerichtet riesengroß in den Schrecken der Nacht. Sie lassen die Flamme ungestört wüthen, um nur wüthen zu können gegen uns. Hörst du das Geheul der Rasenden? Sie rasen gen Juda, die Philister sind wach über uns. Unsere Häuser werden gestürmt, die Schläfer erschlagen, die Wehrlosen gemordet; Jerusalems blutrothe Nacht wirft ihren Schein auf uns. Auch wir haben uns geflüchtet in unser Heiligthum. Die große Synagoge, von Gräben und festen Mauern umgeben, hat uns schützend aufgenommen, und unsere Jünglinge sind bereit, sie zu vertheidigen mit ihrem Leben. Deiner haben Alle vergessen, nur ich nicht. Darum folge mir, ich führe dich sicher.“ „Und was soll ich? — Siehe, ich glaube nun zu wissen, was werden wird. Der Brand Jerusalems soll sich fortpflanzen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Allüberall, wo Israel weilet, soll es untergehen. Die alte Weissagung will sich nicht erfüllen. Der Gott Israel's hat Anderes beschlossen. Antiocheia soll beginnen, Damaskos wird nicht zögern, Ephesos und Sardes folgen, warum sollte Javan schweigen, wenn Aram seinen Mordruf erhoben? So laß mich hier meinem Schicksal entgegensehen. Ich sah Untergang genug.“ — „Wenn du feige geworden, Amnon, spricht das Mädchen mit mächtiger Stimme, wenn

*) Stimmt mit Joseph K. J. 7, 9 überein.

das Fett der Knechtschaft schon dein Herz umwachsen: so laß dir sagen, daß es gilt: Syrer zu tödten, Römer zu morden! Was Rettung? Nicht gerettet wollen wir sein — aber gerächt! Noch die fernsten Geschlechter, die, so einst stehen auf dem Grabe Roms, sollen sagen: so ging Juda unter! so fiel es Verderben verbreitend dem Verderben in die Arme! Komm, Mann, du sollst die Jünglinge wieder zur Schlacht führen, die Helden zur Vertheidigung. Ich gebe dir Mauern, bring du dein Schwert!" ...

Und mit fester Hand ergriff sie meine Rechte, und zog mich fort. Aus einer Nische holte sie Helm und Schwert und Lanze. Dann führte sie mich durch den Hof in verfallenes Gemäuer. Mitten unter Trümmern war eine Fallthüre geöffnet. „Siehst du, sprach sie, hier bin ich hergekommen. Steige mit mir in den Schooß der Erde. Unter den Wellen des Orontes hinweg führt dieser Gang dich in das Herz der Stadt. Wenn wir hinaufsteigen, befinden wir uns im Hofe unsres Heiligthums. Einst war dies ein Tempel der Diana, und die Priester zu heimlichem Gebrauch, gruben sich hindurch bis in das Haus der Priesterinnen der Daphne. Seleukos übergab es unserm Geschlechte, und unlängst erst ward der verschüttete Gang von uns aufgefunden und gereinigt." Wir schritten eilends vorwärts. Schweigen des Todes umgab uns. Plötzlich verlosch zischend die Fackel, von herunterfickerndem Wasser getroffen. „Gieb mir die Hand, Amnon, spricht schnell das Mädchen, ich leite dich. Israel's Söhne und Töchter sind Brüder und Schwestern, und wo sie wandeln durch das Dunkel der Nacht, leuchtet ihnen das Licht ihres Glaubens." Ich schlug mit der Faust an die Brust: wo ist mein Glaube?

4.

So umgebt ihr mich noch einmal, Kampf und Belagerung, denen ich auf immer entrückt mich wähnte. Wieder bedeckt der Helm das Haupt, umschließt der Panzer meine Glieder, füllt

das Schwert die Faust. Am Fuße der schützenden Mauer wühlen die feindlichen Massen, der Widderkopf zerschlägt das Gestein, die Katapulte und Ballisten schleudern ihr Geschoß. Ich stehe droben, und schaue ruhig ihr Arbeiten. Was traurige Erfahrung, was sinnende List an die Hand giebt, vollführe ich. Herabgelassene Säcke hindern die Gewalt der Stöße, siedendes Oel strömt auf die Köpfe der Stürmenden, brennende Pechkränze fliegen auf die Schultern der Heraudrängenden. Ich stelle mich an die Spitze erlesener Jünglinge, in der Stille der Nacht öffnet sich eine Pforte, und hinaus stürme ich, das Schwert in das Herzblut der Feinde senkend. Mit Erfolg gekrönt kehren wir zurück. Doch nicht für Juda kämpfe ich, nur für Juden. Kein höheres Gut, nicht das göttliche Heiligthum, nicht der Freiheit Hochgefühl, nicht des Stammes Selbstständigkeit — nur das nackte, traurige Leben und die glühende Rache erstreit' ich. Dennoch wohl mir! Ich habe mich wieder gefunden! Als ich heraustrat an der Hand Schulamith's aus dem unterirdischen Gange in den erleuchteten Hof, als die Brüder mich erkannten und in Freudengeschrei ausbrachen, als ich die wüthenden Feinde erblickte, die unsre Mauern rasend umjagten, als sie Scheiterhaufen uns gegenüber errichteten, und unter Spottgesängen die gefangenen Frauen, Kinder und Greise verbrannten, als die Tausende innerhalb der Synagoge in einem Schrei um Rettung riefen: da wachte es auf in meiner Brust, es zersprang das eherne Band, das mein Herz umschlossen und zusammengepreßt, es schwoll die alte Wuth wieder herauf, die Sehnen des Armes spannten sich, Feuer entsprühte den Augen, und die Zähne knirschten zusammen. Ich bin wieder Mensch worden zu Menschen. Ich will wieder, mit aller Spannkraft der Seele.

Und dennoch, was wollen wir? Die Noth ist aufs höchste gestiegen. Drei Tage sind unter unaufhörlichen Kämpfen, unablässiger Abwehr verflossen, die Feinde rücken vorwärts, wir zurück. Die Speise ist ausgegangen, die Cysterne

leer, der Arm erschlafft. Sie haben hinausgesandt Boten zum Unterhandeln. Aber die Boten wurden, ohne gehört zu sein, zu Tode gemartert vor unsern Augen, unser Schicksal uns verkündend. Petus, der grimmige Proconsul, zeigt drohend und mit wüthender Geberde auf mich, wenn er mich erblickt auf der Mauer; dann richten die Bogenschützen ihre Pfeile auf mich, die Wurfgeschosse fliegen auf mich ein — aber sie prallen ab vom Panzer und verfehlen ihr Ziel. — Und ihr seid nicht Juden von Jerusalem, ihr Männer von Antiocheia. Drinnen im Hofraum sitzen sie wehklagend. Gern gäben sie mich und alle für ihre Erhaltung. Aber der mordtrunkene Sieger verlangt Alle zum Opfer. Wenn die Grundpfeiler des Gebäudes wanken, jammern sie auf, wenn ein Balken von den erzitternden Zinnen stürzt, heulen sie empor. Nur Schulamith, ihren greisigen Vater stützend, wandelt umher und ermuthigt die Bebenden. Sie erinnert an den Gott Israel's, der mit Hülfe nahe ist, sie spricht vom rettenden Tode, der Schmach und Druck beendet, sie erzählt von den Helden Jotapat's, die sich dem Tode statt dem Feinde gegeben. Aber sie hören unwillig, und schmähen sie und Gottes Verhängniß.

Es ist wieder Nacht geworden, und das dunkelblaue Zelt des Himmels mit Sternen besät. Draußen und drinnen ist es still geworden. Die Mordlust und die Verzweiflung schlummern beide, nur durch die Mauer getrennt. Ich lehne mich an einen Vorsprung des Eckthurms und schaue hinaus. Dort im Mittag liegt die Trümmerstätte Jerusalems in weiter Ferne, und auf ihr ruhen die Kämpfer und die Geschlachteten, unbegraben, ein Fraß des Schakals und der Geier. Ich sinne nach, was werden wird aus Israel, von dem ein Glied nach dem andern dem Schwerte anheim fällt, aus dessen unverharschten Wunden immerfort das wärmste Herzblut strömt. Laut rufe ich in die Nacht: Wo bist du nun Israel? Nirgends. Wo deine Heimath? Nirgends. Wo dein Mittelpunkt? Nirgends. Ist das Juda, was da als Brockelgestein geworfen ist über Süd und West,

ein Körnlein überall hin? Bist du gewandert vom Nilos, hast du gekämpft und gelebt durch anderthalb Jahrtausende, um nun als zitternder, zagender Greis unter die Völker zu wandern? Was solltest du? was sollst du? wie lange wirst du noch sein? Wozu? Verstehet dich Jemand? dein Seufzen wie dein Weinen, deine Kunde und deinen Glauben? Spotten sie nicht Alle deiner? der stolze Römer, der eitele Grieche, der sklavische Syrer, der versteinerte Aegypter? Was sollst du ihnen bei ihnen? Willst du dich nicht verlassen, wie dein Gott? . . .

Eine sanfte Hand legt sich auf meine Schulter. Du bist es, Schulamith. „Der Retter wird kommen, flüstert sie mir zu. David, der Gesalbte, der den Stuhl auf Zijon wieder aufrichtet. Ein Sproß wird ausgehen aus Iischai's Stamm, und zum Scepter werden über die Heiden. Weißt du das nicht?" Ja, Schulamith, morgen kommt der Erlöser: wir werden morgen sterben. Morgen gen Abend werden die Mauern sinken, und Römer und Syrer über sie einziehen. „Und was liegt daran, wenn wir sterben? Sind wir Israel? Erkühnst du dich, dich zu halten für eine Säule Juda's? Ja, wir werden sterben, — aber Israel ist des Herrn Volk auf ewig, wie Sonne und Sterne des Herrn Leuchten auf immer. Israel lebt stets." Ja, es lebt. Aber ein Leben des Sklaven, den der Herr mit Füßen tritt, ein Leben des Zochthiers, das die Stachel des Treibers fühlt, mit verbundenem Maule, das Leben des Hundes, der den Speichel leckt deß, der ihn schlägt. So Israel ist ein Volk von Krämern und Wanderern, was kann der Herr aus ihm machen? Aus Felsen schlug Mösches Wasser, aber welch' Lebensstrom kann fließen aus geknechteten, niedergedrückten und zerschlagenen Menschen? — „Ammon, aus dem Sande wächst das Gold; aus den dunkelsten Wolken fährt der Blitz. Ammon, der Mensch ist groß, nicht in Purpur und auf den Stühlen des Glücks, sondern im Gewande des Elends. Schlage dein Volk nicht selbst mit eigener Ruthe.

Der Wanderer Abraham ward zum Fürsten der Erkenntniß, der verknechtete Joseph zum Herrn der Völker, der Hirt David zum Sänger des Glaubens. In Israel stirbt die Kraft des Geistes nicht. Immer zerbricht sie die Fesseln, ersteht aus dem Staube, und erhebt ihr Haupt zu den Sternen. Siehe, der Kluge vertheilt sein Gut hierhin und dorthin, so er es nicht bergen kann bei einander. Wird das Eine geraubt, bleibt das Andere ihm wohlverwahrt. Es kommt eine stürmische Zeit über die Welt, aber Israel überdauert sie, weil es nicht getroffen wird an Einem Orte. Dann, wenn die Zeit voll ist, wird der Herr kommen. Willst du verlangen, bis dahin zu leben? . . . "

Schulamith, Friedensbotin, auch du sollst sterben? Rette dich, Jungfrau, durch den Gang, den wir gewandelt. Der Hain der Daphne ist jetzt verlassen, du kannst ihn sicher durchschreiten. — „Jener Gang ist entdeckt und verschüttet. Als man dich suchte, fand man ihn. Dies befürchtete ich, und ließ ihn vermauern." — O, vermöcht' ich dich zu retten! Mein Blut soll willig fließen, meine Hand nicht erlahmen, mein Fuß nicht ermüden. Meine Marianne sah ich sterben, soll ich dich auch sehen in des Römers Gewalt? — „Laß mich, Amnon, in der Stunde der Gefahr werd' ich die rechte Rettung finden. Morgen schau ich auf dich, so du gefallen bist, dein Haupt gesunken, dein Auge gebrochen: werde ich dir folgen zu deiner Mariamne und deinem Säugling."

Sprach's, und war verschwunden im Dunkel der Nacht.

5.

Die Gefahr war aufs höchste gestiegen. Um Mittag sank ein Theil der Mauer zusammen, die römischen Cohorten und der syrische Pöbel machten sich fertig, die Bresche zu besteigen. Was Waffen tragen konnte und Waffen hatte, bestieg die Mauer zum letzten Kampfe, ich selbst mit den tapfersten Jünglingen vertheidigte die Bresche. Seit zwei Sonnenunter-

gängen hatten wir keine Speise und kein Wasser mehr, dennoch ließen wir das Schwert nicht sinken. Alle umarmten sich wie Brüder, die Aussicht des Todes heiligte alle Herzen. Die Römer rücken heran, sie bilden ein festes Schildodach, die Griechen lassen ihre Alala vernehmen, die Syrer ihr Wuthgeschrei, der Boden schwankt unter dem Stampfen ihrer Füße. Schon haben sie die Bresche erstiegen, Andere auf Leitern die Mauer heran, der Kampf ist allgemein, ich stürze mit den Jünglingen den Feinden entgegen, auf der Bresche werden wir handgemein. Ich erblicke neben mir Schulamith in Waffenrüstung, ihr Anblick entzündet mich mit Löwenmuth, Alles sinkt in Vergessenheit in mir, Kampf und Tod der einzige Gedanke — — Schon häufen sich ringsum die Gefallenen, der Augenblick des Unterliegens scheint gekommen — — Da ertönen von ferne her Geschmetter der Tuba, das Schrillen der Pfeifen, das Schilderklappen eines großen Heeres. Näher wälzt sich ein mächtiger Freudenruf. „Titus ist da! Es lebe der Cäsar Titus, der Sohn des Imperators!“ ertönt von den Lippen Hunderttausender. Dieser Ruf fesselt jeden Arm, das Schwert, zum Mordstoß erhoben, sinkt zurück. Auch aus dem Munde der verzweifelnden Juden erhebt sich ein Freudengeschrei. Der Zerstörer Jerusalems soll der Retter der Juden werden!

Titus nahet dem Kampfplatz. Auf milchweißem Rosse in goldner Rüstung, aber mit gerunzelter Stirn. Er gebietet Ruhe. Lautlos steht die Menge. Er steigt vom Roß. Geschäftige Diener schlagen einen Sessel auf dem höchsten Punkte der Bresche auf. Er entbietet den Proconsul und den Ethnarchen der Juden vor sich. Maeseja, auf Schulamith gestützt, wankt hervor. Titus vernimmt Anklage und Vertheidigung. Der Verräther Antiochus mit einer Schaar Zeugen tritt vor den Cäsar. Laut wiederholt Antiochus, daß die Juden die Stadt angezündet. Auch mein Name wird genannt. Aber vor dem scharfen Blicke des Titus erbleichen die Zeugen, einer verweist

auf den andern, von dem er es vernommen haben will. Die am lautesten geschrien, verstummen ganz. Bald sind die Juden gereinigt von aller Schuld, und wüthend gebietet Titus, den Antiochus zum Richtplatz zu führen, Petus seiner Würde zu berauben. Da dringen die Aeltesten der Stadt vor den Stuhl des Titus. Sie verlangen die Ausweisung der Juden aus Antiocheia, da sie mit ihnen nicht in Frieden zu leben vermöchten. Die syrische Volksmasse wiederholt mit dumpfem Geschrei das Verlangen. Aber Titus erhebt sich, und spricht: „Man hat ihnen zerstört, den Unglücklichen, wohin sie flüchten könnten, so müssen wir sie behalten.“*)

6.

Wir standen am Sterbelager des ältesten Bruders Schulamith's, dem im Kampfe eine Lanze eine tödtliche Wunde gebracht. Einsam waren wir an demselben, denn die Noth hatte selbst die engen Bande der Gemeinde gelöst, und welche Familie hatte nicht ähnlichen Verlust? Schulamith hatte das Haupt ihres sterbenden Bruders an ihre Brust gelegt. Es war sein Wunsch gewesen, in ihren Armen seine Seele auszuhauchen, und mitten im Kampfe des Todes mit der ungebrochenen Jugendkraft blickte er oft dankbar in ihr thränenleeres Auge, das des Schmerzes desto voller war. Der alte Maeseja war durch die Schrecken und Aengste, durch die Entbehrungen und Schmerzen, welche die letzten Tage gebracht, zu einem kraftlosen Greise geworden, der sich mit Mühe noch trug.

„Ammon, wirst du bei mir bleiben? sprach der Greis, als der Sterbende in einen kurzen Schlaf verfallen. Ich habe bald keinen Erstgebornen mehr, mein Joseph und Hillel sind noch schwache Jünglinge: auf wen soll sich meine zitternde Hand stützen?“

*) Auch diese Worte finden sich Jos. K. J. 7, 14.

Ich bleibe, wo ich bin, erwiderte ich, und wo man mich nicht von sich stößet.

„Du vergißt, Vater, fiel Schulamith ein, daß Ammon in Antiocheia nicht sicher ist, man kennt und verfolgt ihn hier."

„Antiocheia! sprach der Greis. Habt ihr gehört, welcher neue Frevel geschehen? Als der Cäsar in das Amphitheater trat, empfing ihn der laute Jubelruf der Syrer. Aber als er freundlich gedankt, traten abermals Abgeordnete der Stadt vor seinen Stuhl, und baten, wenn die Juden bleiben sollten in Antiocheia, ihnen wenigstens die ehernen Tafeln zu nehmen, auf denen ihnen Gleichheit der Rechte mit den Syrern zugesichert, und die am Eingange der großen Synagoge aufgehängt sind. Titus blieb standhaft, und verweigerte es ihnen. Da stiegen Frevler in der Nacht durch die Bresche in das verlassene Gebäude, tödteten die alten Diener, welche darin wohnten, und zerschlugen die Tafeln mit Aexten. Kein Jude wagt es, vor Titus zu treten, und ihm dies kund zu thun."

Wir schlafen über einem Erdbeben, das losbrechen wird, wenn Titus abgezogen.

„Ich habe heute die Gemeinde berufen lassen, um die Ethnarchenwürde niederzulegen. Mein Haupt und mein Arm sind zu schwach geworden, sie zu tragen. Aber Niemand gehorchte dem Rufe, ich blieb allein. Jeder weilt im verborgensten Theil der verfallenen Wohnungen, nur hie und da schleicht eine Schattengestalt aus den Trümmern hervor, und eilt rasch vorüber. Wehe dem Augenblicke, wo die Gluth von neuem aus der Asche schlagen wird. Unsre Väter sündigten, sie sind nicht mehr: wir tragen ihre Schulden. Knechte herrschen über uns, Keiner entreißt uns ihrer Hand *)."

„Israel," sprach Schulamith, „hat sein Loos beendet in Asien. Es soll entwurzelt werden seiner Heimath, einer neuen Sonne soll es zueilen, die im Abendland längst aufgegangen.

*) Jer. Klagel. 5, 7. 8.

An den Strahlen dieser neuen Sonne soll es sich stärken und erhalten. Der uralte Haß Asiens gegen Juda ist das Werkzeug des Herrn, womit er den Ueberrest Israel's nach Abend treibt, aus Asien verdrängt. In den alten Sitzen können wir nicht mehr weilen. Man hat uns zu lange gefürchtet, um uns unsre Niederlage zu verzeihen, zu lange bekämpft, um unsre Schwäche zu bemitleiden. Wer zurückbleibt, vernichtet sich selbst. In Asien kann Juda keine Ruhe mehr finden. Laßt uns nach dem Abendlande gehen!"

„Weh dem Greise, jammerte Maeseja, der noch wandern muß. Das Grab meiner Zillah soll ich hinter mir lassen, und mein Simon begleitet mich nicht!"

„Wenn ihr ziehen wollet," sprach ich, „wenn ihr Asiens blutgerötheten Boden verlassen wollet, so geht nach Athenä. Dort, wo Morgen- und Abendland zusammentreffen, ist man gleichgültig gegen Beides. Ein Jude, der dort wohnte, und nach Jerusalem zum Passah kam, hat mir Gutes von dort berichtet. Es ist dort eine Gemeinde, nicht zu stark, um des Pöbels Blicke auf sich zu ziehen, nicht zu klein, um Ankömmlinge nicht gastlich aufnehmen zu können."

„Ich habe der Kostbarkeiten nur wenige gerettet, meine Länder muß ich zurücklassen, und seht euch um in dem zerstörten Hause, Syrerhände haben Alles zerschlagen. Soll ich betteln in meinem Alter, ich, Maeseja, der nur zu geben gewohnt ist?"

„Wir können arbeiten, Vater," sprach Joseph, „sieh unsre starken Arme, in Zeiten, wie unsre, sind sie die sicherste Habe."

„Vater," fuhr Schulamith fort, „der Gott Israel's wird sich uns nicht entziehen und uns nicht untergehen lassen. Daß wir sind, ist Beweis, daß wir sein sollen. Sollte Juda ganz umkommen, würden uns die Trümmer Jerusalems allesammt begraben haben. Lehrtest du es uns selbst nicht, als wir die heilige Stadt verließen vor ihrem letzten Kriege: der Gott Juda's hat seit Jahrhunderten im Voraus Haufen geführt aus

Jerusalem nach allen Ländern, daß Juda nicht fallen solle mit Jerusalem. Der Herr zeigt lange vorher, was wir thun sollen, wenn wir es verstehen und befolgen. Wenn Dieser da sein letztes Lager gefunden, gehen wir nach Athenä."

Der Sterbende seufzte tief auf und fing wieder an zu röcheln.

„Und Du, Ammon?" frug Maesesa.

„Wenn es gehen will," erwiderte ich, „so gehe ich mit. Ihr habt wieder Bande geknüpft um mich, ich möchte sie nicht zerreißen. Das Weitere weiß ich nicht."

„Ja, Ammon," sprach Schulamith, „du gehst mit uns, so der Herr will. Du bist meines Vaters Sohn geworden, und unser Bruder. Was der Herr dir bei uns aufgelegt, mußt du tragen. Wer wollte wandern ohne Ziel, und wo könntest du bleiben?"

Jetzt öffnete Simon die Augen, aber es war ein zerknickter Strahl in ihnen; seine Hand wollte sich heben, aber sie griff nur; die Seufzer folgten schnell, aber die Brust hob sich nicht mehr. Da floß ein rother Schaum aus seinem Munde, sein Haupt gleitete schnell von dem Busen Schulamith's herab, und fiel tief in die Kissen, und es war Alles still an ihm.

Wir waren aufgesprungen, und riefen stehend: „Höre, Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einig!" Schulamith sprach es mit, aber plötzlich brach sie zusammen. Ich hatte auf sie gesehen, und fing sie schnell in meine Arme auf. Sie lag in Todesbleiche an meiner Brust. Ich weinte, meine Thränen rannen auf ihre geschlossenen Augen, und ich wußte, daß es meine Thränen wären — —

Da fielen starke Schläge an die verschlossene Thüre. Der Ton, der durch die öden Hallen wiederhallte, sagte mir, daß er von Fasces römischer Lictoren käme. Niemand wich von seinem Platze, Maesesa und seine Söhne standen erstarrt, und ich hätte um keinen Imperator die Bürde niedergelegt, die meine Brust beschwerte.

Das Thor gab bald nach, und in kurzer Zeit traten römische Soldaten in das Zimmer. Als sie unsre Gruppe erblickten, wichen sie scheu zurück. Der Centurio trat vor, und frug, wer von uns Ammon, der Sohn Jojada's, sei? Da winkte ich Joseph, er nahm seine Schwester und trug sie auf ein Ruhebett. Hier bin ich. „Im Namen des Imperators, folgt mir zum Cäsar.“ Ich warf keinen Blick zurück auf die Zurückbleibenden, sondern schritt schnell zur Thür hinaus.

7.

Bald war ich an dem Eingange des Palastes, wo Titus residirte. Durch Hallen und Gemächer, durch Wachen und Sklaven, durch Tribunen, Principii und Decurionen hindurch, wurde ich geführt in das Speisezimmer des Cäsars. Auf bogenförmigem Ruhebett, um eine runde, mit Speisen beladene Tafel, lag Titus mit seinen Gästen, ihre Häupter waren mit Kränzen geschmückt, ihre Hände umschlossen goldene Becher, in denen der Wein aus Chios perlte.

Als ich eingetreten, erhob sich Titus mit halbem Leibe, und blickte mich lang an. „Du bist einer der Zeloten, welche den Brand jenes Tempels verschuldet, den ich dem Jupiter weihen wollte, der den Namen meines Vaters tragen sollte.“

„Ich habe mein Volk, meinen Herd und meinen Glauben vertheidigt, so lange ich es vermochte.“

„Warum bist du nicht herausgekommen auf meine Aufforderung mit den Edelen, die ich nach Gophna sandte?“

„So lange der Kampf noch währte, gehörte ich ihm. Ich hatte ihn nicht angefangen, konnte ihn nicht beenden, aber entziehen durfte ich mich ihm nicht, ich mußte bei ihm bleiben.“

„Ihr habt eure Hände mit dem Blute eures eigenen Volkes befleckt. Du bist des Todes schuldig.“

„Meine Hand ist rein geblieben. Ich habe nur gegen Römer gefochten. Was Andere thaten, mögen sie selbst vertreten. Aber wo der Kampf entsponnen ist um sein Dasein, sein Recht

und seinen Gott, wer kann da sagen: so weit und nicht weiter. Dann ist der Tod so nahe an mir vorübergegangen, ich habe ihm die Hand brüderlich entgegengestreckt, warum sollte ich sie jetzt nicht ergreifen, wenn sie mir geboten wird?"

„Ich habe mir erzählen lassen die wundersame Weise, wie dich der Löwe im Kampfspiel verschont. Ich habe jetzt ein Anderes mit dir vor."

„Was du beschlossen, es geschehe, so du es ausführen kannst."

„Du sollst leben bleiben bis — zu meinem Triumphzug. Mit Simon ben Gioras sollst du dem Zuge der Besiegten in Trauerkleidern vorangehen. Dein Leben stehe dann in der Hand meines Vaters. Bene imperatori, Freunde!"

Und sie tranken das Wohl des Kaisers in gemischtem Chierweine bei meinem Schmerze. „Was meinst du?"

„Schmeichler nennen dich den Großmüthigen, Titus, erwiderte ich. Und du bist kein Menschenschlächter, das weiß ich, wie die Meisten deines Volkes. Aber mir hast du deine Großmuth nicht erwiesen."

„Könige gingen schon vor dem Triumphwagen des Römers, und waren stolz darauf, und du findest es unbequem, du Unbedeutender?"

„Ich bin ein unwissender Hebräer; auch ein Cäsar muß solche Unwissenheit verzeihen. Bei uns galt es stets für eine größere Wohlthat, den gefährlichen Feind dem Tode sogleich zu übergeben, als ihn gefesselt dem Pöbel zu zeigen, mit ihm zu prunken und ihn dann — zu schlachten. Doch wir sind rohe Barbaren nach eurer Sprache."

„Solchen verzeihe ich auch die Sprache des Spottes. Geh, du bist zu deiner Bestimmung reif."

Die Pforte des Cönaculums schloß sich hinter mir, und die Pforte des Gefängnisses öffnete sich vor mir.

8.

Ein heller Morgen steht über der Erde, da ich das römische Kriegsschiff betrete, welches mich in Gefolge des Cäsars nach Alexandrien bringen soll, und von da aus nach der Herrscherin der Welt, nach Rom. In zahlloser Menge sind die Schiffe versammelt, die in ihrem Schooße die Trümmer Juda's bergen, den goldenen Leuchter, den Tisch der Schaubrode, Gesetzrollen und unzählige Kostbarkeiten, daß der römische Pöbel sein lüsternes Auge daran weide, und seine Knechtschaft vergesse vor dem Glanze seiner Herrscher. — Die Morgensonne überschüttet mit ihren Strahlen die ehernen Schnäbel der Schiffe, und glänzt silbern von den Wellen zurück, welche die Ruder schlagen. Ein frischer Wind schwellt die kurzen Segel, und kräuselt das Meer. Aber nicht lange, so geleitet man mich hinab in den Bauch des Schiffes, und schließt mich mit Fesseln in eine enge Kammer. Eine vergitterte Luke gestattet mir noch die Aussicht auf die nahe Küste, der das Schiff enteilt.

So stehe ich aufrecht, wenn auch von den Fesseln gedrückt, gelehnt an die Schiffswand, die mich von den Wogen des Meeres trennt, und schaue hinaus. Hat man mir diese Fernsicht gestattet, daß ich Abschied nehme von dir, theures Heimathland? daß ich dir Lebewohl sage, Land meiner Freuden und Schmerzen? Schon legt sich der Nebel um die zurückweichenden Ufer, das Einzelne verschwindet, und nur als weiter Kranz um das Gewässer bist du sichtbar. Jetzt erst trenne ich mich von dir, Gebirge Juda's, jetzt verlasse ich Dich, thauiger Hermon, Dich Jordan, und Dich, murmelnde Quelle des Siloah. Jetzt erst bist du mir entrückt, Wüste von Jericho, und ihr, schattige Haine Hebrons. Jetzt erst fühle ich, daß ich fern von euch bin, und mein Auge euch nie wiedersehen wird. Ich bin verlassen, verlassen von Vater und Mutter, Geschwistern und Freunden, ihr aber seid noch mehr verlassen. Das Schweigen der Wüste hat sich über euch gelegt, der Tod eines Volkes hat sein Leichen-

tuch über euch gebreitet: wann werdet ihr wieder erwachen? Rasttag habet ihr für die Ruhetage, die nicht gehalten worden, Brachjahre mehr denn alle Jubeljahre Israel's, keine Pflugschaar durchfurcht, keine Hacke zerschneidet euren Boden, und die spärliche Pflanze, die ihr hervorruft, sprießt nicht einmal für das Gewild des Feldes, das sie verschmäht. Wo hast du hingethan deine Bewohner? Wo hast du gelassen das Volk des Herrn? Du hast es verrathen an Ischmael und Esau, an Aram und Javan — darum wandeln keine Propheten mehr auf dir, keine Feste werden dir gefeiert, keine Pilgergesänge angestimmt, und das Wort des göttlichen Gesetzes hörst du nicht mehr. Meinest du, daß darum der Kampf zu Ende ist? meinst du, daß du genug Blut getrunken, weil du das Blut deiner eigenen Kinder lechzend aufgefangen? Da du Keinem gehörst, wirst du Allen gehören, Alle werden um dich werben mit dem Schwerte, und dein Staub wird ihre zerfleischten Leiber empfangen. Um die heiligen Spuren, die dir eingedrückt sind, wird der Kampf beginnen, um die Trümmer, die du trägst, wird Schlachtenhader entstehen, und die Schatten derer, die du begraben, werden den Schall der Kriegsdrommete immer von neuem heranbringen!

Lebet wohl, rufe ich hinaus, ihr Gräber, lebet wohl, Begrabene und Unbegrabene, Glieder meines zerschmetterten Säuglings, du todter Leib meiner Marianne, Jojada mit deinem Weibe und deinen Kindern, ruhet wie Wächter um den großen Leichnam Jerusalems, um dessen zerschelltes Haupt, den Aschenhaufen des Tempels. Euer Volk ist ausgewandert als Sklave, und kommt nicht wieder; eure Fürsten schreiten in Ketten vor dem Triumphwagen eures Zerstörers. Wollt ihr fragen nach den Euren, erhebet eure Stimme laut, daß sie sie vernehmen, rufet bis an die vier Ecken der Erde, bis an das Ende des Himmels, dann werden sie sie vernehmen. Warum habt ihr uns gehen lassen? warum nicht bei euch behalten? Nun kommen wir nicht wieder, wir wären denn um den Rand

der Erde gewandelt. Aber ihr habt uns mitgegeben euer Angedenken und euren Namen, und das ist eine schwere Last. Denn man wird uns sagen, wir röchen nach Leichen, und sähen nach Trümmern aus ....

Lebt auch ihr wohl, Maeseja und Schulamith, letzte Strahlen meiner Lebenssonne. Habet ihr euren Todten gebettet in den Schooß der Erde, den ihm keine Syrer streitig macht? Habt ihr den Wanderstab ergriffen, der euch frei mache vom Boden der Unfreiheit? Auch euch werde ich nicht wiedersehen ....

Das Schiff macht eine Wendung, und nur das unermeßliche Meer liegt noch vor mir. Ich werfe mich nieder auf die harten Planken des Schiffes. Ich will den doppelten Himmel nicht sehen, droben und im Meere, da ich keinen habe in mir und um mich! ....

Die Jüdin und der Chan.

Eine karaitische Sage.

Die Jüdin und der Chan.

Eine karaitische Sage.

Baktschi-Serai ist eine herrliche Stadt. In der Nähe unübersehbarer Steppen, dennoch von einem Gürtel von Hainen und Gärten eingeschlossen; umgeben von mächtigen Felswänden, die die rauschende Woge des Stroms bespült, dennoch umlacht von Wiesengründen; mit krummen, engen Gäßchen, dennoch überragt von vielen Minarets mit vergoldeten Spitzen, unterbrochen von den gepflegtesten Begräbnißplätzen, und geschmückt mit glänzenden Bazars und Kiosks. Ich hielt mich längere Zeit daselbst auf, und das lebhafte Völkchen, das all' seine Geschäfte auf den Straßen treibt, interessirte mich, gefiel mir gar sehr. Ich hatte das Glück, auch einige karaitische Judenfamilien näher kennen zu lernen, die mit Gastfreundschaft mich aufnahmen und mit Liebe behandelten.

Eines Tages hatte ich mich auf einer Excursion zu weit in die Felsen verlocken lassen. Ohne Führer hatte ich mich in den Steinwald geworfen, und als ich den rechten Weg verloren, wollte ich einen überragenden Gipfel erklettern, um mich nach irgend einem bekannten Punkte umzuschauen. Noch hatte ich nicht die Mitte der Höhe erstiegen, als ich auf einen losen Stein trat, der nachgab, und mich in die Tiefe rollen ließ. Zum Glück waren es nicht zackige Riffe, auf die ich fiel, sondern nur

ziemlich weiches Gerölle. Aber mein Bewußtsein schwand doch vom Sturze, und nur ein brennender Schmerz erweckte mich aus der Ohnmacht. Ich fühlte alle meine Glieder wie zerbrochen, einige Wunden in den Weichtheilen, Contusionen überall. Der Herr sandte mir Hülfe. Einige tartarische Bauern kamen mit Holzwagen aus dem nahen Walde, und als ich alle Kräfte zusammennahm und um Hülfe rief, traten sie menschenfreundlich an mich heran, luden mich auf einen Wagen, den sie vom Holze leerten, und führten mich in die Stadt. Als sie frugen, wohin sie mich bringen sollten, wußte ich nichts Besseres, als sofort das Haus des angesehenen Karäers Jakub anzugeben. Ich fühlte, ich bedürfe mehr als der gedungenen Hand des Lohnarbeiters.

Neben dem Schrecken, den mein Unfall in der Familie des Jakub bewirkte, war es eine innige Freude, ein gewisser Stolz, die sich am lautesten äußerten, daß ich nicht angestanden, ihrer Menschenfreundlichkeit mich anzuvertrauen in meinem Unglück. Die Heilung dauerte lang, und erst nach vier Wochen durfte ich am Arme eines Dieners das Bett verlassen und in den kleinen Garten hinter dem Hause wanken. Mein Wirth war in Geschäften verreist, und hatte mich insonders der Sorgfalt seiner Frau und ältesten Tochter überlassen. Und wie vollzogen sie die Pflichten der Gastfreundschaft! Nicht einen Sohn des Hauses hätten sie mit größerer Zärtlichkeit beschicken können, auf jeden Blick meines Auges, auf jeden Zug meines Mundes wurde mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Und damit der Leser dies gleich im ganzen Umfange zu schätzen wisse, soll er wissen, daß ich nicht reich und nicht jung bin — meine einzige Empfehlung war, ich war Fremdling und, es ist wahr, umgänglich, herzlich und offen. In der kleinen Laube des Gartens lag ich auf dem weichen Divan, und genoß des kühlenden Luftzuges von den Felsen und dem Strome her. Die Mutter und die Tochter — letztere ein reizendes Geschöpf mit schwarzen Gluthaugen, regelmäßigem Profil und selten weißem Teint — saßen auf Kissen,

die auf Teppichen lagen, und unterhielten mich. Bald frug ich sie nach ihren eigenthümlichen Sitten und Gesetzen, wodurch sie sich von den übrigen Juden unterscheiden, bald forschte ich nach den Gewohnheiten ihres Lebens und den Neigungen ihres Herzens und ihren kleinen Erlebnissen, bald ergingen wir uns in den Verhältnissen der Stadt und der Juden insbesondere und wie es wohl ehemals um sie gestanden, als noch der tartarische Chan das Scepter geführt, und wie jetzt, da sie dem Gesetze des großen russischen Reiches gehorchen. Im Allgemeinen sprach sich Zufriedenheit mit den jetzigen Zuständen aus, um so mehr, da die Karäer bevorzugt werden von Rußland, und aus alter Zeit noch manche Erzählung von den Gewaltthaten der ehemaligen Machthaber sich erhalten. Begierig haschte ich nach diesen, und zeigte den Damen mein Verlangen, ein Näheres davon zu wissen. Gut, sagte die Mutter, du kannst, Mirjam, dem Wunsche unsres Gastes genügen, da du am meisten darin bewandert bist, von deiner Base her, die du in deiner Kindheit pflegtest. Noch ist die Sonne etwas entfernt von dem Rande der Felsen, und unser Gast kann noch einige Zeit im Freien bleiben. Die Tochter zögerte nicht, und begann mit ihrer klangvollen Stimme. Erlaube, Leser, daß ich die Erzählung der schönen Karäerin dir vortragen darf. Ich wollte, du hättest sie aus ihrem lieblichen Munde selbst vernommen, mit all' dem Feuer ihres Vortrags, ihrer kindlich heißen Beredtsamkeit, ihren belebenden Gesten. Ich bedaure es, denn die kühle Reminiscenz eines ältlichen Reisenden kann dir keinen hinlänglichen Ersatz bieten.

Fremdling, du bist schon durch die schweigenden Hallen und Laubgänge im Pallaste unsrer früheren Herrscher geschritten. Alles ist still und todt in ihnen, und die Hand des Pflegers wartet ihrer nur zum Gedächtniß der Verstorbenen. Auf der westlichen Seite, versteckt hinter den Lauben und Gebüschen,

die den einstigen Audienzsaal mit vergoldeten Fenstern umgeben, findest du ein ehrwürdiges Mausoleum, das Grabmal eines Chans Dwelet. Es ist ganz von schwarzem Marmor, den der Meißel mit rohen Strichen behauen und ungeglättet ließ, damit es aussehe, als ob Feuer dasselbe geschwärzt und verkohlt. Nur über dem Eingang leuchtet um so mehr eine glänzend weiße Tafel, die mit goldenen Buchstaben eine arabische Inschrift entgegenhält. Die Inschrift verkündet den gräßlichen Tod des Chans, und — einen Fluch über uns Karäer. Du siehst, der Fluch hat uns Nichts geschadet, denn was vermag ein todter Chan? Laß mich dir den Untergang des Chans und die Ursache jener Verfluchung berichten.

Der Chan Dwelet war ein junger, blühender Mann, und die Geschichte beschreibt ihn als klug und wissensreich. Nur leidenschaftlich und jähzornig soll er gewesen sein, denn das Feuer seiner Jugend wallte und brauste in ihm, und wollte Alles vernichten, was sich ihm entgegenstellte, dahingegen verachtete er, was er besaß. Er hatte einen Harem voll schöner Frauen, aber sein Fuß betrat ihn nicht. Seinen Schätzen schenkte er keinen Blick, sondern kleidete sich einfacher als der geringste seiner Würdenträger, und seine Tafel war so einfach, wie eines armen Wasserträgers. Aber mit seinen Nachbaren lebte er in ewigem Streite, und das Schwert kam selten aus seiner Hand, seinem Worte sollte Alles gehorchen. Darunter litten viele Menschen, und wenn er auch bisweilen mit verschwenderischer Hand die Wunden heilen wollte, die er geschlagen, man segnete seinen Namen nicht. Dabei war er sonderbarer Laune. Oft schloß er sich in sein Gemach ein, und Niemand durfte vor sein Antlitz treten; oft wieder jagte er auf wildem Rosse hinaus in die Steppen oder in die Felsen, und irrte tagelang in der Oede umher, mit dem Gethier der Wildniß es aufnehmend, Leben um Leben. Man erzählt sich auch, daß er bisweilen verkleidet im Volke umhergegangen, aber sich selbst den schwersten Eid geschworen hatte, nie Jemandem Nachtheil

daraus erwachsen zu lassen, sondern das Gesehene und Vernommene als Geheimniß in seine Brust zu verschließen. So lebte das Volk von Baktschi-Serai in beständiger Aufregung, und jeder Tag brachte ein Neues, was man sich leise zuflüsterte auf den Bazars, und weiter berichtete in den Hütten der Leute.

Dort, wo die Stadt den Abhang hinuntersteigt, lag etwas entfernt von den übrigen Wohnungen das Häuschen einer Karäerfamilie. Sie war arm, denn der Vater war bettlägerig, und die einzige Tochter hatte viel zu schaffen, um das tägliche Brod für sich und den kranken Vater und den kleinen Bruder zu erwerben. Aber sie unterlag nicht, denn sie war festen Willens und großer Kraft; mit der einen Hand hob und pflegte sie den Vater, mit der andern förderte sie ihre harte Arbeit. Ach, Fremdling, fühlst du, wie groß es in einer Seele sein muß, die sich und die Freuden der Jugend opfert für die Ihrigen! Warum ist es so Vielen gegeben, nur Wohlthaten von den Eltern zu empfangen, und Nichts dafür leisten zu können! — — Und Mirjam — sie hieß wie ich, und soll auch zu unsrer Familie gehört haben — war auch fromm und gottesfürchtig. Kein Gebet verfehlte sie, kein Gesetz ließ sie unbeachtet. Und außerhalb der Hütte sah man sie allein, wenn sie ihre Arbeiten zum Lohnherrn hintrug, um den kärglichen Sold zu erhalten, und dafür die Bedürfnisse des Lebens einzukaufen. Dafür hatte sie aber Gott mit großer Schönheit gesegnet, ohne daß sie es wußte. Vor ihrem glühenden Auge hielt kein andres Stand, in hoher Gestalt schritt sie majestätisch hin, und die purpurne Lippe erklang von süßer Rede. Aber kein Jüngling warb um sie, denn Niemand wagte es, weil keiner sich würdig dünkte, sie zubesitzen.

Eines Freitags-Abends war die Sonne früh untergegangen, und Dunkel in der Hütte, denn ich höre zwar, Fremdling, daß ihr anderen Juden Lichter zündet an des Sabbats Vorabend, aber solche Entheiligung bleibt uns fern, denn die Lehre des Herrn hat sie verboten. Mirjam saß am Lager ihres Vaters, der vor großen Schmerzen stöhnte. Sie strich mit ihrer zarten

Hand den steifen Arm des Greises, daß es ihm wohl that, und das Lockenhaupt ihres Brüderchens hatte sich in ihren Schooß gelegt, und war eingeschlafen. Da klopfte es an die Thüre des Hauses, und forderte Einlaß. Tritt herein, rief die Jungfrau, denn die Pforte ist offen. Einen Trunk Wassers für einen Dürstenden, rief der Eintretende. Du sollst ihn haben, wenn du im Dunkel sehen kannst. Da stieß der Fremdling das Fenster auf, und hereinquoll das volle Licht des Mondes, und übergoß mit seinem Silberstrahl die herrliche Gestalt und das edele Antlitz der Jungfrau, die aufgestanden, nachdem sie den schlummernden Knaben auf sein kleines Lager getragen. Der Fremde wich bestürzt zurück, und mehre Male mußte sie ihm den geforderten Trunk anbieten, bevor er ihn anzunehmen vermochte. „Zündet ihr," frug er endlich, „aus Armuth kein Licht an?" Nein, antwortete sie, wir sind Karäer, und das Gesetz der Väter verbietet es am Sabbat des Herrn.

„Wie könnt' ich dir danken, daß du mich erquickt, da ich dem Verschmachten nahe war, denn ich war zwei Sonnenaufgänge in der Steppe?"

Es ist des Dankes nicht werth, und erquicke dafür ein andermal einen Dürstenden.

„Du bist eine Houri, aus dem Paradiese zum Trost der Menschen auf Erden gesandt."

Wenn du, Moslim, solche erwartest, so schmähe das Himmlische nicht.

„Darf ich wiederkommen? Siehe, dein Vater, wie ich bemerke, ist krank, und ich bin Arzt."

Wir haben keinen Lohn dafür zu bieten.

„Den Lohn gäbe Allah, und dein Anblick, Mädchen!"

Kömmst du meinen Vater zu besuchen, und seine Schmerzen zu lindern, so wird dir unser Segen danken, aber du mußt einfach reden und thun, wie wir, einfache Leute, es verstehen.

„So werd' ich kommen und schweigen."

Der Fremdling ging, und kam öfter wieder, und brachte

Balsam und kühlende Tränke mit, die dem Vater wohlthaten; aber er kam stets in der Dämmerung, ohne Begleiter und immer in anderer Tracht. Mirjam dankte ihm mit Wort und Blick. Eines Tages aber brachte er auch Geschenke mit, etwas Geschmeide für Mirjam, und süßes Backwerk für den Bruder. Da wies ihn Mirjam sanft zurück, und bat ihn schonend um Rücknahme, denn sie könne nicht nehmen, was sie nicht verdient, es sei denn Linderung für den Vater. Vergebens drang er in sie, er mußte Alles wieder nehmen, da wurde er wild, und ließ häßliche Worte fallen. Darauf weinte sie bitterlich, und ging hinaus. Ihr Vater aber richtete sich von seinem Lager auf, und sprach: „Herr, Ihr habt mir Gutes gethan, und tief kränkt es mich, es nicht mit Gutem vergelten zu können. Aber stört nicht unsre Ruhe, denn ich will nicht leibliche Ruhe mit dem Frieden der Seele erkaufen. Nach den Worten, die Ihr gesprochen, könnt Ihr meine Tochter nicht mehr sehen, also mein Haus nicht mehr betreten. Der Herr lohne Euch für alles Gute, so Ihr mir gethan, ewig werde ich Euch dafür danken, aber lasset nun unsre Hütte, und bringt Eure Güte anderen Leidenden."

Da wurde der Fremde bleich vor Zorn, und schnell entfuhren ihm die Worte: „Was, Hund von einem Juden, du verbieteſt deine Schwelle deinem Herrn? Wisse, ich bin der Chan, und verstehe zu strafen!"

Da überfuhr den armen Kranken jählings der Schreck, seine steifen Glieder brachen zusammen, der Kopf fiel machtlos in den Rücken, er war todt. Da sprang der Knabe heulend über den Vater her, und schrie gewaltig. Der Chan stürzte zum Hause hinaus.

Mirjam stand, tief in ihren Schmerz versunken, am Todtenlager ihres Vaters. Der Knabe war hinausgeeilt, um einige Leute der Gemeine zu holen, den Vater zu betrauern und zu beweinen. Sie hatte die letzten Worte des fremden Arztes vernommen, sie wußte, daß es der Chan selbst gewesen, in

dessen Hand ihr Leben, ihr Schicksal stand. Und welche Gewalt ihn beherrsche, hatte sie aus seinen brennenden Augen längst wahrgenommen, wie sie auf ihr hafteten, wie sie sie verfolgten. Sie fühlte sich unendlich schwach, den allmächtigen Schlägen des Geschicks gegenüber, denen sie so gar nichts entgegenzusetzen hatte. Fremdling, so fühlt sich das schutzlose Lamm, wenn der Geier in immer näheren Kreisen über ihm schwebt; so zittert das Vöglein, wenn die funkelnden Augen der Schlange es anblicken, ihr giftiger Hauch es berührt. Sie wollte vergehen vor Zaghaftigkeit, und ihre Glieder zitterten wie von Fieberschauer.

Da fiel ihr Blick auf einen hebräischen Spruch, der über dem Lager ihres Vaters auf die Wand geschrieben war, denn wir Karäer lieben es, die Wände unsrer Hütten mit Worten Gottes zu beschreiben, wie du es gesehen haben wirst. Adonai, hu Haelohim, Adonai hu haelohim! „Der Ewige, er ist Gott!“ Dies hatte der fromme Alte da aufgeschrieben, wohin sein letzter Blick am Abend, der erste am Morgen fiel. Seine verzweifelnde Tochter las sie, ihr kam die Erinnerung, wie der schwergeprüfte Vater diese so oft, laut oder leise, von seinen Lippen hatte gleiten lassen, und wie ein Gruß des Friedens kamen sie in ihr Herz und stärkten sie. Wohlan, sprach sie zu sich selbst, um des Ewigen willen, der Gott ist, will ich dich nicht scheuen, der du nur Chan bist, und der Herr des Himmels soll und wird den Sieg davon tragen. Sie überlegte, was sie zu thun habe, und entschloß sich endlich, durch die Steppe zu fliehen in eine Stadt des Nordens, wo eine unsrer Gemeinden hauste, und ein Bruder ihres Vaters lebte. Den Bruder wollte sie hier in die Lehre oder in Diensten geben bei einem mitleidigen Karäer. Ihr Entschluß stand fest, sie wußte, welchen Gefahren sie entgegenging, aber lieber in der Hand des Herrn, als in der Gewalt der Menschen.

Wohl bemerkte sie, als der Leichenzug des Vaters in die Felsen hinunterzog, ihn zu bestatten, vermummte Leute um den-

selben schleichen, wohl sah sie um ihre Hütte lauernde Männer zerstreut, so daß die Besorgniß ihr Herz mehr erfüllte, als die Trauer um den Begrabenen; aber ihre Seele stählte sich im Vertrauen auf den Höchsten, sie hatte schon Alles vorbereitet, sie sandte den Knaben fort zu seinem neuen Herrn, ohne ihn zu begleiten; und kaum war die Dämmerung auf die Erde gefallen, als sie, in ein dunkles Gewand gehüllt, daß sie im Dunkel nicht zu unterscheiden war, zu einem Hinterpförtchen entwischt, auf abgelegenen Wegen durch die Felsen schlich, und in die Steppe eindrang. Geheul der Wölfe und Schakale schlug an ihr Ohr durch die lautlose Oede, schwach zitterten die Sternlein an dem Himmel, unter welchem sich die Wolken jagten, der Nachtwind machte sich auf, und jagte den Sand der Steppe hinter ihre eilenden Schritte her. Aber sie gedachte des Ewigen, der Gott ist, und dessen Auge wach ist auch in der Nacht und über den Einsamen, und schritt unaufhaltsam weiter. Sie glaubte sich der höchsten Gefahr entronnen und der andern kümmerte sie sich nicht.

Um Mitternacht ging der Mond bleich am Horizonte auf, und legte ein falbes Licht auf die Steppe. Horch! da schallte Hundegebell von Weitem her. Sollte es ein einsames Gehöft sein, in welchem der treue Wächter angeschlagen? Nein, es kam näher. Jetzt unterschied sie auch den Schlag von Pferdehufen. Es war eine Jagd, die windesschnell herraste. Wer jagt wohl um Mitternacht, und wem gilt da die Jagd? Todesschauer durchrieselten das schutzlose Mädchen, ihre Knie brachen zusammen, sie konnte kaum von der Stelle. Aber das Hundegebell und das Rossestampfen kamen näher, daher, von wannen sie gekommen. Es ward ihr gewiß: man jagte ihr nach. Sie rafft sich auf, und mit der Schnelle des Rehes eilt sie querfeldein über den grasslosen Boden der Steppe. Eine Hügelkette nimmt sie auf, sie steigt auf und nieder, bald rechts, bald links, dann wieder eine Strecke zurück und seitwärts, um ihre Verfolger irre zu führen. Der Instinct lehrt sie das Rechte. Sie

watet ein Bächlein durch und entlang, und steigt weit ab ans Ufer hin. Da endeckte sie eine Höhle, die dunkel ihr entgegengähnt. Ob sie hineinflüchten solle? Ob ein Raubthier darin lagert? Sie hat keine Wahl, sie arbeitet sich durch Gestrüpp, und sinkt ohnmächtig hin auf den feuchten Boden.

Wo waren unterdeß die Verfolger? Sie vernimmt sie nicht mehr. Offenbar hatte man ihre Spur verloren. Eine Stunde vergeht, ohne daß ein Laut ihres klopfenden Herzens Schläge noch verdoppelte. Süße Hoffnung kehrte in ihre Brust zurück, ihre ermatteten Augenlider sanken nieder, und der Tröster der Bedrängten, der Schlummer, stand zu ihren Häupten. Ihr träumte von großer Gefahr, Flammen umwogten die Höhle, wohin sie sich geflüchtet. Sie versperrten den Ausgang, und drangen leckend an den Wänden der Höhle empor. Da streckte eine Hand aus dem Flammenmeer sich ihr entgegen, sie erblickte ihren Vater, der ihr die Hand reichte, und in himmlischem Entzücken ihr zurief: „Komm, du bist gerettet!“

In demselben Augenblicke faßte eine Hand ihre Rechte, und schüttelte sie auf. Sie erwachte; und sah — den Chan von Baktschi-Serai an ihrer Seite, und die Höhle von Fackeln erleuchtet. „Du hast es mir sauer gemacht, Mirjam,“ sprach er, „aber ich habe dich nun!“ Mirjam vermochte nicht zu antworten. „Als es Nacht geworden,“ fuhr er fort, „klopften meine Leute an deine Hütte, aber Niemand öffnete, und Niemand war darinnen. Doch du hattest unvorsichtiger Weise das Hinterpförtchen offen gelassen, und je kühner, je rasender dein Entschluß war, desto schneller leuchtete er mir ein. Meinst du, Mädchen, ein Jäger der Steppe, wie ich, wüßte die Spur eines verscheuchten Rehes nicht zu finden? Bald schlugen meine Hunde an auf deiner Fährte, und sogleich eilten Hunderte von meinen Leuten nach der Richtung hin, die du genommen. Aber du hast uns wacker suchen lassen, und so sicher ich war, dich zu finden, so viele Mühe kostete es doch, zum Ziele zu kommen.

Unglückliche, steh auf, und danke mir; niemals wärest du aus der Steppe wieder herausgekommen. Immer tiefer wärest du in sie gerathen, denn sie giebt solche Speise nicht wieder heraus, wie du bist. Wenn nicht das Gethier der Wüste dich zerrissen, hätte dich unerrettbar der Hunger getödtet. Also steh auf, und folge mir!"

Aber Mirjam vermochte nicht aufzustehen. Sie sank zusammen, als sie es versuchte. Da winkte der Chan, und bald hatte man eine Bahre gefertigt, auf die sich Mirjam niederließ. Vier rüstige Tartaren ergriffen die Tragstangen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Chan ritt neben ihr. Oefter versuchte er, sie zum Reden zu bringen; aber Mirjam hatte ihr Haupt in ihr Gewand gehüllt, und antwortete nicht.

Der alte Palast der Tartarenchane hatte sie aufgenommen. In ein anmuthiges Kloset hatte man sie getragen, und auf einen Divan gelegt von schwellenden Polstern. Die Morgensonne hatte sich längst aufgemacht, und Mirjam's Blick gewahrte Wunder des Glanzes, der Pracht. Schwer von Seide hingen die Vorhänge herunter, persische Teppiche bedeckten den Boden, goldene Zierrathen bekleideten die Wände; durch das geöffnete Fenster drang süßer Duft seltener Pflanzen, die leise ihr den Willkommsgruß entgegenflüsterten von draußen; Springquellen glitzerten im Strahl der Sonne, und warfen ihre plätschernden Wellen in marmorne Becken; Vögel sangen in nie gehörten Lauten ihr Morgenlied: Alles war Lust und Heiterkeit, Solches hatte sie nie erträumt. Was wogte durch den Busen der Jungfrau! Die armselige väterliche Hütte, die grausenvolle Steppe, der wunderbare Harem des Chans — welche Veränderungen! Der sterbende Vater, die grabesfeuchte Höhle, der jugendlich prangende Chan — welche Bilder! Sie rang nach Fassung, schloß die Augen, und überließ sich dem Gewühle der Empfindungen. Wankte sie in ihren Entschlüssen? kam ihr die Ahnung eines ungekannten Glückes, daß die Er-

innerung, wer sie sei und was sie gewesen und gewollt, davor erblich? Ich weiß es nicht.

Als sie so eine Stunde geruht, vernahm sie plötzlich die Töne herannahender Musik. Weich schwollen die Klänge immer näher, und legten sich um ihre Seele, bis sie plötzlich mit Hörnerschmettern in Jubel und Triumph losbrachen. Die Pforte sprang auf, und mitten durch eine Reihe glänzend gerüsteter Knappen schritt der Chan in aller Pracht seines Herrscherkleides, und trat ein.

Mirjam erhob sich, als der Chan eingetreten. Er trat sanft zu ihr hin, faßte ihre Hand, führte sie zum Divan zurück, wo sie sich wieder niederlassen mußte. Er selbst blieb aufrecht vor ihr stehen, und blickte sie lange schweigend an. Sie schaute leise und schüchtern an ihm auf: der schöne, gewaltige Jüngling, welch ein herrliches Bild! Fremdling, ein Seufzer stieg aus ihrem Busen auf, aber es war nur einer.

Hast du dich beruhigt, Mirjam? frug er endlich.

Wer Alles verloren, selbst seine Freiheit, wie könnte der's werden! antwortete sie.

Sei hier Gebieterin, und du hörst auf Gefangene zu sein.

Eine Gefangene ist eine Sklavin, und kann nur Sklavin werden.

Und warum willst du nicht meine Sklavin werden? Wie würd' ich dir dann ewig zu Füßen liegen!

Hab' ich dir meinen Entschluß nicht kund gethan? Hat die fliehende, mit wunden Sohlen wie das gescheuchte Reh fliehende Mirjam dir ihren Willen nicht gezeigt? Du aber hast mir die Antwort von den Lippen gerissen, und mich in den Kerker geworfen.

Ist dies ein Aufenthalt für Gefangene? Wie, dieser Tempel der Luft, dieses irdische Paradies, genügt es dir nicht? Oder willst du mehr der Freuden, mehr des Glanzes? Befiehl, und alls Zauber der Erde sollen vor dir erscheinen.

Seh' ich nicht dort die goldenen Stäbe vor den Fenstern?

Erz sind sie, wenn auch vergoldet. Gieb mich frei, und ich will dich segnen. Was sollen mir deine Freuden? Ich habe sie nie gekostet, ich will sie nicht kosten, und sie werden mir nie schmecken. Ich bin eine einfache Karäerin, und will arbeiten. Ja, gieb mich frei, und ich will für dich beten.

Du sagst, Mirjam, du habest mir schon deine Antwort gegeben, ich habe sie dir auch gegeben. Als ich dich durch die Nacht verfolgte, um Mitternacht hinter dir jagte, in deine Höhle trat, und dich aufrief — da wußtest du auch schon meinen Willen.

Und was willst du von mir? Meinen Vater hast du mir getödtet, aus meiner Heimat mich verbannt, nun auch meine Freiheit genommen. Was willst du nun noch?

Deine Liebe, Mirjam, und diese muß ich haben. Laß mich zu dir reden, Mädchen. Ich bin jung Herrscher geworden, aber die Herrschaft hat mir keine Freuden gebracht. Ich habe gekämpft, und mich des Sieges nicht gefreut. Was sich mir darbot, wollte ich nicht. Streckt' ich die Hand nach Etwas aus, so gab es sich mir, und darum zog ich die Hand wieder zurück. Und dennoch will ich, muß ich behalten, was ich habe, ich ließe mein Leben darum, und wenn's mir sonst kein Silberstück werth wäre. Sieh, noch hab' ich keines Weibes begehrt, und mein Mund noch keine Lippe berührt. Aber dich will ich haben, und wärst du an den Himmel gekettet. Als ich in jener Nacht fast verschmachtet aus deinem Kruge trank, und dabei tief in dein leuchtendes Auge schaute; als ich wiederkehrte, und der Ernst deiner Stirn das Wort und den Blick mir verwehrte; als du mich verschmähtest und von dir jagtest: da ward es mir wie Allah's Gebot zur Nothwendigkeit, dich zu besitzen. Wie willst du mir nun entfliehen? Bis an die Enden der Erde wäre ich dir gefolgt. Wie willst du dich mir versagen? Du kannst es nicht, so wenig wie aus diesem Palast dich entfernen. Mirjam, ich bin dein Herr, also dir gewiß ebenbürtig, ich bin jung wie du, wohlgestaltet wie du, bieten kann ich dir, was Niemand, Schätze

und ein liebendes Herz darunter: warum willst du dich mir versagen?

Herr, antwortete Mirjam nach tiefem Nachdenken, meine Antwort ist bald gegeben — ich bin eine Karäerin. Meine Religion gestattet mir nicht, einem Ismaeliten die Hand zu reichen. Siehst du, ich bin ein schwacher Stecken, sollte der Starke seine Kraft daran zeigen wollen, ihn zu zerbrechen? Er läßt ihn fallen, und schreitet darüber hinweg.

Huldigst du dem Wahnwitz deines niedrigen Volkes, Mirjam? Und soll ich, der Chan, darunter leiden, was deine albernen Väter zusammengewitzelt haben?

Daß du die Weisheit meiner Väter für Wahnwitz hältst, ich vergeb' es dir, denn es geht uns mit deinen Vätern just eben so. So gar niedrig aber müssen sie nicht sein, da sie dem Herrscher gegenüber ihren Glauben nicht beugen.

Und nun, Mirjam, das allein hält dich ab? Und wenn du an den Propheten glaubtest, würdest du dich mir nicht versagen?

Was ich dann thun würde, weiß ich nicht, vielmehr würd' ich dem Befehl des Herrschers mich unterwerfen: so aber gebietet mir meine angestammte Religion, dich zu meiden, und ich thue es.

Will denn deine Religion den Haß?

O nein, sie will die Liebe, die ewige Liebe, und unter allen Menschen, aber die irdische Liebe nur unter Gleichgesinnten, weil vor dieser sonst der heilige Glauben verlöschen würde.

Mirjam, das sind Worte, das sind Sprüche der Menschen, der Gott in mir spricht, du mußt mich lieben, wie er mir unbesiegbar gebietet, dich zu lieben. Soll ich flehen, Mirjam, vor dir, da ich zu gebieten nur gewohnt bin? Mädchen, ich beuge mich, und flehe! Mirjam, noch spricht die Milde und Zärte aus mir, wehe, wenn der Sturm losbricht, wenn die Kette zerreißt, die den Tiger in mir fesselt, Mirjam, um

unser Beider willen, laß es nicht dahinkommen — sieh, ich flehe — —

Ich will dich nicht reizen, Herr, aber den Tiger hab' ich schon etwas gefühlt. Aber es schmerzt mich, Herr, dich bitten zu sehen und es nicht erfüllen zu können. Ja, fordre mein Leben, und du kannst darauf rechnen — aber deine Gattin kann ich nicht werden. Gestern ist mein Vater heimgegangen — ach, nicht einmal ihn zu betrauern war mir gestattet — und heute schon sollt' ich ihm treulos absagen, und seine Lehre verlassen?

Mirjam, du kannst verlangen für deine Person, dem zu folgen, was dich deine Eltern gelehrt, was gehen sie aber mich an? warum soll ich mich ihrem Willen fügen? So sage ich dir noch einmal, Mirjam: ich muß dich haben, und wärest du an den Himmel gekettet! Willst du dich mir ergeben als ein liebendes Weib, siehe, so sollst du meine Gebieterin sein, so lange du lebest und ich. Hinweg sollen alle jene Weiber drüben, die so sehnsüchtig herüber blicken aus ihrem verschlossenen Harem. Ich will dem Propheten, den Sitten meines Volkes trotzen, ja, die goldenen Stäbe sollen schwinden und die schwarzen Wächter. Du sollst frei sein, wie ein karäisch Weib. Denn wenn du, Mirjam, sagst: hier bin ich, nimm mich — so traue ich dir bis an die Enden des Himmels. Wo aber nicht, und dein Trotz stellt sich entgegen meinem Verlangen, so bist du Schuld an Allem, was geschiehet, ich gebe den Tyrannen frei in meiner Brust. Ich zwinge dich, und wäre es durch tausend Qualen und Foltern. Dies ist mein Wort — heut' Abend hol' ich mir die Antwort.

Und er ging.

Freudling, was ist das Weib? Ach, ein schwaches Geschöpf, und weh ihm, wenn ein starker Wille, ein fester Entschluß in seine Seele gekommen. Dann erst zeigt sich ihre ganze Schwäche, sie findet keine Stütze, keinen Anhalt in sich,

und das ganze Gewicht ihres Willens zieht und drückt sie zur Erde, tief in den Staub hinab.

So erging es Mirjam. Wohl fühlte sie, daß sie nicht lassen könne von ihrem Entschlusse, dem Gesetz ihrer Väter und ihres Gottes nicht untreu zu werden — wo aber hernehmen die Kraft, sich daran aufrecht zu halten, und im ganzen Bewußtsein ihrer That fest und sicher zu stehen, Aug' in Auge dem Widersacher? Ach, sie sank zusammen, und wünschte sich hinunter unter die kühle Decke der Erde, und in dieser martervollen Ohnmacht rang sie, Stunde auf Stunde, und konnte nicht Herr werden ihrer Angst. Sie sprang auf, und wollte durch das Zimmer schreiten, aber sie fiel nieder auf die Teppiche, krampfhaft schüttelte ihr Körper, das Herz schlug ihr in die Höhe bis an die Kehle, aber keine Thräne erleichterte sie, und kein Seufzer rang sich los.

Die Dämmerung sank schon mit dunkelen Schleiern auf die Erde, es ward still und öde, kein Laut, kein Fußtritt ließ sich hören. Sie schleppte sich nach dem Divan und warf sich darauf, und da lag sie ohne Bewegung, während Minute nach Minute über sie verrann, in ewiger Länge, und doch so unendlich schnell. Geräuschlos öffnete sich die Thüre, sie regte sich nicht; Sklaven brachten brennende Kerzen auf goldenen Leuchtern, Speise auf goldenen Schüsseln, sie regte sich nicht.

Und als die Nacht vollends herabgekommen, erschien der Chan zum andern Male. Draußen gab er laut den Befehl, daß alle Diener sich entfernen sollten aus dem Gebäude und dem Garten, er öffnete die Thüre, und schloß sie ab. Er war allein mit Mirjam. In leichtem, einfachem Obergewande erschien er vor ihr, nur einen goldenen Gurt um seine Hüften, in welchem ein Dolch, mit Diamanten reich besetzt, dunkelglühend blitzte. Mirjam erhob sich nicht.

Hast du dich besonnen, Mirjam? sprach er mit feierlichem Tone.

Sie antwortete nicht, denn unsägliche Angst verschloß ihr den Mund.

Wie soll ich dein Schweigen deuten?

Und abermals schwieg sie.

Hat dich meine Liebe bezwungen, und willst du mein Weib werden, theures, holdes Mädchen?

Da brach ihr der Schmerz durch alle Poren der Seele, Thränen entrollten ihren Augen, sie sank in die Knie, sie rang die Hände, aber ihre Stimme sprach hell und fest aus: Ich kann nicht!

Und wenn du mußt? rief er zornig aus. Wenn ich es befehle, wenn du mußt?

Ich kann nicht! Bei dem Gotte, der allein uns schaut in dieser Stunde, schone meiner, aber ich kann nicht!

Wohlan, Mirjam, ich rede nicht weiter, ich frage dich noch einmal, mit aller Innigkeit, mit aller Liebe, willst du nicht mein Weib werden?

Du weißt es, ich kann nicht, mein Glaube, meine Jugend, meine Eltern, mein Gott steht zwischen uns, ich kann nicht.

So werd' auch ich thun, was ich nicht lassen kann! rief er, und der Grimm erstickte seine Stimme. Ich habe geschworen, du sollst mein sein, und ich halte meinen Schwur — —

Da sprang er auf sie, und riß sie empor. Sie rang mit ihm, und wollte sich ihm entwinden. Er faßte ihr Obergewand, und es zerriß von oben bis unten. Er schlug seine Arme um sie, und preßte sie immer fester, immer fester an seine Brust. „Ewiger, verlaß mich nicht! Vater, schütze mich!" stöhnte sie mit erstickter Stimme, aber die Kraft verließ sie schon. Er wollte sie niederreißen auf den Divan; da faßte sie nach dem Dolche, und riß ihn aus der Scheide. Aber der Chan fühlte es, seine starke Hand entriß ihr den Dolch, und schleuderte ihn nach der Wand, daß er stecken blieb. Durch diese Bewegung war sie frei geworden, schnell entschlüpfte sie ihm, und ehe er ihr nachgesprungen, hatte sie eine Kerze

ergriffen. „So wollen wir Beide sterben!“ rief sie — und mit gräßlicher Schnelligkeit steckte sie die Flamme in die Vorhänge und Drapperieen des Zimmers. Diese blitzten auf, und im Nu standen Tapeten und Umhänge, Teppiche und Decken in Feuer. Die Funken sprühten wie Regen, der Dampf erfüllte das enge Gemach. „Mirjam, wir sind verloren!“ rief entsetzt der Chan, und sprang nach der Pforte, sie zu entriegeln. Aber die Angst machte seine Hand zittern, und die Gluth versengte ihm das Gesicht, und blendete ihm die Augen, daß er zurücktaumelte. Die hölzernen Wände brannten, Gesims und Boden brannten. „Ich bin gerettet!“ rief Mirjam, und sank mitten in die Gluth hinein.

Bald züngelten die Flammen aus den geborstenen Fenstern und verriethen den entfernten Dienern, was hier vorgegangen. Sie stürzten kreischend herbei, aber es war nichts mehr zu retten. In kurzer Zeit war das ganze Gebäude zusammengesunken. Am andern Morgen zog man die verkohlten Ueberreste des Chans aus den Trümmern, von der Jüdin fand man nicht die geringste Spur. An der Stelle wurde dem Chan das Grabmal gebaut mit dem schwarzen Brandanstrich, und die weiße Marmortafel hineingesetzt, welche die traurige Geschichte vermeldet und den Fluch ausspricht über uns Karäer und alle ihre Nachkommen.

Der Rabbi und der Minister.

Der Rabbi und der Minister.

Eine Novelle aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts*).

1.

Der heimkehrende Sohn.

Bist du, mein Leser, schon einmal nach längerer Abwesenheit in dein Vaterhaus zurückgekehrt, des Wiedersehens deiner Geliebten und freundlichen, beglückenden Empfanges gewärtig? Wenn du da zurückkehrtest voll jugendlicher Kraft und Hoffnungen, mit dem Bewußtsein, deine Pflichten erfüllt, den Erwartungen entsprochen, ein gedeihliches Ziel erreicht zu haben, wiederzuerscheinen im Kreise der Deinen, gewachsen wie an Liebe, so an Bedeutung und Würde — wie glücklich warst du da! Ob du bescheiden zu Fuß, oder stolz zu Roß oder zu Wagen deinen Weg zurücklegtest, die Entfernung schien dir nicht enden, und die Zeit nicht verrollen zu wollen. Wie voll dein Herz, so schwer dein Athem: o, wer da fliegen könnte!

Siehe, so schritt ein Jüngling, oder eilte den letzten Hügel hinan, von dem aus er die goldenen Zinnen der Residenz, seiner Vaterstadt, im lichten Sonnenstrahl erblicken sollte. Die schwere Last des Ränzels scheint er nicht zu fühlen, die Ermü-

*) Der Geschichtskundige wird aus den veränderten Verhältnissen und Localitäten dennoch leicht den Faden der wahren Begebenheit herauserkennen.

dung eines langen Marsches nicht zu empfinden, seine Füße eilen wie im Fluge den Hügel hinan — er ist oben.

Da liegt sie, die große, herrliche Stadt, in der er geboren, in der er die Tage der Kindheit verlebte, aus der er als aufstrebender Jüngling vor mehren Jahren geschieden zu weiter Ferne. Sein trunkenes Auge überläuft die breit am herrlichen Strome sich ausdehnende Häusermasse; schnell faßt es die bekannten Höhen der Thürme, Kirchen, Paläste auf, bis der Blick sich in die kleinen Wohnungen der Vorstädte verliert. Dort, unfern des schlanken Getrautenthurmes muß das freilich niedrige Dach stehen, unter welchem eben so feurig, eben so sehnsüchtig die Herzen schlagen, die ihm gehören. Er sieht es nicht, aber weiß, wo er es sehen wird. Ich komme, ich komme! jubelt sein Herz. Ich komme, Vater, und besser, als ich gegangen! Ich komme, Mutter, und mit gleicher Liebe, als ich ging! Ich komme, theure Schwester.... Sein Herz fügte noch einen Namen hinzu, aber ganz leise, kaum vernehmbar....

Aber die Gefühle des Menschen wechseln schnell, und eilen geflügelt von einem Ende zum andern. Wie werd' ich euch finden? Was werdet ihr machen? flüsterte sein bewegtes Gemüth; centnerschwer fiel es ihm aufs Herz: es könne bei den Seinen nicht so stehen, wie er es hoffe, wie seine glühende Hoffnung ihm als zweifellos vorgezeichnet. In jenen Tagen war man noch nicht so schreibfertig, wie jetzt; ein Privatschreiben, ein Familienbrief war eine Seltenheit, namentlich in weite Ferne. Monde waren vergangen, seitdem der Jüngling die letzte Nachricht erhalten, und sein Vater geschrieben, er möge nun nach Hause zurückkehren. Er hatte es sich so gar nicht anders als möglich vorgestellt, wie nur Alles aufs beste sich befinden, und in Gesundheit und Glück ihm entgegenkommen könne, daß sich wie eine gewitterschwangre Wolke vor seine Augen der Gedanke lagerte: es könne anders sein!... Eine Thräne banger Ahnung drang dem Jüngling in das Auge; aber rasch ermannte er sich, hob das, von langen Studien bleiche, aber schöne Antlitz zum

Himmel auf, und mit gefalteten Händen rief er aus: „Nein, du, Vater, täuschest die Zuversicht nicht! Der du mich sicher geleitet hast so viele gute Wege in der Fremde, wirst mir die Heimath nicht zum Uebel schaffen! Es wird schon Alles gut gehen....“

Er erhob sich, und schritt, gehaltener, aber nicht weniger schnell den Hügel hinunter. Am Fuße desselben bog er von der Heerstraße ab, um über eine, mit Gebüschen hie und da besetzte Wiese einen nähern Weg einzuschlagen. Bald gelangte er an einen breitern Pfad, wo hin und wieder Spaziergänger sich zeigten. Er stand einen Augenblick sinnend, ob er hier weiter gehen sollte: denn ungern sah man damals einen Juden die öffentlichen Gärten betreten, und ein solcher, wenn er es wagte, war oft Mißhandlungen, wenigstens Verhöhnungen ausgesetzt. Doch nach kurzem Besinnen eilte er vorwärts; er kam hier um so viel schneller ans Ziel. Bald hatte er eine Dame mit einer Zofe, welche einen Säugling trug, eingeholt. Die Zofe hatte das Kind in einen hochrothen Shawl gehüllt. Schnell bog der Jüngling von der Seite, und wollte vorüber, als ihn der plötzliche Hülferuf der Frauenzimmer zurückschreckte. Aus nahem Gebüsch sah er einen wuthentbrannten Stier auf die Zofe losstürzen, welche vor Schrecken nicht von der Stelle konnte. Die Dame hatte sich vor ihr Kind geworfen, und schrie nach Hülfe. Der Stier schnaubte wüthend heran, das zornglühende Auge auf die Zofe gerichtet, und die scharfen Hörner zu gewaltigem, durchbohrendem Stoße gerichtet. Schnell erkannte der Jüngling die schreckliche Gefahr, so wie die Ursache derselben. Mit einem Sprunge war er bei der Gruppe, riß den rothen Shawl von der Schulter der Zofe, stellte sich dem schon nahen Unthier entgegen, und rief mit donnernder Stimme den zitternden Frauen zu: „Rettet euch, fort, fort!...“

Die schreienden Frauen folgten dem Rufe des Retters; der Stier jagte immer schneller dem Ziele seines Hasses zu, mit dem Schweife schlug er den Staub wirbelnd empor, der

Schaum triefte ihm von den Lefzen.... jetzt ſtürzte er heran, aber mit bewundernswerther Gewandtheit wich der Jüngling von der Seite, und ſchleuderte zugleich den rothen Shawl dem Thiere über die Hörner, den Kopf, die Augen. Furchtbar war der Stoß des Thieres in das Zeug, und von deſſen Gewalt wurde der Jüngling zu Boden geworfen. Aber das Thier hatte ſich mit den Hörnern und Vorderbeinen in den Shawl verwickelt, und als es ſich hindurchgeriſſen, hatte es die Richtung verändert, und trabte einem andern Gebüſche zu.

Dem Herrn ſei Dank! es iſt vorüber! ſeufzte der Jüngling, und erhob ſich langſam vom Boden, denn der Fall war ſchwer geweſen, und mochte ihm manche Beule zugezogen haben. Unterdeß waren von dem Hülfe- und Wehgeſchrei der beiden Frauen andere Spaziergänger herbeigerufen worden; man umringte den Jüngling, man belobte ihn, man half ihm auf; Einige eilten dem Stiere nach, um ferneres Unglück zu verhindern. Plötzlich ſtand ein Mann in feinſter Tracht der Zeit, einen glänzenden Ordensſtern auf der Bruſt, vor dem Jüngling, der ſich vom Staube reinigte, eine hohe Geſtalt, mit bewegtem Angeſicht. „Sie haben mein Kind, meine Gattin gerettet, edler junger Mann! Wer ſind Sie?“ rief er ihm in franzöſiſcher Sprache zu. Der Jüngling antwortete in derſelben Zunge: „Es iſt nicht von Bedeutung!“ Jetzt erſt beſann ſich der Fremde und ſprach: „Sind Sie ein Franzoſe, daß Sie die heimiſche Sprache verſtehen, die mir in der Verwirrung entfloß? Haben Sie Schaden erlitten?“ — „Beides nicht,“ erwiderte unſer Freund. „Ich bin in der Stadt geboren, die wir vor uns haben, aber ich kehre ſoeben aus Frankreich zurück, aus Metz, wo ich mehre Jahre zu den Füßen eines der größten Lehrer unſerer Nation geſeſſen.“ — „Sie ſind Jude, wie ich bemerke,“ hob der vornehme Mann an, „aber was thut das bei uns? Sie haben mir mehr als mein Leben gerettet, wie kann ich Ihnen vergelten?“ — „Was ich gethan, iſt kaum der Rede werth, und nur wichtig, indem Gottes große Gnade mir es in die

schwachen Hände gelegt, Menschenleben zu retten. Ich bedarf Nichts, denn mein Vater ist wohlansehnlich, der Rabbiner der bedeutenden Gemeinde in dieser Residenz. Man erwartet mich zu Hause, ich habe die Meinen noch nicht gesehen." — „So will ich Sie nicht aufhalten, aber ich erwarte mit Bestimmtheit, daß Sie morgen in mein Hôtel kommen: ich bin der Gesandte Sr. Majestät des Königs von Frankreich." Hiermit drückte er dem Jüngling die Hand, und wandte sich schnell zu den Seinen, die in einiger Entfernung eine Carrosse bestiegen hatten. Der Fremde setzte sich hinein, ein goldbetreßter Jäger schloß den Schlag, schwang sich hinten auf, und fortrollte die Carrosse.

Der Jüngling blickte ihnen träumend nach, dann schüttelte er sich, ergriff den ihm entfallenen Wanderstab, und ging langsamer seinen Weg von dannen. Bald hatte er die belebten Straßen der Stadt erreicht; die Sonne hatte sich unterdeß zum Untergange gesenkt: in der Stadt fing es an zu dunkeln; als er weiter schritt, wurden Hunderte von Lampen gezündet, aus den Häusern begannen die Lichter durch die Fenster zu strahlen. Der Jüngling eilte die wohlbekannten Straßen hinunter; hier bog er um die Ecke, dort benutzte er einen Durchgang. Immer banger schlug ihm das Herz, immer rascher schlugen seine Pulse, fast zitterte sein eilender Fuß. O, meine Geliebten! stahl es sich von seiner bebenden Lippe.

Jetzt lenkte er um die letzte Ecke; noch wenige Schritte, und er befand sich dem bescheidnen Vaterhause gegenüber. Ha! warum so dunkel? warum kein einziges Fenster erleuchtet? Hast du für den heimkehrenden Sohn keine einzige Flamme, Vaterhaus?

Der Jüngling hielt bestürzt inne, wankte und hielt sich an einem Pfahl aufrecht. Viele Menschen eilten an ihm vorüber, aber sie hatten nur einen flüchtigen Blick für den heimkehrenden Sohn des Rabbi, in dessen Herzen das dunkle Vaterhaus tausend Besorgnisse heraufbeschwor. Endlich faßte er sich, ergriff den Thürklopfer, und ließ ihn kräftig fallen. Dumpf dröhnte

der Schall durch das Haus, aber ungehört. Nichts regte sich in ihm; es schien verlassen, unbewohnt. Noch einmal und wiederholt ließ er den Klopfer fallen, und seine Angst verstärkte den Schlag zum Donner. Endlich vernahm er ein Schlürfen auf der Hausflur. „Gleich, gleich! das Haus fällt ja ein!“ rief eine ärgerliche Stimme von innen heraus. „O weh mir, wird's doch nicht so eilig sein!“

Die Thür ging auf, und eine schlotternde, verlebte Gestalt zeigte sich beim schwachen Strahl eines Lichtstümpfchens. „Wer seid ihr? was wollt ihr?“ kreischte sie dem Sohne des Hauses entgegen. Dieser schritt eilends herein. „Ich bin Joseph Haller; wo ist mein Vater?“ rief er mit angstdurchbebter Stimme. „Joseph Haller? der Sohn des Rabbi? Ihr kommt aus Metz? Weh geschrien, wozu seid ihr gekommen! Daß sich der Heilige, gelobet sei er, erbarme, ihr betretet euer Vaterhaus zu einer unglücklichen Stunde!“ — „Um Gott, was ist geschehen? Wo ist mein Vater?“ — „Vor drei Tagen sind gekommen am Abend die Soldaten und Polizisten in großer Menge, und haben den ehrwürdigen Rabbi, den großen Gaon, weggeführt, man weiß nicht wohin, und ins Gefängniß geworfen, man weiß nicht wo!“ — Bleich wie der Tod ward der Jüngling. „Und warum?“ — „Man weiß auch nicht warum; man hat gesagt, er hat geschrieben gegen die Gojim und ihre Emuna (Glauben) eine große Schrift, und darum ist gekommen die große Gefera (Verhängniß).“ — „O Gott, o Gott! Und wo ist meine Mutter?“ — „Großer, Allmächtiger, das wißt ihr nicht? Eure Mutter hat man getragen vor acht Tagen nach dem Bet Olam (Kirchhof), und hat sie gelegt in die Erde; über sie komme der Frieden!“ — Und noch bleicher ward der Jüngling, und Zittern überfiel seinen Körper, daß er an die Wand sich lehnte, und seine zitternde Rechte griff nach der linken Brust, und griff nach dem Rocke, und riß ihn in gewaltiger Hast am Brustlatz entzwei, und riß ihn hinunter bis auf den Leib. Eine grausige Pause. „Und meine Schwester?“ schrie er wild auf. — „Daß

ich möcht' liegen bei den im Staube Entschlafenen, daß ich euch sagen muß lauter traurige Nachrichten. Als euer Vater, der ehrwürdige Rabbi, der große Gaon, weggeführet war, hatte sich gesammelt ein mächtiger Pöbelhaufe vor dem Hause. Es waren lauter Gojim, denn unsere Leut' waren geflohen in ihre Häuser, die sie fest zugemacht und zugeriegelt. Und als die Soldaten und Polizisten waren fortgezogen mit eurem Vater, dem ehrwürdigen Rabbi, dem großen Gaon, drang ein vermummter Pöbelhaufen ins Haus, und sie warfen der jammernden Sara, eurer Schwester, einen großen Schleier über den Kopf, daß sie nicht schreien konnte, und trugen sie fort, man weiß nicht, wer es gewesen, und man weiß nicht, wohin! So haben sie es mir verzählt. Und als man das gemeldet bei der Polizei, ist man gekommen, und hat Alles versiegelt im ganzen Haus mit großen Siegeln. Mich aber hat der Parneß (Vorsteher) Mendel rufen lassen, und mich gesetzt, ihr kennt mich wohl noch, ich bin der Schammesch (Bote) Jekef, und hab' euch getragen oft genug auf dem Arm, als ihr noch so groß wart — in ein Hinterstübchen, daß ich bewach' das Haus und all' die großen Sphorim (Bücher), die der Khilla (Gemeinde) gehören. Weiter weiß ich Nichts, und weiter thu' ich Nichts, und kann euch nicht aufnehmen in das Haus, außer in das Hinterstübchen, denn es ist Alles versiegelt im ganzen Haus mit großen Siegeln, man darf sie nicht anrühren." — Itzt waren freilich die Schreckensnachrichten zu Ende, und die schlotternde, verlebte Gestalt, der Schammesch Jekef, wußte und that nichts weiter.

Der bleiche Jüngling raffte sich zusammen, sein trockues Auge schaute in den dunkeln Hintergrund: ob wohl die geliebten Gestalten hervortreten mögen aus der Finsterniß, und den lügenhaften Traum verscheuchen, und die Leuchten des Glückes zünden würden? Aber die Finsterniß blieb, und die Lüge — war Wahrheit. Da schwankte er hinaus über die Schwelle des Vaterhauses, wo es so dunkel, und der Schammesch Jekef schlug die Thüre wieder hinter ihm zu, und schlürfte den Gang wieder

hinunter, und murmelte: Daß sich der Heilige, gelobt sei er, erbarm'!

So bist du wieder draußen in der Straße, theurer Jüngling, und wendest dem Vaterhause den Rücken, zu dem du doch mit so vollem Herzen geeilet. O, dein Herz war jetzt ein großes Schlachtfeld von Schmerzen, wo der Feind gesiegt und die Blüthen der Jugend mit einem Male niedergemäht hatte mit der furchtbaren Sense, an der das Gift niedertroff. „Mein Vater gefangen, meine Mutter begraben, meine Schwester geraubt!... O Herr des Himmels, halte mich, halte mich!..." stammelte seine Zunge. Und er konnte nicht weiter. Er setzte sich auf einen Eckstein, und sank zusammen.

Droben wölbte sich ein hellblauer Himmel, des Mondes Sichel glitt langsam an ihm dahin, die Sterne funkelten hell. Auf den Straßen war es lebendig, Carrossen rollten hin und her, Knaben jodelten, Händler schrien ihre Waaren aus, die Menschen trieben sich vorüber. Der Jüngling saß zusammengesunken auf dem Eckstein. In ihm wühlte es; kaum wußte er: was; nicht wußte er wohin? Sein Vater gefangen, seine Mutter begraben, seine Schwester geraubt.... Das hatte er gefunden im Vaterhause.

2.

Das Haus des Freundes.

Endlich raffte sich Joseph auf; es schien ein Entschluß in seine dämmerungsvolle Seele gekommen zu sein. Er schlich einige Straßen hinunter; der frische Nordwind kühlte seine heiße Stirn ab; bald eilte er, wie von der Hoffnung auf Rettung gejagt. Er stand vor einem großen, hell erleuchteten Hause. Wie anders, als seines Vaters Haus, zu dem er gekommen mit vollem Herzen, und das er leer, verlassen, verödet gefunden! Aber es ist doch das Haus des vieljährigen, erprobten Freundes seines Vaters, das Haus des einflußreichen

Großhändlers Mendel, des obersten Vorstehers der Gemeinde. Es ist doch das Haus des theuern Mädchens, seiner Tochter, die ... doch die Stimme des Glückes darf nicht laut werden, wo so gräßliches Unheil seinen Donnerruf erhoben hatte....

Joseph stieg die Stufen, stieg die breite steinerne Treppe hinauf, sein Herz schlug ihm vernehmbar. Ein Bedienter trat ihm entgegen, und wies den Jüngling in den bestaubten, nun auch zerrissenen Kleidern ab, denn er hielt ihn für einen Bettler, und sein Herr habe Gesellschaft. Aber Joseph wich nicht; er nannte seinen Namen, worauf der Diener bestürzt zurückwich, und ihn warten hieß. Bald führte er ihn in ein Vorderzimmer, und kurze Zeit darauf trat der Hausherr herein.

Es war keine stattliche Figur, der Herr Mendel, wie man sich wohl einen bedeutenden Großhändler vorzustellen pflegt, mit rundem Gesicht, das reichlichen sinnlichen Genuß verräth, und bemerklichem Bauche. Eine kleine, magere Gestalt, vorn übergebeugt, ein durchfurchtes Angesicht, dem man Arbeit, Speculation, Grübeln, wechselnde Leidenschaft ansah, stechende, scharfe, rollende Augen.

„Ihr seid zurückgekehrt, Joseph," hob er an, „und habt es hier übel gefunden."

„O, schrecklich, schrecklich!"

„Ja, warum hat aber auch euer Vater sein Tintenfaß nicht besser verschlossen, seine Feder nicht stumpfer gemacht! Man darf nicht Alles sagen, was man denkt. Ihr kennt den Spruch unserer Weisen ges. And.: es ist nichts besser für den Menschen, als Schweigen. Das hätt' euer Vater wissen sollen."

„So wäre es in der That so? Mein milder, sanfter, gerechter Vater hätte Worte des Unwillens, hätte Beleidigungen und Schimpf ausgesprochen? O, es ist nicht denkbar!"

„Ihr wißt, ich habe immer Respect vor eures Vaters Schriften gehabt; ich habe sie immer für eine Zierde unsrer Zeit gehalten. Aber was zu viel ist, ist zu viel, und wer über

das Maaß hinausgegangen, muß auch auf das Uebermaaß der Züchtigung gefaßt sein."

„O, sprecht, wo, wie, wann hätte er es denn gethan? Was ist das für eine Schrift? Wie lauten die Worte? Haben wir doch in Metz alle Schriften meines Vaters mit Begierde erhalten. Nichts dergleichen ist bemerkt worden."

„Was weiß ich!" lautete die Antwort des Großhändlers, über dessen Antlitz Schatten fuhren, und dessen Augen sich bald senkten, bald hoben. „Was weiß ich, und was kümmert's mich! Die hohen Behörden werden schon wissen, was sie thun, und werden's zu Tage bringen."

„Ach, Herr Mendel! Sie sprechen so kalt, so gleichgültig. Sie sind ja ein Freund meines Vaters. Haben Sie kein Wörtchen des Trostes für mein zerrissenes Herz, keinen Laut der Hoffnung für einen heimgekehrten Sohn, der seinen Vater nicht gefunden? Haben Sie Nichts zu seiner Rettung versucht? Wissen Sie nicht, wo und wie der schwache Greis sich befindet? Es gilt ja nicht blos sein, unser Wohl, er ist doch Rabbiner der Gemeinde, und auf sie wird seine Schuld zurückfallen!"

„Desto schlimmer, daß sich euer Vater in Dinge eingelassen, welche uns theuer zu stehen kommen werden, welche uns Gefahr bringen können. Daher mag ich gar Nichts damit zu thun haben, und wir werden Schritte thun, um den Schuldigen von den Unschuldigen zu trennen. Uebrigens hat der Richter alle Verbindung mit eurem Vater verboten und abgeschnitten, und der Zorn der Großen im Lande ist so fürchterlich darüber, daß man nicht mit ihnen davon sprechen darf."

„O, Herr Mendel, ihr seid kein Freund meines Vaters!..."

„Ich mag es auch nicht mehr sein. Und kurz, ich habe Gesellschaft, und hab' euch Alles gesagt, was ich weiß...."

„Und meine unglückliche Schwester?..."

„Habt ihr keine Nachricht, keine Spur von ihr?"

„Ach, ich bin eben angekommen, und suchte bei euch Trost und Hülfe. ..."

„Nun, ich habe auch keine; ich bedaure sie, wenn sie wider Willen gegangen ..."

„Herr, was sprechen Sie Schreckliches. ..."

„Nun, ich weiß Nichts. Lebt wohl."

Hiermit drehte der Großhändler Mendel, der Freund des Rabbi Haller, dem trostlosen Jüngling den Rücken, und verließ das Zimmer.

Als der Jüngling vor dem Hause des Freundes gestanden, hatte er sich unendlich unglücklich gefühlt: jetzt aber fühlte er sich noch unglücklicher. Der letzte Schimmer der Hoffnung war geschwunden. Wenn die Gemeinde sich von der zertrümmerten Familie abwendet, wenn die „Freunde" und Glaubensgenossen nur Worte des Hohnes für die Verzweifelnden haben: wo ist dann das Ziel des Mißgeschickes? Der Jüngling war niedergeschmettert. „Also mein Vater schuldig, meine Schwester geschmäht und verleumdet? Mutter, Mutter, wie hat der allmächtige Gott dich begnadigt, daß er dich von hinnen genommen, bevor dein Auge das gesehen? O, meine Mutter, meine Mutter, dein einziger Sohn hat dich nicht wieder gesehen, du ihn nicht ... wird er seinen Vater, wird er seine Schwester wiedersehen? und wie? O, wer bei dir wäre!..." Das waren die Gefühle, die durch Josephs Seele stürmten.

Aber der getretene Wurm krümmt sich, und der niedergetretene Menschengeist erhebt sich. Nein, mein Vater kann nicht schuldig sein, meine Schwester kann nicht verloren sein! Dieser Gedanke, diese Ueberzeugung stellte sich riesengroß vor die Seele Josephs. Und wenn er nicht schuldig, und wenn sie nicht verloren: dann lebt ein Gott im Himmel, der als Zeuge tritt für die Unschuld und als Retter für den Gedrückten. Mögen die falschen Freunde der Erde den Rücken kehren dem Unglücklichen, so ihn die Hand des Geschickes erfaßte: der Freund des Himmels kennet seine Zeit! Deß stellte sich die

Gewißheit in dem Gemüthe des Jünglings ein, und mit aller Gluth der Jugend hielt er daran fest, und sicher und ruhig war sein Schritt, als er das Zimmer des Großhändlers verließ, um ihm auch seinerseits den Rücken zuzuwenden.

Als er um einen Absatz der Treppe bog, da trat eine Magd aus einem Pförtchen heraus, und winkte ihm, den Finger zum Zeichen des Schweigens auf den Mund legend. Er folgte ihr. Durch einen engen Gang geleitete sie ihn nach einem verborgenen Hinterstübchen, und ließ ihn eintreten.

Es war das Kämmerchen der Magd. Aber in demselben befand sich die Tochter des Hauses, das einzige Kind des Großhändlers Mendel, die schöne, sittsame Rebekka.

„Denkt nicht übel von mir, Joseph," hob sie nach einer peinlichen Pause an, „daß ich euch hierher beschieden. Aber die Zeit drängt, und ich konnte nicht anders. ... Ich habe eure Stimme, ich habe meines Vaters und eure Worte in einem Nebenzimmer gehört, und da konnte ich nicht anders...."

„Habet Dank, tausend Dank, Rebekka!" erwiderte Joseph. „O, so kennt ihr noch meine Stimme, ob auch Jahre vorübergegangen, und wollet sie kennen. ..."

„Joseph, es ist Schreckliches geschehen, Schrecklicheres noch, als Ihr wisset ... aber ich bin unverändert; mir könnet ihr vertrauen, denn ich — — bin unglücklicher, als ihr...."

„Theure Rebekka, was ist dies? wie versteht ihr dies? ..."

„Weiß ich es doch selbst nicht; ach, ich vermuthe nur — und diese Vermuthung ist schon furchtbar genug...."

„O, mein Gott, Rebekka, mein Kopf schwindelt mir vor Allem, was ich seit einer Stunde erfahren ... es ist zu grausig! Und euer Vater hat mich so schnöde abgewiesen, hat mir den Wermuth des Vorwurfs für den Honig des Trostes gereicht, und gerade bei ihm, dem Freunde meines Vaters, hätt' ich Hülfe erwartet. ..."

„Dem Freunde eures Vaters, Joseph? Hat euch euer

Vater niemals von dem geschrieben, was hier vorgegangen? ..."

„Niemals."

„Ach, euer Vater ist so mild und gut. Er wollte sein fernes Kind nicht betrüben. Ich und Sara, eure Schwester, und eure ... eure verewigte Mutter — denn ich sehe ja, daß ihr auch von diesem harten Schlage des allgütigen Gottes, der freilich es am besten versteht, wisset — wir haben es desto schwerer getragen. ..."

„Und was ist dieses, theure Rebekka? O, schaffet mir Licht in diese Finsterniß, daß ich klarer schaue. Gebt mir Aufschluß!"

„So ganz genau weiß ich es auch nicht, aber doch genug, um euch den traurigen Gang der Dinge zu erklären. O, ihr wisset, in welch' innigem Verkehr unsere beiden Familien standen. War doch eure Mutter, der Friede über sie! die innigste Freundin meiner längst verstorbenen Mutter, sie sind nun Beide in der Wahrheit! die mich bei ihrem frühen Tode der Fürsorge eurer Mutter überantwortete. So wuchs ich mit Sara zusammen auf; so begegneten auch wir, Joseph, uns täglich; unsere Väter waren innige Freunde; ach, Joseph, wir bauten ja schöne Hoffnungen des Glückes darauf. ... Verarget sie mir nicht, diese Thräne — ach, die Erinnerung an jene Tage ist ja seit lange meine einzige Freude. ... Bald nachdem ihr abgereist waret, wurde es nach und nach anders. Mein Vater wurde so kalt gegen den eurigen; oft hört' ich harte Worte des Unwillens aus dem Munde meines Vaters über den eurigen. Mein Vater, so viel merkte ich, hatte einen Proceß gehabt gegen einen armen Juden in der Nachbarstadt, und euer Vater hatte gegen den Meinigen entschieden. Ob dies meinen Vater gewurmt, ob Ohrenbläser, namentlich der Dajan (Richter) Isak, der fuchsige Schleicher, meinem Vater Aerger ins Herz geflüstert: ihr kennet ja die Milde, aber die unerbittliche

Gerechtigkeit eures ehrwürdigen Vaters, der dem übelberüchtigten Isak längst ein Dorn im Auge! Genug, unsere Väter sahen sich selten und immer seltener. Nun wisset ihr auch, wie eifersüchtig mein Vater auf die Vorrechte des Vorstandes wachet. Reibungen zwischen ihm und eurem Vater, dem Rabbiner, konnten nicht ausbleiben, da Freundschaft und Liebe aus dem Gemeindehause gewichen. Wir litten furchtbar darunter, und deine Mutter und wir Kinder hatten nur noch Thränen zu vergießen, wenn wir zusammenkamen. Da erfolgte das Aergste. Euer Vater hatte irgend einen Befehl vom Fürsten erhalten; was er betraf, weiß ich nicht, es mochte wohl nicht allzuviel sein; und er hatte denselben ausgeführt, ohne dem Vorstand Mittheilung zu machen. Da beschloß mein Vater auf die Absetzung des Rabbi zu dringen. Jetzt aber zeigte sich die Liebe der Gemeinde zu eurem Vater; man bestürmte meinen Vater, es zu unterlassen; habe der Rabbi gefehlt, so solle man ihm eine Strafe auferlegen, aber nicht den ehrwürdigen Greis von dem Stuhle entfernen, auf dem er seit dreißig Jahren mit Ruhm gesessen. Die Bachrim (Schüler) eures Vaters liefen umher, und hetzten das Volk auf, und Hunderte eilten auf die Gemeindestube, und kündigten dem Vorstand den Gehorsam auf, wenn er dem Rabbi zu nahe trete. Mein Vater wollte die Macht der Großen zu Hülfe rufen, und seinen Einfluß geltend machen. Dagegen lehnten sich aber die anderen Vorsteher auf, und gaben dem Volke nach. Da war Haß an die Stelle früherer Freundschaft getreten, und mein Vater verbot mir hoch und heilig, eure Schwelle zu betreten. Ich mußte gehorchen. Es ist ein Jahr her, daß ich Sara nur bei einer gemeinschaftlichen Freundin sehen konnte, und als eure Mutter im Siechthum und im Sterben lag, durfte ich nicht an ihrem Lager sitzen, durfte nicht ihren letzten Seufzer, ihren letzten Segensgruß an euch, Joseph, empfangen...."

Die beiden Liebenden, denn als solche hat sie der freundliche Leser wohl schon erkannt, standen in Schmerz versunken

sich gegenüber. „O, wär' ich nur nicht fern gewesen!“ ... war Alles, was über die Lippen des Jünglings drang.

Endlich faßte sich dieser. „Und wisset ihr Nichts, liebe Rebekka, von wannen eigentlich der Streich ausging, der meinen Vater so tief stürzte? Nichts, wer den Raub meiner Schwester vollführte, und warum?“

„Nichts, theurer Joseph. Schreckliches geht mir seit den zwei Tagen, wo es geschehen, durch den Geist, aber nirgends noch konnte ich eine Spur der Gewißheit erlangen. ...“

„Muß doch die Anklage meines Vaters von einem Juden ausgegangen sein, denn welcher Christ läse und verstände seine Schriften. ...“

„Das möcht' ich auch glauben. ...“

„O, Rebekka! Der Haß zwischen Brüdern hat hier eine fürchterliche Ernte gehalten! Wehe, wenn mein schuldloser Vater unterliegen sollte! Wehe, wenn das Sonnenlicht die verbrecherischen Pläne beleuchten sollte, die hier in schrecklichem Dunkel zu Grunde liegen. ... Wisset ihr mir gar nicht zu rathen, geliebte Rebekka? An wen soll ich mich wenden? Ich bin hier so unbekannt, so fremd geworden. Es ist hier Alles so anders worden. ...“

„Noch nicht, theurer Joseph. Wie könnt ihr es auch von dem getheilten Herzen eines schwachen, unerfahrnen Mädchens erwarten. ... O, möchte mich Gott erleuchten! Doch lasset die Hoffnung nicht fahren. Daß ich thun werde, was in meinen Kräften steht, das wisset ihr ja. Gott und meine verklärte Mutter werden mir den rechten Weg zeigen. Doch jetzt müssen wir scheiden; mein Vater wird mich vermissen. Saget mir, wohin ihr euch wenden wollet, damit ich euch einmal Nachricht gebe.

„Ich werde bei dem Bruder meiner Mutter, dem Bücherhändler Baruch, eine Zufluchtsstätte suchen, wenn er sie mir gewährt. Das Unglück enttäuscht über so Vieles.“

Der Jüngling beugte sich über die Hand des Mädchens, und küßte sie heftig. Eine Thräne fiel aus ihrem Auge auf sein

Haupt. Dieser Handkuß und diese Thräne besiegelten von neuem den Bund zweier edlen Herzen, der zwar hoffnungslos, aber desto fester die Prüfung des Geschickes bestehen sollte.

Der Jüngling entfernte sich unter Leitung der treuen Magd. Sein Herz war ruhiger. Wußte er doch in dem Hause des Hasses die Liebe wachen; hatte er doch mitten unter den Werken der Feindschaft das beglückende Wort der treuen Liebe vernommen.

3.

Das Haus des Oheims.

Unsern Jüngling müssen wir auf einem dritten Gange begleiten. Von dem prächtigen Hause des Großhändlers Mendel wandte er sich wieder zur Judenstadt zurück, denn jenes war das einzige, welches außerhalb dieser von einem Juden besessen und bewohnt war — der Großhändler Mendel hatte hierzu ein Privilegium erhalten. Bald befand er sich wieder in dem engen Gäßchen, und durchschritt mit schnellem Fuße die Krümmungen und Winkel. Endlich hielt er in einer Sackgasse vor einem Häuschen an, das einen verfallenen Zustand zeigte, und eingeklemmt und gedrückt, nur von seinen Nachbaren gehalten schien. Durch die Fensterläden schimmerte Licht im untern Stockwerk.

Auf wiederholtes Pochen öffnete sich die obere Hälfte der Thüre, und ein greises, eingefallenes Antlitz mit langem weißen Barte, der auf dem schwarzen Kaftan auch im abendlichen Dunkel sich abzeichnete, erschien in der Oeffnung. Kaum hatte der Jüngling seinen Namen genannt, und mit warmer Betonung das Liebeswort „mein Onkel!“ hinzugefügt, als auch die untere Thüre aufgerissen, der Jüngling ergriffen, ins Haus gezogen, und an die Brust gedrückt wurde.

O, wie fühlte Joseph sein Herz erwarmen, als er endlich wieder an einer Menschenbrust lag, in der es für ihn zu schlagen schien!

„Friede mit dir! Friede mit dir! mein Sohn, mein lieber, lieber Joseph!“ rief es ihm liebevoll entgegen. „Sei mir willkommen! Dein Eingang sei gesegnet! Gott spende Heil! Habe Dank, daß du deinen alten Vetter aufsuchst! Betritt die Schwelle seiner Hütte in Frieden! Bist du gekommen, wird wieder gekommen sein die Sonne des Glückes, und scheinen!“

Und der Jüngling lag in den Armen seines greisen Oheims, und seine Thränen rollten, und seine Stimme schluchzte, und seine Glieder zuckten. Ein Wort hatte er nicht.

Einige Minuten waren verrollt. Da fuhr eine kreischende Stimme zwischen ihre Seligkeit und ihren Schmerz, aus der Stube.

„Baruch, wo bleibst du? wer ist da? du wirst dich erkälten auf der Flur in dem gewaltigen Zug!“

„Deine Tante hat Recht,“ sprach Baruch. „Komm herein, mein Joseph, komm herein.“

Und er ergriff des Jünglings Hand, und führte ihn in das niedrige Zimmer. Da sah es sonderbar aus. Im Hintergrunde standen einige Regale und Schränke, die vollgepackt waren mit Büchern, mit Folianten, Quartanten bis zum Duodez hinunter, in Schweinsleder, braunem Leder, in Pappe, ganz und zerrissen. Und vor den Regalen und Schränken lagen wieder Haufen von Büchern übereinandergeworfen. Und zwischen den Haufen hie und da ein Stuhl oder ein Tisch. Und auf den Stühlen und Tischen lagen und standen ohne Streit und Hader Bücher und Kleidungsstücke und Geschirr und all dergleichen. Doch von allem dem war ein großes Viertel des Zimmers, in welchem der Ofen stand, frei geblieben; und zu beiden Seiten des Ofens standen zwei Großvaterstühle, ehedem mit grünem Sammet überzogen, jetzt braun und glänzend und geflickt; und vor den Stühlen stand ein eichener Klapptisch mit gewundenen Säulenfüßen und Fußbrettern; und über dem Tisch hing eine kupferne Lampe an messingnen Ketten, die aber jetzt nicht brannte — denn es war Werkeltag —

sonbern auf dem Tische stand eine zinnerne Lampe, die zitternde Strahlen durch die Stube warf, und ein spärliches Mahl beleuchtete, welches das kinderlose Paar einzunehmen begonnen hatte. An der einen freien Wand hing in zerspaltnem Rahmen und unter geschwärzten Glassplittern eine Zeichnung, die das Portal eines Tempels darstellte, über welchem mit großen hebräischen Charakteren „Misrach" (Morgen) stand; zwischen den Säulen des Portals befand sich ein hebräischer Psalm.

Dies war das Zimmer des Buchhändlers Baruch, in welches Joseph Haller eintrat, nachdem er den Palast des Großhändlers Mendel verlassen hatte. Aber wie war ihm das warme „Friede sei mit dir!" des armen Oheims lösend in das Herz gezogen, nimmer aufzuwiegen mit allen Schätzen des stolzen, listigen Kaufmanns.

„Wen bringst du da, Baruch?" rief ihnen das alte Weib entgegen, das auf dem einen Lehnstuhl seinen Platz behauptet hatte, „daß du so lang bist draußen geblieben, du mit deinem Husten!"

„Ja, du wirst ihn mir nicht wieder erkennen, den goldnen Jungen, so groß und so schön ist er geworden. Und aus Metz hat mir Reb Schalum, wie er Sphorim von mir verlangte, geschrieben, daß er ein tüchtiger Lamden (Gelehrter) geworden, und den Chower (Ehrentitel) bekommen hat in der großen Schul'."

„Aus Metz hat man dir geschrieben? Nun, so ist es wol Joseph, deiner Schwester Kind?"

„Das ist er, Jette, wie du ihn vor dir siehst, und ich freu' mich, daß er bei uns ist."

„Nun, sei willkommen, Joseph. Und es ist gut, daß du bist zu uns gekommen, obgleich du den Weg früher nicht sehr oft gemacht hast . . ."

„Jette . . ."

„Nun, laß es gut sein, Baruch. Ich weiß, daß man nicht

weh thun soll, wenn es im Herzen schon wehe ist. Aber deine Schwester — sie ist jetzt in der Wahrheit — hat doch immer groß gethan gegen mich, deren Mann doch ihr leiblicher Bruder. Aber das Unglück macht Alles gleich und vergessen; und so komm her, Josephchen, hol dir einen Stuhl, und erquick dich."

Joseph zögerte einen Augenblick seufzend.

„Daß es gut sein, Joseph," sprach begütigend der Mann. „Du kennst deine Tante, und daß ihr Herz gut. Was so auf der Oberfläche schwimmt, muß erst fort; und ist es fort, so ist sie die Herzensliebe selbst. Reich' ihr die Hand."

Und Joseph reichte ihr die Hand. Sie drückte sie kräftig, und wandte sich zu ihrem Manne.

„Und du legst mir auch immer Alles zum Bösen aus, Baruch. Was hab' ich denn gesagt? Gott bewahr' mich, daß ich nicht aufstehen sollt', wenn man den Namen nennt des großen Rabbi Haller, den sie jetzt ins Unglück bringen wollen, und dem der gerechte Gott beistehen wird. Weiß ich nicht, wie er gered't hat, als der große Gott meinen einzigen Sohn Jizchak von mir als Opfer verlangt hat durch den Tod. Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, aber meinen Jizchak seh' ich noch vor mir liegen, und den großen Rabbi hör' ich noch sprechen mächtige, tiefe Worte. . . . Eine Mutter vergißt Nichts. . . . Er war so groß und so schön, wie der Joseph da jetzt zurückgekehrt ist. . . ."

Und sie weinte. Baruch nahm den Joseph an der Hand, und führte ihn zum Tisch; warf Bücher und Geräthe von einem Stuhle, und trug diesen herbei, daß er sich setze.

Die Alten fuhren in ihrem Abendmahle fort, aber Joseph konnte Nichts genießen. Eine längere Zeit schwiegen sie alle drei. Das schreckliche Ereigniß, welches ihnen das Herz belastete, konnte das rechte Wort der Aussprache in ihnen noch nicht finden.

Endlich fing die Alte an: „Nun, Baruch, sag dem Joseph an, daß wir nicht blos stille gesessen und geweint haben, sondern

das große Verhängniß hereingebrochen über das Haus seines Vaters. Nein, nicht blos stille gesessen. . . ."

„Wie, Oheim?" fuhr Joseph auf.

„Nun ja," sprach die Alte. „Was wol so kleine Leute thun können in Sachen, in die große, mächtige Personen ihre Hände hineingebracht haben. . . ."

„So weißt du etwas Näheres, Oheim, über das schreckliche Geheimniß, das auf meines Vaters Haupt und Hause liegt? Weißt du, wo und wie er sich befindet? Hast du Etwas zu seiner Rettung versucht?"

„Du frägst zu viel auf einmal, Joseph, weil du zu viel erwartest. Laß mich ruhig reden, mein Junge. Wie wir Alle angedonnert waren, als die Nachricht kam, unser ehrwürdiger Rabbi sei plötzlich ins Gefängniß gebracht worden, und zwar durch ein ganzes Heer von Soldaten und Polizisten, daß man denken könne, wie groß und wichtig die Sache — kannst du dir leicht vorstellen. Auch von der Anklage verlautete bald Etwas, daß nämlich dein Vater geschrieben habe gegen die christliche Emuna schwere und harte Worte. Nun kenne ich doch Alles, was dein Vater hat drucken lassen, Wort für Wort, und kein Buch deines Vaters ist nicht hundert- und wieder hundertmal durch meine Hände gegangen; und er hat zwar geschrieben kräftige und große Worte, aber nur für Tauras Mosche; als man nicht glauben will, was für unsern Glauben, sei gegen das Christenthum, kann man nicht sagen, daß Rabbi Haller geschrieben gegen das Christenthum."

„Gott sei Dank! so wird die Unschuld zu Tage kommen..."

„Ja, das hat aber manchmal gewaltig lange Zeit, und unser großer Rabbi hat nicht lange Zeit, wenn er nicht soll verkommen im Gefängniß," warf die Frau dazwischen.

Joseph seufzte tief.

„Da haben wir uns denn Etliche zusammengethan in aller Stille," fuhr der alte Barach fort, „um hinter all das zu kommen, und zu wissen, woran wir sind, und herauszubringen,

was wir thun können. Wir überlegten wohl, von einem Juden muß die Denunciation ausgegangen sein, weil doch Etwas von den Worten des Rabbi angegeben sein muß, und worin auch die Wortverdrehung bestehe, sie muß doch immer geschickt genug geschehen sein, um einen scheinbaren Anhalt zu geben. Aber, fanden wir, es muß doch noch ein andrer Zweck dabei vorhanden sein. Denn würd' es sich lediglich um einige Worte des Rabbi gegen das Christenthum handeln, so hätt' man denselben vorgeladen, ihn zur Rechenschaft gezogen, sich verantworten lassen, und darnach geurtheilt. Mein Gott, ein Mann, wie der Rabbi Haller, läuft doch nicht gleich über Nacht davon. Aber ihn zu überfallen, sein Haus mit Soldaten und Polizisten zu umgeben, von diesen bei heller lichtem Tage abholen zu lassen, ihn sofort ins tiefste Gefängniß zu werfen, von aller Welt abzuschneiden — das muß noch einen ganz andern Zweck haben; da soll die ganze Welt wissen, daß was Großes vorgegangen, oder vielmehr man will verbreiten, daß was Großes vorgehen soll, was man im Voraus in Absicht hat; das Volk soll glauben, Wunder was die Juden gethan haben, ihr Rabbiner an der Spitze, der Pöbel soll aufgeregt und schwierig werden ... kurzum, nicht die Worte des Rabbi allein, nicht der Rabbi selbst allein, sondern noch was Anderes muß dahinterstecken.... Das haben wir uns bedacht, denn du weißt, wir Juden sehen immer durch die Decke, weil wir immer Etwas gegen uns unter der Decke vermuthen müssen...."

„Und was habt ihr gethan?..."

„Wir haben vorerst uns verabredet, alles Mögliche anzuwenden, um erst zu wissen, was es ist. Denn wenn man erst weiß, was es ist, findet man auch leicht, was dagegen zu thun. Und just heut Abend, haben wir uns verabredet wieder zusammenzukommen in dieser meiner Stube, um uns mitzutheilen, was wir erfahren. Ich wundre mich, daß noch Keiner gekommen. Räum' ab, Jette, sie werden bald hier sein...."

Und siehe da, es pochte an die Hausthüre; Baruch öffnete,

und zwei Männer, denen bald mehre folgten, traten ein; auch durch die Hinterthüre kamen Etliche, und es mochten bald zehn zusammen sein, die mit Staunen den Joseph bewillkommten, und ihn frugen, ob schon das große Chidduſch (Neuigkeit) nach Metz gekommen, und er deshalb zurückgekehrt, was freilich durch die Kürze der Zeit und die Langsamkeit des damaligen Reisens sich schier unmöglich erwies.

Baruch mußte manchen Bücherhaufen bei Seite schaffen, manch Kleidungsstück und Geräth in die Kammer tragen, um Raum für seinen Besuch zu erhalten; endlich saßen sie um den Tisch herum, und die Besprechung konnte beginnen.

Wie schlug unserm Joseph das Herz in banger Erwartung — ach, konnte es doch kaum Heil sein, das er zu erfahren habe, sondern vielmehr Einsicht erhalten in eine tiefere Verstrickung, in welche sein milder, ehrwürdiger Vater gerathen.

„Nun, wie steht's?" hob Baruch, der Aelteste im Kreise, an. „Habt ihr was herausgebracht über den Proceß unsres Rabbi?"

Einige wiegten den Kopf; Alle machten ein tief ernstes, nachdenkliches Gesicht; Alle schwiegen.

„Reb Mauſche," sprach Baruch wieder, „ihr seid doch sehr angesehen bei Groß und Klein, was wißt ihr?"

„Ich hab' erfahren," begann endlich der kleine, dicke Mann, der trotz seiner Leibesbeschaffenheit eine ungewöhnliche Beweglichkeit zeigte, und auf seinem hohen Stuhle in Einem fort bald in die Höhe, bald hinunterrutschte, „ich hab' erfahren, wo der Rabbi sitzt — in der rothen Kammer. . . ."

„Daß sich Gott erbarm'!" sprach der ganze Chor.

„Um Gott, was ist das, die rothe Kammer?" rief Joseph aus.

„Die rothe Kammer," sprach der kleine, dicke Mann, „die rothe Kammer, da sitzen die Verbrecher darin, die auf den Tod angeklagt sind, bei Wasser und Brod, und sehen das Licht der

Sonne nicht, und athmen die Luft des Himmels nicht, und dürfen Keinen sehen, und dürfen Keinen hören ..."

„O, mein Vater, mein Vater! ..." schrie Joseph auf, und das Haupt fiel ihm in die Hände, und dann rang er die Hände, und die Verzweiflung durchfuhr seine Seele und seinen Leib.

„Wie so wißt ihr das?" frug Baruch bewegt.

„Vom Gefangenwärter selbst. Er ist ein Kunde von meiner Frau, die ihm Tücher und Leinwand selbst ins Haus bringt. Und als er gehandelt gestern um ein schönes Tuch für seine Frau und den Preis zu hoch fand, ob er gern auch das Tuch hätte haben mögen, hat ihm leise meine Frau gesagt: Ihr könnt es haben um den halben Preis, wenn ihr mir sagt, wie es steht um unsern großen Rabbi, um den wir Alle trauern und besorgt sind. Hat er geschüttelt mit dem Kopfe. Hat sie gesagt: Ihr könnt das schöne Tuch haben noch wohlfeiler, ihr könnt es haben, das große, schöne Tuch um gar Nichts, wenn ihr mir es sagt auf Treu und Gewissen. Hat er immer noch geschüttelt mit dem Kopf. Aber als sie an der Thür gewesen, hat er sie zurückgerufen, und sich das Tuch noch einmal zeigen lassen, und dann leise ihr ins Ohr gesagt: Er sitzt in der rothen Kammer seit drei Tagen; aber er ist sehr ruhig, und schreit nicht wie die Anderen, die dahin kommen, sondern sitzt ganz still, und sieht so fromm und so unschuldig aus, und erwiedert den Gruß immer so freundlich und mild, wie er in seinem Leben noch keinen Gefangnen gesehen in der rothen Kammer. Darauf hat er das Tuch genommen, und meine Frau ist heim gegangen, und hat's mir erzählt."

Thränen lösten sich aus den Augen unsres Jünglings; er lehnte sich still in den Stuhl zurück, und nur seine Lippen bewegten sich.

Nach einer Pause frug Baruch wieder: „Und ist weiter gar Nichts rausgekommen? Ich seh' es euch an, Reb Hirsch, ihr wißt noch Etwas."

Der Angeredete war ein hoher, magrer Mann, der die Hände auf die Knie gelegt, und den Oberkörper immerfort von rechts nach links, und von links nach rechts schwenkte, wie ein umgekehrter Pendel. Seine großen schwarzen Augen standen dabei weit auf, daß ihnen Nichts entgehe in dem Halbkreise, den sie durch das Schaukeln fortwährend beschrieben.

„Ich hab' euch Großes zu sagen, was man nicht gern sagt, und noch viel weniger gern hören läßt. Darum, Reb Baruch, seht erst noch einmal zu, ob auch alle Thüren und Läden gut verwahrt sind, denn wir leben in einer schlechten, boshaften Zeit. ..."

Baruch gehorchte dem Willen des Redners; unterdeß lag eine spannende Erwartung auf den Anwesenden, und Aller Blicke waren auf den schaukelnden Mann gerichtet, der sich nicht stören ließ, und die Augenbrauen bis fast an die Grenze des Haupthaars hinaufgezogen hatte.

„Ihr könnt' sprechen," sagte der zurückgekehrte Baruch.

Reb Hirsch hob die linke Hand von dem Knie an das Kinn, und hob mit tiefer Stimme an:

„Ihr wißt, ich bin ein halber Advocat, und find' mein Bischen Brod, daß ich den Leuten ihre schlechten Forderungen abkaufe, und sie zu Gelde zu machen suche auf gerechtem Weg durchs Gericht. Daher bin ich bekannt mit allen Gerichtsleuten, aber nicht blos mit den Boten und mit den Richtern, sondern noch mehr mit den Schreibern, denn die wissen oft mehr als die Richter, und thun mehr. Nun, was soll ich euch lange verzählen, wie und mit wem ich es angefangen — das nutzt euch Nichts, und könnt' mir schaden — ich hab' gesehen in die geheimen Acten, und hab' gehört und erfahren mehr, als uns lieb sein kann. Es hat freilich gekostet ein groß Stück Geld, über 30 Ducaten — aber ihr habt euch versprochen, Alles zu ersetzen gemeinschaftlich, was wir brauchen könnten. ..."

„Und wenn ich meine Jomtofmütze verkaufen, und meine Perlen versetzen sollte ..." schrie die Frau Baruch dazwischen.

„Nu, ich geb' selbst meinen Theil dazu," fuhr Reb Hirsch fort.

„Still doch, weiter. ..."

„Gesehen hab' ich die Anzeige, die die Mosrim (Denuncianten) gemacht über den Rabbi, es ist ein großes Stück aus einem Buch des Rabbi ins Deutsche übersetzt, aber gelesen hab' ich es nicht, denn es ist zu lang, und ist meine Sache nicht; aber gesehen hab' ich die Unterschriften, mit der sie das Zeugniß versichern, und die sind gewesen — der Dajan Isak und der Parneß Mendel — —"

Auffuhren sämmtliche Zuhörer, wie von einem Blitzschlag getroffen. „So ist es wahr! So sind sie es doch, die wir vermuthet!" Solche Ausrufungen liefen durcheinander mit Schimpf- und Fluchworten.

Endlich, nachdem man sich Etwas beruhigt, hub Baruch an: „Wir haben, meine Lieben, da gar nichts Neues gehört, sondern nur bestätigt vernommen, was wir geahnt. Der Dajan Isak, der von Neid erfüllt ist über den Ruhm unsres großen Rabbi, dessen Tosphos zur Mischna unsere Kindeskinder überleben werden, und von Haß, weil er vor dreißig Jahren den Stuhl unsres Rabbi einzunehmen sich eingebildet, jener Mendel, der seine Glaubensgenossen verachtet, sich ein Schloß gebaut fern von ihrer Gemeinschaft, weiß man doch kaum, ob er nicht Trefa ißt und den Sabbat entweiht, der unsern Rabbi haßt und die Gemeinde nicht minder, weil sie sich ihm widersetzt hat — man konnte sie fähig halten solcher verruchten That — — aber weiter, Reb Hirsch?"

„So ihr nun wißt, wer die Urheber sind: so wißt ihr doch nur erst die Hälfte. ..."

„So sprecht, so sprecht, was kann noch kommen? ..."

„Was noch kommen kann? Daß es gar nicht allein abgesehen ist auf Rabbi Haller und sein Verderben, sondern daß die ganze Kehilla soll vertrieben und verjagt werden aus der Residenzstadt, wegen der Ungläubigkeit und des Hasses, die

ihr Rabbi bewiesen, d. h. wegen aller der Schulden, mit denen die Herren verschuldet sind an die Juden, diese mit einem Male los zu werden, ja vielleicht alle Juden aus dem ganzen Land, um sich ihres Gutes und Besitzes zu bemächtigen. ... Das ist es, was man vorhat, und warum man eingegangen auf die Anzeige von Dajan Isak und Parneß Mendel ..."

„Weh, weh über das große Unglück! Und wissen diese Beiden, daß man das vorhat? Oder haben sie es nur angefangen gegen den Rabbi, und es wendet sich nun gegen uns Alle?"

„Der Dajan Isak gewiß nicht, aber ob nicht der Mendel, der uns Alle haßt, auch dies gewollt ... man kann es wenigstens fragen. ..."

„Und was ist nun da zu thun? Was sollen wir anfangen? was sollen wir machen?"

Eine tiefe Pause trat ein, Niemand wußte Etwas anzugeben.

Baruch erhob sich. „Hört mir zu. Was wir uns vorgenommen, das haben wir erreicht. Wir durchschauen nun das ganze Gewebe. Helfen können wir, die wir hier sind, nicht. Das ist ein größer Ding, das über unsere Kräfte hinausgeht. Aber, ist die Sache angelegt, um die Juden zu vertreiben, und nur darum mit dem Rabbi angefangen: so wird die Sache mit dem Rabbi beigelegt, wenn wir erst dahin gelangt sind, daß man uns nicht an den Hals will. Gehen wir also heute auseinander, und morgen sagen wir die Sache weiter, und flüstern es allen Leuten zu, bis es Alle wissen. Sind dann Alle in Sorge, so werden schon die geeigneten Männer auftreten, man wird an dem rechten Ort große Summen anbringen, wie es schon oft geschehen — vielleicht will man auch weiter Nichts — um die Sache zu hintertreiben."

Alle billigten diesen Rath, und beschlossen, eheste Tage wieder zusammenzukommen, um Weiteres zu hören und zu beschließen.

Ehe die Männer sich entfernten, sprang Joseph noch einmal auf, und stieß die Worte aus: „Und meine Schwester?“ — Alle schwiegen, Niemand hatte eine Spur, wo sie geblieben, und in dem großen Interesse war das minder bedeutende um das unglückliche Mädchen verloren gegangen.

Mit Versicherungen, auch hierüber nachzuforschen, trennte man sich.

4.

Das fürstliche Palais.

Aus der niedrigen Hütte des Buchhändlers Baruch, wo man sich verschwor, die Juden und ihren Rabbi zu retten, versetzen wir uns in das fürstliche Palais, allwo auch Menschen vereinigt waren, aber zum geraden Gegentheil.

In einem Seitenflügel des Schlosses war das Arbeitszimmer des Ministers, von wo dieser zum Vortrage vor dem Fürsten sich zu begeben hatte. Der Minister saß auf seinem Lehnstuhle vor dem grünen Tische, der mit Papieren aller Art bedeckt war. O, welche Bedeutung hat ein solches Gemach, ein Lehnstuhl und ein grüner Tisch dieser Art für ein ganzes Volk! Wie viele Thränen und Seufzer werden von hier aus erpreßt oder gestillt! Wie viele bangen Menschenherzen erhalten von hier aus den Todesstoß ihres Glückes oder die Rettung!

Ein Diener tritt ein und meldet den Großhändler Mendel, der um eine Audienz bittet. Se. Excellenz nickt gnädig, und der Diener entfernt sich wieder, um den Harrenden einzuführen.

Werfen wir indeß einen Blick auf die Persönlichkeit des mächtigen Mannes. Er war über die Jugend hinaus, fast konnten sich Mannes- und höheres Alter bereits um den Besitz dieser Person streiten, wem sie angehöre. Aber die hohe Eleganz, das Parfum und die sorgfältige Pflege der Formen stellten den Zeiger des Alters noch um einige Zahlen zurück. Eine hohe aristokratische Gestalt, die, trotz der Fülle, die Feinheit und Grazie,

welche sie früher auszeichneten, noch verrieth; dieses regelmäßige Gesicht, welches trotz der Leidenschaften und Stürme des Genusses, die darüber gegangen, Sicherheit und Selbstbeherrschung bezeugte; diese hohe Stirn, von einem dünnen Kranze brauner Haare umgeben, welche die Gewandtheit und den Gedankenreichthum ohne die Majestät des Genies und die Höhe der Sittlichkeit zu erkennen gab; aber die Linien um den gekniffenen Mund und die schmalen Lippen, das scharfe Auge, das aus den gewölbten Augenbraunen hervorblitzte, kommten die Ränkesucht, den Egoismus, den Stolz und alle die persönlichen Leidenschaften eines begabten, aber gemeinen Geistes nicht verbergen. Der Minister war eine Persönlichkeit, die man auf den ersten Anblick fürchten mußte, eben weil sie so glatt, so vollständig erschien, ohne Lücke und Schwäche.

Sich tief verbeugend, trat jener „alte Freund des Rabbi" — der Großhändler Mendel — ein und bald an den Tisch des Ministers heran, der sich nachlässig in dem Fauteuil zurückgelegt hatte. Man sah, Mendel wußte, daß er erwartet worden, und daß, was sie zu verhandeln hatten, nur für wenige Personen, vielleicht nur für sie Beide, bestimmt war.

„Ich habe Sie erwartet, Herr Mendel," hub der Minister an, „denn die Sache muß zum Vortrage kommen bei dem Fürsten, und noch sind wir nicht einig über den Gang, den die Angelegenheit nehmen muß, so wie über die Bedingungen, welche erfüllt werden müssen."

„Ich erwarte die Vorschläge Sr. Excellenz," erwiderte langsam und lauernd der Andere.

„Das vorläufige Verhör des Rabbi hat uns nicht weit gebracht. Man hat ihm die Denunciation vorgelesen, er erbat sie sich zur Prüfung. Dies ist ihm abgeschlagen worden, denn es handle sich nicht um eine theologische Streiterei, sondern um die einfache Bejahung und Verneinung. Ruhig und gelassen antwortete er, daß es bei Uebertragung von Worten aus einer fremden, todten Sprache sowol um die Genauigkeit der

Ueberſetzung, als auch um den Zuſammenhang ſich handle, aus dem die Worte genommen ſeien. Er ſelbſt ſei ſo gewohnt, in der hebräiſchen Sprache zu denken und ſich auszudrücken, daß ihm dieſe deutſchen Worte ganz fremd, durchaus nicht als die Seinigen klängen; doch könne er ſchon jetzt ſagen, daß, wenn er ſo Etwas ausgedrückt, er es lediglich gegen die alten Heiden*), niemals gegen die Bekenner des Chriſtenthums geſagt habe, und er frage, ob nicht gegen jene noch viel Härteres von chriſtlichen Gotteslehrern geſchleudert worden wäre. Bei dieſer Ausſage verblieb er, und alle Härte und Drohungen des Inquirenten, alle Strenge des Gefängniſſes, ſelbſt die Ausſicht auf die Folter, konnten ihn nicht beugen. Die letztere, erwiderte er, würde der gnädige und gerechte Fürſt nicht zulaſſen, und an Faſten ſei er gewöhnt. Als man ihm bemerklich machte, daß bei Beſchimpfung der chriſtlichen Religion die Folter allerdings noch anwendbar ſei, antwortete er: „So werde ich auch dieſe ertragen, wenn es Gottes heiliger Wille iſt!““

„Ich erwartete dieſes,“ ſprach der Großhändler.

„Nun, und wie wird man ihm beikommen? Unſer Fürſt, wiſſen Sie, hält ſtreng auf die Formen des Gerichtes und wird kein Urtheil fällen laſſen, ohne ſie genau beobachtet zu ſehen.“

„Darauf kömmt es ja vorerſt auch nicht an,“ erwiderte Jener. „Se. Durchlaucht müſſen von Widerwillen gegen meine Glaubensgenoſſen erfüllt ſein, noch ehe ein Urtheil gefällt werde; der Fürſt muß eingenommen werden in dieſer Sache, bevor das Gericht in ſeinem langſamen Gang zur Entſcheidung gekommen.“

„Ich verſtehe. Ihr wollt eine Verbannung der Juden, und dieſe geſchieht ohne Gericht und Urtheil allein auf dem Wege des Befehls — —“

Der Großhändler ſchwieg.

---

*) עכו"ם

„Ihr antwortet beredt. Ihr wollt eure Glaubensgenossen verbannt sehen, mit Ausnahme eurer eignen Person. Wie ihr zuerst aus der Judenstadt zoget, so soll nun auch die Judenstadt von euch ziehen. Aber saget, Mann, was treibt euch denn zu so gräßlichem Hasse gegen eure eigenen Brüder an? Warum wollet ihr so furchtbar in ihren Eingeweiden wühlen? Der Vortheil, hernach allein uns schalten zu können, wird's doch nicht sein? Was bewegt euch hierzu? — —"

Der Großhändler sah den Minister eine geraume Zeit mit durchdringenden Blicken an; dann sprach er: „Gut, Excellenz, ich will Ihrem Scharfsinn nichts vorspiegeln, ich will es Ihnen offen und ganz sagen, damit Sie sehen, wie weit Sie auf mich rechnen können — in allem Uebrigen. Es ist allerdings nicht der Vortheil — es ist der Haß, die Rache, die mich dazu bewegen, die mich beherrschen und leiten. Mein Vater war ein um die Juden hochverdienter Mann; zweimal hat er in den Nöthen derselben sein ganzes Vermögen für sie geopfert. Ich selbst habe von meiner Jugend an für ihr Wohl gearbeitet, Geld und Mühe hingegeben, wo ich es ihnen leicht und gut machen konnte; überall war ich ihnen behülflich, und schonte selbst meine Person nicht, um ihnen beizuspringen. Dafür, dacht' ich, würde die Dankbarkeit in ihren Herzen Wurzel gefaßt haben; dafür, dacht' ich, würden sie mir gehorsam und meinem Hause verbunden sein. Aber gerade das Gegentheil. Sie nahmen jenen halsstarrigen, widerspänstigen Rabbi in Schutz wider mich, sagten sich höhnisch von mir los um seinetwillen, wollten mich absetzen als ihren Vorsteher, kabalirten wider mich, ja, höhnten und verfolgten mich. Wohin ich blickte, begegnete ich feindlichen Blicken, kalt, ja trotzig zogen sie sich zurück, wo ich erschien. — Dies ist es, was den Stachel des Hasses immer tiefer in meine Seele gesenkt hat, was mich empört und mit Widerwillen erfüllt hat. Sie haben so schnell vergessen, was Gutes ich ihnen gethan, wie ich mich mit ihnen gemein gemacht und für sie hingegeben habe — wohlan, wir

wollen sehen, ob sie eben so schnell vergessen werden, was ich ihnen Böses thun werde, was ich ..."

Er brach seine Rede ab und beugte das Haupt wieder, das sich eine Weile voll Stolzes und Bitterkeit mit gerötheten Wangen erhoben hatte....

Der Minister hatte ihm aufmerksam zugehört und einige Male genickt, als ob er ihm zu verstehen geben wolle, daß er ihn begreife.

„Nun, so werdet Christ!" sagte der Minister. „Das würde auch auf den Gang des Processes Einfluß haben, denn euer Zeugniß erhielte dadurch doppelte Beweiskraft."

„Nein, nein, nein!" rief der Großhändler lebhaft aus. „Das nicht! Das beträfe mich, die Verbannung betrifft nur die Juden! Auch würde dann meiner Rache der rechte Stachel fehlen. Als Abtrünniger würde mein Triumph zu natürlich und zu leicht erscheinen — —"

„Nun, wie Sie wollen, mich sicht Ihr Seelenheil nicht an. Doch zur Sache. Ich kenne nun Ihre Motive, und so wird die Verhandlung leichter. Wer so weit gegangen, schreitet nicht zurück."

Der Großhändler biß sich auf die Lippe, er sah, er habe sich festgerannt, in die Hände dieses feinen Diplomaten rücksichtslos gegeben. Aber dies Bedauern währte nicht lange; sein eiserner Wille hatte ihm ja seine Bahn längst vorgezeichnet.

„Was erwachsen uns für Vortheile aus dieser Verbannung?" wandte sich der Minister fragend an ihn.

„Die Vortheile liegen auf der Hand. Die christliche Bevölkerung sieht es gern, von der Concurrenz und der Handelsschaft der Juden befreit zu sein."

„Das allein könnte uns nicht bestimmen. Kauft man doch nun so wohlfeiler bei den Juden, und findet in der Noth oft genug Hülfe bei ihnen."

„Mit der Vertreibung der Juden fällt die Bezahlung der Schulden hinweg..."

„Dies ist schon Etwas, was der hohe Adel gern sehen würde...“

„Die Hälfte könnte der Staat zu seinem Vortheile einziehen, wovon die hohen Würdenträger einen Theil erhalten würden...“

„Ihr seid sehr freigebig mit anderer Leute Güter — was hättet ihr zu wagen, wenn ihr hier verbleiben sollet?“

„Excellenz irren, auch im Falle, daß es mir nicht vergönnt wäre, hier zu bleiben, wofür ich übrigens Ew. Excellenz Versprechen habe — würde ich außer Haus und Niederlage Nichts zu wagen haben, da meine Capitalien bis auf das Wenige, was der Herr Minister mir schuldet, sämmtlich in ausländischen Banken liegen....“

Jetzt war es am Minister, sich auf die Lippen zu beißen. „Ihr seid sehr vorsichtig...“ sagte er.

„Ich habe nur den Fall, der jetzt kommen wird, schon früher als möglich gesetzt — was so viele meiner klugen und superklugen Glaubensgenossen nicht gethan.... Excellenz, ich biete Ihnen nicht allein Ihre sämmtlichen Schuldbriefe zerrissen und getilgt an, sondern nach dem Abzuge der Juden liegen am andern Morgen zweimal hunderttausend Thaler für Sie in Baarem bereit....“

„Gut und am Tage vorher sollen Sie ein Specialpatent für sich und Ihre Nachkommen haben.... Dann haben Sie dennoch ein gutes Geschäft gemacht....“

„Schriftliches werden Sie nicht verlangen, da Eines das Andere verbürgt....“

„Nein, Mendel, ich brauche von Ihnen keine Handschrift — dafür bürgt mir meine Macht....“

Nach einer Pause wandte sich der Großhändler noch einmal an den Minister und frug: „Ist noch keine Meldung über die verschwundene Tochter des Rabbi gekommen? noch keine Spur gefunden worden?...“

Der Minister schrak bei dieser plötzlichen Frage einen

Augenblick zusammen. Doch schnell antwortete er: „Nein! Keine! Wie? wollt ihr eure Verfolgung auch auf die unschuldige Tochter ausdehnen?... Und was geht der Handel mich an, ich habe genug mit den Juden zu thun, als daß ich mich noch um die Judinnen bekümmern sollte.“ Und Se. Excellenz war aufgestanden und hatte sich über den Tisch gebeugt, und kramte unter den Papieren. Endlich machte der Minister ein Zeichen der Entlassung. „Ihr werdet Weiteres hören.“

Der Großhändler verbeugte sich und ging.

Wir sehen kurze Zeit darauf den Minister, von einem Diener mit einem großen Portefeuille gefolgt, in das Centrum des Schlosses, zu den Zimmern des Fürsten schreiten. Das Antlitz des Ministers hat sich sehr verändert; er schreitet langsam hin, sein Haupt ist eher gesenkt, als erhoben, sein Gesicht ernst, seine Stirn wie von andächtigen Falten überzogen, seine Hände sind fast gefaltet. In den Vorzimmern des Fürsten welche Stille? welche Ruhe? Alle Diener und Kammerherren flüsterten nur leise mit einander, als wollten sie ihr Wort nicht hörbar machen. Beim Erscheinen des Ministers zieht sich Alles ehrfurchtsvoll zurück; nur der Leibdiener geht in das innere Gemach, und öffnet bei seiner Rückkehr geräuschlos die Thüre, um den Minister einzulassen.

Der Fürst stand in den Vierzigern. Eine hohe, schlanke Gestalt, ein schönes ritterliches Antlitz. Aber es war verdüstert, streng. Schwere Kämpfe mußten durch dieses fürstliche Herz gezogen sein. War er doch nur durch Verkettung wunderbarer Ereignisse zum Throne gelangt. Sohn einer jüngern Linie, hatte er, zurückgezogen, vernachlässigt, eine harte Jugend gehabt, und ein schweres Verhältniß über seine berechtigteren Verwandte hinweggehen sehen. Dies hatte ihn bigott und streng, wenn auch gerecht gemacht. Dies hatte seinen Gesichtskreis verengert, und gerade sein allgemeines Mißtrauen machte

ihm der Täuschung zugänglich und in einmal gefaßten Ansichten und Urtheilen unwandelbar. Alles kam darauf an, in ihm, scheinbar ohne Zuthun, eine bestimmte Meinung aufkommen, sich bilden zu lassen, — dann war Alles geschehen, und man konnte fest darauf combiniren. Dies wußte der schlaue Minister, der sich den Fürsten in der Jugend mehrmals auf gewandte Weise verbunden hatte, als noch Niemand ihn berücksichtigte, sehr wohl, und darum vermochte er bei ihm Alles, so unabhängig der Fürst auch schien und — sich selbst dünkte.

Als der Minister eintrat, warf er einen schnellen Blick auf den Tisch, an welchem der Fürst saß. Er erblickte aufgeschlagen ein Buch, in welchem offenbar der Monarch gelesen, — der Minister kannte das Buch wohl, es war eine jener gehässigen Schriften, in denen den Juden die furchtbarste Feindseligkeit gegen die Bekenner der christlichen Religion, Unthaten und scheußliche Grundsätze aufgebürdet und durch herausgerissene Stellen und unerwiesene, oder durch Folterqualen erhärtete Vorfäll auf teuflische Weise belegt werden. Durch heimliche Anordnung des Ministers selbst war das Buch in die Hände des Fürsten gespielt worden, um den klaren Blick des Herrschers von vorn herein zu umdüstern. Ein genauer Beobachter hätte bei diesem Blick ein flüchtiges Lächeln um den Mund des Ministers spielen sehen, das aber schnell verschwand und dem andächtigen Ernst wieder Platz machte.

„Graf," redete der Fürst den Minister an, als dieser näher getreten, „was haltet Ihr von den Gesetzen der Juden und von den übelen Nachreden, die man ihnen hält?"

Der Minister hütete sich wohl, ein bestimmtes Urtheil auszusprechen, sondern antwortete: „Gnädiger Herr, die Berichte widersprechen sich, und ich habe es nie zu einer Ueberzeugung gebracht, da ich glaube, mit einer genauen Ueberwachung kann man gleichgültig dagegen sein, was die langen Bärte meinen. Gesetz und Polizei müssen sie davon zurückhalten."

„Da seid ihr irre, Graf!“ erwiderte der Fürst. „Es ist nicht genug, die Menschen meinen zu lassen, was sie wollen, und sie vom Thun zurückzuhalten. Denn man wird das Gesetz überlisten, ehe wir uns es versehen. He, habt ihr tausend Augen, wie Argos? Schlaft ihr niemals?....“

„Gnädiger Herr! Wir sind alle Menschen und können getäuscht werden....“

„Eben darum, Graf, eben darum. Soll man nun warten, bis man getäuscht worden? Oder soll man verhüten, vorbeugen, so daß man nicht getäuscht werden kann?...“

Er ist auf gutem Wege, dachte der Minister. „Aber wie, gnädiger Herr, kann man die Meinung der Menschen beherrschen? Verbirgt diese sich nicht hinter der Brustdecke? Kann man das Denken controliren?....“

„Nicht doch, Graf. Ihr versteht mich heute schlecht. Es ist nicht von den Menschen, es ist von den Juden die Rede. Haben diese die Grundsätze, die ihnen in so vielen Schriften klar beigelegt werden, oder nicht? Dies ist die Frage. Haben sie dieselben, nun, — so darf man sie nicht dulden; so darf man nicht warten, bis sie sie in tausend greifbaren Fällen ausgeübt haben, sondern man muß die christlichen Unterthanen davor wahren, ehe es zu spät ist.“

„Ich wage aber diese Frage nicht zu entscheiden....“

„Ich aber bin geneigt, den vielen Beweisführungen zu glauben. Wo fänden wir auch Gerechtigkeit und Liebe, als in unsrer Religion? Die Juden haben ja stets nur an ihr Volk gedacht, und des Menschen vergessen. Also ich will es entschieden haben, und sobald es entschieden ist, werde ich im Offenen mit denen verfahren, die im Dunkeln mit meinen Landeskindern verfahren....“

Auch jetzt gab der Minister noch nicht nach, weil er wußte, daß der Widerspruch gerade den Fürsten bestärken, Nachgiebigkeit ihn abspannen würde. „Man muß aber bedenken, gnädiger Herr,“ hob er an, „daß man hier auch leicht ungerecht handeln

Sinne, und Unschuldige leiden ließe unter den Fehlern der Schuldigen oder unter dem Irrthum der Forscher...."

„Ganz schön, das höre ich gern. Aber gerade darum will ich eine scharfe Untersuchung. Ich will nicht wehe thun ungerecht, aber auch nicht Mitleid haben, wo keines verdient ist, und wo Tausende unter der Schwäche der Nachsicht leiden könnten. Ich will in meinem christlichen Lande keine Gotteslengner, welche unsre Religion beschimpfen und ihre Bekenner mißhandeln unter dem Deckmantel heuchlerischer Niedrigkeit ... und wie? haben wir nicht die nächste Aufforderung und Veranlassung bei diesem entsetzlichen Rabbi? He, da muß die Wahrheit heraus...."

„Verzeihung, gnädiger Herr! Aber haben den nicht die Juden selbst angeklagt?..."

„Die Juden nicht, einige Juden. Und gerade dies erweiset es. Haben es diese etwa aus Wahrheitsliebe gethan? Ich glaube nicht. Also aus Haß, Neid oder dergleichen; wenn sich die Spitzbuben streiten, gewinnen die ehrlichen Leute. Man kann daher nicht sagen, dieser Rabbi meint es allein, weil ihn Juden denuncirten; sondern die Juden meinen es, und Etliche sind schlecht genug gegen sich, es zu verrathen. Wenn sich diese nicht gefunden hätten unter den besonderen Umständen, die ich nicht kenne und die mir gleichgültig sind, wäre es je zu unserer Kenntniß gekommen?..."

„Aber, gnädiger Herr, es ist doch die Wahrheit der Anklage noch nicht erwiesen...."

„Nun darüber erwarte ich eben euern Bericht...."

„Der Rabbi hat noch Nichts gestanden und noch sehr triftige Ausflüchte angegeben...."

„Seht, ihr gesteht es unwillkürlich selbst ein, trotz einer Fürneigung, die ich bemerke, und die eurem gerechten Sinn Ehre machen mag.... „Ausflüchte", sagtet ihr! allerdings „triftige Ausflüchte" — aber doch „Ausflüchte". So verräth sich oft die verborgne Anschauung des Menschen unbewußt selbst. Ich gebe viel auf dergleichen unbewußte Kundgebung...."

„Gnädiger Herr, rechnen Sie es vielmehr auf die siegende Ueberzeugungskraft ihrer Gründe....“

„Halt, Sie gewandter Schmeichler.... He, ihr suchet selbst Ausflüchte ... aber ich lasse sie nicht gelten.... Und was erwiderte der verstockte Rabbi?...“

„Er hätte es nicht also gesagt, und man reiße seine Worte aus dem Zusammenhange....“

„Und das nennt ihr triftige Ausflüchte, Graf?... Also sagt er doch „seine Worte“.... Wahrlich, ein halber Beweis. Es fehlt nicht viel. Was, Graf? Solltet ihr Interesse nehmen, ihn zu retten? Nehmt euch in Acht....“

„Durchlaucht, mir diese Beschuldigung! Haben Sie mir nicht selbst strenge Gerechtigkeit zum unwandelbaren Grundsatze der Regierung gemacht?...“

„Nun, diese gebietet, den Schuldigen zu strafen....“

„Aber so lange die Schuld noch nicht erwiesen, den Angeklagten für unschuldig zu halten....“

Gut; es ist schwer, mit euch zu streiten. Aber es soll euch wenig helfen....“

„Und was befehlen nun Durchlaucht?“

„Daß die Untersuchung aufs strengste geführt, Nichts vernachlässigt, alle Mittel angewendet werden, um eine klare und unzweideutige Entscheidung zu bewirken. Ist diese gewonnen, so soll nicht allein der Rabbi, so sollen alle seine Anhänger aus meinem Lande entfernt werden, denn ich will in diesem keine Einsassen dulden, deren Glaubensmeinungen mit unseren Gesetzen in Widerspruch und für unsre Religion eine Beschimpfung sind. Wer Schlechtes duldet, macht sich dessen theilhaftig. Dies, will ich, soll unterdeß auf administrativem Wege vorbereitet werden.“

„Ihre Befehle sollen vollzogen werden.“

Der Minister entfernte sich langsam ... in seinem Herzen lebte der Triumph über die Juden und —— seinen Fürsten....

5.

Das Gefängniß.

Joseph hatte jetzt nur ein Verlangen, nur eine unüberwindliche Sehnsucht — seinen greisen Vater zu sehen, an seiner Brust den ganzen Schmerz seines Wehes auszuweinen. Wie aber dahin gelangen? Wer konnte ihm hierzu verhelfen? Sein Oheim suchte es ihm auszureden. Er zeigte ihm nicht allein das Unmögliche, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, denn das Gesetz, welches jeden Zutritt zu einem Angeklagten, der in die „rothe Kammer" geschlossen, untersagte, war zu streng, zu gemessen, als daß selbst Bestechung die Gefangenwärter dazu hätte verleiten können — sondern auch das, wie er meinte, Nutzlose des Unternehmens.

„Was kann es helfen", sagte Baruch, „wenn ihr euch sehet — dein Vater wird nur aus seiner Ruhe gestört, und du wirst deine letzte Fassung verlieren."

Joseph antwortete Nichts. Es giebt Dinge, über die sich nicht streiten läßt, die nur nachgefühlt, in ihrem unendlichen Inhalt, in ihrer Unentbehrlichkeit empfunden sein wollen. Seit Jahren seinen Vater nicht gesehen zu haben, von ihm nicht gesehen zu sein, seinen Blick nicht aufgefangen, seinen Händedruck nicht gefühlt, seinen Segen nicht empfangen zu haben — nach der Heimath gekommen zu sein, und ihn nicht gefunden zu haben — im Gefängniß ihn zu wissen, und das Wort der Beruhigung nicht von seinen Lippen zu vernehmen — — und dann mußte nicht dieselbe Sehnsucht die Brust des Greises füllen, sein Herz zerreißen — wußte dieser doch, daß sein Joseph, sein Einziger, sein Geliebter, jetzt zurückgekehrt sein müsse; mußte er, der Vater, in den Stunden der Kerkereinsamkeit sich doch den Jammer ausmalen, der seinen Sohn bei der Rückkehr befallen haben müsse — — o, und da, Baruch, glaubst du noch, mit einem kalten Worte die Sehnsucht des Jünglings abkühlen

zu können? Nein, das glaubtest du nicht, guter, gefühlvoller Oheim! Aber so ist der Egoismus des Menschen, selbst des besten: wo er nicht helfen kann, davon will er Nichts wissen, um sich mit diesem Gedanken nicht zu plagen; was er nicht befriedigen kann, will er unterdrückt wissen, damit ihn das Gefühl des thatlosen Mitleides und Mitleidens nicht in Unruhe versetze.

Und so konnte der Jüngling von diesem Verlangen nicht lassen, und ließ nicht davon. Träumerisch, fieberhaft, ging er umher, und wenn die Pforte sich öffnete, glaubte er, so oft er sich auch getäuscht sah, der Bote trete herein, der ihn an die Brust des Vaters riefe.

Und es kam der Bote. Ein Mal hatte sich Joseph doch nicht getäuscht.

Was Niemandem gelungen, gelingen konnte, das war der Liebe gelungen. Was Jedermann als unmöglich und unnöthig beseitigte, das hatte die Liebe in ihrer Nothwendigkeit für den Sohn von selbst herausgefühlt, und, allerdings durch ein glückliches Zusammentreffen, möglich gemacht.

Die Verbindung mit dem Hause des Großhändlers Mendel mußte natürlich für Joseph gänzlich abgebrochen sein. Aber die theure Rebekka hatte sich seinen Zufluchtsort sagen lassen, um ihm, so es Noth wäre, eine Nachricht geben zu können. Eine solche Nachricht war gekommen.

Joseph hatte das Blättchen, das ihm die treue Magd Rebekka's überbracht, in seinen Händen. Es war von Rebekka's eigner Hand beschrieben, zierlich in jener Handschrift, welche das deutsche Wort in einer jüdischen Cursivschrift wiedergiebt. Eine andere erlernten die Töchter Juda's damals nicht, kaum diese.

In glücklicheren Zeiten hätte Joseph das Blättchen wahrscheinlich an Lippen und Herz gedrückt, noch bevor er es gelesen. Aber in dem Leide seiner Seele, in dem dumpfen Brüten

seines Geistes konnte er es nur ergreifen, schnell entfalten und mit flüchtigem, brennendem Auge überlaufen.

„Joseph", schrieb das edle Mädchen, „ich konnte mir denken, daß Ihr gegenwärtig nur Eines ersehnet — den theuern Vater von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich fühle es in meinem Herzen, dies allein muß jetzt der einzige Pulsschlag des Eurigen sein. Ich Glückliche, es ist mir gelungen. Und wahrlich, nur das Eine thut mir leid, daß es mir nicht schwerer geworden, nicht größere Opfer gekostet, Euch dies Glück zu verschaffen. Meine treue Susanne ist die Tochter des Gefangenwärters, der unsern edeln Rabbi zu bedienen hat. Sie kennt meinen Schmerz, und durch mich den Euern. Ihrem Flehen konnten ihre Eltern nicht widerstehen. Schon von Bewunderung für den erhabenen Greis, der mit so unendlicher Majestät duldet, ergriffen, hat der sonst so strenge Mann, als ich ihn, nachdem er von Susannen vorbereitet, so dringend bat, eingewilligt, Euch in der Nacht zu Eurem Vater zu lassen. Ihr müsset vor Abend zu ihm gehen; um Mitternacht wird er Euch durch einen geheimen, nur dem Wärter bekannten Gang, allerdings mit aller zu beachtenden Geräuschlosigkeit, zum Vater führen, eine Stunde bei ihm verweilen lassen, dann zurückholen und im Laufe des Vormittags entlassen. Nur so kann jeder Verdacht entfernt bleiben. Er wagt viel — Ihr werdet daher seinen Weisungen mit Besonnenheit Folge leisten. Joseph, nur — standhaft! Es ist ein Kelch bittrer Seligkeit, der Euch gereicht wird — leert ihn nicht mehr, als um — Mann zu bleiben, Herr Eurer selbst. Ich werde die Stunde mit Euch im Geiste verleben. Flehet um den Segen des Rabbi für

Rebekka."

Es war die erste glückliche Minute, die unser Joseph in der Heimath wieder erlebte. Glück zu, mein Jüngling, möge sie eine gute Bürgschaft sein! Wenn der Unglückliche erst wieder die Möglichkeit empfunden, daß er noch Glückes theilhaftig sein

könne, daß sein Herz keine Wüste, in der die Blüthen der Freude vom Flugsand auf ewig verdeckt worden, sondern nur eine Brandstätte, aus deren Asche es noch üppig hervorwuchern, und auf ein neues Bauwerk sich erheben könne, wenn die Trümmer erst hinweggeräumt sein werden — dann ist viel gewonnen. Also seine glühende Sehnsucht soll befriedigt werden, seinen Vater soll er sehen — und dies durch das geliebte Mädchen, und dies ohne daß er gesprochen, aus der reinen Sympathie ihrer Seelen! Bald aber überkam ihn wieder die Besorgniß: wie wirst du deinen Vater finden? bald überfiel ihn wieder das Bewußtsein ihres Schmerzes: mein Vater gefangen, meine Mutter begraben, meine Schwester.... Wird der Vater Letzteres wissen, und wenn er es nicht weiß, soll ich es ihm mittheilen?...

Da war der arme Jüngling wieder in das ganze Meer der Unruhe und des Leides gesenkt. Aber bald kam die Erwartung wieder mit ihrem beängstigenden Herzschlag; er zählte die Stunden noch, bis daß er in das Gefangenhaus gehen müsse. Wie langsam rückte der Zeiger vor.

Als die Dämmerung sich über die Stadt zu legen begann, eilte er dorthin. Der Wärter nahm ihn stumm auf, als ob es ihm leid thäte, versprochen zu haben, was er nun gern unerfüllt ließe. In eine Hinterkammer, deren Läden verschlossen, führte er ihn, und deutete ihm an, daß er sich hier ruhig verhalten müsse, bis die Zeit gekommen. Da saß der Jüngling stundenlang, mit seinem schweren Herzen allein, im Dunkel, in der Einsamkeit. So sitzt dein Vater schon vierzehn Tage, sagte er zu sich selbst, und Tag und Nacht, willst du weniger ruhig sein die wenigen Stunden? Und er stellte sich seinen Vater so recht lebhaft vor, und er malte sich im Voraus aus, was jetzt kommen würde, damit er nicht überrascht werde davon, und die Fassung nicht verlöre.

Aber je weiter die Zeit schritt, desto schneller versank all sein Entschluß, desto heftiger schlug ihm das Herz. Oft hörte

er an der Kammer schwere Schritte vorübertappen, oft klirrten Ketten, klangen Seufzer, drang Schmerzensschrei hinüber — wenn Verbrecher aus spätem Verhör in ihre Zellen zurückgebracht wurden. Ob sein Vater darunter wäre? Erde, vermagst du je solche Stunden mit all dem Glücke wieder zu vergelten, das du zu reichen im Stande bist?!...

Da auf einmal, als sein Herz schon müde, schon erschöpft schien von all dem Wühlen, öffnete sich knarrend die Thüre der Kammer, der ernste Gefängnißwärter trat mit einer Blendlaterne herein, ließ ihn der Stiefeln sich entkleiden, faßte stumm seine Hand, führte ihn hinaus, verdeckte das Licht, und flüsterte ihm nur trocken zu: „Um Gotteswillen keinen Laut!...“

So folgte der Jüngling, dem das Herz bis in die Höhe schlug, daß er dachte, es würde ihm zerspringen, lange in leisem Wandel; sie bogen um manche Ecke, sie stiegen manche Stufen hinunter, sie duckten manchmal durch eine Pforte, unter einem niedrigen Gewölbe hinweg; oft standen sie still, man hörte in der Nähe den schweren Schritt der bewaffneten Wachen, sie ließen diese sich weiter entfernen, bevor sie vorwärts gingen.

Endlich hielten sie an; sie standen vor einem eisernen Pförtchen; der Wärter faßte fest einen ungeheuren Schlüssel, ließ den Strahl des Lichtes auf das Schloß fallen, steckte geräuschlos mit äußerster Vorsicht den Schlüssel hinein, drehte ihn um.... Jetzt, jetzt! schlug das Herz Joseph's ihm zu.... Leise stieß er die Thüre auf, schob den Jüngling hinein, trat selbst ein, und schloß die Pforte wieder....

In einer gewölbten, engen Kammer, die nur ganz in der Höhe eine runde, von außen mit schrägem Laden verstellte Oeffnung hatte, lag auf niedriger Bettstelle ein Greis, hoch an Gestalt, mit bleichem, ausdrucksvollem Antlitz und einem Silberbarte, der bis auf den Gürtel hinabwallte. Ein schwarzes Sammtkäppchen deckte das Haupt, das von weißen Locken umgeben war. Ein langer Kaftan, an den Säumen mit Sammt-

streifen besetzt, hüllte eng den Körper ein. Er mußte wol das leise Geräusch beim Oeffnen der Thüre vernommen haben, denn er that das große, dunkle Auge auf, hob sich von dem schlechten Lager empor, und rief mit heller Stimme: „Wer ist da? Was wollt ihr?...“

Da stürzte Joseph, seiner nicht mehr mächtig, an das Lager, sank auf die Knie, schlug die Arme um die halb aufgerichtete Gestalt, senkte das Haupt in den Schooß des Vaters und rief mit schneidendem Schmerzensruf: „Ich bin Joseph, dein Sohn!“....

„Joseph, mein Sohn? Mein Sohn Joseph?“ rief der Greis aus, und seine zitternden Hände schlangen sich um das Lockenhaupt des Jünglings, und betasteten es. „Ja, mein Sohn Joseph, mein Joseph, meiner Mirjam Sohn!...“ Und er riß den Jüngling auf, und legte ihn an seine Brust, und sein edles Haupt über die Schulter des Jünglings. „Du bist zurückgekommen.... und wie bist du hierher gekommen?.... O du großer Gott, sei gebenedeit, der Heilige, gelobt sei er, der eine Gnade hat für jeden Gefallenen, und einen Arm für jeden Gestürzten....“ Ja, der Greis weinte, und Tropfen, schwere Tropfen.... wehe denen, die sie ihm ausgepreßt.... fielen auf den Nacken des Jünglings....

„Eine Stunde habet ihr Zeit,“ scholl eine rauhe Stimme dazwischen, „und ihr könnt hier ungestört mit einander sprechen, denn die dicken Mauern halten jeden Laut von einem menschlichen Ohre fern“.... So sprach der Wärter, aber die Beiden, die sich wiedergefunden, hörten ihn nicht, und sahen ihn nicht, wie er sich entfernte. Die Laterne hatte er in eine Ecke gestellt, von wo das ganze Licht auf den Vater und den Sohn fiel.

Und welches Auge vermochte wohl in den Seelen dieser beiden Menschen so zu lesen, daß es die ganze Schrift der wechselnden Gefühle, die hindurchströmten, überschaue; und welche Sprache vermöchte wiederzugeben die Höhe und die

Tiefe der überschwänglichen Empfindungen, die darin auf- und abstiegen?

Ein Sohn war heimgekehrt, voll Glückes und Liebe, und hatte seinen Vater erst wiedergefunden im Gefängniß, in der Kammer der Todesverbrecher. Ein Vater hatte seinen Sohn, seinen Einzigen, den Wohlgediehenen, den Wissensreichen und Frommen, zurück erwartet, und konnte ihn erst umarmen nach langen Tagen und Nächten auf dem Kerkerlager....

Und Fragen und Anschauen wechselten einander ab, und Seufzer und Wehruf folgten einander. Aber der würdige Greis gewann es bald über sich, und sprach: „Laß es gut sein, mein Joseph! Du hast doch den Glauben deiner Väter mit heim gebracht, und die alte Zuversicht: Gam su latoba! (Auch dies zum Guten!) Ermanne dich, setze dich hier auf mein Lager, und laß uns die kurze Zeit wohl benutzen, unsere Herzen auszuschütten. Gott sei Preis, der mich so gelabt!...."

Und der Greis legte sich erschöpft zurück; Joseph setzte sich erschöpft zu Füßen auf das Lager. Der Vater ließ sich erzählen, wie er heimgekommen, wie er die Nachricht von seiner Gefangennehmung ertragen; ließ sich berichten, wie diese von der Gemeinde aufgenommen, was man gethan, und was man beabsichtige. Joseph theilte es ihm ausführlich mit, all das, was man herausgebracht, und was man vermuthete.... Der Greis wiegte bejahend das Haupt. Sorgfältig vermied es Joseph, seiner Schwester zu erwähnen; er wollte die Frage des Vaters abwarten, um daraus zu entnehmen, was dieser vom Schicksal derselben wisse, da der Gefangenwärter es ihm ja mitgetheilt haben konnte.

Endlich sprach der Rabbi: „Sieh, Joseph, wir dürfen die Hoffnung, wir dürfen das Vertrauen auf den Retter droben und unsere Unschuld nicht aufgeben. Leid' ich für meine Gemeinde, drückt man *mein* Haupt nieder, als das Haupt jener — nun, so bezahl' ich nur eine Schuld, zu der ich seit dreißig Jahren mich verpflichtet habe. Du kennst übrigens die

wunderbare Geschichte unseres Stammes; oft schleuderte ihn die Hand Gottes an den Rand des Abgrundes — nur um die Hand des Helfers ihm desto wunderbarer zu offenbaren, daß es schauen alle Söhne Juda's und daß es schauen alle Söhne der Erde, die sehen wollen, daß „unsere Hülfe kommt von Dem, der Himmel und Erde geschaffen!“ — Und sollt' es nicht so sein, hat der Heilige, gelobt sei er! mich ausersehen, zu seinen heiligen Opfern mich zu gesellen, zu denen, die umgekommen um seines heiligen Namens willen durchs Feuer oder Schwert, durch Wasser oder Hunger — — nun, mein Joseph, du und deine Schwester sind erwachsen, ihr seid wohlgediehen in der Furcht des Herrn und in der Zucht des Herrn, ihr braucht mich nicht mehr, und eure Mutter, Friede mit ihr! ist vorangegangen.... kann es auf einige Jahre mehr ankommen, wenn es gilt zu zeigen, wie ein Jude sterben muß, ein Schma auf seinen Lippen und Friede in seinem Herzen....“

„O Vater, sprich nicht also.... wolltest du uns verlassen gebrochenen Herzens.... bedarf ich nicht deiner, um mein Lebensziel zu erreichen, nicht deiner Liebe, um aufzuathmen?....“

„Nein, mein Sohn! Meine Liebe wird dir, so Gott will, früher oder später ersetzt werden, und um zu werden wie's dir gegeben ist vom Herrn, kannst du auf eigenen Füßen gehen.... Und dann, wenn es einmal im Rathe Gottes bestimmt, was läßt sich thun? Nichts Anderes, als des Looses würdig zu sein, das er bereitet; ja, als einen Sieg zu betrachten, was die blöden Menschen einen Untergang nennen; als einen Triumph zu feiern, was sie als eine Niederlage betrachten; ja, sich im Herzen dessen zu freuen, was sie bedauern, was sie bemitleiden.... Sieh, Joseph....“ und die Stimme des Greises erhob sich feierlich.... „bin ich nicht jedenfalls beneidenswerth? Wenn ich erlöset werde aus dem Kerker, erkennen unsere Brüder, daß ich gelitten unschuldig um unseres Glaubens willen; und wenn ich erlöset werde aus dem Leben, so erkennet Gott meine Treue

und meine Festigkeit an seiner wahrhaften Lehre.... Und was giebt es Herrlicheres, als Beides?...."

„Vater, ich verehre dich...."

„Was ist da zu verehren, mein Joseph? Hab' ich gelebt über sechzig Jahre im Studium der Religion, und nun die Stunde der Prüfung gekommen, sollt' ich mich schwach befinden lassen?.... Meine Feinde lassen mir ja Ruhe, mich zu berathen mit mir selbst.... vierzehn Tage und erst ein kurzes Verhör...."

„Dies aber ist es, geliebter Vater, vor dem ich zittere. Wenn sie dich in langwieriger Haft beließen, verschmachten zwischen den öden Kerkermauern, wenn du schwach, wenn du krank würdest.... und Niemand der dich pflegt, Niemand um dich.... O, ich fühle mich gehoben durch dein Wort, gestärkt, aber wenn das käme..."

„Wer wird zittern vor dem, was noch nicht ist, und vielleicht nicht kommt.... Jetzt fühle ich mich stark und kräftig, Alles zu ertragen; ich bin ruhig, ohne Leidenschaft, ich zürne nicht, ich ereifere mich nicht.... Dahin mußt auch du streben, mein Sohn; nur dann gehst du geläutert aus der Prüfung, nur dann kannst du einst sagen: ich habe gesiegt!.... Und darum von etwas Anderm, denn die Zeit verrollt.... was macht deine Schwester, meine Sara? wie erträgt sie es?...."

Wie ein Donnerschlag traf diese Frage den Jüngling.

Also der Vater wußte von Nichts. Er vermuthete seine Tochter mit ihrem Bruder vereinigt. Sollt' er es ihm mittheilen, was Schweres auf sie gekommen? Sollt' er es verschweigen? Was sollte der schon genug gedrückte Greis auch daran noch zu tragen haben? Konnte dies nützen? Und doch; das Verschwinden Sara's, die Art, wie sie geraubt worden, war zu auffällig. — Etwas mußte doch vorausgegangen sein; in Etwas mußte sich schon vorher eine Anknüpfung, eine Andeutung finden. Es war ja Plan in ihrer Entführung, da die Räuber den bequemsten Zeitpunkt mit so vieler Berechnung benutzt hatten. Ob der Vater hier Licht schaffen könnte? eine

Spur auffinden? War es dann nicht höhere Pflicht, zur Rettung des unglücklichen Mädchens das Höchste, das Schwerste zu wagen?

Diese Gedanken waren dem Jüngling schon früher durch die Seele gegangen. Sie fuhren ihm noch ein Mal blitzschnell durch den Geist.

„Um Gott, du schweigst.... Joseph, ich frage dich nach deiner Schwester, nach meiner Sara....“

„Meine Schwester....“ stammelte unentschlossen der Jüngling.

„Gott, da muß was geschehen sein!....“ rief der Greis mit gellender Stimme, und raffte sich vom Lager auf, und der Schrecken drückte sich auf seinem Angesicht furchtbar aus.... „Mensch, sage mir, wo ist deine Schwester?....“

„Vater, lieber Vater, beruhige dich! Ich weiß es nicht, ich habe sie noch nicht gesehen, seitdem ich zurückgekehrt....“

„Du weißt es nicht?“ schrie der Rabbi mit noch gewaltigerer Stimme; „hast sie nicht gesehen.... sprich, um der Erlösung willen, was ist es.... Joseph, laß mich nicht umkommen....“

„Vater, in der Stunde, da du gefangen fortgeführt wurdest, ist sie geraubt worden, und ich fand nur — eine ganz leere Stätte....“

Und nun erzählte er dem Vater mit schnellen Worten der Angst, was geschehen, und daß man Nichts, gar Nichts von ihr erfahren. „Wo habe ich nicht gesucht, wo habe ich nicht geforscht; wohin drang mein Fuß nicht in der Stadt, um die Stadt, wohin er nur Einlaß finden konnte! In die Kirchen selbst wagte ich mich, an den Pforten der Klöster frug ich — keine, keine Spur.“

Der Greis war wie angedonnert; er saß auf seinem Lager wie ein Bild von Stein; nur die Muskeln des Gesichts kämpften, nur um den Mund zuckte es gewaltig, nur seine Brust wogte und hob sich.... Joseph blickte starr auf den Vater, die eiskalte Hand ergriff er, sie war wie leblos.... „Meine Sara, meine

Sara!....“ wimmerte und stöhnte es endlich aus ihm heraus — und dann flüsterten fast unhörbar die bleichen Lippen: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!....“

Joseph überrieselte Todesschweiß; so hatte er seinen Vater nie gesehen; so war der vorher, der bei seinem eignen Geschick so ruhige, so gefaßte Mann noch nie ergriffen worden. „Meine Tochter, wo bist du? Meine Tochter, wer hat dich mir entrissen? Welcher Geier hat die reine Taube Juda's geraubt? hat sie in seinen unreinen, gräulichen Klauen davon getragen? Hat er dich vom Felsen gestürzt, daß du zerschmetterst? Hat er dich in sein entweihtes Nest gedrängt, daß du befleckt werdest von seiner teuflischen Pest?....“ So drang es dem greisen Rabbi aus dem zusammengepreßten Herzen. Ja, jetzt weilte ein Fluch auf den Lippen, die niemals geflucht.... ein Verdammniß auf der Zunge, die nur immer gesegnet.... „Gieb mir meine Tochter wieder, oder sei.... verflucht in das unterste Gehinnom (Hölle)!....“

Und er sank zurück. Joseph schwieg. Was sollte der beängstigte Jüngling sprechen? Er wußte keinen Trost; was für ein Trosteswort sollte er sprechen?

Lange dauerte das Schweigen. Der Greis lag mit offenen, stieren Augen und krampfhaft gefalteten Händen. Sein Geist schien andere Zeiten und andere Orte zu durchirren. Endlich begann er: „Joseph, du hast mir mein Kerkerlager zum Dornenlager gemacht — aber du hast wohl gethan. Wer anders als der Vater muß über das Küchlein wachen, wenn die Mutter dahingegangen? Wer anders als der Vater muß die Schmerzen tragen um sein Kind, wenn es in Gefahr ist? Meiner Sara ist eine schwere Prüfung geworden, schwerer als die meinige, aber sie wird sie bestehen. Nicht so? Sie wird sie bestehen!...“ Und der Greis sprach mit starker Stimme, mit mächtiger Strenge: „Sie wird dem Räuber die Unschuld, dem Verführer die Keuschheit, der Sünde die Reinheit, der Gewalt den — Tod entgegensetzen. Sie wird die Waffe entreißen, mit der der

Verbrecher sich ihr naht, und sie gegen ihn schwingen. Sie wird ihn entlarven, sie wird ihn ohnmächtig machen, sie wird rein bleiben, und der Elende zu ihren Füßen zittern, wie vor den Füßen des Richters, des unerbittlichen. ... Das wird Rabbi Haller's Tochter thun und siegen! ..."

„Joseph," hob er von neuem an, „du bist als ein redlicher, treuer Sohn zu mir gedrungen — um meinetwillen. Du hast mühersteigliche Kerkermauern überstiegen, uneröffnete Pforten geöffnet — um meinetwillen. Habe Dank, Trost meines Alters. Jetzt aber — vergiß mich. Jetzt sei ich nicht mehr für dich da, existire gar nicht für dich. Ausgelöscht sei mein Gedächtniß aus deiner Seele. Nur für Eines sei da, für Eines lebe, kämpfe, ringe — für deine Schwester! Siehe, wenn dir mein Segen, deines Vaters Segen theuer ist: du kannst ihn erst in dem Augenblick erlangen, wenn du zu deiner Schwester gedrungen; er wird sich erst auf dich niedersenken im Augenblick, wo sie frei geworden, wo du sie befreit hast, sei es durch den Tod, oder im Leben. Bis dahin hast du ihn nicht, bis dahin ist er dir nicht versagt, aber aufgeschoben. Ob ich dann noch im Kerker schmachte, ob mein Geist in jenen Räumen weilet: dann, in jener herrlichen Stunde wird dir mein Segen werden, ein Segen, stärker und mächtiger als der Segen Abrahams, Izchaks und Jakobs, stärker und mächtiger als je ein Vater seinen Sohn gesegnet. ... Ja, sei ausgerüstet mit aller Kraft, sei listig wie die Schlange, sei klug wie die Taube, sei stark wie die Löwin, der man die Jungen geraubt, sei grausam wie der Tiger, sei unermüdlich und unerbittlich, bis du deine Schwester gefunden, bis du deine Schwester befreit. ... In dieser Stunde bist du ein Mann geworden, von dieser Stunde an werde ein Held. ..."

Joseph war längst auf die Knie gesunken am Lager seines Vaters, tief war sein Haupt auf die Brust gesunken, aber die Hand des Vaters lag wie weihend auf demselben.

„Wenn ich, Joseph, die Tage durchmustre, die meiner

Gefangenschaft vorangingen, so will sich mir eine Spur zeigen... Ja, zweimal kam deine Schwester von einem Sabbatspaziergange zurück, und sagte mir und der verewigten Mutter, daß sie von einem großen, stattlichen Cavalier auf ihren Gängen verfolgt worden sei ... ich erinnere mich ... in einem engen Gebüsch trat er einmal plötzlich an sie heran, und habe ihre Hand ergriffen, sie aber riß sich los, und eilte mit einem Schrei des Entsetzens davon ... ein Diener sei ihr bis nach unserm Hause gefolgt ... Ich legte kein Gewicht darauf, und gebot ihr, sich die nächste Zeit zu Hause zu halten, was bald die Erkrankung deiner Mutter schon nothwendig machte ... Eines Tages kam ein Brief, adressirt an Sara, an, dem ein kostbarer Schmuck beilag, mit der Bitte, ihn anzunehmen als eine Huldigung ihrer Tugend und Anmuth. Ich zerriß den Brief und übergab den Schmuck den Armen der Stadt, den christlichen, weil mir die Juden kein Recht darauf zu haben schienen, und auch, damit es bekannt werde, — denn die christlichen Armenbehörden machen ihre Gaben öffentlich bekannt, — — weiter weiß ich Nichts. Der Reichthum des Schmuckes und das ganze Verhältniß zeigen mir, daß der Bösewicht in den Reihen der Großen zu suchen ist. Du hast eine schwere Aufgabe. Vor Allem mußt du nach all den Umständen aufs genaueste forschen, welche die Entführung begleiteten. Ein Kleines kann oft Großes aufdecken und verrathen. Wohlan, mein Sohn, versprich mir heilig, alle Kräfte deiner Seele und deines Leibes nur hierauf allein zu verwenden ... nur hierauf. Nur erst, wenn du eine Gewißheit erlangt hast, versuche mein Angesicht wiederzusehen. Gott, ja, Gott, der Vater der Waisen, der Retter der Unschuld, wird mit dir sein ..."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Pforte wieder, der Wärter trat herein, und winkte zum Abschiede.

Lange lag noch der Sohn in den Armen des Vaters; viele zärtliche und mahnende Worte wurden noch gewechselt; die Augen dieser Männer konnten sich der Zähre nicht enthalten...

da ergriff der Wärter die Hand des Jünglings: „Es ist die höchste Zeit!“ Noch einmal blickte dieser zurück, noch einmal hob der Greis seine Hand in die Höhe, — da legte sich die eherne Pforte wieder zwischen Vater und Sohn.

Ungestört gelangten Joseph und der Wärter zurück; in den Vormittagsstunden entfernte sich unbeachtet der Jüngling aus dem Gefängnisse.

6.

Der lange Bachur.

„Der lange Bachur hat sich wiedergefunden, Joseph, und ist da gewesen, und hat so dringend gethan, dich zu sprechen,“ rief die Base unserm heimgekehrten Joseph zu.

„Der lange David wieder da? und wo war er die vierzehn Tage, daß ihn Niemand gesehen?“

„Das hab' ich ihn auch gefragt, aber geantwortet hat er nicht; den Kopf hat er geschüttelt hin und her und in den struppigen Bart gemurmelt. Aber wie er hereingekommen, und nichts weiter gesprochen, als: Joseph? Reb Joseph? so ist er auch fortgegangen, und hat nur ausgerufen: Joseph! Reb Joseph! und winkte mit den Fingern, und gesticulirte mit den Händen, und zeigte nach dem Ort wahrscheinlich, wo er wohnt. Hab' ich zu ihm gesagt: Langer David, hat euch auch Einer entführt, wie die schöne Sara? — hat er gegrinst, als ob er mich verschlingen wollte, und ist davongelaufen.“

„So will ich ihn aufsuchen,“ sprach Joseph und entfernte sich.

Und so, lieber Leser, mußt du es gestatten, mit einer neuen Persönlichkeit Bekanntschaft zu machen, welche nicht ohne Wichtigkeit ist in dem Gemälde, das wir vor dir aufstellen. Und das wissen wir: nicht von der Außenseite dieser Persönlichkeit wirst du dich abstoßen lassen, und nicht verweigern hineinzuschauen in dies edle Herz eines heimlichen Menschen. Ja, eines heim-

lichen Menschen! So, lieber Leser, laß uns die vielen Kinder Gottes nennen, welche die Größe ihres Charakters, die Höhe ihres Geistes nur in dichtestem Schatten auf Erden mit sich tragen; welche unter unscheinbarer Hülle Edelmuth, Hingebung, Liebe ohne Maß in ihrem Herzen verbergen. O, sie gehen nicht prahlend auf den Marktstraßen des Lebens einher, und verkünden ihre Herrlichkeit. Demüthig schleichen sie sich an den Wänden dahin und bitten nur um die einzige Erlaubniß: sein zu dürfen. Aber ein Auge siehet sie doch — und von einem andern wollen sie gar nicht gesehen werden.

Man rühmt den Hund ob seiner Treue — was ist des Hundes Treue gegen einen treuen Menschen? Dort nur der blinde Drang des Naturgesetzes — hier das bewußte Aufgeben seiner selbst für das Wohl dessen, den er verehrt und liebt.

Der „lange Bachur" oder der „alte Bachur" oder der „lange David", wie eine und dieselbe Person genannt wurde, war hereingekommen vor alter, alter Zeit — wer weiß noch wann? — und wer weiß woher? — und hatte sich installirt als einen Schüler bei Rabbi Haller, und war seitdem dessen Schüler geblieben, und schien dessen Schüler bleiben zu wollen bis ans Ende. Viele Generationen von Schülern hatte er durch den großen Lehrsaal des Rabbi Haller wandeln sehen; sie hatten sich immer wieder zerstreut in alle Welt als Lehrer, Rabbinen und auch mit Verlassen des Gelehrtenstandes als Handelsleute und Kaufleute. Aber der lange David war geblieben. Darum hatte er auch einen Ehrensitz, dicht am Katheder des Rabbi, den ihm Niemand streitig machte. Darum verließ er den Rabbi, oder doch des Rabbi Haus, so lang es Tag war, nie. So wie der Rabbi aus seinem Zimmer trat, folgte ihm der lange David wie der Schatten; wohin jener ging, ging dieser hintendrein; hat der Rabbi Mehre in seinem Gefolge, der lange David war darunter; dem Rabbi Stock und Hut zu reichen und abzunehmen, das Sepher auf des Rabbi Pult zu legen, ein anderes, wenn er es bedarf, ihm zu holen ꝛc., das war des langen David

Ehrenamt. Aber noch Mehres hatte er zu verrichten. Zu mancher Botschaft des Rabbi wurde er verwandt; auch im Hause that er Manches zur Ordnung; des Rabbi beide Kinder hatte er groß getragen, und mit ihnen gespielt, und ihnen schöne Trendelchen geschnitzt oder gegossen und allerhand Spielsachen; und wenn ein Kranker im Hause, war er der Wärter, der unermüdliche Wärter bei Tag und Nacht. Dafür aß und trank er im Hause des Rabbi; durch dessen Verwendung war ihm ein kleines Stipendiat aus irgend einer wohlthätigen Stiftung zugeflossen, womit er seine ärmliche Zelle bezahlte und das Wenige, welches er sonst bedurfte. Denn was bedurfte der alte Jüngling!? Die Bedürfnisse waren ja doch damals so gering, und die Wohlthätigkeit in Israel so groß — was war leichter, als so einen alten Jüngling zu erhalten.

Und er war es nicht unwerth, auch durch seine Gelehrsamkeit. Mancher Rabbi, der auf seinem Stuhle sich spreizte, hätte die Segel streichen müssen vor dem langen David. Rabbi Haller würdigte ihn wohl. Aber er konnte seine Gelehrsamkeit nicht „von sich geben". Nur wie ein Blitz schlug sie bisweilen aus ihm heraus und erhellte die ganze pechschwarze Gegend — aber zu einem klaren, leuchtenden Lichte konnte er sie nicht machen. Dazu fehlte ihm das Zeug, das Wort. Oft hatte er schon dem Rabbi Haller selbst durch einen Wink auf die rechte Fährte gebracht, in irgend einer verworrenen Frage — aber einen Vortrag zu halten, selbst nur mit einem Schüler einen Abschnitt zusammenhängend durchzunehmen, das vermochte der lange David nicht. Bald murmelte er nur verworrene Worte in den Bart, die immer unverständlicher, immer unhörbarer wurden; endlich sprang er auf, schlug mit der Faust das Buch zu, und rannte davon, indem er ein höhnisches Gelächter, wie über sich selbst, hören ließ.

Und du willst auch wissen, wie er aussieht, unser Held, der lange David, der alte Bachur? Der Schöpfer nahm bei seiner Geburt einen langen, langen Tannenbaum, und schnitzte

daraus einen Menschen; so lang war er, und so schlank, und so dünn, und so unten und oben egal. Nur daß die Stange unten doppelt war statt einfach, und an den Schultern zwei lange dürre Aeste eingesteckt hatte, und oben, da sie in einen langen, dürren Hals geendet, einen schiefen Block noch darauf gethan hatte, Kopf genannt. Und um diesen Körper trug er einen langen, langen Kaftan, der unten bei jedem Schritte um die dürren Beine peitschte, als ob er sie bestrafen wolle, daß sie die Erde zu betreten wagen, diese Beine, die in lange, dicke Schuhe gesteckt waren, auf denen die Schnallen fehlten. Die Farbe des Kaftans war ziemlich zweifelhaft, denn nur im Schatten schien sie schwarz, beim ersten Strahl der Sonne braun, im vollen Lichtglanz roth. Unten war der Kaftan längst abgestoßen, daß er zu einem Behänge von Fransen geworden, an welchem der Koth der Erde bequem haften konnte. O, und nun blick' in dieses abgemagerte Gesicht, auf dem nur wenig, und schon ergraute Stoppeln die Würde des Mannes verriethen. Längsfurchen zogen sich von den Augenwinkeln über das ganze Antlitz, legten sich um den Mund mit eingekniffenen Lippen, der die Gewohnheit angenommen, immer links nach unten zu zucken. Und das Auge lag so tief in der Höhle, und das graue Auge schien umwölkt, als ob es den Schatz, den es im Innern barg, nicht verrathen wollte. O, der lange David hatte noch Niemandem etwas Böses gethan, noch keinem Kinde, das ihn verhöhnt, noch keiner Fliege, die ihn gestochen; aber Vielen Gutes: jedes alte Weib machte ihn zu ihrem Boten und zu ihrem Schreiber.

Also dieser „lange David" war verschwunden am Abend, wo der Rabbi verhaftet worden. Am ersten und zweiten Tage hatte ihn Niemand vermißt. Aber am dritten Tage erzählte es die alte Hanne, bei der er wohnte seit, ach wie langer Zeit, auf der Gasse, daß ihr langer Bachur nicht nach heim gekommen; und so erzählte man es immer weiter durch die ganze Judenstadt. Aber Niemand verwunderte sich darüber. Wenn der Rabbi fort-

geführt, warum sollte der lange Bachur nicht verschwunden sein? Eben so wenig hätte man sich über die Nachricht gewundert, wenn der Rabbi gestorben, daß David todt sei. Auch Joseph hatte bald nach seiner Ankunft nach dem treuen Schüler geforscht, aber, wo er alle Glieder seines Vaterhauses zerstreut fand, wunderte er sich auch nicht, auch diesen Anhang desselben nicht zu treffen.

Jetzt eilte Joseph nach dem entfernten, versteckten Häuschen, wo der lange David residirte, jetzt, da seine Abwesenheit durch seine Rückkehr eine Bedeutung zu erlangen schien. Die Judenstadt, in welcher wir weilen, war ein großes Gewirr von Häusern, durch eine Hauptstraße durchschnitten. Diese Hauptstraße hatte die Gestalt eines langen Trichters, der sich immerfort, aber in Absätzen verengerte. Die beiden Häuserreihen liefen bei breiter Oeffnung schief aufeinander zu, dann eine Strecke ziemlich parallel, dann wieder aufeinander zu und so fort in verschiedenen Absätzen, bis zuletzt kaum drei Menschen nebeneinander hätten stehen können; in dieser furchtbaren Engniß, wo man bequem aus dem Fenster der einen Häuserreihe in das der andern springen konnte, hatte sie ihre größte Länge. Und nun gingen Gäßchen und Gäßlein und Winkel und Winkelchen und Höfchen von dieser Hauptstraße aus, um dem gewiß unentwirrbar zu sein, der nicht darin aufgewachsen und auferzogen. Joseph wußte Bescheid; aus der großen Judengasse durchschritt er eine Menge kleiner, bis er an das Ende des jüdischen Weichbildes gelangte; da — man glaubte, hier hab' es ein Ende — klebte ein Hüttlein. Er stolperte über den Baumstamm, der vor der Thüre lag, und gelangte in ein Zimmer, ein ärmlich kleines Zimmerchen, in welchem so gar Nichts von Luxus und Bequemlichkeit, das aber dennoch eine eichene Commode und eine messingne Sabbatlampe und eine Kanne zum Händewaschen herbergte, die Residenz der alten Hanne.

„Ist der Bachur nicht zu Hause, liebes Hannele?" sprach Joseph.

„Ach, Gotteswillkommen, Rabbi Joseph," meckerte die verrunzelte Kleine. „Wie komm' ich zu der großen Ehre! wie ist der Herr so groß und schön geworden, dieweil er von daheim gewesen. Gott gesegne es ihm!"

„Ich danke. Wo ist der Bachur?"

„In seiner Stube ist er."

Und die Alte sprang ihm zuvor, und stieß eine Thüre auf, und sprach: „Da ist er."

So treten wir in dein jungherrliches Heiligthum, alter Bachur. Es war eine geweißte Kammer, wo der Kalk oft genug gebrochen; aber Spinnwebe und Schmutz waren nicht darin, die litt das alte Hannele nicht. Die Kammer war klein, man ermüdete wahrlich nicht, wenn man sie auch hundertmal durchschritten. Die eine Ecke nahm ein ärmliches Lager ein; die andere ein Tisch, über welchem der Schulbreitel, der Talit und die Tephillin hingen, und auf dem einige wenige Bücher lagen — wozu brauchte er Bücher, da der Rabbi genug hatte? ein hölzerner Schemel — und siehe, wir sind schon zu Ende mit all deinen Herrlichkeiten. Dies ist die Burg unsres langen David, in die er sich zurückzog von allen Unbillen des Lebens.

Als Joseph hereintrat, war der Bachur eben aufgesprungen, da er das Gekreisch der Hannele gehört hatte. Vor der tiefen Bewegung seiner Gefühle stand er kerzengrade in seiner ganzen Länge, unbeweglich, und starrte Joseph entgegen.

„Nun, David!" hob Joseph an, „hast du kein Schalom alechem für mich, kein Wort des Grußes für den Heimgekehrten?" Und Joseph breitete die Arme aus, um die steife Menschenstange zu umarmen.

Als David diese Bewegung sah, da lösten sich seine Glieder wie von einem Zauber, und er stürzte auf den Jüngling los, und schrie: „Joseph! Reb Joseph!" und schlug die langen Arme um den Jüngling, und hob ihn von der Erde hoch, hoch hinauf, daß er weit über den Kopf des langen David hinwegschaute, und drückte ihn an sich, und rief noch einmal: „Joseph! Reb

Joseh!" und setzte ihn wieder auf die Erde, und murmelte und murmelte viele Worte in den Bart — wenn er einen gehabt — und eine Thräne quoll auch aus dem Auge des alten Jungen...

„Ei..." vernahm man, „wenn der Rabbi zu Hause gewesen ... und die Rebbeßin gelebt ... und Sara da ... und Joseph gekommen ... weh', welch Glück ... so aber gar Nichts ..." und noch eine Thräne rollte nieder.

Joseph wußte, um mit dem alten David zu Etwas zu kommen, müsse man geradezu darauf losgehen, weil sonst tausend Abwege die Gedanken des Bachur gefangen nehmen würden. Er hob daher an: „Wo bist du die vierzehn Tage gewesen, seitdem das große Unglück geschehen?"

„Ich will es dir erzählen, denn du mußt es wissen, Joseph... Als die Poliziften unsern Rabbi, Gott wird ihn beschützen, hinwegholten, drängte ich mich hinzu, um mitzugehen, wie ich immer mit dem Rabbi gegangen, aber sie stießen mich zurück, und als ich nicht zurückbleiben wollte, gaben sie mir einen großen Hieb mit dem Rohr, daß ich taumelte ... mögen sie ins unterste Gehinnom" ... und der Bachur murmelte schreckliche Flüche in den Bart....

Joseph weckte ihn wieder: „Nun, was thatest du darauf?"

„Ich stand neben deiner Schwester Sara, die da schrie und die Hände rang ... plötzlich drang ein andrer Haufe ins Haus hinein, allerhand Leut' aus dem Pöbel und einige Bediente in Livrée darunter; die warfen sich auf Sara, und stopften ihr ein Tuch in den Mund und warfen ihr einen Mantel und einen Schleier über und rissen und trugen sie mit fort; die Bedienten in Livrée in der Mitte, daß man denken konnte, das wären auch Poliziften. Ich hatte mich vor die Sara geworfen, und schrie und focht aus Leibeskräften, ein paar hatt' ich tüchtig getroffen, aber wie ein Blitz schlugen drei oder vier auf mich los, und warfen mich gegen die Mauer, und so zogen sie fort..." und wieder begann der Bachur seine Verwünschungen, aus denen

ihn Joseph abermals riß, indem er ausrief: „Nun, David, weiter!...“

„Ja, weiter,“ sprach dieser. „Einige Augenblicke war ich von den Schlägen ganz betäubt; aber bald erholt' ich mich wieder, und raffte mich auf, und sprang zur Thüre hinaus, und suchte den Haufen zu erreichen, der das arme Mädchen fortführte. Noch erblickte ich ihn, als er eben um die nächste Ecke eilte; ich jagte nach, mit aller Macht stieß ich Alles aus dem Wege, was mich hinderte; so kam ich gerade an die Ecke, als der Haufe um eine andere biegen wollte. Jetzt hatte ich freiere Bahn, ich lief aus aller Kraft vorwärts. Es ging Straßen auf, Straßen ab, durch die halbe Stadt, immer blieb ich zurück, aber sah die Räuber noch vor mir, bevor sie verschwinden konnten. Ich hatte sie in die Vorstadt verfolgt, da gelangten sie nach mehren Querzügen, die Leut' aus dem Pöbel hatten sich von ihnen nach und nach verlaufen, und nur die Bedienten waren geblieben, in deren Mitte zwei deiner armen Schwester unter die Arme gegriffen, und so von dannen zogen — da gelangten sie an eine hohe Mauer, die einen Garten umschloß, an eine Pforte, die sich bald öffnete. In diesem Augenblicke war ich ganz in ihre Nähe gekommen, und sie erblickten mich. Ich wollte eben meine Stimme erheben und das Mädchen zurückverlangen, als sie schrien: „Da ist, verdamm' ihn, der lange Jude“ — und drei stürzten sich auf mich und faßten mich — „was sollen wir mit ihm thun?“ — „werft ihn in den Keller, bis der Herr Graf gesagt, was wir mit ihm thun sollen —“ sprach Einer, der ihr Anführer schien. Sie rissen mich mit in den Garten hinein. Bald kamen wir vor ein großes, mächtiges Haus mit einer großen Treppe. Sara zogen sie die Treppe hinan, mich aber warfen sie hinunter in einen tiefen, dunkeln Keller, wo ich betäubt auf dem Boden lag....“

„Armer David!“ rief Joseph aus.

„Ja, da lag ich im tiefen Keller zerschlagen und betäubt... ich, der alte Bachur des Rabbi Haller, Gott beschütz' ihn, im

Keller eines Goj.... Doch was half's... als ich wieder zu mir kam, und Alles, was geschehen, mir wieder durch den Kopf ging, fühlt' ich mich wenigstens beruhigt, die Tochter meines Lehrers nicht verlassen zu haben, und daß ich einst vor ihn treten und sagen könnte: ich habe gelitten um ihretwillen... aber..." und neue Worte des Unwillens entfuhren unverständlich den Lippen des alten Bachur, bis Joseph die Frage an ihn richtete:

„Wie lange bist du denn im Keller gewesen? und wie bist du herausgekommen?..."

„Das ist eine lange Geschichte, und ich muß sie dir erzählen, Joseph."

Joseph hatte längst auf dem einzigen Schemel Platz genommen, der im Zimmer vorhanden, und David stand vor ihm. Jetzt aber ließ dieser sich auf den Tisch nieder — was dem langen Menschen nicht schwer wurde.

„Es war völlig dunkel im Keller," hub der Bachur wieder an, „als ich aus der Betäubung erwachte, und ich traute mich kaum zu rühren, da auch kein einziger Lichtstrahl die Finsterniß erhellte, und, da ich mit den Armen herumtastete, bald auf hölzerne Gerüste fühlte. Um mich also nicht zu stoßen und mir nicht wehe zu thun, blieb ich geduldig liegen, bis es Tag werde. Offen gesagt, so kalt und feucht mein Lager, ich schlief doch bald ein. Ich erwachte beim Geraffel der Thüre; es trat einer der verhaßten Schlingel ein, die mich in den Keller prakticirt hatten, stellte einen Krug Wasser und ein Stück Schwarzbrod hin und sagte: „Friß, Jude, daß du nicht Hunger stirbst; Anderes würdest du doch nicht essen von uns." Und damit lief er davon. Ich schrie ihm nach: Laßt mich heraus aus dem Loch! aber er schlug, höhnisch lachend, die Thüre zu, schloß ab und rief durch das Schlüsselloch: „Ei, wir haben zwei Vögel statt einen gefangen, ein Täubchen und einen alten Raben..." und seine Schritte verhallten."

„War es denn nun hell im Keller?" frug Joseph.

„So ziemlich; ich bemerkte in der Höhe ein Kellerloch, welches wol in den Garten ging. Als sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, sah ich, daß ich im Weinkeller stäke. Mehrere größere und kleinere Fässer standen in Reihen auf hölzernen Böcken. Anfänglich betäubte mich der Weindunst, aber auch hieran gewöhnte ich mich. So waren Brod und Wasser, und kärglich zugemessen, meine Nahrung; oft trieb mich der Durst und die Schwäche an die Fässer, aus denen ich leicht einen Trunk Weines bekommen konnte — aber es war Neßach: ich ließ es."

Den armen David erschöpfte sichtlich das viele Sprechen, was ihm eine ungewohnte Arbeit; aber bald fuhr er fort:

„Am zweiten Tage überlegte ich mir, daß doch was geschehen müßte. Aber was? Der Keller war überall gewölbt. Die Thüre konnt' ich nicht erbrechen, und wäre ich doch nur wieder meinen Feinden in die Hände gerathen. Was blieb übrig? Das Kellerloch. Da müßt' ich durch, das sah ich. Aber wie? Ich war keine Katze und keine Fledermaus. Aber ich war lang, und kaum hatt' ich ein Paar Holzscheite über einander gelegt, als ich bequem zu dem Loch hinaufreichte. Ich bemerkte, daß der Bau noch nicht zu alt sei, und konnte so hoffen, wenn auch mit vieler Mühe, einige Steine los zu bekommen und das Loch zu erweitern. Ich suchte im ganzen Keller umher, konnte aber nur ein paar Holzstücke finden, mit denen ich graben und wühlen konnte. Auch mußte ich es sehr vorsichtig machen, damit man es eben so wenig von außen bemerke, wie der Bediente, der mir täglich zweimal mein Brod und Wasser brachte. . . ."

„Sieh, wie klug und gewandt! . . ." rief Joseph aus.

„Ein Gebet zu dem, der die Gefangenen befreit (Mattir assurim), sendend, begann ich zu arbeiten. Es ging sehr schwer. Meine Holzstücke zerbrachen an dem harten Kalk; die losgebröckelte Erde mußte ich im Keller verstreuen und feststampfen. Endlich ging der erste Stein los, es war eines ganzen Tages

Arbeit; doch mußte ich ihn wieder einsetzen, damit man keine Lücke sehe. Am anderen Tage arbeitete ich am zweiten Stein; es ging schon leichter, aber es war sehr heiß und dumpf im Keller; ich war schnell ermüdet und mußte oft aufhören. Was soll ich dich lange aufhalten. Die Tage meiner Gefangenschaft mehrten sich, aber auch die gewonnene Oeffnung wurde größer. In dieser Hoffnung ertrug ich die Spöttereien des Dieners, der mir oft genug versalztes oder faules Wasser brachte. Einmal versuchte er mir auch mit der Faust einen Stoß in die Seite zu versetzen, aber bald ergriff ich einen Block und schleuderte diesen ihm dermaßen in den Rücken, daß er den Versuch nicht wiederholte. Desto mehr erging er sich in Schimpf und Schmach auf uns und unsere heilige Religion. Dies ertrug ich verachtend.... Endlich war die Oeffnung so groß, daß ich hoffen konnte, wenn ich einige Erde vor dem Loche wegschaffte, hindurchzukommen. Ich wartete den Abend ab; als es dunkel geworden und Alles so still und ruhig war, entschloß ich mich, die Flucht zu versuchen. Leicht hätte ich vorher noch Schaden anrichten können, wenn ich die Zapfen aus den Fässern zog. Aber wozu? Der Reiche würde das leicht ertragen. Ich richtete einen größern Haufen Blöcke auf, nahm alle losen Steine heraus, stöberte noch die Erde weg, zog meinen Kaftan aus und stieß ihn durch die Oeffnung vor mir her. Bald hatt' ich den Kopf, die Schultern, die Brust durch das Loch gebracht; du weißt, ich bin nicht von bedeutendem Umfang — da stieß ich mit dem Kopf an die hohe Gartenmauer, an welcher hier das Gebäude hart daran weglief. Dies erschwerte mir das weitere Herauskommen unsäglich, denn bei meiner beträchtlichen Länge konnte ich nun gar nicht mehr gerade aus. Ich mußte meinen Oberkörper schief an der Mauer fortschieben, um nur die Hüften und die langen Beine aus der Höhle zu bekommen. Aber der Gedanke, daß meine Peiniger mich so finden könnten, halb draußen, halb im Keller, der Gedanke an den Hohn und die Schmerzen, die sie mir verursachen würden, und

daß alle meine Mühseligkeiten und Anstrengungen dann vergebens gewesen sein würden, dieser Gedanke gab mir Riesenkräfte, ließ mich das Weh nicht fühlen, welches ich empfand, als ich mir fast die ganze Schulter abschindete, als mir die Rippen beim Biegen krachten — endlich war ich heraus, ich sprang auf, ich stand auf meinen Beinen, über mir den klaren Sternenhimmel. . . ."

„Gott sei Dank und Lob! . . ." rief Joseph auf, der kaum zu athmen sich getraut hatte, und ergriff die Hand des alten Bachur und — küßte sie.

„Du kannst dir denken, lieber Joseph, wie mir zu Muthe war! Beinah vierzehn Tage im Keller, in der Gewalt unerbittlicher, höhnender Feinde — und jetzt frei in Gottes Luft, unter Gottes Himmel. . . . Doch halt — war ich nicht noch im Garten, in dem von hoher Mauer umschlossenen Garten? . . . Mein erster Gedanke war, so bald wie möglich aus dem Bereiche meiner Feinde zu entkommen . . . aber war nicht Sara hier? war sie nicht hier ebenfalls eingeschlossen? mußte ich nicht zuerst zu erfahren suchen, wo und wie sie sich befinde? . . ."

„Du treuer Junge! Nun? . . ." rief Joseph aus.

„Zuerst wollt' ich mich unterrichten, wie es jetzt im Hause und um das Haus stände. Dem Hause gegenüber zog sich in der Runde ein Gebüsch hin, von welchem bis zum Hause ein freier Platz. Durch das Gebüsch mich schleichend, sah ich, daß von vorn das ganze Haus in tiefes Dunkel versunken war. Ein Gleiches war von beiden Seiten der Fall. Nur auf der Hinterseite, gerade über dem Kellerloch, durch das ich mich befreit hatte, schimmerte helles Licht aus zwei Fenstern. Die Gartenmauer stand hier nur wenige Fuß vom Hause ab und zog sich in der Höhe des Daches hin. Eine Ahnung sagte mir — hier müsse Sara weilen. Ich schlich mich nochmals im Garten umher, und fand bald eine ziemlich hohe Leiter. Es ward mir schwer, sie bis zum Hause zu schleppen, aber auch damit ward ich fertig. Ich richtete sie mühsam in die Höhe und

legte sie so an, daß ich seitwärts von dem einen der hellen Fenster kam, und, von der Wand gedeckt, in das Zimmer sehen konnte. Zum Glück waren die Vorhänge nicht zugezogen, da ja die naheſtehende Mauer das Fenster deckte. . . ."

„Und was sahst du? . . ."

„Was ich erwartet hatte. Sara, unsere Sara, saß in der Ecke eines Sopha's in dem prächtig geschmückten Zimmer. Sie saß zurückgelehnt, die Hand über den Augen. Was mich sehr beruhigte, war, daß sie dieselben Kleider trug, in denen sie in das verruchte Haus gebracht worden. So mußte sie noch unsere Sara sein, die Nichts angenommen von dem verfluchten Verführer. Nachdem ich schnell dieses beobachtet hatte, wollte ich eben leise ans Fenster klopfen — vielleicht daß sie mich hörte, vielleicht daß sie mir folgen könnte, und wir so Beide dem Räuberneste entkämen — als plötzlich die Thür sich öffnete und ein Mann in das Zimmer trat, ein Mann, den ich nicht kannte, den ich aber bald an einer hohen Gestalt, an seinem vornehmen Wesen für den Herrn in diesem Hause erachten mußte. Der Mann war nicht mehr jung, eher stark als schlank, er — doch wie soll ich dir den Mann schildern, Nase, Mund und Augen hat er wie jeder Mensch, ich wird' ihn unter Tausenden wiedererkennen, aber beschreiben kann ich ihn nicht. So wie er hereintrat, sprang Sara auf, und zog sich Etwas zurück. Er fing an eifrig und lächelnd zu sprechen, aber ich verstand es nicht, denn ich mußte mich sehr von der Seite halten, um nicht gesehen zu werden. Allmälig zogen sich die Beiden immer nach und nach seitwärts und herum, denn Sara antwortete, und wich immer aus, und der Mann trat immer wieder zu ihr hin. Ich vernahm einzelne Worte, ohne Zusammenhang; Sara sprach laut und bestimmt, der Mann fein und zärtlich. Sie standen jetzt dem Fenster gerade gegenüber, und nicht zu weit davon; da sah ich, wie der Mann plötzlich auf Sara zusprang, und sie mit seinen Arm umfaßte; sie sträubte und drehte sich ab, er aber hielt sie fester und wollte seine Lippen auf die ihrigen drücken.

Sie schrie um Hülfe.... Da konnte ich mich nicht halten; ich stieß mit dem Kopf das Fenster durch, und schrie in das Zimmer hinein: Verdammter Goj, willst du des Rabbi Tochter lassen!... Ein großer Schreck mußte über den Mann kommen, denn er ließ Sara los, und drehte sich um, und stand wie angedonnert vor meinem zornigen Gesicht.... Da schrie er: Ha, ein Jude, und mit einem Male zog er seinen Degen, und stürzte auf mich los. Ich erschrak tödtlich, und rückte zurück, und durch den Ruck fiel die Leiter an die Gartenmauer; er mit dem Degen ans Fenster, da sprang ich auf die Mauer, konnt' mich aber nicht halten, und fiel auf der andern Seite herunter, zum Glück mitten in Gesträucher, die unten an der Mauer hinliefen. Ich hörte, wie der Mann seine Leute rief, und befahl an der Außenseite der Mauer den Juden zu fangen, und die Hunde loszulassen, bis sie mich hätten todt oder lebendig. Da rafft ich mich auf, obgleich mir alle Glieder zerschlagen waren. Aber ich besann mich, daß die Leute doch einen weiten Weg hätten, bis sie 'rauskämen, und da riß ich erst einen großen Strauch aus, und steckte ihn verkehrt in das Gesträuch, mit den Wurzeln nach oben, daß ich den Platz wiederfinden könnte — ob ich mir auch die Hände an den Dornen zerriß. Dann lief ich was ich konnte, die Kreuz und Quer. Bald dünkte mich, daß ich verfolgt ward und Hundegekläff hinter mir her. Da dankt' ich doch Gott für meine langen Beine, denn die griffen gewaltig aus. Bald hört' ich Nichts mehr, ich aber kam an eine kleine Mauer, über die stieg ich, und in der Nähe sah ich ein Gewölbe, da kroch ich hinein, und fiel erschöpft auf raschelndes Laub hin...."

„Heldenmüthiger David, wer hätte das in dir vermuthet! ...." rief Joseph aus.

„Ich selbst nicht, lieber Joseph. Was kann aber der Heilige, gelobt sei er! nicht aus dem Menschen machen.... In der Nacht schlief ich nicht. Es war zu viel, was ich diesen Abend durchgemacht; das ging mir durch den Kopf Stunde vor Stunde; bald schlug mir das Herz, als wenn der Engel des

Todes an mein Lager träte, bald fuhr es eisig mir durch die Glieder, daß sie aneinander schlugen, als ob ich vor den Stuhl der Gerechtigkeit träte ... und hätt' ich erst gewußt, wo ich war ... als die Dämmerung kam, und es hell um mich wurde, da sah ich — noch schaudr' ich — daß mein nächster Nachbar ein Sarg, zu meinen Füßen ein Sarg, zu meinen Häupten ein Sarg, und daß ich auf verwelkten Todtenkränzen liege — schier hätt' ich gedacht, ich läg auch im Sarg, wenn ich nicht ein Jude wäre — aber ich sprang auf, verließ das Gewölbe und den Kirchhof, auf den ich in der Nacht gerathen war. Bald kam ich an einen Brunnen, wo ich mich wusch und reinigte, und die Strahlen der aufgehenden Sonne beruhigten mein Gemüth. Ich suchte den Weg wieder zu finden, den ich in der Nacht zurückgelegt; und nach eifrigem Suchen kam ich zu den Gärten zurück, erblickte die hohe Gartenmauer wieder, und befand mich bald an dem Orte, wo ich den Abend vorher von der Mauer gefallen. Auf dem Grunde umher sah ich viele Fußtritte, Zeichen, wie man nach mir geforscht; aber auch mein Zeichen war geblieben, und der umgekehrte Dornenstrauch gab mir die volle Gewißheit, daß ich an dem Lasterhause stand, in welches man unsere unschuldige Sara gebracht hat. Ich hielt mich in der Nähe verborgen, bis Menschen vorübergingen. Die Milchmädchen kamen aus den nahen Dörfern. Alsbald erkundigte ich mich, wem der Garten hinter der hohen Mauer gehöre? Die Ersten gaben mir keine Antwort; die Andern verhöhnten den „Mauschel"; endlich kam ein kleines, unschuldiges Ding, das sagte zu mir: „Das weiß ja jedes Kind: — dem Herrn Minister, Grafen von Senis — — —"

Joseph war erschrocken aufgefahren.

Der Schleier war zerrissen, aber die Sonne schien blutroth hindurch.

7.

Das Verhör.

Der Fürst hatte also den Befehl gegeben, daß die Untersuchung wider Rabbi Haller mit Strenge geführt und zu einer festen Entscheidung gebracht werden sollte. Diese Entscheidung sollte zugleich der Wendepunkt für das Schicksal der Juden sein, die, sobald die Entscheidung den Rabbi verurtheilte, aus dem Lande verbannt werden sollten, und zwar unter den härtesten Bedingungen. Denn der Fürst, der sie alsdann als im ausgedehntesten Unrecht betrachtete, sah es als eine gerechte Strafe an, ihr Eigenthum zurückzuhalten, und sie beraubt und entblößt zu vertreiben.

Die Feinde der Juden mußten es daher als die eigentliche Aufgabe betrachten, den Rabbi schuldig zu befinden. Der Minister beraumte deshalb ein neues, ausführliches Verhör an, dem er selbst, obschon incognito, beiwohnen wollte, um zur rechten Zeit, wenn es etwa nicht zum Ziele zu führen schiene, einzugreifen und die Leitung selbst zu übernehmen.

Wir befinden uns daher heute in einem Sitzungssaale des Criminalhofes. Ein finstrer Saal umfängt uns, der von den Verbrechern, die in ihm schon Jahrhunderte hindurch ihrer Sünden Bekenntniß gethan und Urtheil empfangen hatten, die ganze Verdüsterung angenommen zu haben schien. Durch die runden, in Blei gefaßten Scheiben der kleinen Fenster fiel nur ein schwaches Licht, das von den vergrauten und bestäubten Wänden kaum zurückfiel. Der Saal war in zwei Hälften getheilt, welche eine schwarze, eichene Barrière von einander schied. Die obere Hälfte war einige Fuß erhöht; hier befand sich ein länglich runder Tisch mit grünem Tuche überzogen, an dessen Hinterseite sich die Sessel der Richter aneinanderreihten, an die sich seitwärts die Stühle der Schreiber schlossen. Hinter dem Sitze des Oberrichters hing das Bild des Fürsten, der mit strengem, ernstem

Angesicht auf die Scenen, die sich vor ihm entfalteten, zu blicken schien. Hinter der Barrière im untern Theile des Saales befanden sich nur einige Schemel für die Angeklagten, und einige nackte Bänke für die Zeugen. Eine dumpfe, schwüle Luft lag im Saale, und drückte den Muth der geängstigten Seele noch tiefer.

Der Richter und Schreiber hatten Platz genommen, neben dem Oberichter der allmächtige Minister, dem es der Fürst hoch anrechnete als Diensteifer, daß er sich diesem Geschäft unterzog. Er hatte sich den Richtern gleich gekleidet, um dem Angeklagten nicht erkenntlich zu sein. Auf das Gebot des Oberrichters wurde der Rabbi Haller zum Verhör eingeführt. Man hatte ihn, um ihn zu überraschen, erst im Augenblick von dem, was ihn erwarte, in Kenntniß gesetzt. Der würdige Greis erschien in dem Anzuge, in welchem wir ihn in seinem Kerker gesehen. Sein Antlitz war bleicher geworden, aber auch von der ihn so tief beugenden Nachricht über das unerwartete Schicksal seiner einzigen Tochter schien er sich aufgerichtet zu haben. Die Festigkeit seines Geistes und die Zuversicht seines Gemüthes prägten sich auf dem edeln Greisenangesicht aus. Die Richter erkannten sofort, daß sie es hier nicht mit einem gewöhnlichen Manne zu thun hätten. Der Eindruck seiner Persönlichkeit auf die Richter war unverkennbar. Sie schienen befangen dem unbefangenen, seiner Unschuld sichern Greise gegenüber.

„Angeklagter, setzt euch," hob der Oberrichter an. Der Rabbi nahm auf dem Schemel Platz. Die ersten Formalitäten, die Fragen nach Namen, Stand, Alter, wurden abgethan.

„Angeklagter," begann der Oberrichter wieder," ihr erkennet die Worte, die euch im frühern Verhör vorgelesen worden, als die euren, als aus einem von euch herausgegebenen Werke entnommen, an?"

„Wie kann ich sie als solche anerkennen," erwiderte der Rabbi, „da ich diese Worte niemals geschrieben habe. Mein Werk ist in der heiligen Sprache, wie wir sie nennen, das heißt,

in der hebräischen Sprache geschrieben, und die Worte, die mir vorgelesen wurden, waren deutsch. Das können also meine Worte gar nicht sein."

„Diese Ausflucht ist unstatthaft," entwortete der Richter. „Was in einer Sprache geschrieben ist, kann in der andern wiedergegeben werden. Es ist doch die Uebertragung eurer hebräischen Worte in deutsche? Antwortet bestimmt und wahrhaft."

„Eine Uebersetzung, Herr, kann getreu und ungetreu sein; in der Uebersetzung kann der Sinn genau wiedergegeben, aber auch verfälscht sein. Zuerst frägt es sich daher, wer hat die Uebersetzung gemacht?"

„Angeklagter, das Fragen ist an mir, nicht an euch — antwortet auf meine Frage...."

„Herr," sprach der Rabbi, „ich halte mich im Innersten überzeugt, daß Ihr hier die Wahrheit an das Licht des Tages bringen wollet; Ihr wollet nicht meine Schuld, sondern das Recht finden. Und da kömmt es doch darauf an, ob Freund oder Feind, oder ein Unparteiischer die Uebersetzung gemacht, und den Sinn auf unveränderte Weise denen, die das Original nicht verstehen, zum Verständniß gebracht hat. Denn wenn ich nun zu den vorgelesenen Worten mich weder vollständig bekennen, noch sie vollständig ablehnen kann — wie dies in meinem Gewissen feststeht — was hätt' ich für eine andere Antwort?"

„Nun gut," erwiderte der Richter, „die Uebersetzung ist gemacht von Zweien eures Volkes; der Eine von ihnen ist ein Gelehrter, ein solcher, der selbst Richter in eurem Volke genannt wird; die Beiden sind als Zeugen vereidigt worden, und haben auf ihre treue Uebersetzung den Eid geleistet. Ihr sehet, das ist übergenug, um die Uebersetzung als vollgültig anzunehmen, und die Frage nach eurer Anerkennung ist daher bloße Form des Rechtsganges, die Nichts dagegen entscheiden wird."

„Aber diese Beiden sind meine Ankläger, diese Beiden sind die Denuncianten. Ist die Uebersetzung von einem Dritten

geprüft, von einem Unparteiischen, der weder Ankläger, noch Vertheidiger ist, für richtig befunden worden?"

„Dies hat kein Gewicht," lautete die Antwort. „Seid ihr nicht selbst Rechtsverständiger, Rabbi? Sagt euer Gesetz nicht selbst: auf zweien Zeugen soll das Urtheil geschehen? Nun, was sind die, die ihr Ankläger nennt, anders als Zeugen?... Der Gerichtshof kann sich nicht darauf einlassen, noch Andere die incriminirte Stelle übersetzen zu lassen; Jeder würde andere Worte wählen, und zuletzt die Sachlage gänzlich verwirrt werden."

„Gestatte mir der Herr nur noch eine Widerrede — es handelt sich ja um Großes und Folgenreiches," fiel der Rabbi ein. „Wenn ich auch die beiden Denuncianten als Zeugen gelten lasse, giebt es keine Gegenzeugen? Ist das Zeugniß eines Zeugen so unumstößlich, daß nicht der Beweis für seine Unglaubwürdigkeit geführt werden dürfe? Gut, sie seien Zeugen; ich stelle Gegenzeugen auf, und das sei jeder Unparteiische, der die Sprache versteht, in der ich mein Werk geschrieben. Unser Gesetz sagt: auf zweien Zeugen soll das Urtheil gesprochen werden, aber nur wenn der Gegenbeweis durch andere Zeugen nicht geführt werden kann."

„Ich habe euch schon gesagt, daß der Gerichtshof sich hierauf nicht einlassen kann, sondern die beschworne Translation als die richtige annehmen muß...."

„Demnächst wird es ohne Folge sein, wenn ich auch die eingereichten Worte nicht als wirkliche Wiedergabe meiner Worte anerkenne?"

„Ohne Wirkung!"

„Nun, wie Gott will!" seufzte der Rabbi. „Es ist genug, daß diese meine Erklärung aufgenommen werde; über den Ausgang hat ja der bestimmt, der die Stunden unsres Lebens in sein Buch verzeichnet hat! Wenn ich demnach wider die mir untergelegten Worte Nichts einwenden darf, nun, so erheb' ich den zweiten Einspruch, erheb' ihn mit aller Kraft meiner Seele,

wider den mir untergeschobenen Sinn meiner Worte.... Man schicke mein Buch an alle Gelehrten Deutschlands, christliche und jüdische, zur Prüfung. Es enthält Nichts als eine unschuldige Vergleichung der Lehre unsres göttlichen Gesetzgebers Mosche mit den Lehren der Heiden, denen er gegenübertrat. Ich wollte die großen Wahrheiten klar machen, die Jener uns verkündet hat, während Dunkelheit die Völker bedeckte, Finsterniß die Nationen. Dies war mein Zweck, dies ist der Inhalt meines Buches, dies der Sinn auch der denuncirten Stelle, wo ich die Folgerungen in Kurzem zusammendrängte. Niemals aber war mein Werk gegen die Christen, niemals gegen die Völker gerichtet, in deren Mitte die zerstreuten Nachkommen Juda's leben. Ja, ich kann den heiligsten Schwur bei dem wahrhaftigen Gotte ablegen, und thue es hiermit, daß in meinem ganzen Leben keine Zeile gegen die Christen aus meine Feder, kein Spruch gegen die Christen von meinen Lippen gefloffen!..."

Bei diesen Worten hatte der Rabbi sich von dem Schemel erhoben, hoch aufgerichtet stand er da, feierlich sprach er mit volltönendem Klange die Worte des Schwures aus. Die Richter waren betroffen. Es entstand eine Pause.

Da ergriff der Minister das Wort, nachdem er sich gegen den Oberrichter verneigt hatte.

„Auf euern Schwur," hob er mit kaltem Tone und stechendem Blick an, „auf euern Schwur können wir kein Gewicht legen. Denn erstens hat ihn euch der Gerichtshof nicht auferlegt, zweitens ist es bekannt, daß die Rabbinen den Juden gelehrt haben, mit geheimem Vorbehalt zu schwören, und endlich, mag euer Schwur den Worten nach ganz richtig sein, ihr möget gegen die Christen ausdrücklich Nichts geschrieben und Nichts gesprochen haben: so wissen wir doch, daß ihr Juden uns unter die Götzendiener und Heiden zählet, und somit was ihr gegen diese sprechet, doch nur gegen uns meinet...."

„Herr, was ihr da saget," fuhr der Rabbi erzürnt auf, „wird euch schwer zu beweisen sein...."

„Ihr werdet euch erinnern," fuhr der Minister immer kalt, fast spöttisch, fort, „daß nicht wir, sondern ihr zu beweisen habet.... Setzt euch, Angeklagter, und antwortet ruhig auf unsere Fragen, wie es uns und wol auch eurem Alter geziemet...."

Der Rabbi neigte das Haupt, und ließ sich wieder auf den Schemel nieder.

„Die Zeugen," fuhr der Minister fort, „haben ebenfalls beschworen, daß eure Worte gegen die Christen und ihren Glauben gerichtet ist...."

„Nun," antwortete ruhig der Rabbi, „und wenn die Juden, wie ihr saget, was ich aber nicht zugestehe, mit Vorbehalt schwören sollen, warum sollten es die Denuncianten nicht gethan haben? warum wird ihrer Aussage unbedingt geglaubt, und mein Widerspruch entkräftet?..."

„Weil uns hierzu kein Grund der Vermuthung vorliegt, wol aber bei euch.... Ihr habet in frevelem Uebermuthe die verdammenden Worte geschrieben, und nun ihr zur gerechten Strafe gezogen werdet, ist es natürlich und mit Grund vorauszusetzen, daß ihr euren Worten den Stachel nehmen wollet...."

„Ich kann," erwiderte der Rabbi, „dasselbe für mich anführen. In meinem ganzen Buche kommt das Wort Christ unter welcher Bezeichnung es sei, nicht vor, sondern es ist überall nur von den Ikkum, d. h. von den die Sterne Anbetenden, die Rede. Jetzt bezüchtigt man mich, die Christen gemeint zu haben ... nun, so muß mir dieses bewiesen, und vorausgesetzt werden, daß meine Gegner mich verleumden und vernichten wollen. Die Voraussetzung trifft also nicht mich, sondern meine Ankläger...."

„Es ist aber durch die bewährtesten Schriftsteller bewiesen," fuhr der Minister fort, der mit Absicht die Untersuchung auf ein allgemeineres Gebiet spielen wollte, um für den Fürsten im Rabbi alle Juden zu treffen, „daß die Juden uns und unsern Glauben für Götzendiener halten. Ihr habet in blöder Verblendung unsern Heiland nicht erkannt, habt ihn gekreuzigt, und

sehet nun denselben von der halben Welt verehrt und angebetet; vor seinem Bilde beugen wir uns, sein Blut und Fleisch erlöset uns von unseren Sünden ... wie anders, als daß ihr in derselben Verstocktheit, in demselben Hasse uns verketzert und verdammt, da ihr einmal eure Augen geschlossen und eure Herzen verriegelt habet...."

„Eure Anklage, Herr, ist schwer," sprach der Rabbi nach einigem Bedenken, „und um so schwerer zu widerlegen, da ihr sie von vorn herein für erwiesen ausgebet. Aber ihr klaget in mir alle meine Stamm- und Glaubensgenossen an, und so stärke mich Gott, für diese die Vertheidigung mit meinen schwachen Kräften führen zu können. Ja, Herr, es ist wahr, daß unsre Väter den Stifter eurer Religion gekreuzigt haben; die Geschichte sagt es, zwar nicht unsere Geschichte, diese schweigt hierüber, aber wir können es nicht widerlegen; ja, wir müssen es so annehmen, denn man hat es schwer, man hat es blutig an uns gerächt, man hat uns bitter dafür büßen lassen, uns, die späten Nachkommen, die keinen Antheil an dieser That hatten. Ja, es ist auch wahr, daß wir noch heute an seine Verkündigungen nicht glauben. Ihr nennt es Verstocktheit, Verblendung, Hartnäckigkeit — — wir nennen es Ueberzeugung. Und wer kann für diese? O, warum sollten wir verstockt sein? Meinet ihr, wir folgten nicht gern eurem Rufe, wenn wir könnten? Haben wir nicht täglich Last und Schmach ohne Ende zu tragen? Würden uns nicht Wohlleben und Ehre und Freiheit werden, so wir euch folgten? Wie würde eine ganze Nation so verstockt, so hartnäckig sein, blos aus Eigensinn sich so bitteren Entsagungen, so großen Qualen zu unterziehen? Wo wäre ein Vater-, wo ein Mutterherz, das sein Kindlein einem so traurigen Schicksal überantworten könnte, nur aus Eigensinn? Wenn nicht vielmehr die innerste Ueberzeugung dazu drängte, dies allein als die göttliche Wahrheit anzuerkennen, und um dieser willen das Joch der Welt zu tragen? In dieser Ueberzeugung werden wir geboren, erzogen, leben und sterben wir; und darum müssen

wir wieder unsere Kinder hierin erziehen und befestigen, welches Loos uns und sie dafür treffe!... Aber wenn wir so anders denken und fühlen, wie eine halbe Welt, und nach Nichts streben, als so denken und fühlen zu dürfen ungestört und ungefährdet: warum sollten wir dieser halben Welt nicht dasselbe Recht zugestehen wollen, zu denken und zu fühlen nach ihrer Weise, ungestört und unbehelligt von uns? Warum sollten wir hassen und verdammen, wie ihr saget, diese halbe Welt, darum weil sie für sich nur will, was wir für uns wollen, zu denken und zu fühlen, ein Jeder nach seiner Weise?... Nein, wir empfinden Nichts von Haß und Verdammung, wenn man uns nicht hasset, uns nicht verdammet.... Hätten wir noch nicht den Werth des Friedens genug kennen gelernt, um das Feld des Hasses auch unsrerseits anbauen zu wollen?..."

Die kräftigen, mit dem innigsten Tone der Wahrheit ausgesprochenen Worte des Rabbi schienen an dem glatten Schilde des Ministers wirkungslos abzugleiten, denn er hob abermals an: „Diese subtilen Unterscheidungen, diese feinen Wendungen mögen wol bei einigen der gelehrteren und gebildeteren Geister unter euch stattfinden, aber beim Volke gewiß nicht. Das Volk greift täppisch und geradezu. Das Volk haßt, wo es etwas Anderes findet, als es selbst in seinem blinden Sinn hegt. Wie? wird, was ihr hier vorgebet, nicht durch die That, durch die Wirklichkeit widerlegt? Beweisen es die Juden nicht täglich, daß sie den Christen hassen, wo sie es können? Kennet ihr nicht die an tausend Orten bestätigte Kunde, daß ihr Blut vom Christenknaben verbrauchet?... Sehen wir nicht täglich und überall Juden die Christen durch Wucher zu Grunde richten?... Sehen wir nicht, daß die Juden auf nichts Anderes ihr Augenmerk richten, als die Christen zu betrügen in Handel und Wandel?... saget, verschwinden vor diesen Thatsachen nicht all eure schönen Redensarten wie Dunst vor den Sonnenstrahlen?..."

„Eure Anklagen, Herr," erwiderte unverdrossen der

Greis, „haben nicht das Verdienst, neu zu sein. Doch muß ich es Dank wissen, daß mir gestattet wird, darauf zu antworten. Aber mögen die Herren Richter es einem alten Manne nicht übel nehmen, wenn er die harten Worte durch ein Gleichniß abzuweisen sich erlaubt. Zwei Brüder hatten, wie es natürlich, ein Vaterhaus; aber der eine, ob auch der jüngere, war kräftig über die Maßen und übertraf an Macht und Gewalt bei weitem seinen ältern Bruder. Da verjagte der jüngere den ältern aus dem Vaterhause, wies ihn aus den Räumen und Zimmern, ja aus der Flur und dem Eingang des Hauses, wohnte allein darinnen, und genoß die Herrlichkeiten, die da aufgehäuft waren. Und so war der ältere, schwache Bruder genöthigt, sich vor der Thüre eine Lagerstätte zu bereiten, und sich dessen zu bemächtigen, was irgend aus dem Hause kam an Federvieh und Speiseresten, um sein Dasein mühselig und unter Thränen zu fristen. O, ihr Richter, was würdet ihr sagen, wenn nun der jüngere Bruder aufträte, und zum ältern, den er vertrieben und ins Elend gestoßen, sagen würde: „„Du Dieb und Räuber, wie kannst du dich vor meiner Thüre lagern, auf meinem Sande dich betten, von meines Tisches Abfall dich sättigen? Du bist ein betrügerischer Gauner, der an meinem Gute sich laben, und mich berücken will, wie er nur kann?...““ Würde nicht Jeder diesen Bruder verurtheilen, und den schwachen ältesten bedauern, dem zu widerstehen, die Natur ihm die Kraft versagt hat?... Nun, wohlan, dies ist unser, der Juden Loos! Einst wohnten wir ruhig und den Boden bebauend in unserm Lande, aber ein Mächtigerer verstieß uns aus demselben; dann wohnten wir als Bürger und voll Würde in dem großen Römerreiche, und neben uns der jüngere Bruder, der Christ. Aber als dieser groß geworden und gewaltig, und stärker und herrschender als wir, da vertrieb er uns noch einmal aus unseren Sitzen und zerstreute uns durch die Welt, die er uns zu durchwandern zwang, und machte uns rechts- und ehrlos, und nahm uns das Brod des Bodens und das Brod des Gewerbes,

und verstieß uns vor die Thore der Städte, und ließ uns Nichts, Nichts, als mit alten Kleidern zu trödeln und mit Gelde zu wuchern.... So hat uns unser jüngerer Bruder in den Staub getreten und in Lumpen gehüllt, und uns die Welt der Menschen verschlossen.... Und nun wir vor der Thüre lagern, und vom Abfall uns nähren, und der Hunger uns treibt, uns zu bemächtigen deß, was sich herausverläuft... itzt sagt man, daß wir sind voll Hasses, und wollten nur plündern, berücken, aussaugen, zu Grunde richten!... Nehmt uns den Hunger und das Bedürfniß, oder besser, lasset uns auch in das Vaterhaus ein, und uns darin wohnen und walten und schaffen nach besten Kräften ... so werdet ihr sehen, ob wir Menschen und Bürger und Kinder des Glaubens sind, der zuerst sprach: „„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst,““ und „„du sollst nicht hassen!““... Ja, einst werden Zeiten kommen, wo man das Unrecht erkennt, das tausendjährige, das man an uns verübet, wo die Welt sich uns öffnen und uns einlassen, wo der jüngere Bruder seine Gewaltthat einsehen, und den ältern wieder einsetzen wird in alle seine Rechte ... sie werden kommen diese Zeiten, und sei es noch so lange bis zu ihnen ... dann wird Juda aus seinem Schlummer erwachen, dann werden alle seine Kräfte erstehen und sich emporringen zum Staunen der Menschheit, und es wird die Liebe vergelten, die man ihm erweiset, und der Freiheit sich würdig zeigen, die man ihm ertheilet.... Dies, Herr, ist meine Antwort auf eure Anklage.... Was aber jene entsetzliche Beschuldigung betrifft, deren Wahrheit man freilich aus dem Bekenntniß auf die Folter gespannter Juden oder aus der Behauptung derer, die geplündert und gebrandmordet hatten, erweisen will — nun, leset die alten Geschichten, so werdet ihr finden, daß die Heiden desselben Verbrechens die ersten Christen beschuldigten, und auf dieselbe Weise als wahr erwiesen — so wollen wir dessen so schuldig sein wie die ersten Christen; leset die Erklärungen der Päpste und Kaiser und großen Gelehrten,

welche die Juden freisprachen von diesem widernatürlichen Verbrechen, und diejenigen verurtheilten, welche es zum Vorwande gebrauchten, um die Juden noch mehr zu beugen und mit dem Schein des Rechts noch schrecklicher zu verfolgen....“

Der Greis hielt erschöpft inne, und sank zusammen; eine hohe Röthe hatte sein bleiches Antlitz eingenommen, und zeugte von der ungewöhnlichen Aufregung, die sich seiner Seele bemächtigt hatte. Aber sein unermüdlicher Verfolger hielt nicht inne; als ob er es darauf angelegt, den schwachen Greis zu erschöpfen, damit er zuletzt desto eher nachgebe, hob er von neuem an: „Ihr speiset uns mit der Vergangenheit und Zukunft ab, wo es sich um die Gegenwart, um eine schlechte Wirklichkeit handelt. Ich will mit euch die Ursachen nicht erforschen, aus denen es so gekommen, wie es ist; ich will euch auch wünschen, daß es einst so kommen möge, wie vorauszusehen ihr den Propheten spielet, obschon die Christen wohl niemals so thöricht sein werden, zu vergessen, wer ihr Feind war und ist. Aber ihr selbst gestehet ja ein, daß meine Beschuldigungen nicht unwahr sind; ihr suchet nur zu entschuldigen und zu rechtfertigen, aber zu leugnen waget ihr nicht. Wir aber sind dazu da, das Unrecht zu bestrafen, wo wir es finden, und die getreuen Unterthanen zu bewahren und zu schützen vor Jedem, der sie benachtheiligt und beschädigt. O, glaubet wohl, wir wissen Alles; wir wissen, daß ihr in euren Synagogen Gebete voll Hasses, Gebete um Rache, daß Gott das vergossene Blut räche und eure Feinde vernichte, ausstoßet; da, in eurer Mitte, entladet ihr euer schwarzes Herz der Galle, die es aufgehäuft; da kommt eure wahre Gesinnung zu Tage .... und ihr machet noch Anspruch, daß man euch unschuldigen Sinn unterschiebe, wo ihr mit zweideutigen Worten um euch werfet, wohl wissend, daß euch die Eurigen allerdings verstehen..... Geht, wir sind nicht die Thoren, die sich mit glatten Redensarten täuschen lassen.....“

Der Rabbi raffte sich noch einmal zusammen, und blieb

auch hierauf die Antwort nicht schuldig. Er sprach: „So verfolget ihr uns auch in unsere Gotteshäuser, so lauschet ihr auch da auf einige Worte, die unseren zitternden Lippen entfallen, auf einige Formeln, die uns seit Jahrhunderten von unseren Vätern überkommen sind, und die wir sprechen, weil jene sie sprachen? Was Wunder, daß ihr auch unsere Herzen und ihre Farben und ihren Inhalt kennen wollet; was Wunder, da ihr so tief in das Innere unserer Seele hineinwühlet, daß ihr darin Bescheid wissen wollet; wer die Brust aufschlitzt, kann den Herzschlag und den Athemzug wol gewahren, wenn sie auch bald stille stehen.... Doch nein! ich will nicht bitter werden... Herr! in euren Kirchen wird unzählige Mal auf die Juden geschmähet und geschimpft; von euren Kanzeln, vor euren Altären werden sie laut und vernehmlich der Verdammniß übergeben, wird der Fluch über sie ausgesprochen, wird Haß und Rache über sie heraufbeschworen, werden sie als Kinder und Diener der Hölle gebrandmarkt... nun, wir werden euch die Freiheit, all dies im Namen der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit zu thun, nicht beschränken können und wollen .... aber wenn einige in den Staub getretene Juden, wenn diese, verfolgt und bedrückt, wenn diese, ihrer Eltern oder Kinder beraubt, ihre Brüder oder Schwestern den Flammen übergeben sehend, vor Jahrhunderten einige Klagelieder dichteten, einige Stoßgebete um Rettung, um Bestrafung der Frevler abfaßten und sprachen, und ihren Enkeln überlieferten, die sie, theils im Gefühl des eigenen Wehs, theils auch gedankenlos nachsprechen .... dann wird Zeter über diese gerufen, dann sind ihre Herzen voll Gift und Galle, dann verurtheilt man triumphirend das verruchte Geschlecht.... O, daß man sich selbst Alles gestattet, und dem Verfolgten den geringsten Seufzer verargget und ihn zur Anklage umschmiedet.... Ja, wir sind Alle Menschen, warum will man von den Juden verlangen, daß sie Engel seien...."

„Diese Forderung fällt allerdings Keinem ein, und die

Juden, die ich kenne, sind sehr weit davon entfernt, Engel zu sein .... Doch kommen wir zum Gegenstande zurück .... Wir haben, Angeklagter, die Anklagen ausgesprochen, unter denen die Juden erliegen; ihr habt sie zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen gewagt, aber leugnen konntet ihr sie nicht; jedes eurer Worte, welches die Ursachen und die Gründe auf uns Christen zurückschob, war selbst ein Beleg für die Richtigkeit der Beschuldigungen ... demnächst, da es zugleich festgestellt ist, daß die denuncirten Worte die eurigen sind, und ihr es nicht widerlegen könnet, daß ihr sie gegen die Christen gerichtet habet, auch wenn ihr irgend eine heidnische Secte gemeint zu haben vorgebet: so sind wir genugsam zu Resultaten in diesem Verhör gekommen, und wir können es beendigen...."

„Meine Herren Richter," hob der Greis mit gewaltiger Stimme an, und sprang von seinem Schemel auf, „ich thue Einspruch gegen alle die gewagten, willkürlichen Folgerungen, die soeben ausgesprochen worden; Einspruch, daß die angegebenen Worte wirklich die meinigen sind, Einspruch, daß ich sie gegen die Christen gerichtet, Einspruch, daß ich die Anklagen meines Volkes lediglich entschuldigt, und damit ihre Richtigkeit erwiesen habe; Einspruch, daß daraus auf meinen und der Meinigen geheimen Sinn zu schließen sei! Diesen Einspruch thue ich; alle die, vom Hasse geborenen Schlüsse weise ich zurück, und will, daß meine Angelegenheit lediglich nach der einfachen Thatsache beurtheilt werde: es liegen einige Sätze vor, in denen das Wort Christ wie im ganzen Buche nicht vorkommt, sondern wo nur von den alten Heiden in deutlicher Bezeichnung die Rede ist — ob ich hiernach schuldig bin oder nicht, dies ist es, was der hohe Gerichtshof in seiner Weisheit zu entscheiden hat..."

Der Oberrichter, welcher zuerst gesprochen, nahm das Wort: „Wir haben, Angeklagter, euch ungestört und ununterbrochen sprechen lassen, eure Vertheidigung nirgends beschränkt... was wir nun für bewährt, erwiesen ansehen werden, dies zu bestimmen ist unsere Sache; welche Judicien wir für

richtig und schlagend anerkennen, diese zu bezeichnen ist unseres Amtes. Das Verhör ist geschlossen, ihr könnet gehen."

„Wohl," sprach Rabbi Haller vor sich hin, „nur Gott bestimmt den Eingang und den Ausgang, sein Name sei gepriesen! Damit kam ich hierher, damit geh' ich von hinnen. Wer aber die Wahrheit gesprochen, der fürchtet Nichts!"

Mit diesen Worten erhob er sich, verbeugte sich gegen die Richter, schritt nach der Pforte, an welcher ihn die Wächter in Empfang nahmen.

8.

Der Gemeindevorstand.

In der Judenstadt fand eine große Aufregung statt. Jene Versammlung bei dem Bücherhändler Baruch hatte ihre Früchte getragen. Die Kunde, daß es auf die Vertreibung der Juden abgesehen sei, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, und Angst und Schrecken waren in die Häuser und Hütten des Judenviertels gedrungen. Man sah schon den Pöbel entfesselt auf die Wehrlosen sich werfen, und die Blut- und Brandscenen früherer Zeiten sich da erneuern, wo bis jetzt wol Druck und Beschränkung, aber Ruhe und Sicherheit geherrscht. Dann gingen schreckliche Sagen um, wie schwer der geliebte und verehrte Rabbi gelitten, und sich vergrößernd, flüsterte das Gerücht von Martern und Foltern, denen er unterworfen worden, aber heldenmüthig widerstanden habe. Auch die Rückkehr des langen Bachur blieb nicht erfolglos; mit ihm ward es bekannt, daß eine frevelhafte Hand des Rabbi Tochter, die schöne, unschuldige Sara, geraubt und sie gefangen halte, um sie zur Beute schnöder Lust und Entehrung zu machen. Auch war aus dem „langen Bachur" ein ganz anderer Mensch geworden. Von den Abenteuern, die er zu bestehen gehabt, hatte sich ein Nimbus um die lange, sonst so träumerische Gestalt gelegt. Geschäftig sah man ihn hierhin und dorthin

eilen. Ueberall sprach und peroririte er. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte sich die ganze Judenstadt, von Greis bis Kind, bis auf das alte Hannele, auf die Beine gemacht, und wäre mit Stöcken und Prügeln und was sich vorfand hinausgezogen nach dem Schandgarten, um Sara zu befreien. Dies geschah nun zwar nicht, aber die Aufregung wurde doch immer größer im Volke. In der langen Gasse, wie in den Gäßchen, überall standen Gruppen zusammen, in denen es laut herging, wo man sprach und schrie und gestikulirte, und Neuigkeiten mit großer Wichtigkeit vorbrachte, und über die nächste Zukunft disputirte, und über das, was man thun müsse, oder vielmehr was geschehen müsse, hin- und herstritt. Viele „ich sage euch", oder „du weißt Nichts", oder „laß mich reden", oder „ich weiß es besser" und dergleichen tönten aus den Haufen. Man fand eine süße Befriedigung im Reden, da man zum Thun keinen Muth und keine Gelegenheit hatte.

Vor Allem aber wandte die Wuth des Volkes sich gegen die bekannt gewordenen Urheber der ganzen traurigen Begebenheit. Je unantastbarer die höchsten Träger des theils hereingebrochenen, theils drohenden Unheils standen — desto wüthender war man auf die Verräther, welche das Uebel angezettelt. Der Dajan Itzchak hatte sich längst aus dem Staube gemacht, und war aus der Stadt entwichen, da er sich kaum des Lebens sicher fühlte. Aber der reiche Mendel wohnte außerhalb des Viertels, er hatte sich wohlbedacht aus allem Zusammenhang mit seinen Glaubensgenossen gesetzt; selbst in der Synagoge erschien er nicht mehr, nur an den Sitzungen des Vorstandes nahm er noch Theil, denn von seinem Stolze und seinen Mitteln glaubte er diesen noch beherrscht, wie er in demselben so lange Zeit das Machtwort geführt.

Aber auch hierhin war das Entsetzen und der Unwille gedrungen. Der Vorstand fühlte, daß er Etwas thun müsse, um der Gefahr vorzubeugen. So groß auch das Ansehen Mendel's gewesen und noch war, so hatten sich doch die Geister

auch der übrigen Vorstandsmitglieder empört, als kein Zweifel über dem Verrath jenes Mannes mehr schwebte. Das Gewühl der Masse drängte, und sie entschlossen sich, dem Durst nach Rache nachzugeben, so weit sie es vermöchten, und sich dadurch ihrerseits zu reinigen von den Vorwürfen, mit denen der ganze Vorstand überhäuft ward.

Auf heute war eine Sitzung anberaumt; die übrigen Mitglieder hatten sich besprochen, über die Mittel, das Unglück abzuwenden, zu berathen und zugleich dem Verräther Mendel eine tiefe Demüthigung zu bereiten.

Der Vorstand war versammelt; auch Mendel war erschienen; er mochte wol nicht auf den gewöhnlichen Wegen ins Gemeindehaus gelangt sein, damit er die Gasser auf der Straße vermeide. Jetzt ließ man sich um die Tafel nieder, um die Sitzung zu beginnen.

Ein Mitglied, Reb Secharja mit Namen, begann: „Herr Mendel, der Vorstand hat, bei dem großen und eigenthümlichen Gegenstande, der zu unserer Erwägung heute vorliegt, beschlossen, den Vorsitz mir anzuvertrauen. In meinem langen, viel bewegten Leben habe ich mehre solcher Unglückszeiten durchgemacht, wie sie jetzt auch über diese gute, fromme Kehilla gekommen, und darum Erfahrung in solchen Dingen gesammelt."

Mendel erbleichte; er sah sich um; Niemand blickte auf ihn hin; stillschweigend verließ er den Stuhl des Vorsitzenden, aber Niemand machte ihm Platz; er setzte sich daher auf einen leeren Sitz am Ende der Tafel neben das jüngste Vorstandsmitglied. Seine Hand ballte sich, die Lippen kniff er zusammen. Jetzt erst nahm Reb Secharja den Vorsitz ein.

„Nun, meine Herren," hob dieser an, „was uns heute vorliegt, brauche ich nicht erst weitläufig auseinanderzusetzen. Durch zwei gräuliche Verräther aus unserer Mitte — der Heilige, gelobt sei er, wird sie treffen um ihre Frevelthat, und unsere Thränen und Seufzer auf ihre schuldigen Häupter

bringen" — (Mendel schauderte bei diesen Worten zusammen; er begann zu fühlen, was er in seinem Dünkel sich verborgen, daß auch hier seine Herrschaft zu Ende gegangen) „ist ein drohendes Ungewitter über uns heraufgezogen, und es gilt die schwere Frage, wie es abzuwenden sei? Unsere Kräfte sind gering, unsre Hülflosigkeit groß, unsere Feinde mächtig — wir müssen auf Gott vertrauen; aber wir wissen, daß er in seinen unerforschlichen Rathschlüssen nicht immer das Böse abwendet vom Erdensohn, und es oft genug auf die Söhne Juda's fallen ließ in aller Strenge — warum? weiß Er allein und seine heiligen Diener, es wird wol um unserer Sünden willen sein — der Mensch aber muß sein Mögliches thun, um aus der Gefahr sich zu retten. Was nun hier das Mögliche sei, das haben wir herauszufinden."

Ein Greis winkte, zuerst sprechen zu wollen. Reb Nachman hatte ein strenges, fast finsteres Antlitz; über die abgezehrten, mit einer hellen Röthe bezeichneten Backenknochen blickten blitzende Augen, die zu einem ungewöhnlichen Feuer sich beleben konnten; dabei starrten buschige Augenbraunen darüber hinaus; dabei streckten sich die langen, weißen, mageren Hände in die Luft; dabei wallete der lange, spitz zulaufende Silberbart, wie vom Sturme bewegt. Er sprach: „Ihr habt wohl gesprochen, Reb Secharja, daß man muß Gott vertrauen; gerade darum aber muß man sich zuerst an Gott wenden, und ihm die Ehre geben; gerade darum muß der Mensch zuerst sich demüthigen vor ihm, und sich kasteien, daß er uns gebrochenen Herzens und zerknirschten Geistes schaue. Mi jodea jaschub venicham al haraa, sagte der heilige Prophet. (Wer weiß, er kehret um und ihn reuet des Unheils.) Ich trage daher darauf an, daß ein Taanis Zibbur, ein Fasten der Gemeinde gehalten werde, mit Bußgebet und Sündenbekenntniß, auf daß Er unsere Missethaten vergebe, und von seinen reuigen Kindern das Unheil abwende."

Die Vorsteher machten zu diesem Vorschlage verschiedene

Geberden. Der jüngere Theil schien an dem Fasten keinen Gefallen zu finden, oder von ihm keine große Erwartung zu hegen. Von den Aelteren nickten Einige mit dem Kopf, Andere schienen ihre Meinung in suspenso zu halten. Mendel, der sich jetzt stolz in seinen Stuhl zurückgelehnt, und die Arme übereinandergeschlagen hatte, gab nur durch ein höhnisches Zusammenziehen des Mundes seine Meinung zu erkennen.

„Ein Fasten", sprach endlich ein jüngeres Mitglied, „ist unter uns nur Sitte, wenn ein Unglück schon gekommen; wenn das, was wir fürchten, eingetroffen, und das Mißgeschick unsere Familien niedergedrückt hat, dann pflegt man in Israel einen Fasttag einzusetzen, zur Erinnerung für Enkel und Urenkel; aber nicht, wenn es droht, wenn es in Anmarsch ist, aber noch Niemand fühlt...."

„Wie ihr's versteht," fiel Reb Nachman hitzig ein, „wie ihr's versteht! Sehet euch um in unsrer heiligen Geschichte, und ihr werdet eines Bessern belehrt. Als Jona den Untergang Nineve's weissagte, da fastete man dort und kehrte um vom bösen Wandel, und der Barmherzige verzieh ihnen. Als die Heuschrecken kamen über Jerusalem, da rief der Prophet Joel einen Fasttag aus, und Gott vernichtete sie; als die Dürre drohte zu Jirmeja's Zeit, da fastete man. Als der Sohn David's sterben wollte, da legte er seinen königlichen Mantel ab, und fastete und saß auf Asche. Und erinnert euch doch, als Esther zum König Achaschverosch gehen wollte, um den verruchten Haman zu Schanden zu machen, ehe sie ging, fastete sie drei Tage, und mit ihr alle Juden in Schuschan. Gerade da stehen wir auch; ein Haman ist da, aber noch keine Esther und noch kein Mordechai; nun, so laßt uns an die Brust schlagen und uns kasteien. Sind wir wie die Heiden, die glauben, Alles durch ihre Künste machen zu können: oder sind wir Bne Jisrael, die das Ol haschamajim auf uns tragen, und deshalb erwarten müssen ihr Heil und ihre Hülfe vom Allerheiligsten allein?.... Und wie? wir fühlen es noch nicht? es drohet blos? es ist noch

nicht da? Ist nicht unser ehrwürdiger Rabbi, ein Heiliger in Israel, uns schon entrissen und schmachtet im Kerker und duldet tausend Qualen? Genügt nicht das schon, daß die Heerde, die des Hirten entbehrt, sich demüthig vor Gott in den Staub werfe?..."

Als der Greis diesen letzten Punkt berührt hatte, da erhoben sich die meisten Vorsteher, und sprachen: „Ja, er hat Recht, die Gemeinde muß ein Fasten halten, und das Beth din wird es verordnen. Wir müssen zeigen, wie hoch wir unsern Rabbi halten, den die Verräther zum Opfer ihrer Bosheit gemacht haben...." Glühende Blicke wandten sich auf Mendel, der stolz zurückgelehnt saß, und die Blicke mit noch giftigeren erwiederte.

Reb Nachman schüttelte den Kopf; der Greis mochte fühlen, daß hier wieder einmal ein frommer Gedanke menschlich angewendet worden, und ihm Raum gegeben ward um Menschen willen. So verfehlt man oft im Leben den Zweck, indem man das Ziel erreicht.

Der Vorsitzende begann wieder: „Nachdem wir also Gott die Ehre gegeben, ist es aber auch nothwendig, die menschlichen Mittel zu berathen, die anzuwenden. Denn Gott greift nicht vom Himmel herab: er sendet seine Schluchim (Boten). Und ob wir auch vertrauen wollen, daß er uns zur rechten Zeit den rechten Boten schicken werde, so müssen wir doch suchen, wie wir einen finden...."

Er forderte den Aeltesten auf, zuerst seine Meinung zu sagen. Dieser sprach: „Haben wir einmal zuerst uns an den Allerhöchsten gewendet, gehen wir zunächst zu dem, der nach ihm kommt. Wir wollen eine Deputation an den Fürsten schicken, die sich vor ihm niederwerfe, und seine Gnade anflehe für die armen Juden, die doch auch seine Unterthanen sind."

Hierüber wurde zuerst discutirt. Es erhoben sich viele Einwände. Der Eine sagte: „Der Fürst kennt keine Gnade, er macht Alles vom Richterstuhle abhängig." Der Andere: „Wir

machen damit Nichts gut, im Gegentheil, wenn der Fürst uns abgewiesen, bleibt gar Nichts mehr übrig. Dahin sich zu wenden, muß das Letzte sein."

Endlich schaffte sich ein Dritter Gehör. „Gehen wir," sagte er, „sogleich vor die rechte Schmiede. Wer hat über uns zu entscheiden? Der Minister und die Richter. Ist der Erste für uns, entscheiden die Anderen zu des Rabbi Gunsten — nun, dann sind wir gerettet. Wie aber kommen wir zu diesen? Aus Liebe zu uns thun sie just Nichts, eher das Gegentheil. Aus Menschenliebe, ist Nichts zu erwarten. Wenn wir kommen mit vollen Händen, sind wir willkommen. Was wollt ihr? Fraget bei Allen nach, wodurch je seit tausend Jahren die Gefahren von unseren Vätern abgewendet wurden? Waffen haben wir nicht, Herzensgüte und Gerechtigkeit würden uns nicht in Gefahr bringen. Also — Geld! Nehmt Geld, sehr viel Geld, und bringt es hin; an den Minister geradezu, an die Richter durch Umwege — dann könnt ihr hoffen. Was Wunder? Wir wollen gern kein Geld geben. Jene aber wollen's haben. So müssen wir's geben. Wir thun nicht Unrecht, denn Keiner will ertrinken, aber Jene. Geht nicht um den Brei herum, sondern mit dem Löffel oder mit der Hand geradezu herein!"

Durch diesen einfache Worte waren die Schleußen eröffnet; man befand sich auf einem Male aus der Förmlichkeit auf den vertrauten Boden versetzt, die Nachbaren besprachen sich untereinander; Jeder berechnete die Summen, die nöthig, die Personen, an die man sich wenden, die Wege, die man einschlagen müsse. Mendel saß allein; Niemand sprach mit ihm, Niemand wandte sich an ihn. Allmälig wurden glühende Kohlen auf sein Haupt gesammelt.

Endlich klopfte Reb Secharja auf den Tisch. „Ich glaube, daß wir so ziemlich einig sind über das, was zu thun ist. Der Vorstand wird drei Männer wählen, die das Einzelne zu besorgen und zu betreiben haben. Aber — wo das Geld hernehmen? Unsere Gemeinde ist arm, schon verschuldet...."

Auf diesen Moment hatte Mendel schmerzlich gewartet. Leicht hatte er im Voraus den Gang berechnet, den die Berathung nehmen, und daß sie unfehlbar an diesem Punkte anlangen mußte. Jetzt blähete er sich wieder auf seinem Stuhle, jetzt hob sich sein Haupt wieder empor, und mit Fingern trommelte er auf den Tisch. Er erwartete, daß man sich an ihn wenden würde.

Eine Pause war entstanden.

„Eine Collekte!... rief ein Jüngerer aus.

„Die würde kaum ein Viertel decken. Was könnte uns wol ein Zwanzigtausend Thaler helfen ... und wer sollte unter uns die aufbringen...."

Manches Auge schielte auf den reichen Mendel. Dieser schwieg natürlich; aber die Anderen schwiegen auch.

„Jetzt werden sie kommen...." dachte er; aber sie kamen nicht, sie ignorirten ihn gänzlich. Aber Niemand schien auch Rath zu wissen.

Da stand ein kleines, schwaches Männchen auf, welches bisher wenig gesprochen, hustete und sprach: „Seht, meine Herren! was ersten von den Schluchim Gottes gesprochen wurde, ist doch nicht so Unrecht. Ich habe euch zu sagen, daß Reb Isriel zu Worms, an den ich geschrieben gleich, als unser Rabbi Haller ins Gefängniß gekommen, mir geantwortet hat: er wäre bereit, er und seine Brüder, jede Summe herzugeben, und sei sie noch so groß, um den Rabbi loszuschaffen. Ja, er will sie uns geben zu nicht mehr als drei Procent, die wir auf ewige Zeiten nach Worms zahlen sollen, denn er will ein Dabar tob (eine Wohlthätigkeitsanstalt) daraus machen für eine Anzahl Talmude tora (armer Gelehrten)...."

Ein Jubelruf tönte durch den Saal, als ob der Rabbi schon wiedergekehrt, als ob das ganze Unheil schon abgewendet wäre, als ständen sie wieder auf festem Fuße.... Alle waren aufgesprungen und umarmten sich; Alle schrien durcheinander. „Das ist ein Naßi bejisrael." „Ja, das Rachmanit stirbt nicht aus unter uns!" Diese und andere Ausrufungen vernahm

man. Der Einzige, der sitzen geblieben, der Einzige, der nichts ausgerufen, war — Mendel.

Der Tumult legte sich; man nahm wieder Platz. Der Vorsitzende sprach: „Daß wir die Bedingungen des Rabbi Isriel zu Worms mit Freuden und Dank annehmen, versteht sich von selbst. Unsere Enkel werden noch gern die Lasten tragen, durch welche ihre Väter, also auch sie, gerettet wurden, und die der hochherzige Geber doch nur zu wohlthätigen Zwecken verwenden will. Wir wären hiermit zu Ende. Aber noch Eines bleibet mir übrig, so schmerzlich es mir ist.“ Der Sprecher hielt ein und räusperte sich; er schien selbst tief ergriffen; eine erwartungsvolle Pause trat ein. Er fuhr fort: „Im Namen des versammelten Vorstandes habe ich an Sie, Herr Mendel, das Wort zu richten. Wir wissen wohl, daß Ihr Vater, gesegneten Angedenkens, ja daß auch Sie mancherlei Wohlthaten der hiesigen Gemeinde gespendet haben. Den Segen dessen wird Ihr Vater im jenseitigen Leben gesammelt haben. Sie aber haben durch den Verrath, den Sie angesponnen, die ganze Rechnung durchstrichen und uns alles Dankes enthoben. Ihnen war es anvertraut, für die Sicherheit der Gemeinde zu wachen, und Sie haben durch beispiellosen Verrath die Gemeinde an den Rand des Verderbens gebracht. Sie haben gelogen, verrathen und meineidig geschworen! Sie sind ein Lügner, Verräther und Meineidiger! Dennoch hatten Sie die Frechheit, in diesem Saale zu erscheinen, die namenlose Frechheit, den Vorsitz unter uns führen zu wollen. Im Namen der Gemeinde und des Vorstandes schließen wir Sie hiermit aus; Ihr Name soll durchgestrichen werden in allen Verhandlungen, in denen er vorkommt; Ihr Name soll nicht gedacht und nicht erwähnt werden!...“

Während dieser Anrede war Mendel aufgesprungen, sein Antlitz war gelb und fahl geworden, seine Augen stierten, seine Hände ballten sich....

„Ihr wagt das, Hunde!...“ rief er aus. „Ihr sollt es

theuer bezahlen.... Secharja, ich kündе euch den Credit.... Ihr Alle, die in meinem Schuldbuche stehen, bis Mittag muß es bezahlt sein, oder ich pfände euch.... Ha, ihr sollt sehen...."

„Wir waren darauf gefaßt, wir sind zusammengetreten, wir haben uns ausgeholfen wie treue Brüder, wir sind aus eurer Gewalt... wenn ihr nach Hause kommt, findet ihr Alles gelöst, was Einer von uns euch schuldet..."

„Macht was ihr wollt," schrie Mendel, „ich will euch schon bekommen, nicht euer Fasten, nicht euer Geld soll euch helfen...."

„Hinaus mit dem Verräther! Wir dulden ihn nicht unter uns!..." war der allgemeine Ruf.

Mendel wollte noch sprechen, der Schaum stand vor seinem Munde, er ergriff den Stuhl und stampfte ihn auf dem Boden entzwei.

„Bote, herein!" — rief endlich der Vorsitzende. „Führt den Herrn Mendel ab, er gehört nicht mehr her...."

Das war zu viel; ohne Hut und Stock stürzte er, Flüche ausstoßend, aus dem Saale, die Treppe hinunter, und in seiner sinnlosen Wuth auf die Straße hinaus.

Kaum aber war er hier angelangt, als er alsbald von den versammelten Gruppen erkannt ward. Sofort schrie es: „Der Verräther Mendel!" Man lief ihm nach, man wies auf ihn, man überschüttete ihn mit Schmähungen. Bald hatte einer der Eifrigsten einen Stein erhoben und ihm nachgeworfen. Andere folgten. Man sammelte sich um ihn, man sperrte ihm den Ausweg ab. Schon blutete er, von einem Stein getroffen. Ein Näherer ergriff einen Stock und hieb nach ihm. Auch dies fand Nachfolge. Hunderte von Prügeln erhoben sich. Er ward verwundet. Er war verloren... ein Opfer der Volkswuth mußte er fallen, nicht unverdient....

In diesem Augenblick erschienen Joseph und der lange Bachur. Kaum erblickten sie, was vorging, so warfen sie sich vor den

Verfolgten, und der lange David hielt die Arme der Nächsten auf, die sich zum Schlagen senken wollten. „Um Gottes willen, was thut ihr?“ rief Joseph mit Löwenstimme. „Im Namen meines Vaters, haltet ein, ich bitte euch!...“

„Joseph Haller! Des Rabbi Sohn!...“ ging es durch den Haufen, und man stand ab.

„Was wollet ihr thun?“ fuhr Joseph fort. „Wollet ihr Mörder und Todtschläger werden? Soll es heißen: die Juden haben ihn todtgeschlagen auf offener Straße? Ist noch nicht Unheil genug über uns hereingebrochen? Wollt ihr noch mehr Untersuchung, noch mehr Gefangene, noch mehr Strafe, und diesmal mit Recht? Soll der Pöbel auf willkommene Veranlassung heute in diese Straße brechen, und euch, eure Eltern und Kinder morden? Lasset ab, wenn ihr uns nicht ins Verderben bringen und das als Strafe Gottes verdienen wollet, was uns bis jetzt nur droht.... Wer meinen Vater lieb hat, der läßt den Unglücklichen da frei gehen!...“

Auf diese energische Anrede Josephs wurde der Haufe still, es öffnete sich eine Gasse, Joseph und der lange Bachur führten Mendel hindurch. Bald aber erhoben sich wenigstens die Verwünschungen wieder, und folgten dem Verräther weit über die Judengasse hinaus.

Kaum hatte sich Mendel noch aufrecht erhalten, und Joseph mußte ihn mehr tragen, als führen. Mühsam kamen sie an das Haus Mendel's, und Joseph brachte den fast Bewußtlosen die Treppe hinauf. Das dienende Personal gerieth in große Aufregung; von dem Durcheinandergeschrei ward Rebekka herbeigezogen, und wie war ihr zu Muthe, als sie den blutenden, ohnmächtigen Vater aus den Händen des Geliebten entgegennahm! Schnell brachte man den Verwundeten zu Bett, der Arzt wurde herbeigerufen, und fast unbemerkt entfernte sich Joseph aus dem Hause, an dessen Pforte der lange Bachur treulich Wache gehalten, bis daß seines Lehrers Sohn wieder käme.

9.

Der französische Gesandte.

Die Gefahr war auf's höchste gestiegen. Die Deputation des Vorstandes war vom Minister hart abgewiesen und die leiseste Andeutung eines Geschenkes für eine gnädige Bemühung mit Hohn beantwortet worden. Man erfuhr, daß sowohl das Urtheil des Rabbi als das Verbannungsdecret der Juden zur Ausfertigung bereit lägen. Joseph hatte auf keine Weise wieder zu seinem Vater gelangen können, da der Gefangenwärter sich nicht wieder darauf einlassen wollte, und eben so wenig konnte er sich mit seiner Schwester in Verbindung setzen, da, so oft er auch nach dem Garten in der Vorstadt, am Tage oder in der Dunkelheit sich begab, stets denselben wohl bewacht fand, so daß er nicht einmal in die Nähe sich wagen durfte. Eine Anzeige bei der Polizei, wußte er, konnte ihm hierin gegen den allmächtigen Minister Nichts helfen, um so mehr, da in solchem Falle derselbe das Mädchen aufs leichteste wo anders hinbringen konnte — was vielleicht schon geschehen.

Jetzt war es, wo sich eine wahrhafte Verzweiflung der Seele des Jünglings bemächtigte. Sich und die Seinigen dem Abgrunde immer näher eilen zu sehen, ohne das geringste Mittel zu haben, sie von dem Sturze zurückzuhalten — welche größere Folter könnte es geben! Mit dem Aufsteigen jedes Tages das Schlimmste zu erwarten, und mit dem Anbrechen jeder Nacht die übelste Ausgeburt derselben zu fürchten — das ist eine Pein, die jede Gewißheit des größten Mißgeschickes bei weitem übertrifft, und die Seele langsam zermahlt, wo ein plötzliches Unglück sie nur zermalmt.

Als Joseph so eines Tages in den bittersten Empfindungen durch die Straßen der Stadt ging, erblickte er im Vorüberrollen eine Carrosse, deren Aussehen irgend eine angenehme Erinnerung in ihm zu wecken schien. Er sann nach, und auftauchte in seinem

Gedächtniß sein eigenes Bild, als er als glücklicher Jüngling die Hügel vor seiner Vaterstadt hinunterstieg, um seine Lieben nach langer Abwesenheit zu begrüßen, und mit raschem Arm einen ergrimmten Stier von einem unschuldigen Kindlein und hülflosen Frauen abwandte und dem Stoße seiner Hörner sich preisgab. Waren es nicht die Gemahlin und das Kind des französischen Gesandten, denen er das Leben gerettet? Hatte dieser ihm nicht seine Dankbarkeit zugesichert? Seine edle Seele hatte jede Belohnung von sich gewiesen; er war selbst der Aufforderung des Gesandten, sich in seinem Hotel einzufinden, nicht gefolgt — denn die That schien ihm des Lohnes nicht werth, da sie sich einfach von selbst verstand. Aber jetzt? konnte der Gesandte nicht einige Hülfe leisten? Wär er dann nicht verpflichtet, den Seinigen und der Gemeinde schuldig, diese Hülfe aufzusuchen? Wußte er nicht aus der Geschichte seines Glaubens, wie oft die göttliche Vorsehung aus einem kleinen, dünnen Faden das Gewebe der Rettung gesponnen für das unglückliche, verfolgte Geschlecht? — — Rasch faßte er den Entschluß, erkundigte sich nach der Lage des Hotels, und eilte dahin.

Er hatte es glücklich getroffen, denn der Gesandte war zu Hause, und als er seinen Namen genannt, und um eine Audienz gebeten, stand er bald vor der hohen Gestalt des französischen Gesandten. Freundlich trat ihm dieser entgegen, und sprach: „Kommen Sie endlich! Ich, wie meine Gemahlin verlangten längst nach dem entschlossenen Retter, um unsern Dank ihm abzustatten. Wir frugen öfters nach Ihnen, aber man konnte Sie nicht ausfindig machen."

„Hoher Herr!" erwiderte Joseph, „wie konnte ich denken, daß Sie dem einfachen Vorgang ein Andenken widmen würden, das er kaum verdient! Aber das Verhängniß treibet mich heute selbst dazu, und so demüthigend es für mich ist, muß ich doch eines höhern Zweckes wegen diese Erinnerung in Ihnen hervorrufen, um Sie vielleicht zu einem wirkungsreichen Beistande zu

bewegen in einer Sache, die Ew. Excellenz sonst so ferne liegt — —"

„Nun, stolzer Jüngling! Sie machen mich begierig — — an meiner Bereitwilligkeit zweifeln Sie nicht! Was ist es, worin ich Ihnen dienen könnte?"

Zagend begann Joseph: „Es wird vielleicht das Gerücht zu Ihnen gedrungen sein, daß man darauf ausgeht, die Judengemeinde dieser Stadt zu vertreiben. Ohne Unterschied der Schuld oder Unschuld, ohne Berücksichtigung des Alters und Geschlechtes will man sie dem Elende der Verbannung preisgeben. Und um hierzu einen scheinbaren Vorwand zu haben, hat man meinen ehrwürdigen, unschuldigen Vater, den Rabbi, eingekerkert; er soll wider die Christen ein Buch geschrieben haben, darin er, Allen offenbar, den Glauben der Heiden besprochen hat; er soll einem ungerechten Urtheil zum Opfer fallen, um die Schuldhaftigkeit aller Glaubensgenossen zu erweisen...."

„Das ist ein hartes Geschick...." sprach zögernd der Gesandte.

„Ja, noch mehr Frevelthat hat man verübt," fuhr Joseph fort. „Ein Mann, der hier im Lande allmächtig ist, hat meine arme, schuldlose Schwester mit Gewalt entführt, und auf ein Landhaus gebracht, um sie...." Er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Und wo ist der Mittelpunkt dieses Unheils zu suchen?" frug der Gesandte.

„Wo anders, gnädiger Herr, als in dem Lüftling, der meiner unglücklichen Schwester nachgestellt? Es fallen alle diese Begebenheiten zu nahe zusammen, als daß es sich nicht verrathen sollte. Man hat den gerechten Sinn unseres Landesvaters umstrickt, daß er in den Juden eine Quelle des Unheils für seine christlichen Unterthanen, und in ihrer Verbannung eine billige Strafe erblickt. Wohl haben sich einige verbrecherische Glaubensgenossen zu Werkzeugen des Verrathes hingegeben,

aus irgend einer schnöden Ursache ... aber diese sind zu ohnmächtig, als daß man den Urheber nicht höher suchen sollte ....“

„Ein guter Diplomat wären Sie ...“ schaltete der Gesandte lächelnd ein.

„O Herr! Ein Diplomat! Das Mißgeschick macht frühzeitig zum Diplomaten — und müssen wir Juden nicht geborne Diplomaten sein — denn welche Waffe bleibt uns sonst übrig .... Weh uns! ...“

„Und was soll ich hierin thun?“ frug der Gesandte.

„Retten, helfen! gnädiger Herr,“ fiel Joseph schnell ein, indem er einige Schritte näher trat, „Menschen, unsäglich unglückliche Menschen vom tiefsten Verderben retten; einen unschuldigen Greis, ein reines Mädchen, mich vom Untergang erlösen .... O Herr, ich war in Frankreich ... mehrere Jahre ... ich habe es kennen gelernt, das schöne Land — und ob auch da meine Glaubensgenossen hart bedrückt sind, ich weiß es, nur das Gesetz ist dort drückend, die Menschen nicht mehr; die Menschen wissen, daß wir Alle eines Gottes Kinder und Geschöpfe sind! Wo wäre ein Franzose, den man umsonst zur Rettung Unschuldiger aufriefe, Gefesselte zu befreien, Gestürzte aufzurichten .... Herr, Sie sind Franzose — und darum ruf' ich Sie auf .... Sie sind, ich will es sagen, Sie sind durch Gottes glückliche Schickung mir Dank schuldig .... bezahlen Sie mir diese Schuld.“

„Ja, Sie sollen mich nicht vergebens auffordern, junger Mann ...“ sprach, in Nachdenken versunken, der Gesandte. „Ha, der Herr Graf soll mich nicht umsonst hinters Licht zu führen versucht haben .... Die p.....sche Subsidie soll ihm theuer zu stehen kommen .... Gut, junger Freund! Ich kann Ihnen Nichts sicher versprechen; Sie haben mir eine schwere Aufgabe auf die Schultern gelegt; aber ich will versuchen ... und,“ er richtete sich in die Höhe, „wenn der Gesandte Frankreichs Etwas versucht, so kann es nicht ohne Erfolg bleiben .... Aber vor Allem — Stillschweigen, völliges Stillschweigen

gegen Jedermann. Sie dürfen mich nicht kennen; so wie Sie irgend meinen Namen nennen, bin ich meines Versprechens quitt. Hören Sie ... und nun, erzählen Sie mir Alles bis aufs Geringste."

Wir wollen den Leser nicht mit dem aufhalten, was ihm schon bekannt ist. Mit bebendem Herzen berichtete Joseph alle Vorgänge, so viel er nur wußte. Der Gesandte hörte aufmerksam zu; er verlor kein Wort; aber vergebens lauschte Joseph den unbeweglichen Zügen seines Zuhörers irgend ein Zeichen der Hoffnung oder des Zweifels ab. Nichts verrieth sich auf dem Antlitz des Mannes. So wie er geendet, winkte ihm der Gesandte mit kurzer Verbeugung zum Abschiede, und verbot ihm selbst das Wiederkommen, bis daß er ihn bescheiden ließe. Dennoch trug der Jüngling ein Herz voll freudiger Hoffnung davon. Wenn der Unglückliche sein Herz ausgeschüttet hat, so hofft er schon. Sein Antlitz blühte neu auf, sein Auge leuchtete wieder. Aber vergebens bestürmten ihn Onkel und Base mit Fragen. Er antwortete Nichts, und verwies sie nur auf den Höchsten, der dem Bedrängten seine Hülfe verheißen. Der lange Bachur heftete lang den Blick auf den Sohn seines Lehrers, aber sprach Nichts, es war ihm genug, diesen frisch belebt zu sehen.

10.

Die Intrigue.

Die Juden hatten einen Bundesgenossen gewonnen, wo sie es sich nicht träumen ließen. Die Diplomatie jener Zeit ging ihre Wege nicht gerade — ob sie es heute thut, wissen wir nicht — sie lauerte im Dunkeln, bis sie ihres Fanges gewiß worden; sie erfaßte irgend ein äußerliches Moment, irgend einen günstigen Zufall, um aus einem dünnen Faden ein starkes Seil zu drehen, das sie dem Gegner um den Hals schlinge, und ihn so zu Boden stürzte.

Der Gesandte überbrachte der Fürstin-Mutter in feierlicher Auffahrt ein eigenhändiges, höchst verbindliches Schreiben der Marquise von ...., welche damals den König von Frankreich beherrschte, nebst ausgezeichneten Gobelins, zu denen die Marquise noch eine selbstgearbeitete Stickerei hinzugefügt. Die Fürstin war höchst erfreut; sie hatte schon längst nach solcher Auszeichnung getrachtet. An der Freude der Mutter ergötzte sich der edle Sohn, welcher während seines Mißgeschickes in der Mutter die einzige Stütze gefunden.

Aber vom glänzenden Hofstaat der Fürstin-Mutter fuhr der Gesandte in unscheinbarem Gewande und fremder Kalesche zu dem Secretär des Ministers, mit dem er oft schon verhandelt hatte. Eine goldene Tabatière, die er auf den Arbeitstisch des Secretärs legte, als ein Angeld zu größerer Belohnung, stimmte diesen günstig, und bald hatte der Gesandte eine längst erwartete Abschrift von Documenten in Händen, welche den Minister stark compromittirten, und die Gewißheit feindlicher Ränke gegen Frankreich gaben.

Es war eine Zeit nämlich, wo an dem Hofe, von welchem wir sprechen, die französische Partei die Herrschaft an sich gerissen. Der Fürst selbst neigte sich ihr am Meisten zu, da er sowohl von gegnerischen Herrschern in seiner Jugend hintangesetzt worden, am Hofe Ludwigs XIV. aber einen schmeichelhaften Empfang erfahren hatte, als auch in der französischen Bundesgenossenschaft eine starke Stütze für den schwankenden und in dem letzten Jahrhundert sehr geschwächten Staat suchte. Der Minister war seinem Herrn in diesen Sympathien scheinbar eifrig gefolgt, obgleich er unter dessen Vorgänger den p.....schen Interessen ergeben war, und durch seine Hand waren mit unserm Gesandten die Verhandlungen günstig beendet worden, welche eine Prinzessin dieses Hauses dem französischen Throne sehr nahe gestellt.

Nachdem aber die französischen Gunstbezeugungen ziemlich erschöpft waren, und da der französische Einfluß ihm bei seinem

Fürsten zu überwiegend zu werden drohte; hatte er heimliche Verbindungen mit der p.....schen Regierung anzuknüpfen sich gestattet, welche damals eine Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen suchte. Mit Freuden war man dem einflußreichen Minister entgegengekommen, und hatte seinen Eröffnungen einen großen Werth beigelegt. Um seinem Uebertritt desto größeres Gewicht zu verschaffen, hatte er den Namen seines Fürsten hineinzustreuen sich nicht gescheut. Da er aber das gefährliche Spiel nicht ohne Rückhalt zu unternehmen wagte, hatte er sich den Eintritt in den p.....schen Staatsdienst für den unglücklichen Fall ausbedungen. Es war ihm darüber ein Document ausgestellt worden, und von diesem hatte sein Secretär eine Abschrift zu nehmen gewußt, und sie dem französischen Gesandten theuer verkauft. So war der treulose Betrüger derselben Schlinge verfallen, die er seinem Fürsten gelegt, und der Verrath strafte sich durch Verrath.

Aber Eins war dem Gesandten noch nicht klar: warum der Minister die Juden so außerordentlich verfolgte? Daß er, blos um in den Besitz der Tochter des Rabbi zu kommen, sämmtliche Juden aus dem Lande treiben sollte, schien ihm ein zu großes Werk für so kleinen Erfolg zu sein. Höchstens konnte er ihm, dem Wüstling, die Einkerkerung des Rabbi deshalb zutrauen. Aber diese schien wieder eine schlaue Maßnahme zur Verfolgung der Juden zu sein, als daß er dieser nicht noch einen weitern Grund zuschreiben sollte. An einen wirklichen Judenhaß im Minister wollte der Gesandte auch nicht glauben: denn die Zeit hatte die Leidenschaften auch in Religionssachen so weit verflacht, daß sie zwar zu Bedrückungen und Beschränkungen hinreichten, nicht aber zu so schnöder Ausrottung mit Stumpf und Stiel.

Dies eine Glied fehlte ihm daher noch in der ganzen Kette, um gänzlich gewaffnet dem Gegner entgegenzutreten, und nicht mit gebrochener Lanze vom diplomatischen Turnier zurückkehren zu müssen. Joseph wurde deshalb beschieden, und

ihm die Wichtigkeit dieses Zwischenfalles deutlich gemacht. Joseph dachte nach, und bald war es ihm klar, daß man hier zu der Quelle zurückkehren müsse, aus welcher das Unheil hervorgequollen.

Joseph begab sich unter dem Vorwande, nach dem Wohlsein des verwundeten Mendel zu fragen, in des Letztern Haus. Er stellte sich der geliebten Rebekka vor, die er in Thränen fand.

„O Joseph," redete sie ihn an, „welchen Wechsel findest du hier eingetreten. Nicht daß mein Vater von der Höhe, auf der ich ihn stets verehrte, heruntergestiegen, nicht daß er bei allen Unsrigen so tief gesunken, daß unser Haus eine Oede geworden: aber mein Vater liegt an seinen körperlichen und geistigen Wunden hart darnieder. Einige Tage schwebte er in Todesgefahr; denn die Aufregung seines Gemüthes verschlimmerte seine an sich gefahrlosen Verletzungen ungemein; sein Bewußtsein fehlte ihm, wilde Phantasien bemächtigten sich seines Geistes. Drei Tage und drei Nächte brachte er also zu. Ich wachte allein an seinem Lager, und, wenn er da mit lebhaftem Wort oft die gräßlichsten Erscheinungen vor meine Seele bannte — — wie schrecklich litt ich. Bald füllte ein tobendes Rachegefühl seinen Geist, und er stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen unsere Glaubensgenossen, gegen den Rabbi, selbst gegen dich aus; bald stand er vor irgend einem hohen Herrn, und beschwor diesen, in der Ausführung verabredeter Pläne nicht nachzulassen. Dann aber kamen die Schauer der Reue über ihn; Wehmuth lag auf seinen Zügen, Zerknirschung zuckte ihm um den Mund, er warf sich unruhig hin und her, die Geister seines Vaters und meiner geliebten Mutter traten vor ihn hin, und schienen ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, denen er Klagen, Bitten, Buße, Seufzer und schreckliches Gestöhn erwiderte. Da war auf der ganzen Stufenleiter der Gefühle keines, dem der leidende Greis nicht unterworfen war....."

„Und wie befindet er sich jetzt?" fragt Joseph gespannt.

„Das Fieber hat nachgelassen, er hat lange geschlummert,

endlich ist er in außerordentlicher Schwäche und Niedergeschlagenheit erwacht, und liegt jetzt still und sinnend vor sich hin. Er ruft mich bisweilen mit großer Liebe zu sich hin, flüsterte mir zärtliche Worte zu, frug wiederholt nach dir; auch über den Stand der Dinge in der Gemeinde erkundigte er sich ängstlich, bedrängt den Arzt, ihn wiederherzustellen, und zischelt mir dann ins Ohr: „Es soll anders werden!...“

„Könnt' ich ihn sprechen, theure Rebekka?“

„Ich sollt' es wol nicht dulden, Joseph; denn der Arzt hat jede Aufregung verboten....“

„Aber, Rebekka, es hängt so Vieles davon ab; es gilt unser Aller Wohl; ich muß Aufschlüsse haben, von denen Alles bedingt ist....“

„So will ich ihn befragen und vorbereiten, denn gerade nach dir verlangt er ja.“

Joseph trat in das Zimmer des Kranken ein. Derselbe hatte sich auf seinem Lager durch mehre Kissen halb aufrichten lassen, und seine Tochter unterstützte sein Haupt. Wie er so bleich aussah, aber sein Auge so brennend, so suchend, so fehnsüchtig! Kaum hatte Joseph die Schwelle überschritten, als er die magere Hand nach ihm ausstreckte, und ihn zu sich winkte. Aber Rebekka flüsterte er ins Ohr: er möchte allein sein mit dem Jüngling!

Joseph trat näher. „Ich habe dir noch Dank zu sagen, Joseph“, hob der Kranke an, „für die Hülfe, die du mir geleistet hast in einem verhängnißvollen Augenblicke — —“

„Seien Sie still, Herr Mendel, regen Sie sich nicht auf, schonen Sie sich, vergessen Sie — —“

„Nein! nicht vergessen“, fiel der Kranke ein, „zwar vergessen das Ueble, das man mir gethan — aber nicht das Gute, nein, nicht das Gute — — Ich habe mich gesehnt nach dem Augenblicke, wo ich dich, braver Joseph, hier bei mir haben würde, ich will ihn nicht verlieren — setze dich zu mir....“

Joseph erfüllte sein Verlangen. Wie er so hinter den

schweren, seidenen Vorhängen am Lager des kranken Mendel saß, wo dieser entkräftet und entstellt ruhete, ging seiner Erinnerung das Bild des stolzen, höhnischen Mannes vorüber, der vor wenigen Wochen den verzweifelnden Jüngling von sich gewiesen. Lag doch hierin der schnelle Wechsel der Verhältnisse in der Zeit ausgesprochen — für den Leidenden ein Trost.

„Laß mich mit dir reden, Joseph" — sprach langsam, aber mit Bestimmtheit der Kranke. „Großes ist mit mir vorgegangen seitdem ich dich zuletzt gesehen, und nun kann ich nicht eher zur Ruhe kommen, bis daß Alles vollendet ist. Sieh, ich bin noch Mensch genug, um mir einzubilden, daß nicht Alles recht war, was an mir geschehen — ich meine, früher, ehe du zurückgekehrt, und von dem du wol wenig weißt — auch war es nicht recht, daß man mir — ich meine deinen Vater — gar nicht mit Warnung und Versöhnung entgegenkam, auf daß ich auf dem halben Wege hätte umkehren können — ich will deinen Vater nicht beschuldigen: aber nach der ersten Zwistigkeit schien er die Freundschaft abgethan, und nur die Würde und den Stolz des Alters und Standes angenommen zu haben —"

„Aber vielleicht — —"

„Ich weiß, Joseph, was du sagen willst — vielleicht schien es eben mir nur so, weil ich schuldig mich fühlte — doch lassen wir dies — von da aus schrieb sich mein Unglück; von da mein Durst nach Rache, von da ein Haß, der nicht von so vieler Unglücklichen Thränen, der erst von meinem eigenen Blute gelöscht ward — —"

„Halten Sie sich doch hierbei nicht auf, bester Herr Mendel!" sprach Joseph. „Es giebt nur Einen, der unser Richter ist, und vor dem wir unsre Schuld zu bekennen haben — —"

„O, ich brauche sie nicht zu bekennen — sie ist so klar wie die Sonne, und Allen offenkundig — sieh, auf dieser Stirn fühl' ich den Bannfluch liegen, nicht des Rabbi, nicht der Synagoge Bannfluch, sondern den Fluch des Volkes, das ich un-

glücklich gemacht, die Seufzer des Mannes, den ich eingekerkert habe — da liegt er und drückt und brennt — — o, es ist eine Hölle — —"

„Der Ewige, der Ewige ist gnädig und barmherzig, und langmüthig und von großer Huld — —"

„Vollende, Joseph, vollende den hohen Spruch der heiligen Torn — „der Sünd' und Missethat und Schuld vergiebt, Nichts aber ungeahndet hingehen läßt" — o, er hat geahndet, hat geahndet.... Wann dies in mir aufgegangen, ich weiß es nicht; es war in dunkelen, schrecklichen Nächten — — nein, nicht die Hohnreden jener Vorsteher, nicht die Schimpfworte und Stöße des Pöbels — — höhere Stimmen waren es, die mich weckten, die meinen Hochmuth demüthigten, die mein Verbrechen mir vorrückten, meinen tiefen, tiefen Sturz mir zeigten — ich höre sie noch, sie zerrissen mich, sie zerwühlten mein Eingeweide, sie zermalmten mich zu Staube — und dennoch klangen sie wie Stimmen des Himmels, dennoch sahen sie aus wie Engel des Lichtes, dennoch dank' ich ihnen mit meinem ganzen Herzen — o, mein Vater, der mich gezeugt — meine Mutter, die mich geboren — mein Weib, die mich beglückt — — kommet wieder, kommet wieder und führet mich von dannen, und erlöset mich — —"

Der Kranke schien wieder in seine Phantasien sich zu verlieren; seine Finger spielten krampfhaft auf der Decke und zupften und zogen; seine hohlen Wangen bedeckten sich mit hochrothen Flecken; seine Augen waren von den Lidern verhüllt, aber es zuckte wie Blitze darunter hervor. Josephs Herz war von namenloser Angst erfüllt; die Befürchtung für den Leidenden, den die Gluth des Fiebers zu verbrennen schien, mischte sich mit der Besorgniß, daß sein Bewußtsein nicht zurückkehren und ihm so der bedeutsame Aufschluß entgehen würde, dessen der Gesandte nicht entbehren zu können ausgesprochen hatte.

Eine unheimliche Viertelstunde verrann unter der Schwüle der Luft und der Situation. Da schien Mendel sich wieder zu

beruhigen, die Hände lagen still, die Blässe kehrte auf sein Antlitz zurück, die Augen öffneten sich wieder. Joseph trocknete die Stirn des Kranken mit einem Schweißtuche.

Dann sprach er: „Beruhigen Sie sich, theuerster Herr Mendel! Wenn es also ist, und Sie haben Ihr Unrecht, das ich nicht leugnen will, erkannt und bereut — nun so wird Ihnen vergeben sein — o, daß ich dies Ihnen sagen muß — aber, ich fühle es, mein ganzes Herz ist dessen voll und drängt mich; in mir lebt es als eine ganze, ganze Ueberzeugung, und mein Geist hebt sich unter den Flügeln dieser Gewißheit bis zum Himmel — ich sehe meinen ehrwürdigen Vater, der Ihnen mit Freuden verzeiht, ich sehe die Gemeinde, die mit Freuden Sie wieder unter ihre Glieder zählt — wie sollte der Gott der Barmherzigkeit nicht das Wort aussprechen: Gnade dem Reuigen — wenn —"

„Nun, theurer Joseph, sprich: wenn — —"

„Wenn Sie auch wieder gut zu machen suchen, was Ihnen möglich — —"

So wie Joseph dieses Wort ausgesprochen, sprang Mendel mit unvermutheter Kraft im Bette auf, so daß er fast mehr darin stand, als lag. „Gutmachen" — rief er mit starker Stimme aus — „gutmachen, ja, das will ich ja ... das ist ja mein ganzes Verlangen ... das ist der Bach, nach dem ich dürste, die Arznei, nach der ich schmachte ... sag an, wie wieder gutmachen ... und du sollst mein Engel sein, Mensch!... Nein, ich lasse dich nicht" ... und er ergriff Josephs Arm mit furchtbarer Gewalt, „ich lasse dich nicht, auf die Knie werf' ich mich vor dir, sag, wie gutmachen ... nimm Alles, was ich habe, mach mich zum Bettler, wirf mich aus meine eigene Thür hinaus, nimm die letzten Augenblicke meines Lebens, und mach damit gut ... nun, sprich doch, sprich ..."

„Seien Sie ruhig, legen Sie sich nieder, ich will Ihnen sagen, was ich weiß ... nur bitte, bitte, um Rebekka's willen, seien Sie ruhig...."

„Um Rebekka's willen ..." stöhnte der Kranke, und sank zurück.

„Sehen Sie, es hat Gott gefallen, einen mächtigen Beschützer unter den Großen zu wecken für das verlassene, bedrohete Israel.... Dieser wird Alles daran setzen, um uns zu retten; und da er von großem Einflusse ist, so haben wir wenigstens die Aussicht, so ist uns wenigstens die Hoffnung gegeben, noch gerettet zu werden. Wer dies ist, müssen Sie mir gestatten, heute noch zu verschweigen, nicht weil ich es Ihnen nicht sagen möchte, sondern weil es noch das Geheimniß dieses Mannes ist, das zu brechen er mir nicht erlaubt hat...."

„Und wie soll dies geschehen?..."

„Darüber weiß ich freilich Ihnen Nichts zu sagen, denn das ist mir selbst nicht bekannt. So weit wurde es mir klar, daß er bei dem Fürsten selbst gegen den Minister Grafen von Senis auftreten wird...."

„Dann kann es nur der französische Gesandte sein...."

Joseph schwieg betroffen.

„Die Verhältnisse hier sind mir zu bekannt, um dies nicht schließen zu können. Wenn aber derselbe den Minister beim Fürsten stürzen wollte — dann könnte es nur geschehen, indem er dem Fürsten die Unredlichkeit seines Dieners nachwiese...." Der Kranke schwieg eine Zeitlang, in tiefes Nachdenken versunken. Endlich fuhr er fort: „Wenn der französische Gesandte dies unternimmt, so muß er bereits tüchtige Beweise aus anderen Beziehungen in Händen haben, denn mit uns Juden allein wagt er es schwerlich ... allein für die Juden selbst...."

„Ihr Scharfsinn bringt Sie von selbst auf das, worauf ich Sie lenken wollte ..." fiel Joseph ein. „Ja, es gilt, das zu thun, was Sie erst im Sinne hatten, daß wir, was Schlimmes geschehen, zum Guten wenden.... Wie hat der Minister und warum diese Verfolgung unserer Glaubensgenossen begonnen?..."

Mendel zögerte allerdings noch einige Augenblicke; dann aber raffte er sich zusammen, und mit dem schmerzlichen Ausruf: „Es sei!“ begann er, Joseph ein offenes Selbstbekenntniß abzulegen. Er berichtete diesem von seinen Verhandlungen mit dem Minister, von den Summen, die er ihm verheißen, und die er ihm theils schon zu Gebote gestellt.

Wie aber die Wahrheit dessen erweisen? Der vorsichtige Minister hatte Mendel auch nicht eine Zeile seiner Handschrift in die Hände gegeben, und die Quittungen über die empfangenen Gelder waren so allgemein abgefaßt, daß sie für die redlichsten Staatsgeschäfte tauglich waren.

Mendel wußte kein Mittel anzugeben. Da sprach Joseph: „Herr Mendel! Ich bin zwar noch wenig mit den Händeln der Welt bekannt, und was ich in den letzten Zeiten erfahren, konnte mich eher verwirren als zurechtleiten. Allein ich glaube noch immer, daß zuletzt die einfache Wahrheit den Sieg davon tragen muß. Legen Sie schriftlich ein freimüthiges Bekenntniß ab, bezeugen Sie darin Ihre Reue, die Umwandlung Ihrer Gesinnung, erzählen Sie die Vorgänge, wie sie geschehen, und überlassen Sie dann dem gerechten Lenker droben, was er damit beginnen will — —“

Mendel ergriff dies mit Eifer. Bald stand vor Joseph das nöthige Schreibgeräthe, und mit dem Aufwande seiner letzten Kräfte diktirte ihm Mendel folgende Worte:

„An den Pforten des Grabes stehend, in der Gewißheit, bald vor den Stuhl des allwissenden Richters zu treten, habe ich die Schlechtigkeit meiner Handlungen reumüthig erkannt, und spreche hier die Wahrheit aus, so sehr die unumwundene Wahrheit, wie ich auf die Barmherzigkeit meines Gottes rechne. Ich erkläre, daß der Rabbi Haller in seiner Schrift nirgends Christen und Christenthum vermeinte, da ich aus seinem eigenen Munde, in freundschaftlichen Gesprächen, als er sie abfaßte, immer vernahm, daß er die Widerlegung der heidnischen Religionen beabsichtige. Es war

ein schändlicher Verrath von mir, daß ich das Gegentheil der hohen Behörde anzeigte — Gott helfe mir! Ich erkläre ferner, daß ich dem Minister Grafen von S. eine sehr bedeutende Summe zur Verfügung gestellt, und zum Drittel bereits übergeben habe, um das Verderben der hiesigen Judengemeinde durch seinen mächtigen Einfluß zu bewirken. Dies ist die reine Wahrheit — Gott sei mir gnädig!"

Diese Worte unterschrieb Mendel mit zitternder Hand, worauf er Joseph selbst beschwor, sie sofort dem Gesandten zu überbringen. Joseph verließ ihn, aber die Freude über den glücklichen Erfolg konnte vor dem Schrecken nicht aufkommen, da er Mendel durch die verliebte Scene im höchsten Grade erschöpft und zurückgeworfen verließ.

11.

Die Entscheidung.

Die Flügelthüren zum fürstlichen Cabinet gingen auf, und der französische Gesandte überschritt die Schwelle, wie einen Rubikon. Er wußte, mit dem ersten Worte, das er ausgesprochen, mußte er — siegen oder fallen. Denn sollte der Fürst von der Schlechtigkeit seines Ministers nicht überzeugt werden, so mußte die Anklage den Fürsten veranlassen, auf Abberufung des Gesandten beim französischen Hofe zu dringen, welches Verlangen dieser nicht ablehnen konnte. Und dennoch war unser Gesandter auch durch seine Stellung zu dieser Anklage gezwungen, denn die geheimen Machinationen des Ministers gegen Frankreich ruhig mit angesehen zu haben, würde seinen Ruf und seine Stellung völlig gefährdet haben.

In diesem engen Raume, denn der Fürst liebte eine edle Einfachheit, sollte sich also der Knoten lösen, das Schicksal entscheiden. Auf der einen Seite der kluge Minister, welcher durch früh erlangtes Vertrauen, genaue Kenntniß des Charakters seines Herrn und umsichtige Behandlung desselben einen unbe-

glänzten Einfluß übte; auf der andern Seite der mit gewichtigen Dokumenten versehene, viel gewandte Gesandte eines mächtigen, befreundeten Hofes — wahrlich, zwei Ringer, die des Kampfes würdig; aber hinter dem Minister Falschheit, Verrath, Verfolgung eines wehrlosen Häufchens, Schandthat an einer unschuldigen, reinen Jungfrau — hinter dem Gesandten ein eingekerkerter Rabbi, eine der Verdammung überantwortete Gemeinde; und inmitten der Fürst als Träger der göttlichen Gerechtigkeit und des entscheidenden Verhängnisses. Das war die Lage und der Moment, zu denen wir unsere theilnehmenden Leser bis jetzt geführt haben.

Der Fürst kam dem Gesandten freundlich entgegen, und lud ihn zum Setzen ein, nachdem derselbe gegen den Fürsten einiger minder bedeutender Aufträge seines Hofes sich entledigt hatte.

„Indem ich Ew. Durchlaucht", hob nun der Gesandte an; „auf heute um eine persönliche Audienz angegangen, habe ich allerdings noch eine Mission im Auge gehabt, welche ich mit Ihrem Minister nicht behandeln konnte —"

„Und diese wäre?" rief der Fürst verwundert aus.

„Eine Mission", fuhr der Gesandte fort, „welche ich allerdings nur unmittelbar an die Person Ew. Durchlaucht richten konnte —"

„Nun, mein Herr Gesandter, Sie machen mich begierig zu erfahren —"

„Gnädiger Herr! Sie müssen heute gestatten, daß ein Diplomat seine ganze Diplomatie bei Seite läßt, daß er ohne Umschweife und Vorbereitung zu seinem, und zwar hochwichtigen Gegenstande ausgeht, um von Ew. Durchlaucht eigenster Einsicht ein offenes Urtheil zu erbitten —"

„Sie wissen, Herr Marquis, daß ich gerade dies am meisten liebe und stets wünsche —"

„Ein Andrer hätte vielleicht schon lange einzelne Klagen vor Ew. Durchlaucht gebracht, um Mißtrauen in das Herz des

gnädigsten Fürsten zu säen. Allein ich weiß, an wen ich mich zu wenden habe, an den edelsten und gerechtesten Herrscher, der alle Ränke verabscheut und nur die offene, freimüthige Aussprache beachtet, so wie überzeugende Gründe in Erwägung zieht, und nur solchen, nicht aber Vermuthungen und Voraussetzungen Werth beilegt —"

„Wenn Sie, Herr Marquis, noch lange so fortfahren, so muß ich allerdings doch an Umschweife und Vorbereitungen Ihrerseits denken —"

„Nein, Durchlaucht! Die Worte, die ich bis jetzt gebrauchte, sollen nur mein Verfahren im voraus rechtfertigen, und mich vor dem Vorwurf schützen, als hätt' ich meinen gnädigen Herrn überraschen wollen. Denn Sie werden, Durchlaucht, allerdings finden, daß ich sehr geradezu gehe, indem ich bei Ew. Durchlaucht hiermit Ihren Minister, den Herrn Grafen von Senis, des treulosesten Verraths gegen uns anklage — —"

„Was sagen Sie?" rief der Fürst wie angedonnert aus, und sprang auf. Auch der Gesandte erhob sich.

„Ja, des treulosesten Verraths Ew. Durchlaucht Minister gegen uns, denn derselbe ist sowol gegen Ihren treuen Verbündeten, Frankreich, gerichtet, als auch hiermit gegen den Willen und wider alle Intentionen meines Fürsten, ohne Wissen Ew. Durchlaucht und doch in Ihrem Namen vollbracht — —"

„Sie finden mich allerdings ganz unvorbereitet für diese fürchterliche Anklage," sprach der Fürst mit bittern Tone, „erklären Sie sich näher."

„Durchlaucht, ist es Ihr Wille und Auftrag gewesen, daß Verbindungen und Unterhandlungen mit der p...schen Regierung angeknüpft worden, um in die Coalition einzutreten, welche sich jetzt gegen Frankreich vorbereitet?..."

„Nimmermehr!..."

„Durchlaucht, ist es Ihr Wille und Auftrag gewesen, daß

diese Verhandlungen bereits zu einem gewissen Abschluß gebracht worden, und die Bedingungen festgestellt sind, unter welchen Sie sich der Coalition anschließen?..."

„Fürwahr, das ist viel — — ich habe ja erst vor kurzem ein Pfand meiner aufrichtigen Gesinnungen gegen meinen Freund, Ihren Herrn, durch die Verheirathung der Prinzessin A. gegeben...."

„Nun, so ist es Verrath und abermals Verrath — — Doch ich fahre fort. Durchlaucht, könnt' es Ihr Wille und Auftrag gewesen sein, daß der Herr Minister vom Juden und Denuncianten Mendel zweimalhunderttausend Thaler für die Verbannung der Juden aus Dero Landen genommen?..."

„Himmel, welche scheußliche Niedrigkeit!..."

„Wohl, Ew. Durchlaucht, könnte es Jemand billigen, daß der Herr Minister die Einkerkerung des alten Rabbi benutzt hat, um seine einzige Tochter zu entführen, ihr Gewalt anzuthun in seinem Landhause?..."

„Sie häufen zu viel, Herr Gesandter, Eines wäre schon genug — — aber Beweise, Herr Marquis, Beweise...."

„Ew. Durchlaucht setzen richtig voraus, daß der Gesandte Frankreichs sich nicht zum Amte eines Anklägers erniedrigen werde, der nicht vollgültige Beweise in seinen Händen hätte. Der Herr, den ich zu vertreten das Glück habe, würde es nimmer billigen, auch nur den Schatten eines Tadels auf Jemanden zu werfen, wenn es nicht in Vertheidigung der gerechtesten, zweifellosesten Sache geschähe.... Hier die Beweise...."

Und der Gesandte nahm aus seinem Portefeuille eine Anzahl Papiere heraus.

„Dies, Durchlaucht, sind die Verhandlungen des Ministers mit der p...schen Regierung; Sie werden finden, daß er sich sehr vorgesehen, denn er beabsichtigt, in p...sche Dienste überzugehen. Dies ist ein Bekenntniß des Mendel, auf seinem

Sterbelager abgefaßt, dies eine Aussage eines Schülers des Rabbi in Betreff der Tochter desselben."

Der Fürst antwortete Nichts, setzte sich nieder, und las die Schriften sämmtlich aufs genaueste durch. Der Gesandte begnügte sich in dieser Zeit, von der Seite den Eindruck zu beobachten, den die Lesung dieser Papiere auf den Fürsten machte.

Als er vollendet hatte, wandte sich der Fürst wieder an den Gesandten. „Herr Marquis," sagte er, „ich kann Ihnen für die Führung dieser Angelegenheiten, für die Bemühung, die Sie übernommen, wie für den geraden Weg, den Sie eingeschlagen, nur danken. Daß meinem Herzen, meinem Vertrauen hiermit abermals eine tiefe Wunde geschlagen ward, kann ich nur andeuten; das Herz eines Fürsten muß hierauf stets vorbereitet sein, denn es ist sein Loos. Vor Allem ist es aber nothwendig, daß der Angeklagte selbst vernommen werde. Meine Strafe soll so groß sein wie die Schuld; aber ich bin kein Freund der Cabinetsjustiz — der Verbrecher muß zuvor ganz enthüllt sein...."

„Allerdings, Durchlaucht," erwiderte der Gesandte, „ist es nur billig, den Minister zur Verantwortung zu ziehen, und ihn vor dem Urtheil zu hören. Aber Durchlaucht sehen selbst, mit welchem Manne wir es hier zu thun haben. Sein gewandtes Genie könnte tausend Auswege ersinnen, um die Einsicht zu verwirren. Jene Documente könnte er für untergeschoben erklären, die treubrüchigen Verhandlungen läugnen, das Bekenntniß des Mendel als eines falschen, reuigen Juden verwerfen, jene Aussage des Schülers für unerheblich zurückweisen — im Interesse der Wahrheit, wie in meinem eigenen als Kläger muß ich daher fordern, daß in der Abwesenheit des Ministers eine unerwartete Haussuchung stattfinde, um die authentischen Belege zu erlangen, die dem Verräther entgegenzuhalten wären."

„So unangenehm die Sache ist, so finde ich doch ihre Forderung angemessen, und werde sofort das Nöthige anordnen.

Der Minister befindet sich jetzt im Schlosse. Ich werde ihm ein Arrest beilegen, und einen Geheimsecretär zur Hausuntersuchung in aller Stille beordern. Da Sie bei dieser schwerlich als Vertreter Frankreichs zugegen sein wollen, so wähl' ich einen sichern Mann, der keine Creatur des Ministers genannt werden kann."

„Ich bin Ew. Durchlaucht für diese weisen Maßregeln zu innigstem Danke verpflichtet, und hoffe, Sie werden die unangenehme Empfindung, welche ich in Ew. Durchlaucht heute zu erwecken in die traurige Nothwendigkeit gesetzt war, nicht auf mir lasten lassen...."

„Sicher nicht, Herr Marquis!..." Der Fürst bot dem Gesandten die Rechte zum Handkuß als Zeichen seiner Huld, und entließ ihn.

Der Gesandte verließ befriedigt das Schloß, denn er hatte so viele, nicht gerade vorzulegende Beweise für die Handlungsweise des Ministers, daß er an dem Ausgang nicht zweifelte.

Die Untersuchung rechtfertigte dieses Vertrauen, denn sie verschaffte dem Fürsten die unwiderleglichsten Beweise, daß diese nicht die einzigen strafbaren Thaten seines Günstlings gewesen.

12.

Der Ausgang.

Der Rabbi saß am Sterbelager seines ehemaligen Freundes Mendel.

Wie war er aus dem Kerker der rothen Kammer in die Todtenkammer dessen gekommen, der ihn in das Gefängniß gebracht?

Laß es dir erzählen, mein Leser.

Als der Fürst die unwiderlegbaren Beweise von der Untreue und Bestechlichkeit seines Ministers erhalten — da sah er ein, daß er Frankreich Genugthuung, den Juden Ersatz, dem

Verräther Strafe schuldig sei. Er befahl, den Minister vor sein Antlitz zu bringen, denn er, der tief Verletzte, wollte auch eine Befriedigung haben für das kränkende Bewußtsein, so lange der Spielball eines hinterlistigen Mannes gewesen zu sein. Der Minister, der durch den ihm auferlegten Arrest schon in eine dumpfe Beängstigung geworfen worden, erkannte zitternd den Zorn auf dem Angesichte seines Herrn. Seiner Verrätherei bewußt, verlor sein Geist schnell die Spannkraft, mit der er sonst Herr der gefährlichsten Situationen wurde. Schweigend nahm er die bitteren Vorwürfe des Fürsten entgegen, schweigend blickte er auf die Dokumente, welche seine Schuld bewiesen — als der Fürst wiederholt ihn aufforderte, seine Vertheidigung zu führen, sich zu rechtfertigen, schwieg er. In sich fühlte er, daß, da er die heimlich geführten Verhandlungen nicht abläugnen konnte, es ihm noch mehr schaden würde, wollte er die Bekenntnisse Mendel's und des langen David als einseitig verwerfen. Der Fürst befahl, ihn in ein Gefängniß der rothen Kammer, dicht neben dem des Rabbi, zu werfen. Hier sollte er die Verzweiflung kennen lernen, die er ohne Zögern in so viele Herzen gestreut, ohne die lindernde Empfindung zu haben, sein Mißgeschick unverdient zu tragen und auf die Hülfe eines gerechten Gottes bauen zu können.

So saßen dicht nebeneinander, nur durch eine Kerkerwand getrennt, der Rabbi und der Minister im Gefängnisse. O, hättest du, mein Leser, einen Blick werfen können in beide Zellen — hättest du gesehen, hier einen ehrwürdigen Greis, der, einem verfolgten Geschlechte angehörig, der Kränkung und des Hohnes, des Kummers und der Entsagung von Jugend auf gewohnt, von seinem Lehr- und Ehrenstuhle in die dunkle Nacht des Kerkers hinabgestiegen war, mit der Freudigkeit, um seinen Glauben zu leiden, fast mit dem Drange, für ihn zum Märtyrer zu werden, voll Zuversicht auf seine Unschuld, voll Vertrauens auf seinen erlösenden Gott, voll Demuth vor dem göttlichen Verhängniß, das aller Orten und Zeiten zum Segen wirke —

dort einen kräftigen Mann, der aber zertrümmert worden von dem Sturze, in den ihn eigener Fehl von der Sonnenhöhe des Glückes geschleudert, der gewohnten Genüsse beraubt, statt der Ehre die Schande, statt des Glanzes die Dunkelheit sein Theil, vom Ersten zum Letzten hinabgedrückt, und in ihm Alles hohl und leer und nichtig und ausgebrannt, keinen Halt bei sich, keinen Halt bei den Menschen, keinen Halt bei Gott, vergebens den Geist um Hülfsmittel zerknitternd, verzweifelnd, fluchend sich und Allen — fürwahr, du hättest erkannt, „daß die Tugend dennoch kein leerer Wahn," daß die Gottseligkeit dennoch das sicherste Mittel der Erhaltung, der Weg, der zum Heile führet!

Aber sie saßen nicht lange nebeneinander. Der Fürst wollte die Sache des Ministers, den Verrath in den höchsten Regionen und seine Täuschung nicht anhängig und öffentlich machen. Nach wenigen Tagen, wo der ehemalige Minister nur die Qualen der Angst durchfühlen sollte, wurde er in einen Wagen gebracht, an die Gränze gefahren, dort ausgesetzt, und so, aller Ehren, Würden und Güter beraubt, der Verbannung übergeben. Gedenken wir hier nur mit Wenigem seines ferneren Schicksals. Zu stark war er und seine Unterhandlung compromittirt, als daß er es wagen konnte, bei der p...schen Regierung aufzutreten. Er trieb sich eine Zeitlang im Elend umher, bis er bei einem Verwandten eine kärgliche Zuflucht fand, die ihn um so bitterer seine ehemalige Höhe empfinden ließ. Sein Name trat nicht wieder aus der Dunkelheit hervor, die auch die Zeit und den Ort seines Todes umgiebt.

Leicht war es dem Fürsten, sich wegen der Juden zu entschließen. Das Verbannungsdekret war noch nicht veröffentlicht, und konnte so schnell vernichtet werden. Der Fürst hatte eine Lehre mehr bekommen, daß man sowohl Büchern, als Menschen nicht unbedingt trauen dürfe. Die judengehässige Schrift verlor sich wieder in den Staub der Bibliothek — aber ihre Zustände zu verbessern, hatte er dennoch zu viel Vorurtheil zurückbehalten.

Sie lebten unter seiner Herrschaft — wie unter den Regierungen der früheren Fürsten, so gut oder so schlecht sie konnten.

Anders war es mit dem Proceß des Rabbi. Auch hier bewährte es sich, daß, wer einmal zum Werkzeug einer großen, allgemeinen und übeln Angelegenheit gemacht worden, auch wenn jene beseitigt worden, schlecht wegkommt, und zuletzt den Druck und die Bürde allein davon trägt. Die Anklage des Rabbi war einmal beim Gerichtshof anhängig gemacht und ein Urtheil, das auf lebenslängliche Haft lautete, gefällt worden. Konnte man den Fürsten von der Unschuld des Rabbi dennoch nicht überzeugen, oder scheute er den öffentlichen Skandal, er cassirte das Urtheil nicht, und die Bemühungen des Gesandten konnten nur eine Revision des Processes erlangen. Die zweite Instanz ließ die Zurücknahme der Denunciation von Seiten Mendel's nicht gelten, da das Motiv nicht klar sei, und übrigens die Denunciation des flüchtig gewordenen Dajan vollgiltig bleibe; fällte aber, da der Beweis nicht vollständig sei, das mildernde Urtheil der ewigen Verbannung des Rabbi aus dem Lande und einer Amende von 10,000 Reichsthalern. Als man den Fürsten um Gnade anging, antwortete er bitter: der Jude habe doch kein Vaterland, also sei es dem Rabbi gleichgiltig, wohin er seinen Stab setze, und die Strafgelder würden die Juden leicht für ihn bezahlen können. Zu Letzterem schüttelten die Gemeindevorsteher freilich das Haupt. In der Freude, von dem großen Schlage, der sie Alle bedrohte, befreit zu sein, hielten sie das Unglück, den Rabbi zu verlieren, für gering, ja, sie waren fast Willens, das ganze Unheil diesem dennoch zuzuschreiben. Die Taschen, um das Strafgeld zu bezahlen, waren verschlossen. Kaum aber hörte Rebekka davon, als sie diese Verlegenheit ihrem Vater mittheilte, der sofort die Summe auszuzahlen befahl.

So verließ der Rabbi einen Monat später als der Minister den Kerker, aber mit der Anweisung, gleich diesem das Land zu verlassen, jedoch erst binnen vierzehn Tagen.

An einem Abend in der Dämmerung brachte ein Detachement Polizisten den Rabbi aus dem Gefängniß an die Thüre seines Hauses, hier wurde ihm das ihn betreffende Erkenntniß übergeben, und er betrat frei seines Hauses Schwelle. Kaum hatte die Pforte geknarrt, als drei Gestalten dem Rabbi entgegenflogen — es waren sein Sohn, sein treuer Schüler und — seine Tochter. Kaum hatte der Greis diese letztere erblickt, als er sich hoch aufrichtete, ihr entgegentrat, mit der einen Hand die Anderen abwehrend, mit der linken das Haupt seiner Tochter emporrichtend. Einen langen, bang forschenden Blick that der beängstete Vater in das Antlitz der Tochter — aber nur ein freudiges Roth überflog ihre Wangen, und sie konnte ihr Auge stolz zum Vater erheben und seinen Blicken begegnen. Sie hatten sich verstanden, Vater und Tochter, in einem einzigen Blicke, und nun breitete der Greis seine Arme aus, um seine Kinder an seine Brust zu drücken. Worte des Entzückens wurden gestammelt, Laute des Dankes zum Herrn gesandt, Thränen rollten über die Wangen der Drei — ein Vierter aber schluchzte und heulte, und war dem Rabbi zur Seite fast auf die Knie gesunken, und hatte dessen Kleid gefaßt und hielt es mit krampfhaft geschlossenen Händen — es war die lange Gestalt des alten Bachur. Als aber die ersten Momente des Wiedersehens vorüber waren, traten sie sämmtlich in das Gemach des Untergeschosses. Der Rabbi bat sie, eine kurze Zeit ihm zu gestatten; er schritt in sein Studirzimmer, wo er den Folianten noch aufgeschlagen fand, von dem er abberufen worden. Hier wandte sich nun der Rabbi nach der Morgenseite, und seinem Herzen entrang sich der feurigste Dankpsalm zum ewigen Erlöser, zum Retter Israel's, der zu dem Unheil spricht: „Bis hierher und nicht weiter!"

Als er befriedigt zu seinen Kindern zurückgekehrt war, ließ er sich von ihnen die Räthsel lösen, die noch in den letzten Ereignissen für ihn bestanden, da er im Kerker nichts von dem erfahren, was außerhalb des Gerichtes vorgegangen. Mit

welcher Beseligung blickte der Rabbi nach seinem männlich kräftigen Sohn, in dem er das Werkzeug der Vorsehung, sie und die ganze Gemeinde zu retten, erkennen konnte. Seine edlen Züge, seine bedeutende Gestalt, seine schöne Sprache, der Geist und das Herz, die aus Allem hervorblickten, Alles Dinge, die in der tiefen Trauer bei jenem Begegniß im Kerker dem Vater entgangen waren, oder wenigstens nur als dunkeles Gefühl sich ihm aufgedrängt hatten — diese traten ihm jetzt unmittelbar zum Bewußtsein und ans Herz, und er hob das thränenvolle Auge verstohlen zum Himmel auf, als ob er den Geist seiner vorangegangenen Gattin zum stillen Zeugen seines Glückes heraufriefe.

Während nun Sara von häuslichen Geschäften hinausgerufen wurde, berichtete Joseph nun auch in der Kürze, was dieser begegnet. Sie war vom Minister auch nach dem Ueberfall durch den langen David dreist in jenem Lustschloß gefangen gehalten worden. Die edle Jungfrau widerstand allen Bewerbungen und Reizmitteln ihres Entführers; als er anfing, seine Härte sie fühlen zu lassen und ihr den Aufenthalt in seinem Schlosse durch tausend Kränkungen unsäglich zu verbittern, ihr immerfort die höchsten Genüsse versprechend, wenn sie sich ihm ergäbe, wachte sie fast Tag und Nacht, um nur der Gewalt und List nicht zu erliegen. Endlich hob er an, ihr vorzuspiegeln, daß die Rettung ihres Vaters und aller ihrer Glaubensgenossen von ihr allein abhänge, schilderte das Schicksal derselben mit gräßlichen Farben und bot ihr die Befreiung der Ihrigen als Preis ihrer Liebe an. Aber die Jungfrau blieb fest: ihr Vater würde jedenfalls vorziehen, zu sterben, als sie entehrt zu wissen, und ihre Religion verböte ihr, sich der Schande preiszugeben, sei es auch um des höchsten Preises willen! Da, in den höchsten Nöthen, wandte sich das Schicksal und krönte die Tugend des heldenmüthigen Mädchens mit Sieg. Gleich nach dem Sturze des Ministers verschaffte der Gesandte dem Jüngling einen Polizeibefehl; das Gitter des Lustschlosses öffnete

sich und ließ ein glückliches Geschwisterpaar hindurch zur Freiheit.

Jetzt war es, wo Joseph feierlich zu seinem Vater trat und sprach: „Vater! Nun harret noch Einer auf deine Rückkehr, noch Einer auf dein Wiedersehen — auf daß seine Seele aller Bürden frei sich zu dem Urquell erhebe, von dem sie gekommen! Es ist keine Stunde des Gerichtes, die gefeiert werden soll, sondern eine Stunde der Versöhnung und der Gnade. Mein Rabbi, der mich die Wege der Wahrheit zuerst beschreiten lehrte, mein Vater, der mir stets hohes, erhabenes Lehrbild war, sicher sind' ich dich auch hier sonder Aufschub und Zögern — es ist Mendel, der sterbende Mendel, der deiner harret, der von Tag zu Tag an Kraft verlor, und dessen Geist fast nur noch durch die Erwartung in seiner Hülle zurückgehalten wird, daß du das Wort der Verzeihung zu ihm sprechest. Heute, wo du der Freiheit wiedergegeben worden, mußt auch du ihm die Freiheit ertheilen."

Joseph hatte bis dahin den Namen des ehemaligen Freundes, der den Rabbi so grausam verrathen, zu nennen vermieden, und da ihm dieser nun so plötzlich genannt wurde, sprang der Greis erregt auf. Aber die Worte seines Sohnes gaben ihm Zeit, sich zu sammeln, und kaum hatte Joseph ihm das Nähere mitgetheilt, als der edle Greis voll Feuers winkte: der alte Bachur brachte schnell, wie ehedem, Stock und Hut herbei. Die folgende Minute traf den Rabbi am Arme seines Sohnes durch die Straßen der Stadt zum Hause Mendel's eilend.

Nun weißt du, mein Leser, wie unser Rabbi aus dem Kerker der rothen Kammer in die Todtenkammer seines reuevollen Feindes gekommen.

Als der Greis allein, ohne Begleiter, in das Zimmer des zum Sterben hingesiechten Mannes trat, streckte dieser ihm die abgemagerten Hände flehend entgegen. Der Rabbi trat festen Schrittes zu ihm, ergriff die Rechte des Kranken, senkte sich zu ihm nieder und küßte ihn — ein Thränentropfen entrann

seinem Auge und rollte auf das Antlitz des Sterbenden. Dieser aber weinte wie ein Kind, und umfaßte seine Hand und murmelte viele Worte der Bitte um Vergebung, viele Worte der Selbstanklage und der Reue. Der Rabbi beschwichtigte ihn, aber es ließ Mendel nicht ruhen, bis er ihm sein ganzes Herz ausgeschüttet und Alles, selbst mit immer mehr versiegender Kraft und stockender Zunge ausgesprochen. Wir wollen einen Schleier werfen über diese erhebende Stunde, was Mendel dem Rabbi offenbarte, wie dieser mit Begeisterung die Tröstungen der Religion vor ihm entfaltete, und die alte talmudische Verheißung, „daß der Tod versöhnet," ihm ins Herz senkte. Mendel fühlte sich erquickt und erhoben, und die Bitterkeit des Sterbens war von ihm genommen. Nachdem noch der Rabbi an seinem Lager gebetet, ließ er Joseph und Rebekka eintreten. Sie mußten dicht an ihn herantreten; dann vereinigte er ihre Hände und legte seinen Vatersegen auf ihre Häupter.

Wenige Stunden nach dieser letzten Handlung seines Lebens wandte sich Mendel auf die Seite, streckte seine Füße aus und — entschlief sanft.

Bald hatte der Rabbi seine Angelegenheiten geordnet; er verließ mit seinen Kindern, zu denen sich jetzt Rebekka zählte, Stadt und Land, wo er gelitten. Nicht lange und wir sehen ihn auf dem, damals bedeutendsten und angesehensten Lehrstuhle zu Krakau, wo er in hohem Alter, von Enkeln noch umringt, verstarb.

Daß der alte Bachur mit ihm gezogen, die Tage der Verbannung, so wie der Ehren mit ihm theilte, und wenige Wochen nach dem Tode seines Lehrers verblich — wir brauchen es kaum zu bemerken. Joseph bewirkte es, daß ihm sein Grab zu Füßen des Rabbi bereitet wurde.

Der Buchhändler Baruch aber mit seiner Ehehälfte ging den Weg alles Fleisches in aller Stille, der französische Gesandte mit Gattin und Kind nicht minder, aber im Glanze der Welt. Joseph folgte seinem Vater in seinen Ehren — aber sein

Ruhm reichte nicht an den seines Vaters, da er aus jener Drangzeit seiner Jugend eine tiefe Abneigung gegen das Abfassen von Schriftwerken in sich nicht überwinden konnte, die den Flügelschlag seines Genius lähmte, sobald er die Feder zur Hand nahm.

So ist von allen Personen, die wir hier nannten, nur der Name des Rabbi Jom Tob Haller mit Ruhm auf die Nachwelt gekommen, wenn der geschichtskundige Leser die kleine Veränderung, die wir in Name und Lebenszeit des Rabbi uns gestattet haben, übersehen will.

Das jüdiſche Herz.

Das jüdiſche Herz.

1.

Mein Leſer! — — verzeihe mir, wenn ich, im Begriff, abermals ein kleines Gemälde vor dir aufzurollen, in deſſen Betrachtung wir eine Zeit lang nebeneinander verweilen werden — vorausgeſetzt, daß du mir nicht entrinneſt — dich wiederum vor Allem anrede. Es iſt mir dies ein Herzensbedürfniß. Indem du mich würdigeſt, deinen Blick über die Worte, die meiner Feder entfließen, fliegen zu laſſen, und zu denken, was ich gedacht; ja, eine Spanne Zeit aus dem kurzen Leben, das uns vergönnt iſt, mir und meinem Gebilde zu widmen; und indem ich es wage, dich in Anſpruch zu nehmen für meine kleine Schöpfung, ohne daß ich dir verbürgen kann, ob ſie dir Wohlgefallen einflößen werde: ſind wir in ein Verhältniß getreten, das uns einander ganz nahe rückt. Siehſt du, du wirſt mit meinen Schwächen Nachſicht haben müſſen, und für das, was mir gelungen, mußt du mir Dank ſpenden. Alſo habe ich mich ganz perſönlich an dich zu halten. Wir ſind Gefährten auf einer kleinen Reiſe. Wir beſtehen einige kleine Gefahren miteinander; wir haben mitſammen einige Hinderniſſe zu überwinden; einige Male wird unſer Herz in gleichen Gefühlen, in gleichen Erregungen ſchlagen ... o, und daß du mich lieb gewönneſt auf dieſer Fahrt, nun, wenn ich dich ein ander Mal

einlade, meinem Rufe wieder zu folgen: daß ist ja mein höchster Wunsch! Gelt, da kann ich nicht anders, als vor Allem dich anzureden. Ich sehe dich vor mir, ich spreche zu dir.

Und nun, mein Leser! kennst du die Armuth?... Ich meine nicht die Armuth, die in einem kargen Maaße von Mitteln besteht, die an den geringen Lohn der Handarbeit eine schmale Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse knüpft, aber doch immer sicher ist, das Nöthigste und Unentbehrlichste zu gewinnen; sondern die Armuth, die in einer herabgekommenen Familie Platz greift, wo zwei Augen sich geschlossen, die Augen des Versorgers, zwei Hände im Grabe modern, die Hände des Erwerbers ... und nun sind die Mittel nacheinander verzehrt, und der Mangel grinset am Abend, daß die schwache Mutter den Kindern kein Stücklein Brodes reichen kann, bevor sie das ärmliche Lager suchen; und der Mangel grinset am Morgen, wenn der fröhlich aufgegangene Tag nur Sonnenlicht und warme Luft bringt, aber kein Brod; und es ist keine Aussicht vorhanden, daß es anders werde, als bis einst die Kinder erwachsen sind — wenn sie bis dahin nicht verkümmerten — und das ist noch eine weite Ferne ... und so kommet nur dann und wann eine Hülfe, sei es durch einen zufälligen Erwerb, sei es durch eine Gabe aus Menschenhand; und dann schlagen die Herzen leichter, aber nur einige Tage, bis jene verzehrt ist, und der durchschrittene Raum abermals zu durchschreiten ist ... ach, die Erinnerung an bessere Tage stillet den Hunger nicht, sondern verschärft ihn; der keusche Stolz der Familie ist längst gebrochen, und neigte das Haupt tief nieder vor dem Schreien der Kinder nach Brod....

Dann, mein Leser! kennest du das Siechthum?... Ich meine nicht die Krankheit, die auf seidene Polster sich lagert, und bittre Arznei aus vergoldeten Löffeln nimmt; auch nicht die, welche irgend ein Glied der Familie auf Wochen befällt, und in raschem Verlaufe das Auge der Wachenden bald entweder mit den Freudenthränen der Genesung oder mit den Kummer-

zähren des Verlustes füllt ... ich meine das Siechthum in den Hütten der Armuth, wo aus allzulangem Kampfe mit Sorgen und Aengsten, aus allzuharter Entbehrung an gesunder und kräftiger Nahrung und allem dem, was das Herz erfrischt und die Sehnen stählt, eine langsame Zehrung sich entwickelte, und irgend ein geliebtes Mitglied der zusammengedrängten Familie niederstreckte; daß der Tod ein langdauerndes Fest feierte, und seine schrecklichen Boten: Verschmachten und Aufreiben und immer wiederholte Aufopferung, lange vor seiner Ankunft vorausschickte....

Wende dich nicht ab, mein Leser! da ich deine Hand ergreife, dich in die schmale Pforte einer solchen Hütte zu führen; wende dich nicht ab.... Siehe, der Herr hat sich solche Hütten erwählet, um seine höchsten Offenbarungen kund zu thun; hier will er zeigen, was die Liebe ist, was die Liebe kann, die er als eine Bürgschaft des Himmels, als ein Pfand der Unsterblichkeit dem Menschengeiste mitgab, da er ihn auf die Erde sandte; siehe, hier strömet ein Lichtglanz, der allen Goldglanz irdischer Pracht zu mattem Scheine wandelt; hier wehet eine Luft, die des Duftes der Lilien und Rosen entbehren kann, um zu erquicken, um den Glauben zu stärken, um die beseligende Ueberzeugung in die Seele zu gießen: wir sind nicht Staub vom Staube!...

Nein! nicht auf Schlachtfeldern, wo der Mensch nur seine Kunst zu vernichten, und die Kraft, sein Blut zu verströmen für seine Wahngebilde, erweiset; nicht in den hochgewölbten, goldgeschmückten Sälen, wo Habsucht und Eitelkeit ihre Throne aufgeschlagen haben; nicht in den bunten, zierlichen Boudoirs, wo die Intrigue der Wollust die Wege ebnet; nicht in den Cabinetten der Minister und Diplomaten, wo das Wohl der Völker wie ein Rechenexempel beflügelt wird; ... wissen wir es denn nicht daß der Mensch erfahren und geschickt genug ist, seine innere Armuth mit äußerem Reichthum, und Holz und Stein

mit Sammet und Goldfransen künstlich zu überkleiden, um der schaulustigen Menge Bewunderung abzugewinnen....

In den Hütten ist es, wo die Kammern des Menschenherzens sich erschließen, um die Siegesgewalt der Liebe zu offenbaren; wo das Gemüth arbeitet, um seine Flügel zu lüften; wo das Herz kämpft, Opfer annehmen zu lassen, und zu verweigern, sie anzunehmen; wo eigene, ach! so gerechte Wünsche unterdrückt werden, um einen kleinen Wunsch Anderer zu befriedigen ... In den Hütten ist es, wo die Mutterliebe ihre erhabensten Feste feiert, wenn die vom Wachen ermüdeten Augen am Gedanken sich ermuntern, die Kindlein wirst du sättigen; wo die Kindesliebe zum Himmel erhöht, wenn sie eine duftende Feldblume auf das Herz der schlafenden Aeltern legen kann; wo die Geschwisterliebe die Lippen der Kinder küßt, daß sie sich tragen und leiten und bewachen; wo die Gattenliebe all ihre unüberwindliche Kraft bewährt, um einen Augenblick der Freude zu bereiten, nach vielen Tagen des Kummers und den Himmel rein zu wehen, auch wenn das dunkele Gewölk immer wieder heraufbricht ... In den Hütten ist es, wo die Versuchung kommt ... nicht im Gefolge des Müssiggangs und der Schwelgerei, nicht in Begleitung des Flitterstaates und entnervenden Wohlgeruchs ... sondern wo sie anklopft mit dem Stabe des Hungers, und wo sie hineinstürmt mit dem Schwerte der Entbehrung, und wo sie sich hinpflanzt, in der einen Hand die Hoffnungslosigkeit, in der andern die Hülfe ... und wo sie dennoch zurückgewiesen wird, weil die einzige Ehre die Ehrlichkeit und das einzige Recht die Rechtlichkeit ist....

Nicht in allen Hütten ... ich weiß es so gut wie du; ich kenne sie, wo Rohheit und Entartung, Frechheit und Hader den letzten Stuhl zerbrechen und den letzten Tisch umstoßen....

Da ich dich aber führen will in eine Hütte der Liebe, mein Leser, wirst du dich abwenden, weil Armuth und Siechthum darin hausen?... Nein, wir überschreiten die Schwelle.

Es ist Mitternacht; eine eisige, stürmische Decembernacht, die nicht enden zu wollen scheint. Der Wind stößt an die vier Ecken des Hauses, rasselt in den schlecht schließenden Fenstern, klappert an den Thüren und Läden; im Ofen knistert eine schwache Flamme, in die soeben das letzte Scheit Holz mit zitternden Händen gelegt worden; auf dem Tische brennt die Lampe, die ein vom Luftzug bewegtes sparsames Licht verbreitet. Wir müssen unser Auge erst an das Halbdunkel gewöhnen.. Schlafet ihr noch nicht, Bewohner des Hauses, und suchet auf dem Lager Erholung für die Lasten des Tages, und diese Erholung wird euch umsonst gereicht...? An der einen Wand steht ein Bett, auf dem eine geknickte Liliengestalt ausgestreckt liegt, ein Mädchen in jener schönen Zeit des ersten Aufblühens, in den sechzehn Jahren, wo die frische Knospe ihre Blätter entfaltet und eine reizende Blüthe verheißt.... Diese Knospe aber war früh von einem Wurme gestochen und gewelkt. Sieh, das edle Haupt, die reinen Züge, die hohe, weiße Stirn von braunem Haar umkleidet, die langen, gesenkten Lider, die feine Nase; aber wie sind die Wangen eingefallen, mit Bläße überzogen, die Lippen so falb; sie schläft, aber ihr Kopf ist matt auf die eine Schulter gesunken, ihr Athem langsam, schwer; es ist ein Schlummer, der nicht erquickt, weil er keine Kraft findet, die er beleben könnte. Am Haupte des Bettes stehet ein Tischchen, auf dem ein Arzneifläschchen, ein grober Wasserkrug, eine Schale mit Eingemachtem, und siehe ... eine blühende Hyazinthe neben einander stehen ... welch liebende Hand hat dir, Schlummernde, die Freude, den kleinen Ersatz für die ganze blühende Welt, die du entbehren mußt, hierher gepflanzt?... Neben dem Bett ist eine Kammerthüre angelehnt. Wir wollen sie nicht öffnen, damit die Schlummernde nicht geweckt werde, denn die Thüre knarret sicherlich, weil man das Oel nöthiger braucht; aber horch nur, ein gesundes Schnarchen rauscht dir in gleichmäßigen Zügen entgegen — dort schläft kräftige Jugend. Nun, wacht Niemand auf der Schlummer-

stätte? Fürwahr, am Tische in der Mitte der Stube, wo die Lampe zitternd leuchtet, sitzt die Mutter und wacht. Das Haupt der schwachen Frau ist tief auf die Brust gesenkt, denn auf dem Schooße liegt ihr die Arbeit, an der sie rastlos fördert. Wolle nicht, daß sie sie höher heraufhebe, denn das Zeug ist schwer; sie nähet ... Säcke ... und wie gern sie sie nähet, denn dies Nähen geht schnell, und strengt nur die blutig gestochenen Finger, nicht aber die gerötheten Augen an, und verspricht den Lohn schon auf den nächsten Morgen; sie nähet emsig, und nur bisweilen richtet sie ihren Blick auf das Lager der kranken Tochter, und horcht ihrem Athemzuge, oder flüchtig nach den Fenstern, wenn ein stärkerer Windstoß sie aufzuschlagen drohet.... Doch ist sie nicht ganz allein. Zu ihren Füßen sitzt auf einem Schemel ein zwölfjähriger Knabe. Schau die schwarzen Locken, die den runden Kopf umgeben, die großen Augen, die er oft zur Mutter emporhebt, die rothen Wangen, Zeugen, daß auch die Noth eine kräftige Naturanlage nicht zu brechen vermag. Was schafft der Knabe in der Mitternacht? Auch er nähet ... Säcke, kleinere, etwas feinere Säcke; er versteht es, und die flinken Finger rühren sich, daß es eine Lust.

„Willst du denn nicht schlafen gehen, Jakob?“ flüsterte die Mutter ihm zu. „Es ist schon spät und kalt, und du weißt, du mußt sehr früh auf, um die Morgenstunden bei deiner Schwester zu wachen.“

„Diesmal laß mich nur, Mutter!“ erwiderte der Knabe. „Siehst du, meine Augen fallen mir nicht ein wenig zu“ — und er blickte sie groß mit den schwarzen, feurigen Augen an — dann sprang er auf, und küßte die Mutter — aber schnell war er wieder nieder und die Arbeit in seiner Hand zurück — „und ich will das halbe Dutzend partout fertig haben, und bin erst beim fünften. Dann bekomme ich ja auch von dir den Sechser, wofür ich ... halt, bald hätt' ich mich verrathen, und du sollst dich doch auch wundern, was ich für unser Lehnchen, unser armes, krankes Lehnchen für eine Freude in petto habe....“

„Guter Junge, aber ſag' es mir doch lieber, damit es unſerm Lehnchen nicht etwa ſchaden könnte....“

„Nein, Mütterchen, nicht ſchaden, ſondern freuen....“

„Nun, ſag's mir lieber an, Jakob....“

„Wenn du's wiſſen willſt....“ Er ſenkte den Kopf ein wenig verſchämt. „Ich habe in der Schule, während der Stunde des langweiligen Herrn Feitel, ſo ein kleines Gedicht auf der Schiefertafel gemacht, ſo wie es Lehnchen liebt, ein Traum, worin ein Gebet an Gott, den Arzt alles Fleiſches, vorkommt, in einer Fliederlaube ... und das will ich auf ſchönes Papier mit einem Goldrand für den Sechſer ſchreiben, und will es ihr zum Sabbat auf ihr Tiſchchen legen.... Da wird ſie ſich doch ſehr freuen....“

Itzt war es an der Mutter, die Arbeit zu unterbrechen, ſich auf das Lockenhaupt des Knaben zu beugen und ſeine rothen Lippen zu küſſen. Eine Thräne fiel ihm auf die Stirn. „O Gott,“ ſeufzte ſie, „wie viele Freuden giebſt du in ſo ſchwerem Leid!...“

„Sei nur ruhig, Mütterchen!“ hob der Knabe an, „und gräme dich nicht zu viel; Lehnchen wird ſchon beſſer werden, und wenn ich erſt groß bin, ſiehſt du, einmal wird's doch, viel gelernt werd' ich ſchon haben, und wer viel gelernt hat, der hat doch auch ſein gutes Brod, das iſt doch gewiß, und dann ſollſt du es gut haben, ſo gut, wie eine Prinzeſſin....“

„Ja, laß mich es glauben, Jakob, wenn Gott mich ſo lange erhält. Hat es doch dein theurer Vater, der nun ſchon zehn Jahre in der Erde ruht, mir geſagt, und der war ſehr klug und ſah tief. Er ſprach: „Laß mir meinen Jakob gehen, aus deſſen Auge ſpricht es, der wird dir einmal viel Gutes thun!...“ Das ſprach er wenige Wochen vor ſeinem Tode — über ihn Friede!...“ Und die Frau trocknete ſich die Thränen.

„Nun, Mutter, meine beiden Brüder ſind auch gut, und thun wahrhaftig das Ihrige. Giebt nicht Abraham, mein älteſter Bruder, von früh bis ſpät, ſo lang es ihm nur die Schule erlaubt,

Stunden, und bekommt schon für einen Monat anderthalb Thaler, und die Leute haben rechten Respect vor ihm ... und der Kleine, nun, ist ein flinkes Kerlchen, aber für ein gutes Wort wickelt man ihn um den Finger."

„Ja, ihr seid Alle brav, und, wenn mir Gott mein Lehnchen gesund machte und nur etwas die drückende Noth von uns nähme, so wär' ich sehr glücklich, und tauschte mit keiner Königin.... Höre 'mal, Jakob; ich habe dich noch etwas zu fragen. Sag's mir gerade heraus. Heute war ein Vetter da, David, du kennst ihn wohl; der hat mir angetragen, ich sollte dich ihm mit auf die frankfurter Messe geben, daß du bei seinem Stande wachest und ihm helfen sollst und kleine Dienste leistest, auf fünf bis sechs Wochen. Dafür will er dir einen neuen Rock und fünf Thaler geben.... Möchtest du es thun?..."

„Fünf Thaler, Mutter.... Da wär' uns für die Miethe geholfen...."

„Nun, was willst du?..."

„Aber ich müßte aus der Schule bleiben, und wer soll dir die Wege gehen, und bei Lehnchen von 3 Uhr des Nachts an wachen ... denn der Kleine kann das doch nicht ... und ich soll mich von dir und Lehnchen trennen.... Doch wie du willst, Mutter ... fünf Thaler sind so viel Geld und eine große Hülfe.... Nun, Mutter, was hast du ihm denn geantwortet?..."

„Ich?... Ich hab' es abgewiesen. Deines Vaters Kinder sollen keine Schacherer werden, und wenn ich von aller Noth befreit würde. Dich, mein Jakob, soll ich auf die Messe schicken? Wenn du nun zu Schaden kämest, im Gedränge erdrückt würdest? oder dir Jemand was zu Leide thäte? Und wenn du einmal da gewesen, und er kommt ein ander Mal wieder, und du gehst wieder mit, und zuletzt bleibst du dabei, und zuletzt bist du ein armer Judenbursche, der mit dem Päckchen hausiren gehen muß.... Was sollt' ich antworten, wenn ich einst vor deinen Vater trete, der ein so großer Gelehrter gewesen, und so berühmt, bis nach Holland, und der Bücher herausgegeben,

und er früge mich: was hast du aus meinen Kindern gemacht, aus meinem Jakob? und du führtest Nichts als ein armseliges Hausirerleben.... Nein, und wenn wir noch weiter Salzbrod essen sollen, und ich mein letztes Kleid versetzen muß für die Miethe ... mein Jakob soll nicht auf der Messe an der Bude stehen...."

„Nein, Mutter! laß mich bei dir ... ich will recht fleißig Säcke nähen...."

Siehe, mein Leser, das war das Gespräch der Mutter mit ihrem Knaben, der Gedichte machte, einen Traum, worin ein Gebet vorkam, und Säcke nähete ... um Mitternacht.

Da fuhr auf einmal ein mitternächtlicher Windstoß auf das Fenster und riß es auf und warf die Lampe auf dem Tische um, daß sie verlöschte.

Wie der Wind fuhr auch Jakob auf, und sprang zum Fenster, und schloß es wieder, und befestigte es; und die Mutter rief mit verhaltener Stimme: „O weh, o weh, das Licht ist aus, wie wird's Lehnchen gehen!" und suchte mit zitternder Hand nach dem Feuerzeug, nach Stahl und Stein und Schwefelfaden.

Aber so wie es dunkel geworden in der Stube, stöhnte es laut und ächzend vom Lager auf, und die Kranke erhob sich mit halbem Leibe, und rief: „Licht! Licht!" und schlug mit dem einen Arm in starkem Krampfe an die Mauer der Wand, immer in gleichen Pulsen, und gab krampfhafte Töne von sich, die bald stöhnend, bald brummend das Herz zerrissen, und lag mit gestreckter Gestalt, und schlug mit der rechten Faust an die Wand. Während nun die Mutter zitternd Feuer anzuschlagen suchte, und bald den Schwefel, bald den Zunder nicht finden konnte, und jammerte, war Jakob schnell zum Bette gesprungen, hatte ein Kissen ergriffen, und hielt es zwischen der Wand, daß der krampfbewegte Arm der Schwester sich nicht zerschlüge, und stieß die Kammerthüre auf, und schrie hinein: „Abraham, steh schnell auf, der Wind hat das Licht ausgelöscht;" und

rief der Mutter zu: „Geh doch zum Ofen, da ist noch Feuer drin!“

Bald erschien der älteste Sohn des Hauses, die Lampe war wieder angezündet. Abraham legte sich über seine Schwester, und strich ihr mit beiden ausgebreiteten Händen, ohne sie zu berühren, vom Haupte nach dem Herzen, mehre Male, und sprach: „Beruhige dich, geliebte Schwester! liege still!“ — — Und der Krampf stillte sich, das kranke Mädchen nahm eine Erfrischung, drehte sich auf die andere Seite, und sprach: „Ich bin sehr müde!“ Sie entschlief wieder.

Jetzt gehorchte der Knabe dem Befehl der Mutter und legte sich mit seinem Bruder nieder, ob auch der sechste Sack noch unvollendet war; die Mutter zündete ein Nachtlicht an, löschte die Lampe aus, setzte sich ans Bett der Kranken, ließ das Haupt auf die Brust sinken, und versank in die Dämmerung des Schlummers.

2.

Ich habe dir, mein Leser, eine Nachtscene gezeigt in unsrer Hütte. Aber wir wollen uns ja nicht wie Diebe in der Nacht einschleichen in den Kreis der darbenden Familie, der wir vielleicht Hülfe zu bringen bestimmt sind. Darum verzeihe mir, wenn ich dich auch auf einen Morgengang einlade, und folge meinem Rufe.... Siehst du, die frühwache Mutter hat schon längst die Stube rein gefegt, und den Staub abgewischt, und Tisch und Stühle zurecht gerückt. Mit Hülfe des Jakob war das kranke Mädchen aus dem Bette gehoben, das Lager gelüftet und bereitet, und wieder eingenommen und mit einer weißen Decke überkleidet worden. Denn du siehst, Ordnung und Reinlichkeit herrschen hier überall, und die Mobilien stammen noch aus guter Zeit, und wenn sie auch ohne großen Werth — denn sonst wären sie schwerlich verblieben — sahen sie doch noch gut aus, und mit etwas Nachhülfe macht es sich. Die Kinder haben ihr Morgengebet andächtig gesprochen — denn darauf

hält die Kranke gar sehr, und deren Wort ist der Wille Aller — haben ihr frugales Frühstück bekommen, und nun begannen die Geschäfte des Tages. Worin bestehen diese? Sie sind jeden Tages zweierlei: die Erquickungen für die Kranke und die Nahrungsmittel für die Gesunden herbeizuschaffen — vorher aber das nöthige Geld hierzu zu erlangen. Jakob war früh fortgeschickt worden mit den fertig genäheten Säcken, und hatte die paar Groschen dafür gebracht. Aber das Antlitz des zurückkehrenden Knaben war nicht heiter. Der Kaufmann hatte ihm angezeigt, daß für die nächsten Tage keine zu nähen wären, und daß er überhaupt für den Sack fortan einen Sechser weniger zahlen würde, da eine Nachbarin es für so viel weniger übernehmen wollte. Seufzend nahm die Mutter das wenige Geld in Empfang, überrechnete, wozu es ausreichen würde — Holz, Fleisch zur Bouillon für die Kranke, Eingemachtes, das so theuer, und weiter genoß sie Nichts, Brod und Oel — dann bekam Jakob einen Theil zurück, um nach dem Markte und dem Fleischscharren zu wandern. Der arme Knabe, es war so grimmig kalt, und seine Bekleidung mangelhaft. Wol hüllte er sich in einen grauen Mantel, der ihm zugeschnitten war aus einem alten größern; darunter aber war das Beinkleid von gelbem Nanking, denn der Winter hatte wol Frost, auch Baumwolle vom Himmel — den Schnee — aber kein Tuch gebracht — und oft schon hatten lose Spötter hinter ihm gesagt: der trägt den Frühling drunten, aber den Winter droben. So schritt er frierend hin, aber doch wohlgemuth; und wenn ich nicht irre, summte er sogar ein Liedchen vor sich hin... es waren Verse aus seinem „Traum“.... Bald hatte er seine kleinen Einkäufe auf dem Markte vollbracht und in das Körbchen am Arme gethan; und nun ging es zum Scharren. Hier aber sollte es ihm schlimmer werden; das koschere Fleisch war knapp, die Frauen und Mägde drängten sich, die Fleischer fertigten zuerst die ab, welche große Quantitäten entnahmen, und so mußte der schüchterne Knabe lang im Winkel stehen und Füße

und Hände verklommen ihm. Endlich gewahrte ihn eine Magd, die, aus einem großen — d. h. reichen — Hause, großes Ansehen über die Gesellen ausübte. Diese frug ihn, wie viel er wolle? trennte mit scharfen Ellenbogen die Menge und rief: „Der Junge kriegt nun absolut zuerst, sonst nehm' ich kein Loth und gehe zu einem Andern; der hat eine kranke Schwester zu Hause und kann nicht länger warten; hier hackt ihm 1½ Pfund von der Brust weg, die Brust nehm' ich und darum kann ich ihm ein gutes Stück davon geben; ich verantworte es.“ ... Solch mächtiger Einfluß verschaffte unserm Jakob bald sein Stücklein Fleisch, das er sorgsam in das Körbchen packte; mit Mühe brachten seine verfrorenen Finger die paar Groschen heraus und die Pfennige Abgabe (Pardon) an die Gemeinde. Dann drängte er sich zum Ausgang und betrat die Straße. Aber der eisige Wind erfaßte ihn da und trieb ihm den Mantel auseinander, und da er ihn wieder zusammenfassen wollte, fiel ihm das Körbchen aus der verklommenen Hand, rollte auf das Eis und schleuderte den eben zusammengebrachten Inhalt auf die Straße. Da konnte der Knabe sich nicht mehr fassen, laut wimmerte er, Thränen rollten ihm aus den Augen ... er bückte sich, aber die erstarrten Finger versagten ihm den Dienst.... Einige Gaffer sammelten sich um ihn herum und blickten ihn an und thaten in ihrer blöden Neugier Nichts. Da trat ein Weib aus der Thüre des Nachbarhauses und fuhr dazwischen, und hob die umhergefallenen Viktualien auf und das Körbchen, und schalt die Leute: „Was steht ihr und guckt und helft dem armen Jungen nicht! Was thut's, der wird noch ein großer Mann und ihr seid Nichts und gar Nichts. Komm, Jüngle, du machst doch schöne Gedichte und hast erst die schöne Prämie auf dem Examen bekommen, und die können da Alle Nichts.... Komm, ich will dir deine Sachen wieder rein machen und wärme dich bei mir.... Du wirst schon Alle mal auslachen, war doch dein Vater ein gelehrter Mann....“ So führte sie ihn an den warmen Ofen, erquickte ihn mit einer Tasse Kaffee,

reinigte ihm das beschmutzte Fleisch, ordnete sein Körbchen und legte ihm heimlich noch etwas Gutes hinein, und da sie einmal im Gutesthun darin war, daß ihr eine Thräne über sich selbst in ihr Auge quoll, nahm sie einen wollenen Shawl, der wahrhaftig noch keine drei Löcher hatte, nahm ihn und wickelte ihn um den Hals des Knaben und steckte die Zipfel ihm in die Brust. Dann sprach sie: „Nun, Salöbchen, nun eile nach heim, denn deine Mutter wird auf dich warten." Das begriff der Knabe, der sich wie neugeboren fühlte, nahm eilends das Körbchen, dankte und war verschwunden. Zu Hause erzählte er aber nichts davon, sondern zeigte nur den Shawl, den ihm die Frau neben dem Scharren geschenkt habe. Wie hätte sich sonst die liebende Mutter betrübt!

Unterdeß war aber auch der jüngste Knabe, Moritz, entsandt worden. Er hatte eine andre Mission. Die Sorge für die nächsten Tage drückte sehr. Längst war das Stubengeld des ältesten Sohnes im Voraus entnommen und verzehrt; und bis zum Ersten des Monats war noch eine lange Zeit. In der Stille der Nacht war der bedrängten Frau die Erinnerung gekommen an einen Schüler ihres verstorbenen Mannes. Ein Waisenknabe war jener gewesen, ein gänzlich verlassener, und ihr Gatte hatte sich seiner in früher Jugend angenommen; hatte seinen Prinzipal überredet, den Knaben mit ins Haus zu nehmen, um mit seinen eigenen Kindern unterrichtet zu werden. Dann, als ihr Mann dieses Haus verlassen, und selbstständig nach dem Orte gezogen, wo er sich häuslich niederließ, hatte er den Knaben mit sich geführt, und so lange erzogen, bis er in ein Handlungshaus eintreten konnte. Da hatte er sich im Laufe der Jahre durch glückliche Ereignisse hinaufgeschwungen, und war jetzt ein begüterter Mann. Dessen gedachte sie, da sie erfahren, daß er vor wenigen Tagen von einer großen Reise zurückgekehrt sei. In der Frühe hatte der älteste Sohn einen rührenden Brief geschrieben, worin er die traurige Lage der Familie schilderte, und bat, sich ihrer anzunehmen. Diesen Brief in die Hände

des Adressaten zu spediren, war die Mission des jüngsten Knaben, des Moritz. Die nöthigen Instruktionen waren gegeben, ihm eingeschärft, Nichts zu verlieren, und seines Weges gerade zu gehen. Leichtmüthig, wie der zehnjährige Knabe war, und unverzagt, war er mit einigen Sprüngen zur Thüre hinaus, und rief: „Ich will's schon machen, und komme bald wieder.“ Der Weg war zurückgelegt, das Haus gefunden, das Zimmer des Nabob erfragt. Das Bürschchen klopft, man ruft herein. „Guten Morgen, ein Compliment von meiner Mutter!“ „Wer ist deine Mutter?“ fragte der schlafrockbekleidete Mann, indem er den Jungen von oben bis unten betrachtete. „Das steht auch im Brief,“ sprach der Kleine, bückte sich und spielte mit dem klaffenden Hündchen des Herrn. Der aber mochte die Natur des Briefes muthmaßen, ging unwillig zum Fenster, öffnete und las den Brief. „Der kann noch nicht gut lesen, und müßte noch 'mal in die Schule gehen,“ dachte der harrende Knabe, da der Mann so lange zögerte, und er es bald überdrüssig geworden, mit dem Hunde zu spielen. „Hm! hm!“ räusperte sich der Mann, nachdem er den Brief noch eine Zeit lang in der Hand gehalten, und ihn endlich auf den Tisch warf — „sage deiner Mutter, es thäte mir leid, ich wäre aber jetzt nicht bei Casse.“ ... „So geht's uns gerade auch!“ sprach der Kleine, und warf die Thüre zu. „Naseweises Volk!“ rief der Mann, und trat zu seinem Schranke, sich in sein Cassabuch vertiefend.

Kennst du, mein Leser, eine getäuschte Hoffnung in der dringendsten Noth? Einen, mit Freude ergriffenen, als einen Rettungsanker erfaßten Gedanken der Hülfe, der sich nunmehr als leer und vergeblich erwiesen? Und wenn sich hierzu das Bewußtsein gesellt, einen begründeten Anspruch, ein wahrhaftes Recht darauf gehabt zu haben? Und wenn dabei die Undankbarkeit, die Vergessenheit früherer Wohlthaten sich zu Tage leget? Das thut wehe, das wühlt im Herzen des Hülfsbedürftigen — „nur der hätte dies nicht thun sollen!“ Also war es im Herzen der armen Wittwe, die Nichts wollte, als eine Erquickung für

ihr krankes Kind, und das Nothdürftigste für ihre gesunden, die sich und die Ihrigen nur über dem Wasser erhalten wollte, bis der Tag käme, wo die herangewachsenen auf ehrenvolle Weise den Strom des Lebens befahren könnten. Aber sie wischte schnell ihre Thränen ab, und verbiß eilends ihren Kummer und ihre Kränkung, als sie dem Knaben die traurige Antwort vor der Thüre abgenommen — denn die Kranke sollte von allem dem Nichts erfahren. „Ich habe gar Nichts verloren von dem, was er mir gab, Mutter!“ sagte ingrimmig der Kleine, „aber wart nur, der wird schon seine Bezahlung bekommen, mit sammt seinem Hunde!“ — „Geh in die Schule, Moritz!“ erwiderte die Mutter.

Dann schlich sie in die Kammer, zog eine Schublade heraus, und nahm ihr letztes Sabbatkleid ... sie schlug es noch einmal auseinander ... und eine Thräne der Erinnerung wollte sich aus dem Auge drängen — — es war einst ihr Brautkleid gewesen vor achtzehn Jahren, wenn auch später gefärbt — — doch schnell wickelte sie es zusammen und schlug eine Serviette darum ... „was thut's,“ sprach sie zu sich selbst, „wir müssen Feuerung haben, und Gott wird's wieder geben....“ Sie rief Jakob hinein, der mit einem Buche an der Schwester Bett gesessen, und ihr Einiges vorgelesen. „Guter Junge, du mußt dies nach dem Pfandhause bringen....“ Weiter sprach sie Nichts, denn sie wußte, was dies für den Knaben zu bedeuten hatte. „Dahin?...“ seufzte er. Knabe, es war eine harte Prüfungsstunde für dich! Ueberall hin, Alles thun konnte er, nur nicht einen Menschen ansprechen, oder zum Pfandhause gehen.... Wer ist es, der in die Seele des Kindes den Stolz verpflanzet? daß es sich nicht blos vor Unrechtem schämet, sondern auch vor dem Beweise der Armuth, der Dürftigkeit? Ha, die Welt ist es, die Welt der Menschen, die nicht blos den Bösewicht, sondern auch den Armen mit Verachtung bedeckt, ja, die oft den Sünder ehret, wenn er mit Golde klimpert, aber jedenfalls den Dürftigen schändet, und trüge er seine Bürde noch so unverdient.... Das mochte es sein, was dem Knaben den Gang zum Pfand-

hause stets — es war heut nicht das erste Mal — zu einer Folterstunde machte. Da schlich er sich heimlich, durch einige Gäßchen, weite Umwege, zu dem Hause, wo nur die Armuth einkehrt, und eine mit Thränen benetzte Hülfe sich holt; da sah er sich zwanzig Mal um, ob nicht ein Bekannter in der Nähe, und harrete lang, wenn er einen solchen erblickte, bis er vorübergegangen; da sprang er pfeilschnell die Stufen hinan, und ging eilends hinein, daß ihn nicht zu guterletzt wer noch sehe; aber drinnen auf dem Gange klopfte ihm das Herz noch gewaltig, denn der Sohn des Hauses, sein Mitschüler, konnte gerade herauskommen und ihn fragen, was er hier wolle? War er dann glücklich hindurch, so galt es eine neue Angst, ob nicht schon Leute drinnen wären? denn die Armen schämen sich noch untereinander ihrer Armuth; und war er drinnen, so galt es die Sorge, ob auch das Pfand angenommen, und wie viel er dafür erhalten würde ... o, aus der barschen Stimme des Buchhalters „was bringst du?“ machte er sich gar Nichts, nur an seinen Mienen hing er, wenn er das Pfand mit verächtlichen Blicken von allen Seiten musterte, bis der verhängnißvolle Spruch ertönte: „Ein Thaler acht Groschen ...“ oder wie viel es war....

„Geh nur, mein guter Sohn!“ hob die Mutter an, deren Scharfblick der Schmerz ihres Kindes nicht entging, „geh nur, Gott wird's dir lohnen, was du an deiner Mutter thuest! und siehst du, in einer bessern Stunde, wenn du einst im Wohlstand und Segen lebst, wirst du dessen gedenken, und dich freuen, daß du es nicht weigertest, wenn ich lange im Grabe ruhe....“ „O, Mutter, Mutter! nur das nicht!“ rief der Knabe schluchzend an ihrem Halse, „ich will ja gerne gehen!“ und er nahm das Päckchen, steckte es sorgfältig in den grauen Mantel, und ging....

Aber unser Morgen hat auch einige Lichtseiten ... wie diese:

Nach kurzer Zeit öffnete sich die Thür, und ein bejahrter Mann trat herein. Er war sehr unscheinbar, schlecht gekleidet, sein Antlitz durchfurcht und fast häßlich; auch war das eine Auge

ihm, wie man leicht bemerkte, überzogen, so daß er nur mit dem andern sah, welches sich daher schnell bewegte, während das andere Auge unbeweglich vor sich hinstarrte. Aber aus diesem einen Auge, welch ein Lichtstrahl der Herzensgüte quoll dir entgegen, welche Verklärung der eigennutzlosesten Treue, welche Lust des Wohlthuns, welche Sehnsucht, erquicken zu können! Darum wohl dieser freundliche Empfang des unscheinbaren Mannes; darum hob selbst die Kranke sich ein Wenig vom Lager, als der Greis an ihr Bett trat, und „nun, Lehnchen, wie geht's heut?“ sprach. Die Antwort schien ihn zu befriedigen, denn er verzog den nicht kleinen Mund zu einem ganzen Lächeln, und stieß ein heiseres Lachen heraus, und sprach: „Siehst du, es geht schon immer besser, und wenn erst der Frühling kommt, gehen wir zusammen spazieren, wenn du dich des alten Kerls nicht schämst.“ Und darauf holte er Etwas aus seiner Tasche heraus, sorgfältig in ein Dutzend Papiere gewickelt. „Ich hab' was draußen beim Hofgärtner zu thun gehabt, und da hab' ich ihm keine Ruhe gelassen, bis er mir eine Weintraube gegeben für dich, meine Tochter. Ich hab' ihm wahrhaftig gedroht, ich geh' zur Fürstin, wenn er sie mir nicht giebt. „„Ich halt' dich's für fähig, alter Hirsch““, hat er gesagt, und die Traube mir aus dem Keller geholt. ...“ — „Mutter, eine Traube im Winter, im December!“ rief die Kranke, „was seid ihr Alle gut mit mir!...“ „Nun, was ist's!“ sprach der Alte, nahm sich einen Stuhl an das Fenster, holte einen großen Quartanten vom Bücherbrett der Jungen, schlug ihn bedächtig auf, und las einen hebräischen Psalm leise summend vor sich hin. Als er vollendet, klappte er das Buch wieder zu, legte es hin, und trat zum Bette. „Habt Dank für's Gebet,“ flüsterte die Kranke. „Schon gut, und ich wünsche dir Refua Schelema.“ „Schon wieder fort?“ „Ich habe noch manchen Besuch zu machen, denn es giebt jetzt viel Gebreste in der Gemeinde.“ Und damit war er wieder hinausgetreten auf die beschneite Straße.

Als nach einer Weile Moritz aus der Schule, Jakob vom

Pfandhause, Abraham aus den Unterrichtsstunden nach Hause kamen: da war schon der Tisch gedeckt und die dampfende Schüssel stand darauf, und die Mutter hatte die Freude, wacker zulangen zu sehen....

Und nun, mein Leser, nehmen wir den Faden unsrer Erzählung ernstlich auf....

3.

Ich wollt' es, lieber Leser, ich wollt' ... aber zwischen Wille und That, Himmel ... mein Leser, ich kenne dich schlecht, wenn du den Unterschied nicht selbst kennetest ... ich wollte den Faden der Erzählung jetzt gleich aufnehmen, aber zu der Nacht- und Morgenscene muß nothwendig noch das Bild eines Abends kommen, damit du in diesem Hause wie zu Hause seiest.... Der Abend war ja der eigentliche Hintergrund, auf welchem alle Zeiten des Tages — zu vier und zwanzig Stunden gerechnet — für die Familie als einzelne Gruppen spielten. Mein Gott, Leser, der du schon so oft vor all den tiefen und hellen Tinten, die sich rings um den Himmel legen, vor all den blaugrauen Wolken mit goldenem Saume, vor all den rosenrothen und violetten Wolken bis hinauf zu den schneeweißen Wolkenflocken in der Höhe des Abendhimmels ... ja, in Staunen und Bewunderung und stilles Entzücken und leise Wehmuth versunken ... wie könntest du mir entweichen, da ich dich in den Abendhimmel unserer Familie hineinsehen lassen will, ohne Fernglas und Brille, mit klaren Menschenaugen, die noch eine Thräne vergießen können um das Geschick Anderer....

Stille, lautlose Stille herrschte im Zimmer. Es war verdunkelt; denn der blecherne Schirm der Frank'schen Lampe war niedergeschlagen, daß das Licht nur auf einen kleinen Kreis des Tisches fiel; droben, daß ich Nichts vergesse, am Balken zeichnete sich wol auch ein kleiner Lichtkreis ab ... ein Bild der Familie, die sich mitten in der Dunkelheit ihres Schicksals ihre kleinen Lichtkreise droben und drunten dennoch zu erhalten wußte.

Am Tische saß Jakob; er las ... in den hebräischen Psalmen, und man sah in seinem begeisterten Auge, seinen belebten Zügen an, daß, ob er den Inhalt verstehe oder nicht, er doch Gedanken der Andacht, ringende Gefühle der Gotteshingebung in seinem jungen Geiste hege ... fürwahr, er betete.... O, ein betendes Knabenherz, so rein, so unschuldig, so silberklar, und dennoch so voll von dem Druck des Lebens, den es auf Alle, welche es liebet, gebreitet sieht, so sich drängend zum Vater, von dem es fühlt: er muß, er muß helfen, er kann es nicht anders, denn er ist ja Gott, und das Leben seiner Kinder müßte ja so schön und glücklich sein, da seine Hand sie hineinversetzt hat ... sei ruhig, dieser Gott erhöret dich auch, und hilft, nur nicht so schnell, wie dein klopfendes Herz verlangt, nur in der Ferne, bis dahin du noch oft zu beten hast, bis dahin du noch oft die Unebenheiten des Lebens zu empfinden hast, bis wohin er dennoch dich leitet, du hast den Pfad schon jetzt betreten.... Aber in der Hand hat der Knabe eine eingetauchte Feder, neben ihm liegt gefalztes Papier, das Tintenfaß fehlt nicht — er erwartet wol Etwas, was er schnell niederschreiben solle, ein Diktat, das die flinke Knabenhand befestigen soll zu dauernder Wahrung....

Auf dem Lager an der Wand liegt die kranke Schwester gerade ausgestreckt, mit gesenkten Augenlidern; aber sie schläft nicht ... denn von Zeit zu Zeit erhebt sie den rechten Arm und beschreibt langsam einen Kreis durch die Luft ... bisweilen heben sich auch die Lider, aber der Augapfel ist dann so hinaufgerückt in seiner Höhlung, daß man fast nur das Weiße gewahrt; sie hat dann das Auge geöffnet, aber nicht um zu sehen.... Und schau, die weiße Stirn, über die die Schatten flüchtig sich jagender Gedanken gleiten, oft sichbar in den Falten, die schnell werden und schwinden.... schau, die bewegten Lippen ... sie regen sich, aber sie spricht in sich hinein, sie flüstert nur, Niemand vermag die Töne zu vernehmen ... und die wechselnden Linien um den Mund, bald Hoheit und Erhebung, bald tiefe

Schwermuth und geistigen Schmerz ausdrückend. ... Vor ihr an ihrem Lager stehet der älteste Sohn des Hauses, hat ihre linke Hand sanft, aber fest gefaßt; er beugt sich nach vorn, wie um die Worte der Schwester zu vernehmen, wie um die Empfindungen zu erlauschen, die sich auf ihrem bleichen, edeln Angesichte ausprägen. ... O, das ist auch ein Jüngling, ein achtzehnjähriger, aber die gedrungene Gestalt, die feste Haltung, das schlichte Haar, die sicheren braunen Augen, der geschlossene Mund, die scharfe Nase, die hohe Stirn mit den Wölbungen über den Augenbraunen, sie bezeugen, daß er Mann geworden vor der Zeit, daß nicht Leichtsinn in diesem Geiste wohnet, sondern schaffende Gedanken, nicht Trunkenheit der Gefühle in diesem Herzen, aber weiche, zarte Empfindungen, die sich schüchtern verbergen vor der Welt, ein bestimmter, ausdauernder Wille, aber nur für sich und die ihm nahe stehen ... das Leben kreuzte sich für ihn mit allen Wünschen und Hoffnungen der Jugend, und darum hat er seine Welt nur in sich hinein gelegt, alles Aeußere nur als Zugabe betrachtend, die man gern annimmt, deren man aber nie gewiß ist, so daß man ihr von vorn herein mit Entsagung begegnen muß. ... Wol, mein Jüngling, möcht' ich dir gefolgt sein in allen Gängen deines Geistes durch deine kurze Jugend, um mir zu enträthseln, wie du geworden so voller unendlichen Kraft zu tragen, und so geringer Energie zu handeln, so voller Fülle zu geben, und Mangels zu fordern, spinnend große Schätze aus dir heraus, aber wenig begreifend die Schätze der Welt ... diese hat auch solche, nur nicht die, welche man gewöhnlich dafür hält. ...

... Die Mutter aber saß seitwärts zu Häupten des Bettes ihrer Tochter, und hatte das Antlitz in die Hände gestützt ... der „Kleine" hinter dem Ofen gekauert, in den er von Zeit zu Zeit ein Stück Holz legte, um die Flamme zu unterhalten, in die sein Auge schaute ... aber wahrlich, das kluge Auge bedeutet, daß er Alles sieht und beachtet, wenn auch Niemand auf ihn sieht und ihn beachtet. „Warte nur, ich will es schon machen!" was

er heute früh zu der Mutter sprach, als er zu dem schlafrockbekleideten Manne mit dem Hunde ging — schien die Devise seines Lebens zu sein. O, Kind, daß du oft freundlichere Wege und mit glücklicherem Erfolge gehest!...

So ganz allein, in ihrer Stille, war die Familie beisammen ... die Hütte einer armen Witwe wird wenig besucht; was hätte sie auch Anziehendes?... Selten nur hörte man die knisternden Schritte eilends Vorüberschreitender draußen durch die beschneieten Straßen. Niemand sprach. Alle schienen zu erwarten, was kommen würde, gewiß, daß es kommen würde.

Horch! eine klangvolle Stimme erhebt sich, so voll, so melodisch, so metallrein, daß die Worte Musik scheinen, aus der Höhe herabkommend. Es sind einzelne Worte, noch ohne Zusammenhang. „Vater!... Lichte Wolken ... treib' ihn hinweg! ... Fort, fort ... wie schön, wie himmlisch.... Willkommen ... bin ich erhört? hast du gebetet am azurenen Throne?... ist die Pforte geöffnet?... Laß ihn nicht nahen, in der schwarzen Hülle, nicht mit dem feuerspeienden Antlitz ... o er will greifen nach dem Herzen deiner Tochter, er will ihm einsenken den Gifttropfen, daran es vergehe ... aber du leidest es nicht....“ Immer gestaltreicher wurden die Worte der Kranken, zusammenhängender die Reden, häufiger die Bewegungen des rechten Armes, ausdrucksvoller die Züge ihres Antlitzes.

Sie hob an: „Es ist schön, einzugehen durch die Pforten; da quillt Lichtstrom entgegen voller Engelschaaren, auf rosigen Wolken kommen die Geister der Seligen; blauer Himmel wölbet sich droben, aber er ist geöffnet, und die Aussicht in unendliche Ferne, aber man schauet in ihr riesige, aber bestimmte Gestalten, die man nicht beschreiben kann ... ach, ehe ich eintrete, da kommen sie, die schwarzen Gestalten, ha, da huschen sie herbei und drängen sich vor, und eisiger Schauer wehet vor ihnen her, daß das Herz erstarrt, und der Geist nicht fliegen kann... ha, sie wollen mich abhalten, sie wollen nach mir greifen ... weh!... da kommt mein Vater! O, sei gegrüßt im Frieden des

Himmels, o, dein Nahen ist Gesang, ist Jubellied, o, du verklärter, seliger Geist ... ach, auch du kennest den Schmerz? droben noch der Schmerz? Du bist wol besorgt um die, die du drunten auf der Erde gelassen? Du seufzest, Vater? Ist das mein Urtheil? Bringst du mir keinen Trost? Nimmst du mich nicht mit dir? ... o laß mich mit, ich will hinauf, hinauf, was soll ich noch drunten? ... Der zerbrochene Leib ... die nichtigen Freuden der Erde, hinter denen der Schmerz lauert ... ich soll noch nicht ...“

Die Kranke hielt hier inne; ihr Arm sank nieder; sie ward ruhig. Jakob hatte ihre Worte, so weit er vermochte, emsig niedergeschrieben. Der Mutter war von Zeit zu Zeit eine Thräne durch die getrennten Finger gerollt; der Kleine horchte auf, und wenn es ihn zu packen schien, warf er ungestüm, aber geräuschlos, ein Scheit Holz in die Ofenflamme. In dieser Pause ging die Hausthüre auf, die Thüre des Zimmes öffnete sich und zwei Männer traten leise ein; es waren der alte Hirsch und irgend ein Verwandter der Familie. Jener ließ sich ohne Geräusch, und wie hinlänglich bekannt, auf einen Stuhl in der Ecke nieder; bei dem Eintritt dieses erhob sich die Mutter etwas, und aus ihrem, Befremdung aussprechenden Blicke sah man, daß er, der Verwandte, fremd in dieser Hütte sei.... Die Kranke, die still vor sich hingelegen, konnte die Eingetretenen nicht gesehen haben; aber plötzlich sprach sie: „Der da gekommen mit der Seele in der Hülle des Lichts, der bleibe; aber fort mit dem im schmutzigen Gewande, fort, ich fühle den Frostschauer, der von ihm ausgeht, ich kann nicht schlafen in seiner Nähe ...“ Der Bruder verstand ihrer Worte Sinn, und höflich, aber dringend, bat er um die Entfernung des Verwandten. Er ging.

Eine Viertelstunde verfloß wieder in vollkommenem Stillschweigen. Da faßte die Hand der Kranken von selbst nach der Hand des Bruders, der sich niedergesetzt hatte, und sprach: „Ich werde heute noch eine halbe Stunde und fünf Minuten schlafen, dann wecke mich.“ — Der Bruder fing an zu fragen:

„Wie oft wird dein Schlaf noch wiederkehren?“ — „Noch vierzehn Tage. Am vierzehnten Tage muß geschehen, was ich gesagt habe.“ — „Wiederhol es uns, damit wir in Nichts fehlen.“ — „Es wird mir zur bestimmten Stunde, um neun Uhr Abends, ein Säckchen mit Kampher und ungelöschtem Schwefel auf die Herzgrube gebunden. Mein Unterzeug muß von dieser Stunde an von schwarzer Seide sein und darf ich Anderes nicht anlegen. Bis dahin muß ich fortdauernd jede Stunde die Magnesia nehmen. Ich muß mich vier Wochen aller Fleischspeisen enthalten. Zu derselben Zeit, Punkt neun Uhr, müssen alle im Pfandhause befindlichen Sachen meiner Mutter in unserem Hause sein. Dies ist durchaus nothwendig. Geschieht dies nicht Alles pünktlich, so sterbe ich in derselben Nacht.“ — „Wirst du dann vollends geheilt sein und dich der Genesung erfreuen?“ — „Das weiß ich nicht; mein Herz wird dann gesund, der Krampf verschwunden sein. Das Weitere steht in Gottes Hand. Betet!“ — „Darf ich dich weiter fragen?“ — „Frage.“ — Hast du uns Nichts mitzutheilen?“ — „Allerdings. Jakob steht eine große Gefahr bevor; er darf acht Tage lang durchaus keine Straße betreten, die auf den Fluß hinausgeht, sonst ist er verloren.“ — „Wird es uns nicht bald besser ergehen?“ — „So ihr betet und frommen Herzens seid; so ihr dem heiligen Gesetze folget. Gebet ist groß, mächtig seine Kraft; es zertheilet die Wolken, die um den Menschen gebreitet sind; es zerstößt die Kapseln, die das Herz umschließen, die Kapsel der Selbstsucht, daß es in den Raum der Liebe hinausströmt. Der Vater will angerufen sein, damit die guten Engel herabgezogen werden zum Menschen.“ — „Werden die Entwürfe, die ich hege, gelingen?“ — „Dazu ist zweierlei nothwendig: zuerst, daß du Muth und Ausdauer habest; ist es gut, was du vorhast, so darf es dich gar nicht schrecken, ob du keine Mittel siehst, es auszuführen; fange nur an; wozu ist denn die Hülfe Gottes? und ist nicht mein Vater droben, der für uns fürbittet? Dann aber, merke wohl, Sonntag über

sechs Wochen, reise nach H., und gehe um elf Uhr Vormittags in den Gasthof zum Löwen. Vergiß das nicht." — „Was wird denn da geschehen?" — „Du plagst mich, und das ist nicht schön von dir; ich muß mich anstrengen, zu sehen, und das schadet mir; und wenn ich es nicht sehe, ängstige ich mich, und das thut mir noch übler." — „Haben wir nicht noch Etwas zu thun, was dir gut wäre?" — „Die Mutter lieben, ihr gehorchen, und pünktlich, fünf Minuten vor meinem Erwachen, den Psalm zu beten. Auch des Morgens genau eure Andacht zu verrichten. Nun ist es genug." — Die Kranke nahm ihre Hand aus der des Bruders und es herrschte wieder Stille im Gemach.

Fünf Minuten vor neun — die alte silberne Uhr lag auf dem Tischchen am Kopfende des Bettes — begann die Kranke von neuem laut und klangvoll vor sich hin zu reden. „Soll ich immer noch ringen um die wenigen Tage des Erdenlebens? Vater, das Herz ist nicht bloß siech im Aeußern, auch innen ist es müde und matt. Meine jungen Jahre sind dahingegangen in Schmerz und Kampf. Wenige Blumen blüheten an meinem bescheidenen Pfade, und wenn ich mich bückte, sie zu pflücken, waren sie welk geworden vor dem heißen Hauche der Fiebergluth.... Es ist etwas Fremdes in mir und Etwas, was ich bin; jenes will mich hinunterziehen auf die Erde, da zu bleiben, ach, bei meiner theuern Mutter und bei meinen Brüdern; aber dieses will hinauf, und die Sehnsucht sagt mir: was du auf Erden verlässest, behältst du, es geht dir nimmer verloren, aber was du droben gewinnst, das ist ewiger Preis... und das Fremde in mir, was doch wieder auch das Meine ist, nur nicht ich selbst, ist noch so stark und will nicht weichen.... O, so kämpft es in mir und läßt mich nicht zur Ruhe kommen... und da wird das Fremde bitter böse und peinigt mich und thut mir weh, und fährt mir in das Herz wie Stiche, und in die Glieder, und streckt und schlägt sie... o, das ist schweres Leid... sieh, da verdunkelt sich mein Auge... Nebel sinken nieder... sie

Toten zwischen mich und die Lichtgestalt meines Vaters... gehest du schon wieder?... verlässest mich schon wieder?... daß ich allein bin... bin ich nicht dein Kind, das dich liebet... ach, er ist geschwunden... vor Nebel wird zur Nacht, ganz finster... helft mir, die ihr mir nahe seid, und ich sehe sie nicht... betet, fallet nieder, daß ich gerettet werde...."

O, wie waren wieder die Thränen der Mutter geflossen... jetzt, da ihr Kind litt, da ihr Kind rief, war sie aufgesprungen vom Stuhle und hatte sich niedergeworfen auf die Knie... und die beiden Knaben eilten hinzu und warfen sich neben ihr nieder, und Jakob barg das Haupt in ihren Schooß... auch Abraham, der älteste, kniete am Bette der flehenden Schwester, aber er hatte die Uhr in der Hand, daß die Secunde nicht verfehlt werde... und der alte Hirsch stand aufrecht, und lehnte das Gesicht an die überfrorenen Scheiben des Fensters, daß vor seinem Hauch und seinen Thränen sie schmolzen... Die Kranke schwieg. Die vereinigt knienden Menschen beteten still; nur der alte Hirsch murmelte und schlug mit der Faust an das weiche, klopfende Herz.... Welche Geister schwebten wol in dieser Minute durch die armselige Hütte?... Tugend, Frömmigkeit, Liebe und Weh... der Du droben hinter den Schleiern des Sichtbaren thronest, diese sind doch etwas von Dir, und sie athmeten in der düstern Krankenstube, sie klopften in den bangen Herzen, sie bewegten die rothen Knabenlippen und die bleichen Witwenlippen und die farblosen Greiseslippen... ach, die Erde ist so hart, auf der sie knieten, und kein Engel streuete Rosen darunter... warum barg sich die Hülfe, die Rettung vor ihnen trotz der Schuldlosigkeit, trotz der Inbrunst?... Dir hingegeben und dennoch voll unsäglicher Schmerzen?... Wer bist Du?... Was willst Du mit gebrochenem Mutterherzen, mit zerdrückten Kinderherzen?...

Die Zeit war abgelaufen. Abraham mahnte leise: „Steh auf, Mutter! Sie erwacht... steht auf, Kinder! schnell..." Er

trat zum Bette: „Wache auf, Schwester! Es ist an der Zeit....“

Die Kranke erwachte. Sie stierte eine kurze Zeit, wie um ihr Bewußtsein zurückzurufen, die Ihrigen an, die ihre Sitze wieder eingenommen; die Mutter trat ans Bett, reichte ihr etwas Eingemachtes, und frug sie, wie sie sich befinde?... Sie antwortete matt und klanglos: „Ich habe wohl geschlafen, aber ich fühle mich nicht erquickt... wie spät ist es?“ — „Bald halb zehn Uhr.“ — „Nun, so legt ihr euch wol nieder, daß ich schlafen kann....“

Es geschah in kurzer Zeit, was sie gewünscht.

4.

Welche waren denn die Entwürfe, die der achtzehnjährige Jüngling hegte, und um deren Ausgang er die schlafende Schwester befragt hatte? Ich kenne sie: — er wollte studiren, das war sein Plan, und Jakob — sollte studiren, und Moritz — wenn er weiter einschlüge, sollte studiren... Nun, was ist dabei so Großes, frägst du mich, mein Leser, daß die drei Brüder, Söhne eines Gelehrten, studiren sollten, daß du, werther Autor, den Raumaufwand von drei Gedankenstrichen und drei Punkten darauf verwendest? Nein, mein Mutterſöhnchen, allerdings nichts Großes, wenn du die Universität beziehest, in der Tasche einen Wechsel vom Vater, der dir freilich nicht groß genug, diesem allzugroß erscheint, und mit einer bedeutenden Zahl Gepäcke von der Mutter versehen, die das Haus räumen möchte, um es in die ferne Stadt zu versetzen, wo das Söhnchen den ernsten Musen obliegen soll. Du setzt dich auf den Wagen, fährst dahin, läßt dich immatriculiren, miethest dir eine Wohnung, richtest dich ein, machst Bekanntschaften, und studirst, ohne Gedankenstriche und Punkte. Aber ein Anderes war es doch um die drei Waisenknaben, die studiren wollten. Woher Honorare, Miethe, Tisch, Kleidung ꝛc. ꝛc., ja, woher nur die Reisekosten nehmen? ... Da wirft du

mir drei Punkte erlauben... Und was soll unterdeß die Mutter mit den Kindern leben, wenn selbst die einzige Geldquelle, die Stundengelder Abrahams, zu fließen aufhört und auch diese Tropfen versiegen? — — — Du mußt mir schon drei Gedankenstriche gestatten.

Nun war es damals auch noch eine Zeit, wo jüdische Jünglinge auf der Universität noch zu den Seltenheiten gehörten, insbesondere arme jüdische Jünglinge; das Studiren war noch das selten benutzte Privilegium reicher Juden für einen und den andern Sohn. Man sah auch dies nicht gern, es kostete viel, und das Geschäft brachte mehr ein, aber man that es um die Ehre, den Glanz des Hauses, und eine reiche Heirath glich das Deficit wieder aus. Daß aber ein armer jüdischer achtzehnjähriger Jüngling studiren wolle, ja sogar seine zwei Brüder dahin nach sich ziehen wollte ... das war fast Heroismus. Er barg es still in seinen Busen und vertrauete es Niemandem an; denn fürwahr! man hätte ihn ausgelacht. Aber bange war es ihm doch. Er mußte seine Schiffe verbrennen, nämlich seine Stunden aufgeben; er mußte unter fremde Menschen treten, und das war ihm eine saure Aufgabe; er mußte die Hülfe Anderer suchen, und das schien ihm eine Unmöglichkeit. ... Aber wenn die ringende, die von Tag zu Tag ringende Armuth etwas Gutes hat, so ist es dies: daß sie dem Menschen für die Zukunft ein blindes Vertrauen einflößt. Sie gewöhnt sich nur, in die nächsten Tage und in die weite Ferne zu blicken. Diese sucht sie sich auszubauen, für sie zu schaffen und vorzubereiten, und mit jenen, weiß sie, wird sie schon fertig, so oder so. Im Aeußersten versteht man, ein Bischen zu hungern und den Gürtel um den knurrenden Magen enger zu schnüren.

Und dann rechnete er auf die Freunde seines verstorbenen Vaters. Zunächst auf den ältesten und bewährten Freund, den droben in der Höhe, der gepriesen sei für und für, den Vater der Witwen und Waisen! Dann auf einige Wenige hienieden.

Jetzt, wo man ihnen ein würdiges Streben und ein erreichbares Ziel zeigen konnte, jetzt, glaubte er, würden einige Edle sich der Hülfsleistung nicht entziehen. Glaube nur, Jüngling. Ein Jüngling ohne Glauben an die Menschen ist ein Holz ohne Mark und Rinde, niemals wird es ein wärmendes und erleuchtendes Feuer zu zünden vermögen. Glaubt man an Viele, so werden Einige sich bewähren. Glaubt man an Wenige, findet sich fast Keiner.

Vor Allem aber stärkte ihn die Ueberzeugung, daß er studiren müsse. Vor einem „Muß" hat der Arme großen, den größten Respect. Der Reiche glaubt an kein „Muß", denn er hat ein Mittel in seinen Händen, womit er tausend „Müsse" beseitigt. Aber der Arme sieht es gern, wenn er ein unausweichbares „Muß" vor sich hat, denn dann quält ihn beim Mangel an Mitteln nicht noch der Reichthum an Wahl. Abraham sah aber ein, daß ihm weiter Nichts übrig bleibe, schachern konnte er nicht, das Unterrichten entfernte den Mangel nicht, die Familie sank immer tiefer, was sollte daraus werden? Galt es unterzugehen, so wollte er den Versuch dereinstiger Rettung um so weniger aufgeben, als seines Geistes ganzes Streben damit übereinstimmte.

Die Aussagen der schlafenden Schwester hatten sich die ganze Zeit, wo dieser eigenthümliche Zustand schon gedauert, immer bewahrheitet. Sie hatte mehre Male Dinge vorausgesagt, die nicht aus Combination hervorgegangen sein konnten, und sie waren aufs pünktlichste eingetroffen. Konnten die Mitglieder unsrer Familie sich dies auch gar nicht erklären, so galt doch die Thatsache, und sie hatten sich daher schon an eine genaue Befolgung ihrer Vorschriften gewöhnt. Unter dem Einflusse dieser merkwürdigen Erscheinung waren ihre Gemüther gehoben und von einem höhern Leben durchwebt. Der Eindruck solcher ungewöhnlichen Offenbarungen mußte sie auch für übergewöhnliche Entschlüsse öffnen. Abraham beschloß daher, da ihm die Schwester aufgegeben, in sechs Wochen nach

Hr. zu reisen und um elf Uhr in dem Gasthof zum Löwen einzutreten, der Mutter seine Pläne mitzutheilen. Er kannte das Herz der Mutter. Nur den ersten Augenblick würde sie vor dem großen Werke zurückschrecken, dann es aber mit aller Kraft ergreifen, welche der Instinct des Mutterherzens giebt, wo es die Rettung der Kinder gilt. Heiße begann er, deutete er an, unterwarf ihre Verhältnisse einer ruhigen Würdigung, schloß, daß es anders werden müsse und trat dann keck mit seinem Plane vor. Er wollte Ostern nach L. auf die Universität gehen und ein halbes Jahr darauf Jakob zum Gymnasium dahin holen. Die Mutter müsse mit der Schwester, die bis dahin mit Gott genesen sei, und dem „Kleinen“ allein bleiben, bis er sein Studium vollendet. Dann würde eine neue Zeit für sie anbrechen, und schnell an die Stelle der Armuth die Erlösung der Wohlhabenheit und Fülle treten. Hier die dunkelsten Farben des Elends, dort die reichen, lichten Tinten der Rettung — mitten inne freilich! noch ein weiter Platz des Kampfes, und eines größern, als bis jetzt durchrungen werden mußte.

„Nein! die Mutter schwankte nicht. Sie erhob ihr thränendes Auge und ihre zitternden Hände nach oben, und sprach: „Der wird helfen, du kannst nicht anders, mein Sohn. Und ich ... nun, ich werde auch durchkommen. Mögen die Tage noch dunkler werden für mich, wenn ihr nur, ihr, meine Kinder, einem Morgenroth entgegengehet. Was sollet ihr mit mir darben? Hier kann Nichts daraus werden. ...“ Sie schwiegen; in Beider Herzen lebte eine Minute des Gebetes, aus der sie hervorgingen, wie geweiht und gesegnet für das schwere Werk und die bevorstehende Trennung. ... Mein Freund, mein Leser, o wolle nur Etwas im Leben, nur Etwas wolle, aber ganz, und mit ganzer Kraft ... dann bist du glücklich und lebst beseligte Stunden. Fürwahr, das größte Unglück des Menschen ist: wenn er nichts mehr will im Leben, nichts mehr wollen kann: ...

Die Zeit war gekommen. Ein Vetter, der den Abraham in seinem Flügelkleidchen vorübergehen sah, hatte in einer guten Stunde ein Mitleid, und ihm einen neuen Rock gemacht; die Aeltern einiger Zöglinge hatten ihm wirklich noch einige Thaler vorgeschossen, die er mit der Mutter theilte, und mit deren einer Hälfte er sich auf den Weg machte. In der Nacht fuhr er einige Meilen mit der Post; um vier Uhr Morgens ergriff er den Wanderstab, und um zehn Uhr traf er in H. ein. Er kehrte in einem bescheidenen Wirthshäuschen ein, verzehrte nothgedrungen ein kargeS Frühstück, und reinigte seine Kleidung. Seine Baarschaft war damit zu Ende, aber was thut's? Es stand ihm ja Etwas bevor, denn die schlafende Schwester hatte es ihm gesagt. Sprach auch einen Augenblick der zweifelnde Verstand: du hast dich auf das Wort eines ohnmächtigen Mädchens zehn Meilen weit hierher begeben, wo du keine Menschenseele kennst? Aber schnell kräftigte ihn die Gewißheit seiner bisherigen Erfahrung, und das Wort Shakespeare's: „Vieles giebt es unter der Sonne, von was eurer Schulweisheit Nichts träumt."

Er zählte die Minuten, die langsam schleichenden, an der Kuckucksuhr in der Wirthsstube. Er betäubte sein laut klopfendes Herz mit dem Gedanken: ich habe ja damit gethan, was meine Pflicht war, laß werden, was Gott will. Endlich hatte es drei Viertel geschlagen. Er ergriff die Mütze, ging langsam zum Hause hinaus, ließ sich draußen sagen, wo „der Löwe" sei, durchwanderte die Straßen, weilte hier und da noch ein Wenig, fand den Gasthof, und wie in der Stadt die Glocken den ersten Schlag zur elften Stunde des Vormittags anschlugen, trat er in „den Löwen"....

Er trat in die Gaststube, und — fand sie leer. Doch nein! In einer entfernten Ecke des Saales saß ein Greis in einem Lehnstuhle, und hatte ein Zeitungsblatt vor sich, in welchem er zu lesen schien. Hatte er Etwas darin gefunden, was ihn bewegte, oder war sein Geist von innerem Bewe-

gungen abgezogen und das Lesen nur eine mechanische Beschäftigung, um sich und Andere zu täuschen — oft sank das Blatt nieder, und sein Auge flog in die Höhe.... Abraham hatte sich still an ein Fenster gelehnt. Er wußte auch nicht im Geringsten, was er zu thun habe. Eine Viertelstunde ging so langsam dahin. Draußen rollten Carrossen und Wagen vorüber, und der Lärm einer großen Stadt rauschte in ununterbrochenem Flusse dahin; auf der Flur, auf den Treppen, den Höfen trieben sich Menschen herum; aber das große Gastzimmer blieb verödet, als wenn Niemand die Ruhe stören wolle, und was darin vorgehe; der lesende Greis und der harrende Jüngling waren allein; Beiden schien das Herz zu klopfen, aber was war für ein Zusammenhang zwischen ihnen? Keiner.... Endlich schien sich der Greis aufzuraffen; er ließ das Blatt auf den Tisch fallen, erhob sich, und schaute um sich. Da er Niemand als den Jüngling erblickte, wandte er sich an diesen mit der Frage: „Mein Herr, wie viel ist es an der Zeit?“ Abraham fühlte sich von dieser Frage sonderbar ergriffen, da diese Stunde ihm ja feierlich ans Herz gelegt war. Er antwortete daher ernst: „Es ist eilf Uhr vorüber.“ „So? Dann muß ich, sonst vergeht die Zeit,“ sprach der Greis zu sich selbst. Er ging einige Schritte; man sah ihm an, daß es ihm sauer wurde. Er ergriff die Klingelschnur, und läutete. Ein Kellner erschien. „Kann ich nicht einen Lohnbedienten haben, der mich einige Wege führen kann?“ frug er. „Das thut mir leid,“ lautete die Antwort, „sie sind alle drei fort seit einigen Stunden mit Reisenden; und die Stadt ist wegen des Marktes heute so voll, daß wir einen andern nicht bekommen können.“ „Das ist schlimm,“ sprach der Greis, „ich kann nicht allein gehen, denn ich bin erst seit Kurzem vom Krankenbett erstanden, und laufe Gefahr, ohnmächtig zu werden, und doch muß ich gehen....“ Der Kellner zuckte mit den Achseln.

Abraham hatte, als er dieses Gespräch gehört, einen kleinen Kampf in sich zu bestehen. Sollte er sich dem Greise

zum Führer anbieten? Aber war er nicht hierher gesandt, um Etwas zu erharren? Konnte er nicht dadurch das versäumen, was er hier finden sollte? Aber worauf sollte er denn warten? Wer sollte denn hier hereintreten, und zu ihm sprechen: komm, ich erlöse dich und will deine Wünsche erfüllen? Lag nicht vielleicht gerade in dem kleinen Knaben, der sich hier für den Greis geschlungen, der Knoten seines eigenen Lebens? Er entschloß sich kurz: thue das Gute, was vor dir liegt. Schnell trat er an den Greis heran, und sprach: „Mein Herr, ich bin hier selbst unbekannt, aber als Stütze kann ich Ihnen dienen; ich habe in dieser Stunde nichts weiter zu thun, lassen Sie mich ihr Begleiter sein.“ Der Greis blickte ihn durchdringend an. Mit diesem Blick hatten sie sich als Glaubensgenossen erkannt. „Ich bin Ihnen für ihr freundliches Anerbieten sehr dankbar, und nehme es an.“

Bald schritten der Greis und der Jüngling die Straße hinab. „Darf ich fragen, wohin Sie wollen?“ frug dieser. „Wohin ich will? Ich muß ... zu einem Gottesacker gehen, zum jüdischen Gottesacker.... Man hat mir da meinen Sohn, meinen einzigen, begraben...“ Der Greis sprach es mit zitternder Stimme; schwere Seufzer quollen ihm aus der Brust, seine Augen füllten sich mit Thränen, seine Knie wankten. Er griff nach Abrahams Arm, und stützte sich fortan darauf. — Bald erblickte Abraham einen Glaubensgenossen, sprang zu diesem hinüber, und erkundigte sich leise nach dem Beth Olam. Wohin dieser ihn beschieden, leitete er den Greis. Nach einer Weile hob dieser wieder an: „Ich bin schnell um meinen einzigen Sohn gekommen; er war auf einer Geschäftsreise begriffen, als die Pferde beim Herunterfahren eines Berges vor dieser Stadt scheu wurden; mein Sohn wurde aus dem Wagen geschleudert und tödtlich verwundet. Man brachte ihn hierher, und er verschied hier. Die Nachricht warf mich auf ein langes Krankenlager; kaum genesen, eilte ich hierher, um sein Grab zu besuchen, die Stätte, die die Reste meines Kleinods

hingt. Ich habe heute Nacht in dem Zimmer zugebracht, wo mein Sohn seinen letzten Seufzer ausstieß. Vielleicht beruhigt mich dies, und ich kann gestärkter zu meinen zwei Enkeln heimkehren."

Abraham war tief bewegt. Siehst du, sprach er zu sich, das Unglück weint nicht allein zwischen den vier Pfählen einer Hütte. Denn das Aeußere und das ganze Wesen des Greises versieth einen begüterten Mann. Er sprach einige tröstende Worte; mehr noch sprach für sein Mitgefühl die Thräne, die ihm in das Auge gedrungen. „O Herr," sprach er, „es giebt Viele, deren beste Hoffnungen in einem Grabeshügel ruhen, der sie nicht wieder erstehen läßt...." Der Greis sah ihn scharf an. „Sie sind ja noch so jung, aber ich, morsches Reis, was hätt' ich noch zu erwarten?" Der Jüngling ließ statt der Antwort das Haupt auf die Brust sinken, und schwieg. Warst du ein erfahrener Mann, Greis, so wußtest du die Erwiderung: ein unglücklicher Jüngling hat das noch nicht, was ein Greis hat, Etwas errungen; aber die Uebel des Lebens hat er alle noch zu erwarten, da sie Keinem erspart bleiben.

Aber, mein Leser, ich will dich nicht mit auf den Gottesacker führen. Laß nur die Beiden allein gehen. Der Greis wird seine Fassung am Hügel seines Sohnes wiederfinden, und dem Jüngling werden heiligende Gedanken durch die Seele gehen, besonders: daß die Jugend nicht so heftig an das Leben andrängen, und so an das Leben all' seine Haltung verlieren müsse, da Niemand weiß, wie weit ihm das Leben sich dehne, und er so leicht an ein Nichts all' seine Kräfte verschwendet haben könne.... Nach Verlauf einer Stunde führte Abraham den Greis zurück; er begleitete ihn noch zu den Vorstehern der Ehemeinde, bei denen er reiche Gaben für die Armen niederlegte, und einen angemessenen Leichenstein bestellte. Als sie zum „Löwen" zurückgekehrt, bat der Greis unsern Abraham, ihn nach einigen Stunden, die er der Ruhe widmen wolle, noch einmal aufzusuchen, da er ihn noch dringend sprechen müsse.

Abraham ward auf das Zimmer des Greises geführt.

Nach freundlicher Begrüßung bat ihn der Greis, ihm Etwas von seinen Lebensverhältnissen mitzutheilen. Er solle dies nicht für Neugierde halten; aber sein Benehmen gegen ihn, und da er ein Theilnehmer einer für ihn so großen Stunde geworden, mache es ihm zum Bedürfniß. Abraham sah nicht ein, warum er zurückhalten solle, um so mehr, da ein so lebenserfahrener Glaubensgenosse die Verhältnisse wohl zu beurtheilen verstehe. Er erzählte ihm, wie sein Vater, Lehrer an einer jüdischen Schule, früh ins Grab gesunken, eine Wittwe und vier junge Kinder zurücklassend, ohne Vermögen, ohne Wittwengehalt, ohne Stütze; wie es ihnen die zehn Jahre ergangen, wie zu der wachsenden Armuth sich Siechthum der Mutter, dann dreijähriges Siechthum der Schwester gesellt. Freilich sprach er kein Wort von dem merkwürdigen Schauen der Schwester, und daß deren Ausspruch ihn heute hierher geführt — denn er wollte das Geheimniß der Familie nicht einem Manne offenbaren, der es vielleicht nicht verstünde, und für Trug hielte — aber von seinen Plänen und deren Hindernissen sprach er offenherzig.

Der Greis hatte aufmerksam zugehört. Dann hob er nach einer Pause an: „Junger Mann, Alles, was Sie mir sagen, ist ganz hübsch. Glauben Sie an das Prophetenwort: „wohl dem Manne, den der Herr züchtigt in seiner Jugend," glauben Sie daran, Sie werden es einst bestätigt finden. Aber ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen: kommen Sie mit mir, Sie sollen der Erzieher meiner beiden Enkel werden, die mir mein Sohn hinterlassen hat. Es sind zwei herrliche Knaben von 12 und 10 Jahren. Sie sollen es gut bei mir haben, und ich setze Ihnen einen Gehalt aus, von dem Sie Ihre Familie unterstützen können. Ich glaube, daß dies besser ist, als daß Sie sich dem ungewissen Studium anvertrauen, das Sie wahrscheinlich nicht zu Ende führen können. Ihr Unternehmen ist mehr als gewagt, ist hoffnungslos. Nehmen Sie meinen Vorschlag an, und da ich kein Freund vom Wechsel bin, so

engagire ich Sie gleich auf 6 Jahre, bis wohin die Erziehung meiner Enkel vollendet sein wird."

Diese Worte trafen unsern Jüngling fröhlich und schwer zugleich. Wie? war nun nicht alle Noth vorüber? Er, vor allem Mangel geschützt, in großem, behäbigem Hause, seine Familie unterstützt, daß sie aufathmen könne — — aber wo dann die Ausführung seines lang gehegten Planes, die Arzneikunde zu studiren, und seinen hoffnungsvollen Bruder zu erziehen und über seine Entwickelung zu wachen? — — Der Greis schien einen Theil seiner Gedanken zu errathen, denn er fügte hinzu: „Wenn Ihr jüngerer Bruder gut geartet ist, so können Sie ihn mitbringen, und mit meinen Enkeln unterrichten. Etwas fremdes Element muß bei der häuslichen Erziehung von Knaben hereingezogen werden, damit die Leidenschaften des Menschenherzens gleich beim Erwachen sich zeigen und geregelt werden können...." Wieder ein Bedenken schien gehoben. In der Brust des Jünglings arbeitete es. Er fühlte, er sei an einem Scheidepunkt seines Lebens angekommen. Aber in ihm erhob sich etwas Widersprechendes. Er sollte seine Freiheit auf sechs Jahre verkaufen. Er, der bis jetzt seinen Weg als Selbstherrscher gegangen, nicht einmal von eines Vaters Mahnung geleitet, und den rechten Weg gefunden, er solle sich jetzt aufgeben, und auf dem Fahrzeug eines Andern willenlos sich einschiffen? Und wenn nun die sechs Jahre vorüber wären? Zum Seminar wäre es dann zu spät. Sollte er dann für immer den Pfad des Erziehers und Lehrers gehen, und zu welchem Ziele würde ihn dies führen? Und wenn er mit dem Greise sich nicht immer verstünde, so daß er das Haus plötzlich verlassen müsse? Oder wenn der Greis, der schwache, stürbe? Nein! antwortete es in ihm; gern brächtest du dich deiner Familie zum Opfer, wenn für die Zukunft damit Etwas gewonnen würde. Er kam mit sich aufs Reine.

Offen sprach er dieses Alles gegen den Greis aus. Dieser widerstritt ihm Vieles, und drückte es sogar als einigen Wunsch aus, ihn mit sich führen zu können; aber Abraham blieb fest.

„Ich habe es mir am Krankenbette meiner Schwester in heiligen Stunden gelobt, einst der Pfleger und Retter leidender Menschen zu werden, und mein Leben dahin zu lenken, Thränen und Seufzer duldender Mitmenschen zu stillen — und was man sich also feierlich gelobt, muß gehalten werden. Von diesem Streben und Wünschen beseelt, könnte ich so als Erzieher Ihrer Enkel nur halb wirken, und vielleicht oft unzufrieden mit meiner Stellung werden. Meine Familie fordert es übrigens gebieterisch, daß ich für deren Zukunft bestimmte Wege einschlage; einige Jahre der Ruhe können hierin Nichts helfen."

Der Greis gab es auf. Abraham hatte wol im Hintergrunde gehofft, daß er ihm dann einige Unterstützung zum Studium versprechen würde. Allein er verlor hierüber kein Wort. Er zeichnete sich nur, wie er sagte, zur Erinnerung, Namen und Wohnort der Familie auf.

Am andern Morgen wanderte Abraham zu Fuß nach der Heimath. Es war ein mühseliger Tag, da zu den Beschwerden des Fußreisens an einem regnerischen und windigen Tage der Hunger sich gesellte, da er nur so viel übrig behalten, um sich ein kleines Brod für den ganzen Tag zu kaufen. Der Greis fuhr an demselben Tage in weichgepolsterter Carrosse nach seinem Wohnort.

Was war also der Erfolg der Reise gewesen? Er brachte seiner harrenden Familie Nichts mit, als die Erzählung eines Begegnisses, das ohne Folgen schien. Hatte er das Rechte versäumt, da er den Greis begleitete? Niemand konnte ihm das sagen, da der Schlaf seit vier Wochen von seiner Schwester gewichen. Aber das konnte er sich selbst sagen, daß er Recht gethan, und einen guten Kampf gekämpft, da er lockende Aussichten an ein Ziel des Lebens gesetzt hatte.

Als der Greis in seinem Wagen saß, sprach er zu sich selbst: „Man muß die Jugend ihren schweren Gang gehen lassen; allzuleicht erlangte Unterstützung führt ab, macht leichtsinnig. Ich habe es erlebt...."

5.

Unsrer Familie standen zwei Abschiede bevor. Der erste war — der Abgang Abrahams auf die Universität.

Der Winter mit all seinen Schauern und Entbehrungen für den Armen war vorübergegangen. Eine wärmere Luft streifte wieder durch die Atmosphäre. Die Erde hatte sich mit Grün bekleidet. Die Bäume und Sträucher steckten die Spitzen ihrer Blätterknospen hervor. Die Anmuth athmete wieder auf. Daß der Ofen des Holzes, und die Lampe des größten Theils des Oeles entbehren kann, ist schon ein großer Gewinn; und daß der Arme nicht mehr alle Augenblicke an die Dürftigkeit seiner Kleidung, an die Mängel und Lücken derselben erinnert wird, macht ihm das Leben leichter und angenehmer.

Ostern war genahet; das fröhlich-ernste Frühlingsfest, welches darum fröhlich, weil es den Blick voll Hoffnungen in die Zukunft richtet, und darum ernst, weil für die Erfüllung dieser Hoffnungen noch wenig Gewähr gegeben ist, und der Mensch weiß, wie oft hinter der Hoffnung die um so grausamere Enttäuschung lauert.

Abraham wußte, er müsse nun zur Universität abgehen; es hielt ihn Nichts mehr zurück, aber Alles drängte ihn dazu. Der Entschluß war längst gefaßt, auch bekannt geworden; die Bedingungen waren alle erfüllt; er hatte ein glänzendes Abiturientenexamen bestanden; die vortheilhaftesten Zeugnisse lagen bereit; sogar ein testimonium paupertatis hatte man ihm nicht versagt! Die Mutter hatte Alles zusammengerafft, um ihm nur nothdürftig die Wäsche zuzurüsten. Aber Alles dies genügte nicht ... o du unersättliche Welt! Kenntnisse, Tugend, Wille, Alles genügt dir nicht; sie will noch Eines, und ohne dieses Eine Nichts verwilligen — Geld. Es waren herbe Tage für die Familie, als die letzten vierzehn Tage gekommen, der äußerste Termin. Mit Sorgen legte man sich nieder, mit bangem Herzen stand man auf. Fürwahr! man dachte nicht mehr an die

Schmerzen der Trennung, sondern wünschte diese schon herbei, da man dann doch über den eigentlichen Berg gekommen sein mußte.

Aber es kam keine Hülfe, es kam kein Trost, sondern lediglich der Tag der Abreise....

Da raffte sich die Witwe noch einmal auf. Sie nahm ihren „Kleinen" an die Hand, eine Bittschrift in die Hand, ein schönes Gedicht von Jakob daneben, und trat so vor den Landesfürsten. Ein Fußfall ..., die Thränen der Witwe, welche um ihre verwaisten Kinder flehte ... er nahm sie gnädig auf. Freilich das Landesgesetz, wonach kein Jude aus einem Stipendium eine Hülfe erhalten konnte, und wäre er der talentvollste, konnte er nicht ändern....

Es war am dritten Vormittage vor der Abreise, als ein fürstlicher Lakai in die Hütte trat, und eine mit fünf Friedrichsd'or beschwerte Antwort brachte. O, du Kind der unterirdischen Höhlen und Gänge, Metall — warum verbreitest du oft unter den Menschenkindern eine größere Freude, als wenn die Sonne droben ihr lauterstes Gold in Fülle herabsendet!?

Nun konnte er reisen; nun war der theure Sohn doch für einige Wochen geborgen; wie schlugen die Herzen in Jubel, und der helle Sonnenschein draußen legte sich nicht blos um die abgehärmten Angesichter, sondern auch um erleichterte Herzen. Wol stand es sehr knapp in der Familie, aber diese fünf Goldstücke waren ein Heiligthum, das die Mutter um Nichts in der Welt angegriffen hätte; sie gehörten dem höhern Zwecke des Sohnes an.

Jetzt konnte man sich dem Gefühle des Abschiedes freier hingeben. Die letzten Vorbereitungen wurden getroffen. Am Tage zuvor besuchte der Jüngling noch einmal das Grab des Vaters; Jakob begleitete ihn, blieb aber bei den ersten Hügelreihen des Gräberfeldes zurück. Dort, siehst du, dort, einige Schritte rechts von der Mauer, dort ruht die Hülle, die sterbliche, deines Vaters, Jüngling. Der Hügel ist eingesunken,

der Grabstein geborsten, die Schrift noch kaum leserlich. Wenig mögen die Ueberreste, die staubigen, des geliebten Todten da drunten noch sein. Du sinkst auf die Knie, dein Haupt fällt auf den Rasen, deine Augen strömen über?... Was willst du hier?... Gelübde der Tugend, der Treue ablegen — dein reines Herz kennet noch Nichts weiter als diese. Vorsätze des Fleißes, des rastlosesten Strebens — Anderes wohnet ja nicht in ihr. Schüttest du deine Wehmuth über deine Kämpfe, über die Wehen deines Geschickes aus?... Als der Todte drunten sein Haupt auf das Sterbekissen legte, wußte er Alles, was euch bevorstand ... aber er wußte auch, daß es einen Vater der Witwen und Waisen giebt, der nicht stirbt.... Ja, so knieest du, Jüngling, der du aus der Heimath zieheſt ... einst wenn du nahe bist, wieder einzuziehen — ich meine just nicht in die troische Heimath — wirst du an viel mehren Grabhügeln knien, und wenn auch nur im Geiste, da das leibliche Knie dann zu steif ist, aber es ist dann Alles erfüllt, wenn auch nicht so, wie du es dir jetzt denkeſt....

Den Abend brachte der Jüngling noch lange am Bette seiner Schwester mit der Mutter zu, und die drei ernsten Gemüther hatten sich viel zu sagen. Vor Allem aber suchte Abraham die Rede auf die fröhliche Zukunft zu wenden, und, ehe sie es sich versahen, hatten sie die freundlichsten Bilder um sich heraufgezaubert, trotz der öden Wirklichkeit, die um sie her lag. „Ich betrachte es als ein günstiges Omen," sagte er, „daß mir so kurz vor Thorschluß noch geholfen worden. So denke ich, wird es mir immer gehen, und darum bin ich gar nicht mehr bange."

Und so brach der Abschiedsmorgen an. Der Jüngling stand wie ganz gewöhnlich auf, verrichtete seine gewohnten Geschäfte, traut, wie gewöhnlich, mit der Familie seinen Kaffee. Um neun Uhr stand er vom Stuhle auf, nahm den Wanderstab und den Hut in die Hand — sein Gepäck hatte er schon vorausgeschickt — und nun sprach er: „Jetzt will ich gehen...." Wie sie sich umarmten, Sohn und Mutter und Tochter und Brüder,

und Jeder dem Andern Worte des Trostes zusprechen wollte, und Jedem die Stimme versagte vor Schluchzen. Endlich riß sich der Jüngling los und schritt hinaus... die Mutter ging ihm nach, aber wagte nicht, die Thüre noch einmal zu öffnen....: Jakob hatte sich zu der Schwester auf das Bett gesetzt und hielt ihre beiden Hände; nur der „Kleine“ war vorangeeilt mit dem Bündel und der Pfeife und dem Tabaksbeutel Abrahams und wollte ihn eine Strecke begleiten.... Jetzt ist er fort — doch nein! er war wol draußen einen Augenblick stehen geblieben, um sich die Thränen aus dem männlichen Antlitz zu wischen, und siehe! jetzt ging er an den Fenstern vorüber und da schaute er noch einmal scharf durch die Scheibe auf die Schwester, die aufrecht auf ihrem Lager saß, und hob den Stock in die Höhe, um noch einmal zu winken.... „Nun habe ich ihn zum letzten Male gesehen!“ flüsterte sie dem Knaben ins Ohr. Der rief: „Nein, nein, Lehnchen! er kommt wieder!“... „Ja, er kommt wieder, aber dann...“ und sie legte sich ruhig in die Kissen zurück.

Und es vergingen abermals zwei Monde. Da kam der zweite Abschied. Nachdem jenes mitleidwürdige Schlafschauen von dem kranken Mädchen gewichen, hatte sie sich genau, wie sie voraus bestimmt, gebessert. Die Krämpfe hatten aufgehört, die Kräfte belebten sich eine kurze Zeit, so daß sie sogar wieder das Bett verließ; Alles schien in bester Ordnung. Da trat aber die Abzehrung ein. Der durchwühlte Leib des zarten Mädchens hatte die drei Jahre unaufhörlichen Kämpfens, hatte die darauf gefolgten geistigen Affecte nicht ertragen können, ohne im innersten Kerne zerknickt zu werden. Sie zehrte ab; leichte Fieber stellten sich ein und alle Vorboten fortschreitender Auflösung. Abraham sandte einen menschenfreundlichen Professor, einen berühmten Arzt von L. her, welcher den strebenden, ernsten Jüngling lieb gewonnen. Er sagte der duldenden Familie nicht, wie weit die Zerstörung schon um sich gegriffen, verschrieb etwas Linderndes, und verließ die Hoffenden.

Seit vierzehn Tagen hatte sich jetzt der Schlaf wieder eingefunden, von selbst und in erhöhtem Maße, aber nur Abends eine sehr kurze Zeit. Da sprach sie offen ihren nahen Tod aus. Aber während die Familie ihr Alles geglaubt — ihren Tod glaubte sie ihr nicht. So wunderbar ist des Menschen Seele geschaffen und so umstrickt das Herz den Verstand. Sie sprach viel von der bessern Zukunft der Familie und vom gütigen Gotte, der über sie walte, und vom theuern Vater, der für sie wache. Aber ganz Bestimmtes offenbarte sie nur der Mutter und verschloß ihr mit Gelübden den Mund, so daß es auch Jakob nicht erfuhr, und ich selbst, mein Leser, es dir nicht mittheilen kann. Nur so viel weiß ich, daß ihre Voraussagungen sich über mehre, mit der Familie verbundene Personen erstreckten, und daß die Mutter nach Jahren noch oft versicherte — bisweilen wenn irgend eine Nachricht gekommen — es sei Alles, Alles eingetroffen.

Es war ein Mittwoch, ein schöner, schöner Junitag und der Mutter Geburtstag. Jakob und Moritz hatten seit Wochen durch Abschreiben einige Groschen erworben, von denen sie wieder einige Pfennige sich zurückbehalten und gespart. Nach langer Berathung mit der Schwester hatten sie ein neues Kaffeegeschirr dafür erkauft zum Angebinde für die Mutter; ein zierlicher Kranz wand sich darum. Da mußte, während die Mutter am Tage vorher einen Gang ausgegangen, Jakob sich an das Tischchen der Schwester setzen, und sie dictirte ihm einen Glückwunsch für die Mutter in die Feder. O, wie da das geistvolle Mädchen alle Gluth ihres kindlichen Herzens ausströmte; ach, sie bat um Verzeihung, wenn sie im Weh des Siechthums einmal verdrießlich gewesen, sie, die die Sanftmuth und Geduld selbst gewesen, sie bat um Nachsicht für die vielen Mühen, die sie verursache, um Nachsicht das Mutterherz.... Versprechungen für die Zukunft fügte sie nicht hinzu, denn sie wußte, sie habe keine Zukunft... aber Gottes gedachte sie, Gottes, der für einen schweren, heißen Nachmittag einen klaren, linden Abend

giebt.... Als nun der Morgen gekommen und die Mutter an das Bett trat, stand das blumenumwundene Geschenk der Kinder auf dem Bette der Kranken, und sie hielt mit zitternder Hand das Schreiben, o, und aus den braunen Augen, die stets so vielen Hochsinn ausströmten, flossen die Thränen.... Aber es waren ihre letzten Thränen.

Bis zwei Uhr hatte in der folgenden Nacht Jakob am Bette der Schwester gewacht und sie hatte sanft geschlafen. Dann legte er sich nieder und die Mutter stand auf und setzte sich an ihr Bett. Aber um sechs Uhr rief die Mutter in die Kammer hinein mit einem Rufe der Verzweiflung: „Jakob, steh auf! Lehuchen liegt im Sterben!“... Rasch waren die Knaben auf, Jakob stürzte ans Bett. Da lag seine Schwester ausgestreckt, und, wie sie es im Schlafe vorausgesagt, der Krampf war wiedergekehrt, um die letzten Augenblicke des armen Kindes noch zu einer Stunde des Kampfes zu machen. Was wußte wol Jakob vom Sterben? Er wollte es nicht glauben, er tröstete die Mutter, er rief seine Schwester mit den liebkosendsten Namen. Aber sie hörte nicht mehr. Die Züge waren verzerrt. Moritz mußte davon eilen, um Glaubensgenossen zu holen. Bald füllte sich das Zimmer, man murmelte Gebete. Die Sterbende senkte das Haupt. Da trieb man die Mutter mit ihren beiden Kindern hinaus aus dem Zimmer, nach jüdischem Brauch, um das Sterben nicht zu erschweren. Gut, daß es Juni war, denn sie konnten sich nach der Laube im Garten flüchten.

So war es denn. Die Drei saßen im Garten. Niemand war um sie, als die blühenden Blumen, die sie nicht gewahrten, als der blaue Himmel, den sie nur durch den Schleier der Thränen sahen, und die dunkele Erde, die sie an die letzte Stätte des geliebten Wesens erinnerte. Sie empfingen von vorn keine Nachricht mehr, als nach kurzer Zeit, daß der Kampf zu Ende, daß sie todt sei.... Sie nahmen keine Nahrung zu sich. Sie blieben ganz allein und sprachen Nichts. Vorn war

bald ein geschäftiges Wühlen, denn nach der damals in jener Gemeinde noch herrschenden Unsitte sollte die Leiche noch vor Nacht bestattet werden.

Allerdings, mein Leser, geht die Sonne manchmal sehr langsam ihren Lauf. Gott bewahre dich vor allen Stunden, wo die Sonne langsam läuft. Ich höre dich viel lieber über die Kürze der Zeit, über die Schnelligkeit der Tage klagen, als über langsam schleichende Stunden. Solche verlebten die Mutter und beide Knaben am Sterbetage der Schwester, bis sie, die Knaben, hinter der Leiche zum Gottesacker gingen, bis sie versenkt war und der Hügel gewölbt, bis sie heimgekehrt waren und der harrenden Mutter weinend in die Arme sanken. Fürwahr, meine beiden Knaben, ich sehe euch noch auf dem Eckstein sitzen an dem Häuschen, worin die Leiche auf dem Gottesacker abgewaschen, und neben euch die vier Bretter, das letzte Bett eurer Schwester, gesägt wurden. Jahre sind darüber hinweggegangen, aber ich sehe euch noch auf dem Eckstein sitzen, Beide ganz allein, aneinander gelehnt, denn es fror euch mitten im Juni. Es waren arme Waisenkinder, deren Vater schon halb vergessen und deren Mutter fern war. Hier und da blickte ein mitleidiges Auge auf euch. Ein, zwei Schulkameraden standen weit ab, aber wagten sich nicht an euch heran, denn das Unglück flößt auch eine Ehrfurcht ein, namentlich unverdorbenen Gemüthern. Fürwahr, die ihr da auf dem Eckstein gesessen, wenn ihr nicht gute, edle Menschen werden würdet, oder, laßt es mich sagen, geworden sein wäret — dann verstünde der droben schlecht die Erziehkunst. Aber er versteht sie, und ihr seid es geworden....

Noch lange, nachdem der letzte Hügel die letzten Reste der Schwester verschloß, fehlte ihnen, was der tägliche Gegenstand ihrer Sorge gewesen. Des Nachts wachte Jakob häufig auf und glaubte zum Lager der Schwester zu müssen, und die Mutter schreckte empor, das Licht sei ausgegangen und die Kranke rufe nach ihr. Als aber die Trauertage vorüber waren,

hielten sie es allesammt in der vereinsamten Wohnung nicht mehr aus, sie sehnten sich nach dem mannhaften Aeltesten in L., der ihrem Dasein neue Stützen unterbauen sollte. Eine Gelegenheit bot sich ihnen dar und sie fuhren nach L. Als der Wagen durch die reichgesegneten Fluren rollte, als der frische Morgenwind das Antlitz der Knaben umwehte, als die Schatten der Wälder sie aufnahmen und die Rehe über den Weg sprangen — da erweiterten sich wieder die Herzen der beiden Kinder und der Jubel der Jugend setzte sich wieder auf ihre Lippen. Bald, und er brach mit voller Kraft in die Höhe und flog mit erneuten Schwingen durch die Räume des Himmels. Die Mutter blickte verstohlen, um sie nicht zu stören, auf sie, das Auge war noch naß, denn sie waren in der Frühe an der Mauer des Gottesackers vorübergefahren, aber ihr Mund lächelte sanft, denn ihre Kinder waren wieder fröhlich; die Jugend ist zum Vergessen bestimmt.

Als die Abendsonne ihre letzten Strahlen versandte, vergoldete sie die Thürme und Kuppeln von L., wo ein Fest des Wiedersehens gefeiert werden sollte....

6.

Und so, lieber Leser, will ich dich noch einmal in die Geheimnisse unsrer kleinen Familie hineinschauen lassen, indem ich dich in das Tagebuch Abrahams blicken, und ein gutes Theil daraus kennen lernen lasse. Wann und wo das Stück geschrieben worden, wirst du leicht selbst errathen. Aber das, wette ich, wird dir niemals auffallen, daß Abraham ein Tagebuch gehalten. Wie er mir aussieht, konnte er gar nicht anders.

Ich wähle dir Folgendes aus. ...

... „So lieget denn wieder ein Stück Leben hinter mir, und ich weiß, wie es aussiehet. Die duftigen Blumen, mit denen die Phantasie es sich ausschmückte, als es noch eine Zukunft war, sind längst geschwunden. Aber siehe, es ist doch eine tüchtige Frucht dafür geworden. Immerhin, so mag es

sein. Die Zukunft reiche immerdar Blumen dar, die vor der glühenden Sommersonne der Gegenwart welken, aber daß dann nur die Vergangenheit sie als eine kräftige, nahrhafte und erquickliche Frucht darstelle. Anders soll es gar nicht sein, und ich begreife die nicht, welche über die Täuschungen des Lebens und dergleichen so bittere Klagen führen. Fürwahr, wenn sie die Blumen der Zukunft alle wirklich pflücken wollen, ohne dankbar zu sein für den süßen Duft, den sie durch so manche Stunde der Träumerei gebreitet, und wenn sie die Früchte der Vergangenheit für harte Nußschalen halten, ohne den Kern zu genießen — dann liegt ja eben die Schuld — nur an ihnen selbst. Nein! Die Universitätsjahre liegen jetzt hinter mir, ich bin im Begriff, von der alma mater Abschied zu nehmen. Freilich habe ich nicht darin gefunden, was sich die lebendige Phantasie als nothwendige Zierrathen daran ausgeschmückt, ich habe keine ewigen Freundschaften, keine zum Tode treue Geliebte, keine berauschende akademische Freiheit gefunden — Letztere ist reine Kinderei, und besteht in Nichts, als Kanonenstiefeln, runder Jacke und Bierkrug, und meine Bekannte, ich fühle es, ich verlasse sie sämmtlich, kaum mit dem Wunsche, sie jemals im Leben wieder zu treffen. Aber hege ich das geringste Bedauern, daß ich sie gefunden? Diese Schaumperlen sind längst vergangen, und gedenke ich ihrer, lächle ich nur.... Dagegen fand ich die Wissenschaft in ihrer ganzen Herrlichkeit, und diese Frucht, ich habe sie in mir mit heißem Ernste gereift, und sie soll mir ausreichen für das ganze Leben.... Halt! da ein Seufzer?! Freund, vor deinem Tagebuche keinen Schein.... Du gedachtest voll freudigen Triumphes der Wissenschaft und wie du ihrer gewiß seiest für das ganze Leben — und ein Seufzer dabei?! Da bist du nicht aufrichtig...."

„Nun ja, ich will es gestehen. Diese Wissenschaft oder Kunst, der ich meine Jugendkraft geweiht, und in deren Ausübung ich meine Lebenszeit verbringen will, sie erscheint mir in etwas zweideutigem Lichte.... Ich muß mir darin klar

werden. ... Die Medicin, die Heilkunst, die Arzneikunde, wo ganz anders hat sie mich hingebracht, als wohin ich geglaubt, daß sie mich bringen werde! Ich hatte mir gedacht, wenn ich dereinst an das Siechenlager des Leidenden treten werde, so wird mich meine Wissenschaft dahin begleiten, und wird mich das Weh meines Bruders erkennen lehren, und meine Kunst wird mir die Hand führen, um dieses Weh, wo irgend möglich, schnell und sicher zu entfernen. ... Und ich habe wacker gestrebt, sie mir anzueignen, dieses Zeugniß kann ich mir geben, wenn es mir die Herren Examinatoren nicht mit Siegel und Unterschrift verbrieft hätten. ... Und dennoch, tret' ich an das Krankenbett, welche Unklarheit! Und ich bin nicht selbst daran Schuld, sondern es fallen mir nur die verschiedenartigsten Theorien ein, welche die Symptome so und so auslegen, und in ganz anderen Weisen deuten; und geh' ich gar an die Heilung, welche verschiedenartigsten Wege seh' ich vor mir; die eine Autorität schreibt mir diesen, die andre jenen vor, und nicht etwa aus den Büchern, sondern aus dem lebendigen Kreise meiner Lehrer, und oft warnt mich der Eine vor dem, was der Andre mir als unumgänglich befiehlt. Dies sei also die Herrlichkeit der Wissenschaft, daß sie mich ins Kreuzfeuer der Ansichten geradezu hineinführt, und mich daselbst im Stiche läßt? Menschenleben soll ich zum Object meiner Thätigkeit machen, Menschenleben, wovon ich keinen Zoll breit ersetzen kann, wenn es durch meine Fahrlässigkeit, oder gar durch mein Schwanken, oder gar durch mein Zuthun verloren ging, und die Anleitung, die Führerin auf diesem Wege ist blind und lahm, oder das rechte Auge schaut wo anders hin als das linke, und der linke Fuß schreitet wo anders hin als der rechte? ... Gemach; ich habe mein Herz, mein bedrängtes, ausgeschüttet in meiner Einsamkeit, aber es ist doch nicht also, im Innersten lebt mir doch eine Ueberzeugung, und die will nicht minder heraus. ..."

„Die Wissenschaft ist das Allgemeine; jede Theorie ist das Individuelle; jedes Individuum hat daher seine Theorie;

ich bin auch ein Individuum; ich habe also auch eine Theorie. Anders kann es gar nicht sein. Folge ich der Theorie eines Meisters, nun, so habe ich mein Individuum diesem hingegeben. Schaffe ich mir eine Theorie aus denen Mehrerer, nun so habe ich mir aus verschiedenen Individuen ein eigenes Individuelles geschaffen. Dies will ich aber Alles nicht. Sondern: die Wissenschaft giebt mir den Boden, die Theorien Anderer geben mir die Anleitung, wie auf jenem Boden eine eigene Theorie, meine, aufzubauen. Die Erfahrung soll mir diese meine Theorie kritisiren, rectificiren, und daraus werde ich so gut ich kann. Ich brauche mir daher immer nur zwei Unbefangenheiten zu bewahren: die eine, mich immer wieder auf den Boden der Unbefangenheit zu versetzen, die andere, der Erfahrung ihre Wirksamkeit zu sichern, und sie nicht durch Eigensinn zu verpfuschen. Die Wissenschaft ist aber die Lehre von der allgemeinen Natur, die Erfahrung von der individuellen Natur des Kranken und des Heilmittels. Ich muß nun von der Wissenschaft nur nicht verlangen, daß sie mir die individuelle Natur des Kranken entgegenbringe, und von der Erfahrung nicht, daß sie das deckende Dreieck der Wissenschaft sei; von mir aber muß ich verlangen, daß ich das lebendige Mittelglied der Wissenschaft und Erfahrung sei, daß ich das Auge immer offen habe für Beide, und den Verstand immer thätig, um sie aneinander auszugleichen. Dies ist der Standpunkt des rationellen Arztes, und verläßt er diesen nicht, kann er Abends ohne Gewissensbisse einschlummern. Dann ist die Wissenschaft dennoch herrlich, denn sie ist der Triumph des Menschen über die Erfahrung, die ihn hinunterziehen will in den unersättlichen Schlund des Individuellen...."

„Doch darum genug. Denn auf der Universität soll man ja erst lernen; dann lernt man im Leben immer weiter; und das Facit des Lebens ist: man hat gelernt...."

„Darum am Schlusse meines Universitätslebens, laß mich, mein Tagebuch, vielmehr noch einen Blick in dieselben

zurückwerfen. Es waren Jahre des Kampfes mit dem Außen, mit den drückenden Verhältnissen, mit Mangel und Sorge. Aber sie waren doch leicht, denn wie schnell vergaß ich diese Kämpfe im Streben und Ringen um die Wissenschaft!..."

„Jetzt seid mir bestens gegrüßt, ihr Kampfjahre! Nicht, daß ihr vorüber wäret. Daran erinnert mich eben meine leere Geldbörse und meine morgende Abreise. Aber diese sind doch vorüber, und über alle Erwartung. Was will ich? Bin ich nicht geworden, was ich wollte? Habe ich nicht erreicht, was ich mir vorgesteckt? Nun, so dies ist, habe ich ja gesiegt? Und wer gesiegt hat, wer bedauerte wol, gekämpft zu haben? — Zwar hier und da will es mich bitter gemahnen; wie der Professor M. mir den letzten Pfennig zu seinen Honoraren abgedrückt; wie hie und da mir die nothwendigsten Bedürfnisse kaum befriedigt wurden. Aber stehst du dafür nicht leuchtend vor mir, ehrwürdiger Lehrer, der die Humanität selbst war, du Sp., der du immer ein gütiges Lächeln, ein freundliches Wort für den Jüngling hattest, dessen Leid dein Forscherblick, den immense Gelehrsamkeit für deine Mitmenschen nicht abgestumpft, wohl durchschaut hatte? Und stehst du nicht vor mir, ehrwürdiger Greis, den ich einst zum Grabeshügel seines einzigen Sohnes geleitet, in verhängnißvoller Stunde? Ja, sie war für mich verhängnißvoll so unscheinbar sie war, denn ohne deine Hülfe, deine immer von selbst in entscheidenden Momenten gekommene Hülfe hätte ich das Studium nicht vollenden können, sondern wahrscheinlich abbrechen müssen. Und wenn du dich auch mir nie genannt hast, wenn deine Gaben immer durch die dritte Hand kamen, ich kenne dich doch, ich kenne dich doch gerade daran.... Denk dir, mein Tagebuch, und ich glaube dich vernünftig erzogen zu haben, denke dir noch zuletzt den Tag vor meinem Doctor-Examen. Ich hatte mich gemeldet, denn das Ende war da; der Tag war anberaumt; ich fühlte mich genügend vorbereitet, um ein ehrliches Examen zu bestehen ... aber die anderthalbhundert Thaler, die

ein barbarischer Gebrauch vor der Prüfung außer der Wissenschaft noch verlangt ... kein Pfennig war da. Meine letzten Thaler hatte ich auf Porto verwandt, um an reiche Männer zu schreiben um Hülfe, um Beistand, aber keine Antwort.... Ich war in Verzweiflung. Meine Mutter war herübergekommen, um den süßen Triumph, ihren Sohn mit dem Doctorhut geschmückt zu sehen, zu genießen. Wie ward er vergällt!... Die Stunden schlichen hin, wie auf der Folter. Schon war ich entschlossen, zum Decan zu gehen, um die Prüfung abzubestellen.... Siehe da, da klopft's.... Herein tritt der Postbote, und brachte mir die ganze benöthigte Summe, keinen Pfennig mehr, keinen weniger.... Von woher? Vom Himmel? Aus dem Paradiese? ... Nein! aus einer Stadt, in der ich keinen Bekannten, in der nicht einmal ein Glaubensgenosse wohnt.... Ohne Namen, nur mit den Worten: „Zum Examen!" Fürwahr, der Sender mußte in diesem Augenblicke mitten im heiligsten Himmel sein.... Auf die Knie fallen, die Hände zum Herrn erheben, Thränen, Thränen der süßesten Wonne weinen ... das war der Inhalt dieses Augenblicks. Und ich sage jetzt, wohl dem, der solche Augenblicke durchlebt hat...."

„Und so ist es denn gegangen. Ich habe mich durch eine enge Felsschlucht hindurchwinden müssen, aber ich bin nun ins Freie gelangt. Ich habe nun, worauf ich mich für mich und meine Familie im Leben stützen kann, um selbstständig Ansprüche ans Leben zu machen. Mein Bruder Jakob macht gedeihliche Fortschritte auf dem Gymnasium. So ist denn Alles in Erfüllung gegangen, was ich still in der Brust als Entwurf gehegt...."

„Da heißt es nun: unermüdet vorwärts!... Die Blüthen haben sich zu befruchteten Samenkapseln gewandelt, so muß auch die Frucht gedeihen und reifen...."

„Und ich weiß es nun: der starke Wille, sobald er den Weg des Rechten einhält, führt zum Ziele...."

„Aber dieses allein? Nein, noch viel mehr. Ich weiß: der

alte Gott lebet noch! Der Gott, der „seine Engel vor Jakob hergesendet, und ihn geweidet von seiner Jugend an“ — er lebet noch! Er leitet noch die Waise, er schützet noch den Fremdling, er segnet noch den Sterbenden! Ihm sei die Ehre, denn sein ist die Herrlichkeit!...“

„Und so habe ich vor Allem dir, Vater im Himmel, zu danken, daß du durch frühzeitige Ereignisse ernster Art, durch Druck der Kindheit und Bürde der Jugend, mich vor den Irrungen des Jünglings gnädig geschützt hast. Nein, es geschieht Nichts vergebens in dieser Welt, es ist Nichts Zufall, es ist Alles — Erziehung....“

„So werde das Band niemals lose, das mich an meinen Gott, das mich an den Glauben, der mich ihn erkennen lehrte, knüpft ... niemals lose, niemals zerreiße es ... sein Gedenken geleite mich auf meinen Wegen, erleichtere mir meine Arbeit, halte mich aufrecht in den bangen Stunden, wo meine Kunst mich verlassen wird, in den noch bängeren Stunden, wo ich von Sterbelagern statt vom Lager der Genesung gehen werde, und gesegne, was ich mit Demuth vor ihm unternehmen werde....“

Und so, lieber Leser, überlasse ich dir diese kleine Schilderung — denn dies ist sie mehr als Erzählung — und bitte dich, sie nicht ganz ohne Befriedigung aus den Händen zu legen. Bitte dich? Ja, denn wohl weiß ich, daß alle Kraft des Erzählers zu Schanden wird vor der Schärfe der Kritik, und nur besteht, wenn der Leser — mit Liebe lieset. Vielleicht daß ich Dir noch einmal ein Blatt aus diesem Leben aufschlage; denn daß es mit Obigem nicht vollendet ist — siehst du selbst ein. Lebe wohl, und es sei dir leicht....

Esra.

Esra.

1.

In der Vorhalle eines mäßigen Gebäudes, die auf einen mauerumschlossenen Hof ausging, welcher in der Mitte zugleich Garten war, wandelten zwei junge, kräftige Männer auf und ab. Sie waren in ein Gespräch versenkt, das sie ganz in Anspruch nahm. Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu; ein kühlerer Luftzug rauschte linde durch die Wipfel der Bäume, und streute den Duft blühender Gebüsche schneller und weiter umher; der Springbrunnen plätscherte hörbarer, indem die Wasserstrahlen vom Winde umhergesprüht wurden. Aber die Männer vernahmen von der Außenwelt Nichts; sie wandelten unaufhörlich, bald langsamer, bald schneller, bald blieben sie eine Zeit lang stehen und verhandelten um so eifriger, dann gingen sie wieder die Halle auf und ab.

Wer waren die wandelnden Männer?

Brüder, das sah man ihnen an; sehr ähnlich an Anlage, Gestalt, Antlitz, und doch so verschieden; hochgebaut beide, aber der jüngere kräftiger und voller; regelmäßige Gesichtszüge, aber des ältern feiner, bläsſer, edler, von der Gewalt eines feurigen Geistes verzehrter, und darum im Profil durch die gebogenere und schärfere Nase, durch den eingezognern Mund, durch die stärkeren Augenbrauen unregelmäßiger und

charakteristischer, während das sonnenverbrannte, gerundete und ruhige Angesicht des jüngern Bruders den thatkräftigern und versuchter Mnann verrieth. Auch das Organ beider Brüder tönte in gleicher Weise voll Klang und Metall, aber leidenschaftlich vibrirte die Stimme des ältern hinauf und hinab nach den Gefühlen, die ihn wechselnd bewegten, während seines Begleiters Worte in demselben energischen, ruhigen Strome dahinflossen. Fürwahr, dessen Schuld war auch der ungleiche, wechselnde Gang in der Halle nicht.

Und wo und wann wandelten die Männer?

O, es ist eine längstverflossene Zeit, Leser, und eine weit entlegene Gegend, und eines unermeßlichen Reiches große Hauptstadt, aber das Reich ist längst zertrümmert, und von dieser Stadt, die der Reichthümer und erhabensten Kunstschätze und der Werkzeuge menschlicher Macht und Größe eine nicht zu beschreibende Fülle umschloß, ist nicht der kleinste Steinhaufen mehr vorhanden, nicht einmal die Stätte ist noch sicher, darauf sie gestanden — aber wovon die Männer sprachen, das besteht noch ... lauschen wir ihrem Gespräche, wir werden es erfahren....

„Traurige, betrübende Nachrichten, Schemaja ...“ sprach der ältere. „Bei dem Andenken unseres Vaters Seraja, ich habe Schlimmes erwartet, aber so Schlimmes nicht....“

„Ich habe dir noch nicht Alles gesagt, theurer Esra, der Umfang der Uebelstände ist sehr, sehr groß....“

„Sprich, sprich, Schemaja — sage mir Alles, verhehle mir Nichts, ich will den ganzen Kelch trinken, vielleicht daß auf seinem Grunde Etwas liegt, was zur Heilung, zur Heilung gereichen könnte....“

„Ich habe dir gesagt, mein Bruder,“ hob der jüngere nach einer kleinen Pause an, „daß ich in Jerusalem zwar den Tempel wiederfand, den Tempel, darüber der Name unseres Gottes genannt wird, wenn auch klein und glanzlos, doch er steht wieder, und seine Zinne übersteigt die Kuppen der Berge

ringsum — ja, und es wird auch darin der Dienst des Herrn nach den Vorschriften im Gesetze Mosche's vollzogen — aber wie? spärlich, kärglich, kaum das tägliche Ganzopfer, von wenigen Priestern versehen, die in vernachlässigter Gewandung die Dürftigkeit verrathen, in der das Volk sie läßt; die Leviten verschwunden aus dem heiligen Hause, zerstreut durch das Land, mit ihren Feldern beschäftigt, keine Sänger und Harfen, keine Pförtner und Wächter ... still, wenig betreten, Gras wächst in den Höfen, in den Zellen zerfallend, so steht das Heiligthum des Einzig-Einigen da...."

„Schrecklich!" seufzte Esra.

„Ich habe dir gesagt, daß dem ähnlich die Stadt selbst erscheint; kaum daß dieser oder jener Stadttheil wieder gebaut, die Straßen und Plätze gereinigt, der Eingang von außen durch die Trümmer gebrochen sind ... der größte Theil liegt noch verbrannt in Ruinen, die Mauern Schutthaufen, die Thore verfaulte Balkenreste ... das ist die Herrlichkeit des neuen Jerusalems, zu dem vor achtzig Jahren Juda zurückkehrte, als Koresch die Erlaubniß verkündete...."

„Sag nicht Juda, war es doch nur ein kleiner Haufen; sind Zweimalhunderttausend ein Volk? ... Fahre fort."

„Wie nun der Tempel und die Stadt, so die Vorsteher und das Volk. Da sitzen keine Aeltesten zu Rathe, kein Fürst gebietet...."

„Ist denn kein Sohn Davids da?..."

„O ja, aber wer gehorcht ihm? Schatten von einem Ansehn, Rischa (Haupt) wird er genannt, aber was ist ein Haupt ohne Körper daran?..."

„Lehren denn die Priester das Volk nicht, und richten in seinen Streitsachen?"

„Weit entfernt, die Priester kümmern sich nicht um das Volk, das Volk nicht um die Priester. Und sollen diese lehren, was sie selbst nicht kennen?..."

„O, wie mag es da um die Uebung des Gesetzes stehen?"

„Das kannst du dir denken, Bruder! Wer weiß von Sabbat und Fest? Am Sabbat kommen die Landleute in die Stadt und bieten ihre Waaren auf den Märkten feil, die Tyrer bringen Fische, die Sidonier Webereien. Festtage? Nicht eine Erinnerung blieb davon zurück....“

„Wehe, Wehe, dreimal Wehe!...“

„Und was sollten auch Festtage dem größten Theile des Volkes, das in Armuth schmachtet, in Knechtschaft seufzt unter dem Joche der wuchernden Reichen! Ja, Bruder, das Volk des Ewigen ist Sklave seiner eigenen Brüder geworden; diese haben die Jahre des Mißwachses, der Dürre trefflich benutzt; um das Leben zu fristen, um die Steuern des Königs zu zahlen und die Lasten des Satrapen und Pascha's zu tragen, hat das Volk seine Söhne und Töchter, haben sie sich selbst zu Knechten verkauft, sind doch ihre Erbgüter längst Eigenthum Anderer....“

„Ha, und da soll der Fluch des Herrn nicht auf der unglücklichen Stadt ruhen?... Weiter, weiter, Schemaja...“ rief Esra, und Seufzer und Stöhnen quollen unaufhörlich aus seiner Brust.

„Ja, ich will dir auch das Letzte und Schlimmste nicht verhehlen.... Bald wirst du das Volk des Herrn nicht erkennen, du wirst nach ihm fragen, und Niemand wird es dir zeigen können — denn sie vermischten mit den Völkern sich ... nicht blos, daß die Häupter des Volkes sich mit den arglistigen Samaritanern, jenen tückischen Mischlingen aus Aschur und Israel, verschwägern, daß Eljaschib der Hoheprieſter selbst — Schmach über sein Haupt — seinem Schwäher Tobija, dem Ammoniterknechte, eine Zelle im Tempel gegeben, darin zu wohnen, wenn er nach Jerusalem kömmt, dieselbe Zelle, welche sein Großvater Jeschua — gesegnet sei sein Andenken — für die heiligen Geräthe und die Speiseopfer und den Weihrauch und die Erstlinge bestimmt hatte — das Volk ist tausendmal Verbindungen eingegangen mit Moab und Ammon und Arab und Mizri und allen Völkern ringsum, sie haben deren Töchter

in ihre Häuser genommen als Frauen und Schwiegertöchter, und jene bringen ihre Götter und Götzen mit in die heilige Stadt, und fremde Sitte und Satzung, und das Volk lernt sie und nimmt sie an — bestehen ja die Völker dabei, warum sollten sie nicht auch bestehen dabei...!"

Esra stand längst am Boden festgewurzelt, er hatte die geballte Faust auf die stürmische Brust, auf das klopfende Herz gedrückt, während die Linke wie gelähmt an der Seite hing ... kein Laut kam über seine bleichen Lippen ... als der Bruder geendigt, blieb es lange still, ganz still in der Halle — die Sonne war eben hinter der Mauer verschwunden, ihr letzter Strahl vergoldete nur noch den Gipfel einer hohen Terebinthe, die in der Mitte des Gartens stand.

Endlich unterbrach Esra das Schweigen: „Und erhebt sich keine belehrende, keine warnende, keine drohende Stimme in diesem Volke?"

„Nicht einmal eine klagende Stimme ... der Geist ist erloschen ... seitdem Chaggai und Secharja zu den Vätern gegangen, ist kein Prophet erstanden in Israel ... die Harfe ist zerbrochen, und die Rede ist verstummt ..."

„O, welche Nacht!... Und was thatest du, Schemaja? Hast du Nichts versucht, Nichts gethan?"

„Nein! Esra, Nichts, gar Nichts!" lautete die Antwort bestimmt. „Du kennst mich, ich kann nicht klagen, ich kann nicht stürmen, ich kann nur handeln — wo ich eine Wirkung voraussehe. Als ich dies entartete, entnervte Geschlecht sah, als ich diese Zerfallenheit, diese Nichtigkeit, diese Leere überschaute, als ich mit Priestern und Vorstehern gesprochen, und sie mich nicht verstanden oder verstehen wollten — sprachen sie ja schon halb aschdodisch, halb tyrisch, kaum jehudisch — da hob ich meinen Mantel in die Höhe und zog wieder von dannen, nachdem ich geopfert und gefastet und im Staube gekniet sieben Tage lang...."

Esra schüttelte das Haupt.

„Was sollte ich thun, Esra? Sollte ich das Volk versammeln, sollte ich als Ankläger vor dasselbe treten, sollte ich es aufstürmen aus seiner Trägheit, und bewaffnet mit dem Drohworte Mosche's und mit dem Schwerte des Gesetzes, das Faule und Ungesunde trennen und schneiden vom Gesunden und Kernigen, was vielleicht noch vorhanden ist — dazu fehlte mir Alles, das Ansehn des Obern, die Autorität des Königs und, was die Hauptsache ist — —"

„Nun?" fiel Esra ungeduldig ein —

„—das Zeug zu solchem Werke, daß du, du allein, Esra, du im ganzen jetzigen Geschlechte allein besitzest —!"

„Ha, Schemaja!..." fuhr Esra auf, und die Faust fiel von seiner Brust, und die Linke streckte sich mächtig in die Höhe.

„So gewiß, wie jene Terebinthe allein unter den Pflanzen des Gartens vom letzten Strahl der untergehenden Sonne durchglüht ist, weil sie allein ihren Wipfel über alle in die Höhe gebracht..." sprach Schemaja mit erhöhter, feierlicher Stimme. Esra schwieg. „Was sollte ich da? sollte ich den Weg, den ein Andrer vielleicht mit glücklichem Erfolge wandelt, im Voraus zertreten und ungangbar machen? sollte ich das Volk mit der Stimme des Zephyrs auf einen kurzen Augenblick wecken, wo die Stimme des Sturmes nöthig ist, um es von seinem Lager zu jagen?... nein! ich betete, klagte, und kehrte heim — zu dir, um dir Kunde zu geben, getreu, wie es um Juda, um Jerusalem, um das Heiligthum steht ... du weißt es nun....!"

„Und ich ... was soll ich?" sprach Esra leise, schüchtern.

„Dahingehen meinen Weg, aber nie wieder zurück."

„O, Schemaja, du weißt nicht...."

„Wol weiß ich, Esra — und dennoch sage ich diese Worte, und werde sie sagen...."

Esra sank seinem Bruder an die Brust. Unterdeß war das Licht des Tages schnell verschwunden, die Dämmerung, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, schnell in Nacht über-

gegangen; aber der Himmel hatte sich nicht blos verdunkelt, sondern verfinstert; mit schwarzen Wolken überzogen, sandte kein Stern seinen funkelnden Strahl.

„Siehst du," hob Schemaja an, „siehst du, Esra, diese Finsterniß der Nacht — das ist das Schicksal Juda's in dieser Zeit; die Sonne ist untergegangen und jeder Stern erloschen — und das ist nicht gut, wehe, wenn jetzt Sturm, wenn jetzt ein Ungewitter hereinbräche — der Sturm würde Juda wie Spreu verjagen, und der Blitz Jerusalem wie eine morsche Zypresse verbrennen — hörst du die Stimme des Schakals, der um unser einsames, von der Stadt fernes Gehöfte schleicht; so schleichen die niederen, zertretenen Stämme Kanaans um die heilige Hütte David's, da einzubrechen — soll Niemand die Fackel anzünden in der Nacht? Niemand den Wachtruf erheben wider die Schakale? Und wenn es geschehen soll, auf wen wollen wir warten?"

Esra erhob sich.

„Es ist gut, mein Bruder. Du hast einen Funken in mir angezündet, der entweder mich verzehren, oder zum höchsten Werke entflammen wird. Aber dies ist es, was zuerst entschieden werden muß. Und dazu bedarf es der Zeit...."

„Ja, mein Esra, aber vergiß nicht, daß wir — Priester des Ewigen sind, und wo deren Platz sein sollte ... vergiß nicht, daß du auch — Maleachi, „mein Bote", heißest!..."

„Auch der Priester ist Mensch, Schemaja, und der Herr des Lebens hat mehr als eine Flamme im Herzen des Menschen gezündet ... und wenn nun Flamme gegen Flamme züngelt im zwiegespaltenen Herzen.... Geh, überlaß mich mir selbst...."

Die Brüder schieden. Schemaja sah seinem ältern Bruder nach, bis daß er in einer Pforte am einen Ende der Halle verschwunden war. „Warum mit so vieler Stärke so viele Schwäche gepaart? und warum bei mir das Entgegengesetzte?..."

Dann verließ auch er die einsame, schweigsame Halle.

2.

Die Nacht war längst vorüber; die Sonne aufgegangen; schon stieg sie zur Mittagshöhe hinan; ihr Strahl wurde glühend. In einem Gärtchen, im Schatten eines Myrthenbaumes saß ein Mann, noch nicht dem Greisenalter nahe, aber gekrümmten Rückens, gebeugten Hauptes. Er saß da, wie in sich versunken, ohne äußere Beschäftigung, wie wenn er nur von der Erinnerung lebte. Er schützte sich nicht vor der Sonne, aber wenn sie zu heiß auf ihn brannte, so rückte er dem Schatten des Baumes nach. Von Zeit zu Zeit kam aus dem kleinen einstöckigen Häuschen, an das das Gärtchen stieß, eine junge, herrliche Mädchengestalt, eine voll aufgeblühte, aber von grünen Knospenblättern umgebene Rose; sie kam von Zeit zu Zeit zu dem Manne, und frug ihn nach seinem Befinden, und frug nach seinem Bedürfen, und brachte ihm wohl Dies und Jenes zur Erquickung. Wenn er den leisen Schritt ihres kleinen Fußes hörte, so horchte er auf, und sein Haupt hob sich, und sein Mund verzog sich zum Lächeln, und er streckte die Hand aus, um die ihre zu fassen.

Der Mann war blind, und die Jungfrau seine Tochter: sie war das wiederaufgegangene Licht seines Lebens, der Stab in seiner Hand, das Kissen seines frühgebeugten Hauptes. Seine Seele war gebunden an die ihre, denn diese war seine ganze Welt geworden. Sein Weib war gestorben in der Stunde, da sie Naarah geboren, und Naarah sein einziges Kind.

So vergingen Stunden. Als die Sonne höher gen Mittag stieg, rief er seine Tochter; er richtete sich mit ihrer Hülfe auf; sie faßte seinen Arm mit dem ihren, nahm mit der andern Hand das Kissen und den Teppich, auf denen er geruht, und führte ihn in das Häuschen.

Der Garten war eine Zeitlang leer. Da öffnete sich das Mauerpförtchen, und eintrat mit leisen Schritten ein junger, aber häßlicher Mann mit brennend röthlichem Haar und Barte.

mit stierem, grünlichem Auge, mit starren, zusammengedrückten und gefalteten Zügen. Leise, um nicht gehört zu werden, schlich er einen Nebenweg hinunter, da er den Garten leer fand, bis zum Hause, gebückt unter dem Fenster vorbei hinter ein Gebüsch, um von da heimlich einen Blick in das Innere des Hauses zu werfen. Da verweilte er lange Zeit.

Der Garten war wieder leer, aber nur kurze Zeit; dann öffnete sich abermals die Pforte, und hereintrat Esra, hochaufgerichteter Gestalt, aber das Haupt gesenkt, die Arme über der Brust gekreuzt, ein düsteres Feuer brannte in seinem Auge. Er ging hastig den breiten Baumgang zum Hause, aber nur wenige Schritte, dann hielt er an, wie im Kampf mit sich selbst, einige Augenblicke, er stampfte mit dem Fuße auf die Erde, eilte wieder vorwärts, um nochmals stille zu stehen, und abermals weiter zu gehen — er stand an der Thüre des Hauses, öffnete und trat ein.

„Ha, Esra!“ rief das Mädchen wie jauchzend aus, und stürzte ihm entgegen. Esra umfaßte sie mit seinen Armen, drückte sie an seine Brust, ein langer Kuß schloß die Lippen aneinander. „Ist Esra gekommen?“ rief der Vater; aber selbst die Tochter hörte ihn nicht. „Mein Esra!“ flüsterte die Jungfrau. „Meine Naarah!“ rief Esra aus. Endlich löste sie sich aus seiner Umarmung, er hielt sie an der Hand, und beide traten zum Vater.

„Friede mit dir, Esra!“ sprach dieser.

„Mit dir Friede, Vater Achitub, Friede mit uns Allen!“ und es hob sich ein Seufzer aus Esra's Brust, als ob er es tief empfände, wie sehr sie des Friedens bedürften.

„Und warum hab' ich dich fast zween Tage entbehren müssen, lieber Esra? Zween Tage, und in meiner Ungeduld dehnten sie sich zu vielen Monden aus! War es der Dienst des Königs, der dich gefesselt hielt?...“

„Nein! Naarah ... mein Bruder, den wir erwarteten, du weißt es, ist von seiner Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt

zurückgekehrt.... Da gab es so viel zu berichten, zu erzählen, zu fragen und zu beantworten, und dann mußte ich ihm die angemessene Ehre erweisen, so daß ich mich keinen Augenblick entfernen konnte...."

Naarah schien in Nachdenken zu versinken.

Der blinde Achitub frug: „Was bringt er für Nachrichten heim von der heiligen Stadt, vom Volke?..."

Esra blickte seufzend auf Naarah: „Schlimme Botschaft, Vater, sehr schlimme — es liegt dort Alles aufs tiefste darnieder; der Tempel leer, die Stadt verödet, das Land offen allen Einfällen der Feinde, das Volk in Elend und Knechtschaft versunken, vergessend der Lehre Mosche's, des Mannes Gottes, die Levijim zerstreut, die Priester verarmt — — wenn nicht bald der Herr seinen Diener erwecket, so ist es dahin mit Juda, dahin mit Jeruschalajim, ganz dahin...."

Naarah fuhr plötzlich auf: „Ich fürchte mich vor deinem Bruder, Esra..."

Esra blickte erschrocken auf Naarah: „Kennst du ihn denn, hast du ihn je gesehen?"

„Wer sollte den stolzen Priester Schemaja nicht kennen?...."

„Ja, ja," fügte Achitub hinzu, „Schemaja, Sohn Serajah's, ich habe davon gehört..."

„Und warum fürchtest du dich vor ihm, Naarah?"

„Esra, ich weiß es nicht.... Hast du ihm unser Verlöbniß mitgetheilt, Esra?..." Und sie blickte diesen fast scharf an.

Esra stieg eine Röthe ins Antlitz, aber ohne Zögern antwortete er: „Allerdings, Naarah; glaubst du, ich habe ein Geheimniß vor meinem Bruder!..."

„Nun, Esra, billigt er es?... Ihr seid die höchste Priesterfamilie in der Gefangenschaft; wäre dein Vater Serajah mit Fürst Serubabel statt Jeschua's nach Jeruschalajim gezogen, wäre er Hoherpriester geworden, und du sein Nachfolger ... und du, so jung zur Stufe eines königlichen Staatsschreibers

gestiegen ... deine Brüder hätten wol Ursache, auf die arme Naarah, Tochter des blinden Achitub, stolz niederzublicken....“

Esra blickte stolz empor und seine Nüstern trieben auf. „Wer von meinen Brüdern würde es wagen, meine, des Erstgebornen, jetzt Hauptes der Familie, Wahl anzugreifen? oder nur zu mißbilligen? ... und Naarah, wer dich einmal gesehen, und gar wer dich irgend kennen gelernt, nein! dem erscheinst du nicht arm, dem erscheinst du würdig des Thrones der Könige, und um dich die Majestät der Schönheit, des Adels, der Tugend....“ Er zog sie sanft an sich, und sein Auge ruhte mit der Gluth der innigsten Liebe und mit dem Stolze der höchsten Befriedigung auf Naarah. Naarah erwiderte diesen Blick.

„Wird Schemajah zu dieser niedern Hütte kommen, und die begrüßen, die Esra aus Tausenden erkoren?...“ frug Naarah zögernd und schüchtern nach einiger Zeit.

„Ich weiß es nicht, Naarah!“ lautete die Antwort. „Du kannst es dem Pilger nicht verdenken, wenn er, nach fast zweijähriger Abwesenheit, von tausend Geschäften in Anspruch genommen, von der zahlreichen Sippschaft umgeben, von zahllosen Bekannten befragt und wieder befragt, noch lange nicht zu sich selbst gekommen sein wird, um der Braut des Bruders den geziemenden Besuch abzustatten.“

Es trat eine kleine Pause des Stillschweigens zwischen den drei Anwesenden ein. Dann hob Esra an: „Meine Naarah, halte meinen Bruder nicht für böse, halte dich überzeugt, daß er voll Liebe für mich, und sicher auch bald gegen dich ist ... Aber, komm in den Garten, wir wollen mit einander sprechen ... in der Laube dicht am Fenster, wo die Stimme des Vaters dich stets erreichen kann....“

Naarah rückte dem Vater ein Kissen zurecht, auf das er sein Haupt zum Schlummer legte, faßte dann Esra's Hand, und folgte diesem in die Laube.... Hinter dem Gebüsch der Laube war ein Mann versteckt, ein junger, aber häßlicher Mann, mit brennend rothen Haaren....

„Naarah," hob Esra an, „du fürchtest dich vor meinem Bruder; warum? sag es mir...."

„Warum, Esra? Ich weiß nichts Bestimmtes zu sagen, als, weil ich die Besorgniß fühlte, daß er zwischen unsere Liebe treten und uns trennen würde...."

„Naarah, diese Besorgniß ist nicht ohne Grund...."

„Wie?" schrie Naarah auf, „wie? Esra, hab' ich recht gehört?..."

„Ja, Naarah, aber nicht so, wie du vermuthest ... ach, viel ärger...."

„Aerger, Esra ..." stieß Naarah mühsam aus, „und du sagtest, er würde mich lieben...."

„Ja, Naarah, und es ist dies Alles wahr. Nein, Schemajah wagt nicht meine Liebe anzutasten, selbst wenn er es wollte. Aber sicher er will es nicht, und warum sollte er es? Aber, Naarah, Schemajah verlangt ..." und Esra's Stimme erhob sich feierlich — „er verlangt im Namen des Ewigen, im Namen Seines heiligen Dienstes, im Namen des Volkes Juda, im Namen des Priesterthums Ahrons, in das wir durch die Geburt gewürdigt sind, ... er fordert mich auf, nach dem in den Staub gedemüthigten Jeruschalajim zu gehen, und es aus dem Staube zu erheben...."

„O, Esra ... das ist Trennung, Trennung auf immer, das ist Tod...."

„Nicht doch, Naarah ... Trennung auf Jahre..."

„Nein, nein, Esra.... Wenn du zu solchem Zwecke nach Jeruschalajim gehst, dann bleibst du Jahre, viele Jahre dort ... dann kehrst du nie wieder zurück ... denn solches Werk ist das Werk eines Menschenlebens ... dann mußt du mein vergessen ... dann wirst du mein vergessen ... es ist die Trennung auf immer ... es ist der Tod...."

Das Mädchen fiel trostlos an die Brust Esra's; Esra selbst sank trostlos in sich. Da sprang sie plötzlich auf.

„Schemajah verlangt's, Schemajah fordert's — nun, und

du ... willst du ihm denn gehorchen, oder nicht? Esra, sprich: und du?..."

„Naarah," antwortete dieser nach einigem Zögern, „du hast mich kennen gelernt, du kennest die Schwere, mit der ich zu einem festen Entschlusse komme, wenn verschiedene Empfindungen mich ergriffen haben — du kennest aber das Eine, was mich ganz beherrscht: die Wahrhaftigkeit. Und so laß mich offen sagen: ich bin noch nicht entschlossen. O, in mir tönt es: geh! dein Gott und dein Volk ruft dich, eile, bevor ein Anderer dies hochherrliche Werk ergreift und es vielleicht verdirbt, eile, eh' es zu spät ist ... aber auch eine andere Stimme ist wach in mir, die da rufet: bleibe, denn es gilt das Glück deines Lebens und deiner Naarah — und auch hier, in der Nähe des Königs, in hohem Amte kannst du Gutes thun deinem Volke.... Siehe, darum bin ich zu dir gekommen, um dir klar und offen zu legen, was mein Herz zerreißt und meinen Geist zerstört nun seit vierundzwanzig Stunden ... es ist ein schwerer Kampf, und du, Naarah, sollst mir ihn kämpfen helfen...."

Naarah faßte sich. „Gut, Esra, ich will ihn dir kämpfen helfen; aber eben so offen sage ich dir: ich bin die Gegnerin deines Bruders! Ich trete nicht auf die Seite Jeruschalajims ... ich sage: bleibe hier, wirke hier, schaffe hier.... Und willst du wissen, warum? Zuerst weil ich Naarah bin, weil ich dich liebe, und zum Tode unglücklich sein, ja bald schwinden werde, wenn du mich verlässest ... und weil du mich liebst, und mag deine Zukunft sein, so glänzend und erfolgreich wie sie will, du unglücklich und trauernd sein wirst dein Lebenlang, wenn du mich verlassen hast ... aber nicht allein hierum, sondern auch ... weil du zu dem Werke nur theilweise, nicht ganz berufen, nur theilweise, nicht ganz befähigt bist...."

Esra fuhr auf, und sein Antlitz röthete sich. „Wie meinst du das, Naarah?..."

„Esra, wenn das nicht wäre, so würdest du keinen Kampf kämpfen, so würde der Gedanke, deines Volkes Retter, Juda's

Erheber, ein zweiter Mosche zu sein, wie ein Blitz deinen Geist entzündet, und wie ein Blitz alle anderen Flammen neben sich ausgelöscht haben ... selbst die Flamme der Liebe.... Du kannst Großes, Esra, aber nicht Alles ... du hast große Gaben, aber nicht alle ... der Geist unsers Gottes ist in dir wie in den Propheten — aber du kannst keine Wunder thun ... und wer vor dem Volke keine Wunder thut, der bewegt das Volk, aber er fesselt es nicht. Ach, Esra ... du hast zu viel Herz, ein zu weiches Gemüth zu solchem Werke — du kannst kein Schwert führen ... du kannst kein Blut vergießen...."

Esra sann lange diesen Worten nach. Dann hob er an. „Es ist die Frage, Naarah, ob unsere Zeit noch eine solche ist, welche durch das Schwert beherrscht werden kann, und die durch Wunder gefesselt sein will — oder ob sie nicht ganz und gar eine Zeit des Wortes, eine Unterthanin des Gedankens ist — — dann fühl' ich mich Herr und Meister derselben.... Aber es sei Alles so, wie du sagtest — was zu thun der Herr uns berufen hat, das sind wir verpflichtet zu vollführen, und sei es nur einen Theil des Werkes, und wären wir nur Vorläufer und Bahnbrecher für den, der da kommt...."

„Nein, nein! Esra! weißt du, mit wem du zu thun hast? Mit Juda. Ich kenne unser Volk, besser als du, denn ich bin in seiner Mitte erwachsen. Selbst hier, wo es Knecht ist — beugt es allein sich dem unwiderruflichen Befehl des Königs, und nur so weit, als es gezwungen ist — in allem Uebrigen lebt es nach eignem Willen, und mit unwiderstehlicher Lust thut es das Gegentheil von dem, was Andere wollen, was Alle thun — — Da läßt sich nichts Halbes thun, sonst ist es vergebens — und was aus ihm gemacht werden soll, muß mit jenem Schwerte der Leviten geschehen, das „seinen Bruder und seinen Freund und seinen Verwandten erschlägt" *).

*) 2. Mos. 32, 27.

Beide schwiegen. „Gut, Naarah," fing endlich Esra an; „mein Entschluß ist noch lange nicht gefaßt — ich will noch auf die Stimme des Herrn warten — und ja, vertheidige du nur unsere Liebe mit allen Waffen ... ich werde Schemajah zu dir bringen. Wäre ja noch viel zu überwinden, viel zu erlangen — meine Stellung beim Könige, dessen Zustimmung, dessen Machtbefehle ... Steh mir bei, theure Naarah, Dies zu Ende zu ringen und es klar zu bekommen vor den Augen...."

Er zog sie an seine Brust, und lange hielten sie sich umschlossen. Als Esra sich zum Fortgang anschickte, da rief ihn Naarah noch einmal zurück, stellte sich vor ihn hin, hob die rechte Hand sanft drohend in die Höhe und sprach halb lächelnd, halb in ernster Trauer:

„Vor Allem, Esra, vergiß nicht, daß ich Recht und Anspruch an dich habe — an jenem Tage, wo du mich und meinen Vater rettetest aus der Hand des Pöbels von Ekbatana — da erwarbest du nicht allein mich, sondern auch ich dich! Ich bin nicht gewillt, mein Recht aufzugeben...."

Esra sank noch einmal an ihren Hals; dann riß er sich los und floh von dannen. Naarah ging langsam ins Haus, den Blick öfter gen Himmel erhebend.

Als der Garten wieder verlassen stand, da schlich hinter dem Gesträuche der junge Mann mit den brennend rothen Haaren hervor. Seine Gesichtszüge waren gräßlich verzerrt, er ballte die Faust, und murmelte in sich hinein: „So ist es wahr, was ich vernommen — aber ich habe dich, schmächtiger Priester, ich habe dich!..." Und mit diesen Worten schlich er durch den Garten und das Pförtchen hinaus.

Der Garten war leer. Die Sonne brannte glühend hinein.

3.

Selbigen Tages in den Nachmittagsstunden saß der blinde Vater Naarah's wieder im Schatten eines Baumes im Gärtchen.

Aber Naarah war fern, um Bedürfnisse des Hauses einzukaufen, und hatte sorgfältig Alles in die Nähe des Vaters gestellt, was derselbe während ihrer Abwesenheit wol bedürfen könnte. Es war ringsum still und einsam, und nur einige Vögel zwitscherten aus dem Gebüsche heraus.

Da trat jener häßliche Jüngling mit dem brennend rothen Haar wieder zum Mauerpförtchen herein, durchstrich den Garten und das Haus auf seine geräuschlose Weise, dann kehrte er zu dem Blinden zurück, indem er nunmehr härter auftrat, daß er seine Schritte höre.

„Wer ist da?" rief der Blinde.

„Dein Vetter Admon!" lautete die Antwort. „Ich wollte dich besuchen, um nach deinem Wohlsein mich zu erkundigen. Ist Naarah nicht zu Hause? Bist du ganz allein?"

„Ja, ich bin allein, und Naarah ausgegangen, um für den Sabbat einzukaufen, aber sie wird nicht allzulange verweilen... ich sehne mich sehr nach ihrer Heimkehr ...."

„Nun, da bin ich ja ganz zur rechten Zeit gekommen, um dir die Zeit ein Wenig zu verplaudern ...."

„Du bist mir immer willkommen...."

Der rothe Admon begann nun ein ziemlich gleichgültiges Gespräch, und kramte dabei allerhand Neuigkeiten aus, welche den Blinden, der, wie alle Leidenden seiner Art, um so neugieriger war, je mehr er von der Außenwelt abgeschlossen war, sehr zu unterhalten schienen. Endlich begann Admon:

„Nun, man erzählt ja auch, daß der Priester Esra recht oft dich und deine Tochter besucht — ist da Etwas daran? Ich habe ihn hier doch noch niemals getroffen?"

„Allerdings ist es wahr, und wie sein Besuch uns ehrt, so beglückt er uns auch. Sind wir ihm doch auf das dankbarste verbunden. Hast du nicht erfahren, wie er mich und Naarah aus der Hand des Pöbels gerettet hat, als mich neulichst die Lust, das Wort des Herrn zu hören, angetrieben, mich in die Versammlung des gelehrten Maßejah führen zu lassen, der da,

was in der Lehre Mosche's geschrieben steht, arammisch vorträgt und erklärt? Ha, als ich tief befriedigt von den Worten des weisen Lehrers, den Rückweg angetreten, auf Naarah's Arm gestützt, kam uns ein Trunkener entgegen und verhöhnte mich armen, blinden Mann, und bald sammelte sich der Pöbel um uns her, und von den Schimpfworten kam es zum Stein- und Kothwerfen auf uns Wehrlose. Da erschien Esra, der den Auflauf von dem Dache eines Hauses gesehen, und theilte den Haufen, und gebot ihm als Staatsschreiber im Namen des Königs auseinanderzugehen, und als dies Nichts helfen wollte, zog er sein Schwert und trieb die Nächsten vor sich her, bis eine Wache herankam und den Platz leerte. Dann führte er uns, die zum Tode Erschreckten, nach unserm entlegnen Häuschen."

„Nun, was habt ihr denn dem glücklichen Manne zum Danke dargebracht?"

„Wir? Ihm? ... Mache dich nicht lächerlich.... Hat er doch seitdem tausend feine Aufmerksamkeiten für mich geübt...."

„Nun, und — Naarah?" keuchte Admon mühsam heraus.

„Nun ja — was soll ich es verbergen — unser Glück ist noch größer — Esra hat um Naarah bei mir angehalten, und ich habe sie ihm zugesagt, und so sind sie verlobt, und Gott —"

„Halt ein! ... Wart noch ein Wenig — und hast du recht daran gethan, uns, deiner Sippschaft, gar Nichts davon mitheilen, uns weder vorher um Rath zu fragen, noch nachher Kenntniß zu geben? Du bist ein Blinder seit Jahren, und kennst die Dinge nicht, die um uns her vor sich gehen — und ich bin doch nach deinem einstigen Heimgang Naarah's nächster Verwandter...."

„Das ist Alles wahr ... aber habt ihr euch denn seit langer Zeit hier blicken lassen? ... und dann, Esra wollte kein großes Gerede haben, er wollte es nicht verheimlichen, er wollte eben auch keinen feierlichen Lärm davon machen ... und mir war das auch recht...."

„Das mag sein, darin liegt aber auch die Thorheit. Wenn so ein großer Herr die blutarme Tochter heirathen will, dann macht man ja Lärm ... damit ..."

„Nun, damit? ..."

„Damit er nicht so leicht wieder zurücktreten kann, wenn er des Dinges überdrüssig ist...."

„Admon!" fuhr der Blinde auf.

„Nun ja, so Etwas ist doch möglich — so Etwas hat man doch schon gehört...."

„Ha, Admon, du kennest Esra nicht — seinen hohen, erhabenen Charakter, seinen edeln Geist, seine tiefe Kenntniß des Wortes Mosche's und der Propheten, seine große Einsicht, seine Liebe — —"

„Nun ja, er ist ein Engel auf Erden — aber vielleicht war Naarah zu freundlich, zu entgegenkommend gegen ihn — —"

„Was? wie? was willst du, Admon? Du willst was sagen, und doch nicht damit 'raus —"

„Nun, du bist blind und kannst nicht sehen, was vorgeht, in deiner nächsten Umgebung nicht...."

„Nun, was soll ich denn sehen können?... Du willst doch nicht meine Naarah schmähen, Bösewicht?..."

„Still doch, Alter! wer will Naarah schmähen, ich am wenigsten, denn du weißt, wie sehr ich sie seit ihrer frühesten Kindheit liebte, und noch...." Admon drückte die geballte Faust auf das Herz, dann grinste er fürchterlich, und fuhr fort: „Aber, ich will es dir nur sagen — Esra will gern wieder des Verlöbnisses ledig sein...."

„Wie? was?" rief der Blinde erbleichend, „du lügst, du willst mich tödten.... Hat er dich etwa hierhergesendet...."

„Nein, Vetter! ich bin zum Kuppler zu gut, aber auch, um eine Absage zu überbringen. Doch ich will dich und mich nicht länger quälen, ich will dir Alles sagen: Esra giebt vor, nach Jerusalem wandern zu wollen, um dort Juda wieder herzu-

stellen, ich sage: er giebt es vor — um die Verbindung mit Naarah brechen zu können...."

„Jerusalem — giebt vor — heiliger Gott der Heerschaaren —"

„Ja, er giebt vor, denn in der That macht er gar keine Anstalten. Er sagt, er will an den Rosch Haggola und die Szeganim eine Aufforderung richten, ob sie einen neuen Zug nach Jerusalem ordnen wollen; er sagt, er will den König um Erlaubniß angehen; er sagt, er will eine allgemeine Geldsammlung veranstalten; was sagt er noch, was er will — aber nicht das Geringste thut er — denn er stellt sich nur so, um von euch loszukommen...."

Der Blinde hatte athemlos auf die Worte des rothen Mannes gehört, bei jedem Satze hatte er sich mehr und mehr aufgerichtet; da sprang er in die Höhe und auf die Stelle hin, wo Admon gestanden, um diesen zu ergreifen, um sich von der Wirklichkeit eines Menschen zu überzeugen, aus dessen Munde solche Worte kämen — und als er so vorwärts stürzte, und nur ins Leere griff — denn Admon war längst ausgewichen und im Gebüsche verschwunden — und Nichts weiter vermochte, als: „Naarah! Naarah! geliebte Naarah!" im Tone höchster Verzweiflung zu rufen... „Komm, Naarah, wo bist du?" da trat eben Esra zur Gartenthüre herein, und eilte bei dem Hülferufen des Blinden auf diesen zu.

„Vater! Was ist? Was rufst du? wo ist Naarah? Was ist geschehen?..."

Als der Blinde diese Stimme und diese Schritte vernahm, da blieb er stehen, und suchte sich in Etwas zu fassen. „Ist das nicht Esra?" stieß er endlich heraus.

„Allerdings bin ich es, Vater! Beruhige dich; was ist es, was dich so entsetzlich aufgeregt hat? Wo ist Naarah?"

„Sie ist nicht daheim, sie ist ausgegangen, sie wird gleich zurückkehren," keuchte der arme Mann, „ha! die Schlange, die unter den Blumen des Gartens kroch...."

„Eine Schlange? wo ist sie? um Himmel! sie hat dich doch nicht gebissen ... sprich, was war's für eine Schlange."

„Ob sie mich gebissen! es war eine rothe Schlange, aber eine Schlange, die nur mit dem Geiste im Staube kriecht — nicht mit dem Leibe — o es giebt solcher Schlangen mehr...."

„Vater, beruhigt euch — du hast wol nur geträumt." Und Esra ergriff des Blinden Hand, und führte ihn zu seinem Sitze zurück; er ließ sich stöhnend darauf niederfallen.

„Geträumt — warum nur geträumt? und wenn nur geträumt — warum erwachen? Doch halt! Esra, hierher — sprich, aber bei dem heiligen Gotte der Heerschaaren die Wahrheit!.., ist es wahr, daß du den König um Erlaubniß angegangen, einen neuen Zug nach Jerusalem anzuordnen?"

„Nein!"

„Ist es wahr, daß du den Rosch Haggola angegangen, zu demselben Zwecke?"

„Wie? wer sagt dies?"

„Ich frage dich, und du sollst mir antworten."

„Nun wohl, nein!"

„Aber es ist wahr, daß du sagst, du wolleſt nach Jerusalem ziehen...."

„Vater, höre mich...."

„Erst antworte mir, hast du gesagt, daß du dies wolleſt?"

„Ich habe zu Naarah selbst davon gesprochen, sie weiß es, daß...."

„Genug, genug!" stammelte voll unendlichen Schmerzes der blinde Mann; „o Trübsal, o Verrath — wehe! meine arme Tochter!" und er verhüllte sich das Antlitz mit seinem Obergewande, als ob er nicht mehr — sehen wollte, und sank stöhnend zusammen. Esra stürzte zu ihm nieder und wollte seine Hand ergreifen — aber der Blinde stieß ihn mit ungeheurer Kraft von sich, winkte ihm mit der Hand fort, und rief: „Fort, fort! entfliehe, Verräther!... und lerne aus der

Lehre Mosche's erst, wie man mit einem — Blinden verfahren soll!"

Esra erhob sich und ging langsam, gesenkten Hauptes von dannen.... Aus dem Gebüsche schlüpfte Admon, und mit einem teuflischen Grinsen verließ auch er den Garten.

4.

Es war ein Rathszimmer im hohen Palaste des Königs. Die sieben Räthe des Königs, die höchsten, waren versammelt. Welch eine Pracht! Die seidenen Divans rings um die Wände, mit Gold gestickt und Blumen, so frisch an Farbe, daß man sich verlocken lassen konnte, daran zu riechen; die Tische vor den Divans zum Schreiben von den feinsten Hölzern mit goldenen und silbernen Zierrathen; die schweren Vorhänge, der köstliche Springbrunnen in der Mitte des Saales, der aus bronzenen Kelchen seine Strahlen und seinen feinen Wasserduft drängte — was war dies gegen die Pracht des Bauwerkes an sich.... Diese hohe, gewaltige Wölbung, die in einer Kuppel schloß, durch die das Licht hereinströmte, diese Mosaik in den buntesten Farben, diese Basreliefs rings um die Wände, die Siegeszüge des Königs Arthachschaßt darstellend über fremde, unbekannte Nationen....

Und in der Mitte des Saales sieben Sitze, gleich kleinen Thronen, die massiv goldenen Lehnen mit zierlichen Stierköpfen gekrönt, und auf den Sitzen die sieben Räthe des Königs, die höchsten, in kostbaren Gewändern, mit den Abzeichen ihres Ranges geschmückt. Sie saßen still, vor sich hin sinnend, bis ein Diener einen Vorhang erhob und einem Manne, der draußen stand, zum Eintreten winkte. Es war Esra's hohe Gestalt, die ehrerbietig vor die Räthe trat und sich tief vor ihnen beugte, dann sich wieder aufrichtete und schweigend die Anrede des Vorsitzenden erwartete.

Lange schauten die Räthe auf den kräftigen und erlauchten

Sprößling Aharon's, dann brach der Oberste unter ihnen das Stillschweigen:

„Du bist Esra, den des Königs Gnade zu einem der königlichen Staatsschreiber erhoben" — und bei der Erwähnung des „Königs" senkten sie alle das Haupt und führten ihre Rechte an ihre Stirn und die Linke an das Herz. — „Du bist Esra, Sohn Serajah's, der Staatsschreiber, den die weggeführten Söhne Juda's einen Priester nennen ihres Stammes?"

„Ja, gnädige Fürsten, der bin ich," antwortete Esra mit lauter, wohlklingender Stimme und verbeugte sich abermals ehrerbietig.

„Dich hat des Königs Gnade sehr früh und jung zu hoher Würde erhoben —"

„Mein Herz ist voll Dankes, voll Gehorsams, voll Treue —"

„Und doch erscheinest du vor dem Rathe der sieben Fürsten.. weißt du, was dies heißet?"

„Ich weiß es — irgend ein tückischer Verleumder hat seinen Geifer auf mich ausgespritzt, ich bin angeklagt...."

„Nicht blos angeklagt, denn nicht die Anklage allein führt hierher, sondern nur Anzeichen, die den Verdacht rechtfertigen...."

„Ich fühle mich rein und erwarte, wessen man mich zeiht...."

„Aber weißt du auch, welche Folgen der Gang hierher hat?... Kannst du dich nicht rechtfertigen, so gehst du von hier aus den Weg des Todes — du siehest das Licht des Tages nicht wieder — reinigst du dich, so bist du doch deines Amtes entsetzt, denn Niemand, der einmal verdächtig geworden, kann länger im Dienste des Königs stehen —"

„Dies ist es, worüber ich mich beklage, was mich schmerzt — denn daß ein heuchlerischer Verräther aus dem Schatten der Nacht seine Stimme erhebet, wer kann es hindern? wer ist davor jemals sicher?... aber daß den erhabenen Fürsten mein

Leben, das so rein und klar im Lichte lieget, auch nicht die geringste Stelle verdunkelt, verborgen — verdächtig erschien, daß sie, wenn auch noch nicht die Schuld, doch schon die Anklage für gerechtfertigt erachteten, o, das ist sehr bitter....“

„Und dennoch, Esra, wirst du gerade dies sehr erklärlich finden, sobald du die Anklage vernommen....“

Esra verbeugte sich.

„Du bist angeklagt, Esra, des Hochverraths an König und Reich....“

Esra zuckte zusammen, doch faßte er sich bald und sprach mit dumpfer Stimme: „Dies sagt mir die Vorladung vor den hohen Rath der sieben Fürsten durch sich selbst, doch worin soll dieser bestehen?“

„Darin,“ und der Sprecher erhob mit einem Male die Stimme, daß sie wie nahender Sturm scholl, „darin, daß du trachtest, dich zum Könige der Juden zu machen — hinauszuziehen mit großem Zuge, wenn auch in einzelnen Trupps, nach den Trümmern eurer Stadt Jeruschalajims, sie mit neuen Mauern und Wällen zu umgeben, ein großes Volk innerhalb derselben zu sammeln, es wehrbar zu machen, und dann dich zum Könige und Hohenpriester zu erklären, abfallend vom Könige der Könige, der dich in hohen Gnaden erhoben, aufwiegelnd die Völker von Kleinasien und die aufrührerischen Egypter zur Hülfe rufend....“

Esra schien tief erschüttert. Dann sammelte er sich und sprach: „Und wer hat mich dessen geziehen?“

„Namen thun in diesem Saale nichts, nur die Thatsachen....“

„Wohl. Dies ist die verleumderische Bezüchtigung, die mich stürzen soll... mag der treulose Verräther sich sicher in seinem Versteck fühlen, die Gerechtigkeit Gottes wird ihn finden und vernichten... aber welche sind die Anzeichen, die mich vor den Augen meiner Herren verdächtigten?“

„Billigerweise solltest du dich über die Sache selbst erst

auslaſſen — aber wohlan! Dein Wunſch werde erfüllt.... Iſt dein Bruder Schemaja zurückgekehrt aus Jeruſchalajim?"

„Allerdings."

„Hat er ſeitdem eine Stunde geſchwiegen und geruht, oder wandelt er umher unter den Vorſtehern und Angeſehenen und Gliedern eurer Nation, hohen und niedrigen, großen und kleinen, mit Schreien und Jammern beſchreibend, wie tief die Trümmer eurer Stadt in Schutt und Aſche begraben liegen, aufforbernd zum Zuge dahin, daß Juda wieder erſtehe, mächtig und gewaffnet gen alle Nationen... kannſt du das leugnen?"

„Es iſt wahr."

„Und bezeichnet er bei allem dem nicht dich als das Haupt und den Führer der Nation, der berufen iſt als Prophet eures Gottes zugleich, euer Volk wieder herzuſtellen nach dem Willen und den Vorſchriften eures Geſetzgebers Moſche, Sohnes Amram's. Sollte dies Lüge ſein?... Sag an....

„Nein, edle Fürſten!"

„Nun, Eſra, die letzte Frage — biſt du irgendwo aufgetreten und haſt dies verneint, und haſt Dem widerſprochen, und haſt es verleugnet und haſt geſagt: ich bin ein treuer Diener unſeres Königs und habe mit allem Dem Nichts zu ſchaffen, hier iſt der Ort meines Dienſtes, auf den mich des Königs Gnade erhoben... haſt du dies, ſag' an, wo?"

„Nirgends."

„Nun, wohlan, Eſra" — und des Sprechers Stimme klang wie die Stimme des Sturmes — kannſt du ſagen, daß die erhobene Anklage der Anzeichen, die dich verdächtigen, entbehre?"

Eſra beugte ſich tief und ſprach reſignirt: „Ich muß es einräumen."

„Nun, wohlan! ſo habe die Anklage ihren Lauf. — Du biſt angeklagt des Hochverrathes an König und Reich. Vertheidige dich."

Noch ſtand eine Zeit lang Eſra in ſich gekehrt — dann

richtete er sich hoch auf, sein Auge sprühte Feuer, seine Lippen kräuselten sich; noch hob er gemessen und in sich haltend an, bis seine Rede immer mehr und mehr anschwoll.

„Edle Fürsten!“ begann er, „was ich als verdächtigende Anzeichen einräumte, konnte ich nur einräumen, wenn man die Anschuldigung voraussetzt; auf solche hin konnten wol jene Anzeichen verdächtigen. Ihr aber, hohe Regenten, die ihr nicht zum Verurtheilen, sondern zum Urtheilen zusammengekommen, die ihr, deß bin ich sicher, lieber gerecht befindet, als verdammet — ihr werdet daher in diesem Augenblicke die Anklage als nicht vorhanden ansehen und nur die Thatsachen an sich betrachten. So lange, wie es galt, ob irgend die heimliche Anschuldigung zur offenen Anklage vor eurem Tribunal zu führen habe, mußte von jener aus geurtheilt und in ihrem feuerrothen Lichte betrachtet werden, was irgend geschehen — jetzt aber, wo es heißt: Schuld oder Unschuld! werdet ihr jene Anschuldigung vergessen — —“

„Halte dich dessen überzeugt!“ sprach würdig der Vorsitzende.

„Nun wohl, edle Fürsten! so erlaubet mir, offen, der Wahrheit getreu, vor euch zu reden.... Nicht wie die anderen Völker, die von dem goldenen Stabe des Königs der Könige, des persischen Herrschers, geweidet werden, ist mein Volk... nicht wie die anderen Völker, die einst Nebuchadnezzar und die anderen Fürsten der Kasdim, Madai und Paras unterwarfen und zertrümmerten, ist Juda... und darum ward ihm ein ganz anderes Loos. Wenn ein Volk dem Schwerte des Siegers unterliegt, so fügt es sich entweder diesem und er setzt ihm einfach Satrapen und Paschas, oder er zerschlägt es, wie der Hammer den Kiesel zu Staub, und dieser Staub vermischt sich mit anderem Staube und ist nicht mehr zu erkennen und zu unterscheiden... aber habt ihr je gehört von einem Volke, von einem ganzen, großen Volke, das der Sieger aus seinem Sitze hebt und an den Ursitz seines eigenen Stammes schleudert und da hinstreuet über die Provinzen? Und habet ihr je gehöret von

einem solchen Volke, das, so aufgehoben, verschleudert und zerstreuet, doch nicht unterging, sondern mitten unter seinen Siegern fortlebte, fortdauerte, sich anschließend und doch abgeschlossen, sich hingebend und doch für sich geblieben.... Wie? edle Fürsten, erhabene Regenten, diese sonderbare Erscheinung muß doch ein eigenes Bewandtniß, einen eigenen Grund, eine ganz besondere Ursache haben... und diese ist: weil dieses Volk einen Inhalt wie keines, eine Bestimmung wie kein anderes, einen Zweck, wie niemals noch eines hat — und dieser Inhalt, diese Bestimmung, dieser Zweck sind Etwas, was nicht untergehen kann, was an sich ewig, überirdisch ist... die Religion, die wahrhaftige, reine, alleinige Religion, ein Gott, der nicht wie die Götter der anderen Völker, nur daß er mit einem anderen Namen gerufen werde, sondern der der Gott des Himmels und der Erden, der Gott der Wahrheit und der Treue ist...."

Bis dahin hatte Esra mit immer steigender Kraft gesprochen, er stand da, als wär er der Zeit und des Ortes vergessen, sein Antlitz glühend, nach oben gerichtet, als ob er Zeugniß ablege vor Himmel und Erde. Jetzt hielt er an, beruhigte sich und sprach weiter:

„So muß denn dieses Volk auch anders beurtheilt werden, als alle anderen Völker. Wenn es strebt, wieder an den Ort seines Sitzes zu kommen, wenn es ringt, wieder selbstständig zu werden — so muß es darum noch nicht sich dem Scepter des Königs der Könige entziehen wollen, darum noch nicht der Wahnwitz der Empörung, der Thorheit der Untreue sich hingeben mit selbstmörderischer Faust — vielleicht will es jenem Gotte nur seinen zerstörten Tempel wieder aufrichten, vielleicht will es nur den unterbrochenen Dienst dieses Gottes wieder herstellen, und, um seine Lehre zu lehren und sein Gebot zu üben, eine Stätte wieder schaffen und diese mit Mauern und Mannen umgeben gegen die umwohnenden kleinen, aber feindlichen und räuberischen Völkerschaften...."

„Und so war es; und so leset nach in den Archiven des

Staates, befehlet und ich schaffe es herbei, daß Koresch, der Ahn des Königs, den weggeführten Juden erlaubt hat, nach Jeruschalajim zurückzukehren und den Tempel des Ewigen zu erbauen, und ihnen nicht nur die goldenen und silbernen Geräthe, die Nebuchadnezzar von dannen geführt, wiedergegeben, sondern noch viele Geschenke zum Schmuck des Hauses Gottes und zu Opfern und Spenden auf dessen Altare....“

Die Richter sahen sich verwundert an. Esra fuhr fort:

„Es war allerdings kein großer Zug, der sich damals dem Fürsten Serubabel, den Koresch zum Führer einsetzte, anschloß, kaum der zwanzigste Theil der Nation — und ihr könnet daran sehen, wie wenig es sich bei uns um einen freien, unabhängigen Staat handelt — und der unermeßliche Rest blieb in Babel und Aschur zurück, weil es ihm da wohl erging; und unbedeutend waren die Schaaren, die von Zeit zu Zeit sich aufmachten, nach Jeruschalajim zu ziehen, und kehrten zum Theil nach kurzem Verweilen von dort zurück, darum aber wurde auch wenig und in Elend vollführt, was der große Koresch befohlen. Und siehe, kaum waren die Juden in ihrer Heimath wieder angelangt, kaum hatten sie, halb mit Freudenjubel, halb mit Trauerzähren den Altar erbaut, als die alte Feindschaft der Völker ringsum wieder erwachte und nicht ruhete, bis sie unsere Absichten verdächtigt, bis sie uns beim Könige der Könige verleumdet, so daß Tempel und Stadt in ihren Trümmern verblieben. Aber wie Gott Koresch den Gesalbten erwecket hatte, so erweckte er auch Darjawesch, den Großvater unseres Königs, daß er Befehl gab, den Tempel zu vollenden und den Dienst herzustellen. Leset nach in den Archiven des Reiches, befehlet und ich schaffe es herbei. Und so geschah es.... Aber der Tempel bedarf der Wehr, daß nicht Arab und Ammon, daß nicht der Samaritaner und Chori einbreche und plündere und zerstöre alle Tage — — o, und darum ist Alles dort verfallen und armselig, der Tempel verlassen, die Leviten geflohen, das Volk in Armuth und zu Sclaven verkauft... der

Wille Koreſch' und Darjaweſch' iſt noch heute nicht vollführt — um der Feinde, um der erbärmlichen Gegner Juda's willen...."

Eſra hielt voll Wehes inne. Seine Richter hörten geſpannt ihn an, der Vorſitzende ſprach: „Vollende, Eſra!"

Dieſer fuhr fort: „Ja, mein Bruder Schemaja vollbrachte eine Pilgerfahrt nach Jeruſchalajin; ja, er berichtete mir und hundert Anderen, Großen und Kleinen, wie dort Alles in Verfall gerathen und um ein Weniges verloren ſein wird; ja, er eifert mich an, vom Könige die Erlaubniß zu erbitten, dahin zu ziehen und an der Wiederherſtellung der Stadt, der Mauern und Wälle des Volkes, des Geſetzes, des Dienſtes zu arbeiten; ja, er bezeichnet mich als den Führer dahin und Vollbringer dieſes großen Werkes, und ich habe ihm noch niemals und nirgends widerſprochen... aber wo wäre dies ein Verbrechen, wie eine Empörung oder nur Untreue, was der große Koreſch, was der große Derjaweſch geboten und mit königlicher Unterſchrift und königlichem Inſiegel geheiligt haben?... Nein! hohe, edle Fürſten — nicht einen Staat zu gründen, nicht ein unabhängiges Volk, losgeriſſen vom Herrſcher des Erdkreiſes, zu ſchaffen — welch ein Wahnſinn! — ſondern die Religion des Ewigen herzuſtellen, ſein Geſetz zu üben, ſeine Lehre zu lehren, des Gottes, dem Koreſch und Derjaweſch zu huldigen nicht verſchmähten, und dies zu thun auf der Stätte, über der der Name dieſes Gottes heiligend genannt worden, die er erkoren zum Sitze ſeiner Anbetung auf der ganzen Erde — dies iſt der Zweck, nnd ſiehe — nicht hab ich widerſprochen, aber auch noch nicht... eingewilligt und übernommen, was mir... für meine Schultern noch zu ſchwer ſcheint..." fügte Eſra zögernd und leiſe hinzu und ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken.

„Und wenn ſich dies Alles ſo verhielte, wodurch giebſt du die Bürgſchaft, daß, ſo wahnwitzig es wäre, ihr keine hochverrätheriſchen Pläne insgeheim dabei hegtet?" frug der Fürſt.

„Welche Bürgschaft?... Die Liebe zu meiner Nation — erhabene Fürsten... glaubet ihr, daß ich sie erhalten oder vernichten will? Und was wäre der kürzeste Weg der Vernichtung, wenn nicht die Empörung wider den König der Könige? Juda gegen Paras? Juda, das sich kaum vor seinen Feinden ringsum wahren und retten kann? Haben wir nicht genug Hasser?... O, das wäre ihnen willkommen, der Versuch gegen den Herrscher der Völker — denn das wäre der letzte Juda's auf immer.... Nein! Fürsten — der unabhängige Bestand Israels war einmal und ist vorbei... jetzt heißt es, die Religion des Herrn retten — wir, Menschen, können ein Mehreres nicht...."

Die Rede Esra's verhallte dumpf; es war ein Zugeständniß, ungern gegeben von dem stolzen Ahroniden — aber um so beredter.

Der Fürst sprach: „Hole die Urkunden aus dem Archive herbei, von denen du redetest, auf die du dich beriefst, und dann geh und erwarte unseren Spruch...."

Esra verbeugte und entfernte sich. Die Richter harrten schweigend auf ihren Sitzen seiner Rückkehr. Eine halbe Stunde verging, dann kehrte Esra zurück, in seiner Hand zwei purpurrothe seidene Beutel, die er mit tiefer Verbeugung dem Vorsitzenden überreichte. So wie dessen Hand sich nach ihnen ausstreckte, standen die sieben Fürsten auf und beugten das Antlitz bis zur Erde, und führten die Rechte zur Stirn und die Linke zur Brust, und erstanden wieder.

Esra entfernte sich.

Er wurde von der Anklage freigesprochen, aber seiner Würden und Aemter entsetzt, und ihm den Palast des Königs und einen Umkreis von einer halben Stunde zu betreten untersagt, bei Strafe, in die Löwengrube geworfen zu werden.

5.

In der Halle an dem väterlichen Hause ging Esra ab und auf. In seiner Hand befand sich ein Blatt — ach, das hatte ihn schwer getroffen, tief verwundet. Wieder hob er es empor und las es, und wieder; und immer lasser fiel seine Hand hernieder, sank sein Haupt auf die Brust.

„... Also auch dies noch! ..." hauchte sein Seufzer hin.... „Was hab' ich gethan, daß alle Welt sich wider mich verschworen? Ist es ein solch Verbrechen, an Jeruschalajim zu denken — denn mehr that ich ja noch nicht — daß darum nicht bloß das Höchste, sondern auch das Theuerste mir absagt?..."

Er las den Brief noch einmal. Er war von Achitub, dem Vater der geliebten Naarah — freilich nicht von dem Blinden selbst geschrieben, sondern von fremder Hand; aber daß er ihn dictirt, ersah er aus Wendungen, die nur von ihm herrühren konnten. ...

„Vergeblich," hieß es in ihm, „bemühst du dich, meine Tochter, meine edle, vertrauende Naarah noch einmal zu verstricken — ich habe ihr auf's strengste verboten, dich zu sprechen, dich zu hören, und sie gehorcht, denn sie ist eine Tochter nach dem Herzen Gottes.... Was willst du noch? Du wolltest von uns loskommen, du wolltest dich in deinem nichtigen Ehrgeiz von des armen Achitub's Tochter befreien, nachdem du der Neigung zu ihr überdrüssig geworden ... nun, das hast du erreicht ... so bleib von dannen! Wehe, daß du hierzu des heiligen Namens der Gottesstadt dich bedienteſt ... ein zwiefacher Verräther ... bist du etwa unterwegs nach Jeruschalajim? erfüllst du eines deiner prahlerischen Worte? was thust du? ... niedriger Kunstgriff, einen blinden Mann und ein einfaches Mädchen zu bethören ... ich habe deine Schritte und dein Flüstern gestern wohl gehört, als du die Magd überreden wollteſt, meine Tochter zu rufen ... spare

deine Mühe, dieses Schreiben ist das Letzte, was deine Augen sehen sollen von uns — o hätt' ich deine Stimme nie gehört!..."

Wer hat den Brief geschrieben? Wer dieses Gift in die Seele des sonst so arglosen Blinden geträufelt? ... Wie, sollte da eine dritte Hand sich eingemischt haben? Etwa dieselbe, die ihn beim höchsten Rathe heimtückisch denuncirt hatte? ... woher ist sie so mächtig, daß sie ihn, Esra, aus den Aemtern und Ehren des Königs, daß sie ihn aus dem Herzen seiner Geliebtesten zu stoßen vermochte? ... und Naarah? theilt sie den schmählichen Verdacht ihres Vaters, oder gehorcht sie nur dem Befehle desselben? Er hatte dreimal an sie geschrieben — warum hat sie ihm nicht geantwortet? waren die Briefe nicht an sie gelangt? oder schwieg sie, weil ihr Vater es gebot? Und liebte er sie nicht um so heftiger? rieb sich sein Herz nicht immer wunder an dem Gedanken an sie, je mehr es ihn schmerzte? ... Diese Gedanken, diese Gefühle wälzten sich durch seinen Geist immer fort, er fühlte sich sehr, sehr gedrückt. Er sah sich heruntergestürzt von seiner Höhe in einen tiefen Abgrund, und wodurch? ... „Ha!" sprach er zu sich selbst, „seid ihr so tief gesunken, Heiligthümer Juda's, daß schon der Gedanke an euch als Verrath gilt bei Fremden und Brüdern? ..."

Als Esra so die Halle auf und ab schritt, trat Schemajah in den Hof, und eilte auf ihn zu. Welch erhitztes Antlitz, welche flammenden Augen, welche geballten Fäuste! So beladen das Herz Esra's war, schrak er dennoch bei dem Anblick seines Bruders auf. „Um des Heiligen Israels willen! Bruder, was ist geschehen? ..." rief er ihm entgegen.

Schemajah konnte schwer Worte finden. Unverständliches stieß sein Mund aus, abgebrochene Ausrufe: „Es ist Alles vorbei ... es ist dahin ... Alles ist verloren ... o die Bastarde einer Nation ... die schamlosen Verräther des Heiligsten ... wir müssen es aufgeben ... Nichts mehr davon ... doch es

wird sich rächen, rächen, rächen, daß Himmel und Erde davon zu erzählen wissen werden. ..."

„Was hast du, Schemajah? Was hat sich begeben?..." frug Esra hastig.

„Bleibe nur in deinen Trümmern, heiliges Zijon, in Deinem Verfall, Tempel des Höchsten! Diejenigen stürzen dich, die deine Stützen, Diejenigen verrathen dich, die deine Herolde sein sollten. ..."

„Erkläre mir, Schemajah, komm zu Dir. ..."

Dieser schwieg noch einige Augenblicke, um sich zu fassen, dann sprach er:

„Esra, ich wollte der Ungewißheit ein Ende machen. Ohne dich zu compromittiren, allein auf meine Hand, bin ich den Rosch Hagolah (das Haupt der Weggeführten) und die Seganim (Vorsteher) angegangen, habe sie sich zu versammeln veranlaßt, zu entscheiden, welche Mittel sie anwenden wollen, um einen neuen, großen Zug nach der heiligen Stadt zu veranstalten, einen Zug, der endlich den Bestand des Heiligthumes, des Volkes sichre. O, Esra, was hab' ich da gefunden..."

„Fahre fort, mein Bruder..."

„Sie waren versammelt, mit all dem eiteln Prunk, den sie sich beigelegt, mit all den Nichtigkeiten von Amtstrachten und Schmuck, mit all dem Troß von Schreibern und Boten und Dienern — sie, die im Staube sitzen, mit Sack bekleidet, mit Asche bestreut sein sollten.... Sie waren versammelt, und ich mußte im Vorsaale warten — lange ließen sie mich harren, als ob sie in Vorberathung begriffen wären ... da rissen zwei Diener die Thüren auf, zwei Diener die Vorhänge zurück, zwei Diener winkten mir, und führten mich vor die Schranke. Ich sah sie lange an, sie luden mich nicht einmal zum Sitzen ein, mich, den Sohn Serajah's, des Priesters — schon wollte ich ihnen den Rücken zuwenden: allein ich gedachte, was ich der heiligen Sache schuldig wäre ... ich gedachte auch,

daß dies eine gerechte Heimsuchung wäre, dafür, daß unser Vater — Gott gebe Frieden ihm! — Jeruschalajim verschmähet hat ... doch was soll ich dir alle ihre lächerlichen Formalitäten berichten, sie forderten mich zum Sprechen auf, und ich sprach ... Esra, du kennst mich ... ihre langen, widerwilligen Gesichter, die mir ihre Abneigung gegen das, was ich vortrug, verriethen, ihre niedergeschlagenen Augen, ihre hängenden Lippen, gerade weil sie mir die Hoffnung auf Gelingen sofort niederdrückten, begeisterten mich, daß ich in immer steigender Kraft die Majestät des Vorhabens mit der Ironie ihres Gebahrens verschmolz und einen bitteren Hohn ihnen ins Angesicht schleuderte. ...“

„Irrtest du dich auch nicht, Schemajah?...“

„Nein, Esra, du wirst es gleich vernehmen. Sie hörten mich an, obgleich ihre Füße ungeduldig scharrten. Kaum aber hatt' ich vollendet, da ergriff der Rosch Hagolah das Wort, ohne Bedenken, ohne Besinnen, sein erstes und mein letztes Wort waren eins.“

„Und was sagte er?“

„Sie hätten Alles bedacht, was ich gesagt, denn es wäre ja nichts Neues. Wohl wünschten sie die Zustände in Jeruschalajim anders, aber sie vermöchten nichts zu ändern. Das Ferne müßte vor dem Nahen weichen, und sie hätten genug mit diesem zu thun. Daß das Wort des Propheten nicht in Erfüllung gegangen, daß Zijon eine verfallene Hütte geblieben, erwiese, der Herr wolle es nicht anders, und so müsse man harren, was er daraus machen werde. Sie wären berufen, für das Wohl der Weggeführten zu sorgen, und das würde sehr leiden, wenn die Bemittelteren und Kräftigen von dannen zögen, und nur die Armen und Greise zurückblieben. Dann würden die Gemeinden Babel's, Paras', Madai's und Aschur's verödden, und das dürften sie nicht dulden. Sie würden also den Zug nicht allein nicht fördern, sondern geradezu verhindern. Dem Ehrgeize Einzelner dürfe das Wohl des Ganzen

nicht geopfert werden. Wüßten sie doch nicht einmal, ob der König es billigen würde. Das Beispiel Koresch' und Darjawesch' hätte erwiesen, daß die Könige Jeruschalajim niemals günstig blieben ..."

„Ha! ..."

„Ich blieb ihnen die Antwort nicht schuldig. Ich warf ihnen ins Angesicht: wenn der Ehrgeiz Einzelner einen Zug nach Jeruschalajim fordere, so sei es ihre Herrschsucht, die ihn nicht wolle, weil sie von der Heerde, die sie weideten, und deren Fett und Wolle sie sich aneigneten, Keinen verlieren wollten. Jetzt, nachdem sie es waren, oder ihre Vorgänger vor neunzig Jahren, welche dem Worte des Propheten ungehorsam waren und nicht aus Babel zogen, entschuldigten sie sich mit demselben unerfüllten Worte des Propheten, um abermals ungehorsam zu sein. Für die Armen brauchten sie nicht so zärtlich besorgt zu sein, da sie, die Reichen, doch jedenfalls zurückblieben. Uebrigens hätte ich es von ihnen gar nicht anders erwartet, denn der Prophet des Ewigen sprach schon: „Wehe, Hirten Israels, die sich selbst weiden! Sollten nicht die Heerde weiden die Hirten?" *) Leset weiter, und ihr werdet erfahren, was euch erwartet! Denn das wäre das Unglück des zerstreuten Israels, daß Jeder sich anstelle, für den kleinen Theil besorgt zu sein, um sich so nachdrücklich dem Allgemeinen entziehen und den kleinen Theil beherrschen zu können ..."

„Und ihre Antwort?"

„Sie wären nicht versammelt, und hätten mich nicht zugelassen, um Schmähungen zu empfangen; im Uebrigen wüßten sie sich schon Recht zu verschaffen, und ich sei entlassen. ..."

Beide Brüder schwiegen lange. Aber während Schemajah immer düstrer und trauriger wurde, während die Gluth

*) Jecheskel 34, 2.

von seinem Antlitz schwand und dem Ausdruck der tiefsten Betrübniß wich — —

„Ach!“ sprach er, „Esra, wir müssen den schönen Plan aufgeben. ... So hat sich der König durch deine Amtsentsetzung, so hat sich Juda selbst durch seine Häuptlinge dagegen ausgesprochen. — Wahnsinn wäre es, noch länger daran zu denken. Ja, es wühlt in meinem Innersten, wenn ich bedenke, wie Israel sich selbst aufgiebt — aber ... wir sind am Ende schwache Staubgeborne ... harren wir in der That, was der Ewige, der Gott, den unsere Väter angebetet, thun will, harren wir, bis er den Geist erweckt, den rechten Geist.... Bleiben wir, bis er uns von dannen treibt, wie einst in Mizrajim.“

Da trat Esra zu Schemajah, und berührte den Insichversunkenen mit der Rechten. Er wandte sich um, und blickte zerstreut auf Esra. Wie war dessen Gestalt erhoben, wie dessen Antlitz erhöhet — welche Tiefe in den großen, gerundeten Augen, keine Blitze, aber ein Feuer in unendlicher Fülle und Gewalt — wie leuchtete die hohe Stirn, wie wallten die Locken, wie schwollen die Lippen. Mit der ausgestreckten Rechten berührte er die Schulter Schemajah's, sein Mund that sich auf und er sprach:

„Nein! Schemajah, nicht ist es vorbei, erst jetzt nicht... nicht harken wir, denn geweckt ward der Geist, der Ewige der Heerschaaren, der Heilige Israels ist sein Name, rufet, wer will sich ihm entziehen? ... Er spricht, nicht durch Könige und Fürsten wird Zion gebaut, nicht durch Heeresmacht und Helden mein Heiligthum gegründet, sondern durch den Schwachen und Ohnmächtigen, aber den mein Geist geweckt ... Ziehet aus, ziehet aus, o wie wird Einer Tausende jagen, zehn Myriaden vertreiben! Harret nicht, säumet nicht, denn die Quelle wird zum Bache, und der Bach zum Strom, zum reißenden Strome, der vernichtet, wer sich widersetzet, aber die Flur befruchtet und den Weinberg befeuchtet. Ihr wollet meine Hürde durch-

brechen, ihr meine Nachtherberge zerstören? Aber der Verheerer wird verheert und der Plünderer geplündert. Bauet, bauet, denn wer nicht bauet, zerfällt. Der Ewige der Heerschaaren hat es gesprochen. ..."

Schemajah stand erstaunt, bewundernd, ergriffen ...

„Nein, Schemajah — des Königs Räthe haben mich verworfen, aber der König soll mir helfen; die Vorsteher Juda's haben mich verjagt, aber Juda soll mir folgen; meines Herzens Freundin hat mich verstoßen, aber sie soll mich erheben und segnen — wo die Erdenkinder verzweifeln ... da tritt Gott ein, und sein Arm bezwingt die Menschensöhne. Jetzt ist es beschlossen, hier bin ich ... bevor der Mond sein Antlitz gewechselt, sind wir am Ufer des Aheva zum Zuge versammelt.... Ich gehe zum Könige. ..."

„Ha, Maleachi, Maleachi!" rief triumphirend Schemaja, und stürzte dem sich entfernenden Esra nach.

6.

In der Löwenhalle im königlichen Palast zu Ekbatana saß der König Arthachschaßt*) zur Tafel, neben ihm die Königin, seine Gemahlin. Es war eine köstlich gewölbte Halle, die ihr Licht von oben durch eine Kuppel erhielt, mit dreifachen Galerien ringsum übereinander, welche auf ungeheuren, aufrechtstehenden bronzenen Löwen ruheten. In der Mitte des Saales sandte ein riesenhaftes Marmorbecken, das auf acht Löwen, je zwei gepaart nach jeder Weltgegend, lag, seinen Wasserstrahl bis in die Höhe der Kuppel hinauf; er fiel rauschend hernieder, in das Becken zurück, von dem das Wasser durch die Rachen der Löwen abströmte in einen darunter befindlichen Behälter, woselbst es verschwand. Aber so kunstgerecht war die Halle gebaut, daß das Rauschen des Wassers nicht hinderte, sich, selbst in leisem Zwiegespräch, verständlich zu machen.

*) Artaxerxes Makrochir.

An der Wand gen Morgen erhob sich der purpurne Baldachin, unter welchem die Sitze für den König und die Königin standen. Hier war es, wo das Herrscherpaar zu speisen pflegte, wenn es, vom Hofe zurückgezogen, das Glück des Privatlebens genießen wollte. Niemand war zugegen, als der Leibmundschenk des Königs und ein Diener, der die Speisen auftrug.

König und Königin, beide noch jung und voll schöner Lebenslust, beide voll Liebe zu einander, hatten beim Verzehren des Mahles viel gescherzt und gelacht — solchen Großen der Erde wird dies so selten, da Etikette und Oeffentlichkeit sie stärker fesseln, als den Sclaven die Befehle seines Herrn. Da klopfte der König mit einem silbernen Stäbchen auf die Tafel, zum Zeichen, daß sein Wein gebracht werden sollte. Eine Seitenthüre öffnete sich, ein stattlicher, reich, aber geschmackvoll gekleideter Mann trat herein, ging zu dem Buffet, nahm einen goldenen Becher, den er flink in dem Wasser der Löwenfontaine spülte, füllte ihn mit perlendem Weine, setzte ihn auf die flache linke Hand, und mit zwei Fingern der rechten hielt er ihn fest auf jene gedrückt, trat zum Könige, schlürfte ein wenig aus dem Becher und überreichte ihn dann dem Herrscher. Der ließ seine Gemahlin daraus nippen und leerte ihn mit Wohlbehagen. Nach einiger Zeit wiederholte sich die Ceremonie und der Trunk. Der König faßte dabei seinen Mundschenk schärfer ins Auge. Beim dritten Male setzte er den Becher auf die Tafel, und sprach:

„Ich müßte mich irren, Nechemja, oder du sieheſt heute sehr traurig aus — du, der stets freundliche, heitere Mann, möchteſt eben gerade weinen?... Wie, Adale, ist es nicht so?"

Die Königin nickte. „Ich hab' es gleich gemerkt," sprach sie, „was fehlt euch?"

„Ja," fügte der König hinzu, „sprich, was ist dir? Denn krank bist du nicht, das sieht man dir an. Also entweder du hast Böses gethan, und willst Verzeihung, dann bekenne — oder du hast einen Kummer, der dir das Herz beschwert, und

dann sag ihn an.... Du weißt, ich bin dir gut, wenn meine Königin fürbittet, gewähr' ich's dir...."

„Sicher werd' ich das," sprach sie lächelnd, „meines Königs Mundschenk ist mir eine werthe Person, ich muß ihn mir gefällig erhalten, damit er mich einläßt, wenn ich meinen Herrn und Gebieter besuchen will...."

Der König erhob den Zeigefinger und drohete ihr; dann wandte er sich wieder zu Nechemja, und sah ihn fragend an. Dieser sprach endlich:

„Was entginge wol dem Scharfblick meines Königs? Ach, ich habe gesündigt, Herr, daß ich mein gramdurchfurchtes Antlitz vor die Strahlen eurer königlichen Sonne gebracht habe — aber ich bin ein schwacher Sterblicher, der sich nicht ganz zu beherrschen vermag...."

„Nun, Adale, hast du Etwas vernommen von dem beredten Manne? Ich habe nur Worte gehört. Sprich deutlicher, Nechemja! Was drückt dich?"

„O verzeiht, König der Könige, wenn ich in solchem Augenblicke, aber auf euern Befehl, von traurigen Dingen spreche. Aber sollt' ich mich nicht betrüben, Herr, sehet! das Haus der Gräber meiner Väter lieget seit anderthalb Jahrhunderten zerstört und in Trümmern ... jetzt, jetzt ging die Hoffnung auf, es wieder erstehen zu sehen — aber den Mann, der es erbauen konnte, hat die Ungnade unsers Königs betroffen, und so ist die fröhliche Aussicht verschwunden ... vielleicht auf immer...."

Der König dachte ein wenig nach, dann sprach er: „Um was und um wen handelt es sich denn hierbei? Sag's heraus, daß ich es verstehe...."

„Das Haus der Gräber meiner Väter, unüberwindlicher Herrscher, ist Jeruschalajim, das Nebucadnezar, der Kasdim Fürst, zerstörte, und das eure glorreichen Ahnen, Koresch und Darjawesch, wieder zu bauen befahlen ... aber die Stadt ist elend, arm und unbefestigt geblieben, offen für die Schakale

der Nacht. Da gedachte Esra, den eure Huld zum Staatsschreiber erhoben, vor des Königs Majestät zu treten, und um die Gnade zu flehen, dahin ziehen zu dürfen — aber von tückischer Hand unter verdächtigen Anzeichen vor dem hohen Rathe der Sieben angeklagt, ist er zwar völlig schuldlos befunden, aber nun doch nach dem Gesetze seines Amtes verlustig, und darf die Wohnung unsers großen Herrschers niemals wieder betreten...."

„Nun?"

„O Herr, das ist der Kummer, der an meinem Herzen nagt. Zwar kann Esra in des Königs Dienst niemals zurückkehren — das Gesetz gestattet es nicht — aber wol steht es in eurem Willen, großer König, dem armen, unschuldigen Manne das Licht eures Antlitzes aufgehen zu lassen, daß er seine Bitte zu den Füßen des Thrones niederlege...."

„Und um was will er bitten?" antwortete der König ernst.

„Um eure königliche Erlaubniß, daß er nach Jeruschalajim ziehe...."

„Schwerlich werden wir ihm diese ertheilen können. Der Staatsrath hat die Frage vorläufig erwogen, und hält es für gefährlich, jene Stadt im fernen Westen wieder erstarken zu lassen, ein Schlüssel zu Aram und Mazor."

„Esra behauptet, Ew. Majestät ein großes Staatsgeheimniß, das er in den Archiven gefunden, mittheilen zu können, und welches einen großen Einfluß auf das Heil des ganzen Reiches und zugleich auf Jeruschalajim üben werde...."

„Ach, mein Nechemja, jeder Bittsteller glaubt, daß sein Gesuch diese Wichtigkeit habe ... zwar ist Esra der Mann, bei dem man sich eines wichtigen Gedankens gewärtigen darf, und es thut mir sehr leid, ihn so von mir entfernt zu sehen...."

„Wer ist denn dieser Esra, mein hoher Arthachschaßt?" warf die Königin ein.

„Er hat große Verdienste um uns und unser Reich,

Geliebte..." erwiderte der König, sich zu ihr wendend, „ich will's dir mit Wenigem erzählen."

„Unser siegreicher Vorfahr und Vater, Xerxes, hatte zween Gemahlinnen, Chale und Lybe. Chale war meine Mutter, du weißt es, Lybe die Mutter meines Bruders Artaban. Aber in meines Vaters Herz hatte sich Abneigung gegen meine Mutter eingeschlichen, die er auch auf mich übertrug, aber Lybe und ihren Sohn liebte er. Da wollte er das Königthum auf meinen Bruder übertragen. Meine Mutter war freilich die erste Gemahlin, eines großen Königs Tochter, ich der Erstgeborne. Aber kein Gesetz verbot es unserm Vater, und Lybe lag ihm täglich in den Ohren, und seine eigene Neigung trieb ihn dazu. Ich wußte darum, aber wie sollt' ich es hindern? Ich wußte, daß es sich auch um mein Leben handelte, denn schwerlich hätte mein Bruder mir Gnade angedeihen lassen, wie ich dem Artaban.... Der Rath der Sieben hatte den Befehl meines Vaters registrirt, das Document lag ausgefertigt im Cabinet des Königs, nur des königlichen Siegels bedurfte es noch, um, nach dem Gesetze von Madai und Paras, unwiderruflich zu sein.... Da floh in der Nacht den König der Schlaf, dieweil ihn der Zwiespalt in seinem Geiste noch nicht zur Ruhe kommen ließ. Er ließ den wachthabenden Pagen hereinkommen, um sich mit ihm ein Wenig zu unterhalten. Es war Esra, ein zarter Jüngling damals noch, aus dem Priestergeschlechte Juda's. Der König frug ihn, womit er sich beschäftigt habe, um, wie er müsse, den Schlaf von sich entfernt zu halten? Esra antwortete: „Mit dem Gesetze des Ewigen, mit der Lehre Mosche's, des Gottesmannes." — „Was ist das für ein Gesetz, was für eine Lehre?" — Der Jüngling erwiderte: „Es ist das Gesetz und die Lehre, die der Gott, den mein Volk anbetet, vor mehr als tausend Jahren, theils selbst zu unseren Vätern gesprochen, theils durch seinen Propheten Mosche hat sprechen lassen." — Der König, mein Vater, verwunderte sich darob, und frug weiter: „Tausend Jahre, und ihr beobachtet es noch?"

— „Allerdings in allen Dingen, wo des Königs der Könige Gebot es nicht verhindert, z. B. im Mein und Dein und in allem Brauch des Hauses.“ — „Aber was ist denn das für ein Gott, der euch hat in die Gefangenschaft und in die Knechtschaft kommen lassen, daß sein eigenes Wort unterthan ward dem Worte eines Königs auf Erden?“ — „O Herrscher, vor tausend Jahren hat er es uns durch denselben Mosche zu wissen gethan, daß er es also werde geschehen lassen, um uns zu züchtigen für unsern Abfall und unsere Untreue ... und so ist es in Erfüllung gegangen....“ — „Wohlan,“ befahl ihm der König, „so hole es herein, und lies mir ein Wenig daraus vor, gerade da, wo du lasest, als ich dich rief, da und nirgends anders.“ — Esra gehorchte, und brachte eine Pergamentrolle in das Zimmer des höchsten Herrschers, die um zwei Stäbe sich rollte, indem die Schrift nur auf eine Seite der Haut geschrieben war. Er hielt sie mit beiden Händen an den Enden der zwei Stäbe, legte sie auf einen Tisch, rollte sie auf, der König winkte, und Esra las die Worte:

„„So ein Mann zwei Frauen hat, die eine geliebt, die andre verhaßt, und es gebären ihm Söhne die geliebte und die verhaßte, und der älteste Sohn ist von der verhaßten, so sei's, am Tage, da er seinen Söhnen vertheilet, was sein ist, kann er nicht den Sohn der Geliebten zum Erstgeborenen machen vor dem Sohne der Verhaßten, dem Erstgeborenen, sondern den Erstgeborenen, den Sohn der Verhaßten, muß er anerkennen, ihm den Theil Zweier gebend von allem, was bei ihm gefunden wird, denn er ist der Erstling seines Markes, sein das Recht der Erstgeburt — —““*)

Noch hatte Esra nicht zu Ende gelesen, als der König schrie: „Halt' ein, Knabe, das ist das Wort eures Gottes?“ — „Ja, Majestät, hier steht es, ich las es auf euer Geheiß.“ — „Wohl, lies es noch einmal....“ Esra wiederholte die Worte —

*) 5. Mos. 21, 15 ff.

da schritt der König zu dem Nebentische, auf welchem das ausgefertigte Document über die Thronfolge Artabans lag; er nahm es und zerriß es und warf die Stücke auf das Kohlenbecken, daß der Rauch hoch aufwirbelte. Dem Pagen aber befahl er sich zu entfernen...."

Die Königin saß lange im Nachdenken versunken. Dann fuhr sie auf, und sprach: „Und diesem Werkzeug der Gottheit für dein und des Reiches Heil wolltest du die erquickende Gnade deines Anblicks versagen, nachdem er schuldlos verloren, was deine Huld ihm verliehen?"

„Nein, du hast Recht, Adale.... Ich befehl' es, Nechemja— er komme...."

Nechemja stieß einen Freudenschrei aus, stürzte auf sein Knie und küßte des Königs ihm dargebotene Hand.

7.

Esra hatte einen königlichen Befehl erhalten, durch welchen auf dem Wege der Gnade die Verbannung aus dem Palaste aufgehoben, und ihm geboten wurde, am folgenden Tage um die Zeit, wenn die Sonne den höchsten Punkt erreicht habe, vor die Sonne des königlichen Angesichtes zu treten, um sein Anliegen vorzutragen.

Es geschah. Nechemjah hatte den Freund in ein Privatzimmer des Königs eingeführt, und Arthachschaßt ihn mit Huld und Freundlichkeit empfangen. Aufgefordert vom Könige sprach er mit aller Gluth des Herzens die Bitte aus, daß der König ihm die Erlaubniß ertheile, einen Zug aus der jüdischen Masse nach Jeruschalajim zu veranstalten und dort hinzuführen, daselbst die Mauern wieder herzustellen, die Stadt zu bevölkern, und das Gesetz Mosche's in Ausübung zu bringen.

Aber der König schien der Angelegenheit nur abgeneigt. Den politischen Gründen, die Esra geltend machte, daß es von Wichtigkeit wäre, ein getreues Volk, das feindlich den Syrern im Norden, die Gegner der Perser in Schach halten würde, zu

stärken — stellte der König nach der Ansicht seines Staatsraths das gerade Gegentheil gegenüber: den zu Abfall und Widersetzlichkeit geneigten Charakter der Juden, welchen die halbe Selbstständigkeit bald nach der ganzen lüstern machen werde, und wozu der Verleiter leicht noch religiöse Gründe finden könnte — da ihr „einziger Gott" nicht wie der Perser Götter verträglich und duldsam wäre, sondern eben nur „einzig" sein wolle....

Schwer seufzte Esra auf; es schien ihm etwas auf dem Herzen zu liegen, das los zu werden er vor dem Antlitz des Königs keinen Anknüpfungspunkt fand — schon fürchtete er, daß er erfolglos von dannen gehen würde und dann auf immer — —

Da hub der König an: „Aber wie? Esra! Nachemjah hat ja gesagt, du hättest mir ein Staatsgeheimniß mitzutheilen, das auf meine und des Reiches Wohlfahrt von großem Einfluß sein würde... Was ist das? Sollte Nechemjah mir etwas vorgespiegelt haben, um die Audienz für dich zu erlangen? Ich kenne ihn doch so nicht...."

Esra's Seele jubelte innerlich auf.

„Allerdings, erhabener Herrscher," erwiderte er, und seine Stimme senkte sich tief, „allerdings habe ich ein solches meinem Herrn vorzutragen. Aber es bedarf hierzu eines königlichen Staatsschreibers; denn ich habe im Archive der Paras eine Urkunde gefunden, die ein solcher herbeiholen und unserm Könige unterbreiten muß, damit daraus hervorgehe, daß ich nicht Selbsterdichtetes spreche, sondern eine Stimme von Altersher verkünde, was hier zu thun sei...."

Der König schwieg einige Augenblicke. „Und was betrifft dies Geheimniß denn?...."

Esra trat dem Sitze des Königs um einen Schritt näher, und sprach leise: „Es betrifft das Leben meines Herrn und den Bestand des Reiches nach seinem Tode..."

Arthachschaßt fuhr auf, er griff unwillkührlich nach dem

Schwerte und rief mit Donnerstimme: „Sohn Juda's, du spielst doch nicht mit mir — es gilt deinen Kopf....“

Esra trat ruhig zurück und sprach gefaßt: „Derselbe ist stets bereit zum Dienste des Königs zu fallen.“

„Und was wäre dies für eine Urkunde?“ fuhr der König ruhiger fort.

„Es ist eine der ältesten, die in den königlichen Archiven zu Ekbatana aufbewahrt werden. Herr! sie stammt nicht von einem der Herrscher des unermeßlichen Reiches, sie wurde mitgebracht vom Stamm Paras aus dem Gebirge im Norden, als er zum ersten Male sein siegreiches Panier über die Ebenen trug; sie ist eingegraben auf eine Tafel von Erz, von einem Erze, das wir hier zu Lande nicht kennen, dessen Bereitung verloren gegangen oder Fundort vergessen worden....“

„Du machst mich sehr begierig ... und wie kamst du zur Kenntniß derselben?...“

„Hoher Herr! Ich glaube nicht, jemals im Dienste meines gnadenvollen Gebieters lässig gewesen zu sein. Aber du wirst es begreifen, daß ich als königlicher Staatsschreiber in den Archiven nach den Schriften suchte, welche über die früheren Schicksale des Volkes, dem ich entsprossen, Aufschluß geben könnten. Wir Juden sind einmal ein Volk der Schrift, und lieben die Spuren uralter Vergangenheit aufzufinden. Da, da war es, daß ich einst in dunkler Nacht um die Mitternachtsstunde in das letzte, seit langer, langer, langer Zeit abgeschlossene Gemach des Archivs eintrat, um etwas nachzusehen — als der Strahl meiner Lampe auf eine im äußersten Winkel verborgene Tafel fiel, von dem er alsbald in einem wunderbaren Glanze zurückstrahlte, daß mir die Augen geblendet übergingen — — ich ging dem Strahle nach, mit tiefer Ehrfurcht erfaßte ich die leuchtende Tafel, reinigte sie vom Staube, und bald konnte ich die Inschrift in altpersischer Sprache dadurch lesen, daß die tief eingegrabenen und geschwärzten Chiffern des Glanzes entbehrten, welcher der gereinigten Tafel um so mehr entströmte....“

„Und was laſeſt du?“

„Herr!“ ſprach Eſra, laß die Tafel vor dein Antlitz bringen, und die Worte ſelbſt leſen....“

Der König befahl einem Diener einen Staatsſchreiber zu berufen. Dieſem mußte Eſra genau den Ort angeben, wo die Tafel ſich befinden ſollte. Sie wurde gebracht. Als der Staatsſchreiber ſie, in eine ſeidene Hülle gekleidet, hereintrug, ſtand der König von ſeinem Sitze auf, verbeugte ſich vor ihr und küßte den Saum der Hülle. Dann winkte er, und der Staatsſchreiber zog die Hülle ab, und in der That leuchtete das hellpolirte Erz der Tafel mit weißlichgrünem Glanze auf wunderſame Weiſe auf.

Der König ließ lange Zeit ſeinen Blick an ihr haften, und ſprach dann leiſe, wie zu ſich ſelbſt: „Ja ſie iſt von Paras, dem Ahn unſeres Hauſes, und, was ſie auch beſagt, die Wahrheit....“

Dann wandte er ſich zu dem Staatsſchreiber und ſprach: „Lies den Spruch der Tafel laut, wir ſind bereit, ihn zu vernehmen.“

Er las:

„Bricht der Strom durch die Ebne:
Trägt er fünf der Schiffe mächtig;
Doch das fünfte, groß und prächtig,
Sammt dem Strome ſtürzt's zur Tiefe,
Und die Tiefe faßt ſie beide,
Wenn der Eine über Alle
Sie nicht ſchützet vor dem Falle,
Wenn das fünfte nicht dem Einen
Giebt die Ehre, die gebühret.
Dann der Strom durch die Ebne
Rollt von neuem, trägt der Schiffe
Fünf noch vor dem Felſenriffe
Ruhig bis zum Meere hin ...
Darum, dem dies Wort verſtändlich,
Sende nur nach Weſt den Nachen,
Send' ihn, wenn er will, mit Wachen,

Send' mit Opfern und mit Gaben
Ihn nach Westen zu dem Einen,
Send' ihn, denn Er will es haben ..."

Der König hatte den Worten des Orakels eifrig gelauscht, lange saß er, das Haupt in die Rechte gestützt, sinnend da ... dann erhob er sich, ließ den Ausspruch seines Ahns noch einmal vorlesen, und wandt sich dann zu Esra, der bis dahin mit übereinandergeschlagenen Armen bei Seite gestanden.

„Ja wohl, hast du mir ein Staatsgeheimniß mitgetheilt, denn der Sinn der Worte ist geheim und verborgen, wie ein Räthsel der Vorzeit. Hier und da knüpft sich mir ein Verständniß an — kannst du es mir lösen?"

„Großer König der Perser," hob Esra an. „Ich habe viel geforscht in den Büchern deines Volkes, aber nirgends fand ich in denselben einen Schlüssel zu den Worten, die dir soeben vorgetragen worden. Ich trug sie daher lange mit mir herum — denn was sollte ich sie vor dich bringen ohne ihre Bedeutung? Aber sieh, an jenem Tage, da ich schuldlos von meinem Amte, das deine Gnade mir vertraut hatte, entfernt wurde, da es sich mir als Ersatz für Schimpf und Verlust durch die Seele rollte: wie ich nun wieder ganz meinem Volke heimgegeben sei und seiner heiligen Sache — — da fuhr ein Blitz von oben durch meinen Geist, und die Worte deines Ahns standen sonnenhell vor meiner Erkenntniß. Der Herr, der Eine, hatte mir Erleuchtung gegeben, daß die Nacht schwand vor der Morgenröthe des Geistes. Von der Stätte seines Sitzes schaut er auf die Menschensöhne nieder, und giebt seinen Lieblingen Frieden und Heil.... Höre, mein König, und merke auf, es spricht, der Reden Gottes hört, des Höchsten Kunde kennt, Gesichte des Allmächtigen sieht. Der Strom, der durch die Ebne bricht — es ist dein Volk, dein tapfres Volk, das unterthan sich machte alle Nationen der Ebene. Fünf Schiffe trägt es: das sind die fünf Könige, die, Koresch der Gesalbte der erste, auf Paras' Thronen saßen: du der fünfte. Wohlan, Arthachschaßth, dein

End' ist da, du und das ganze Perserreich werden in kurzem zertrümmert, werden geschaufelt und wie Spreu verweht von dem Winde, der vom Westen kommt, wenn nicht der Eine über Alle, wenn nicht der Einig-Einzige, der Heilige Israels ist sein Name, der Herr der Heerschaaren, mit mächtiger Hand dich erhält und dein Reich, wenn du nicht seine Gunst und Verdienst bei ihm suchest, wie es sich gebühret. Thust du dieses: dann wird der Strom deines Volkes weiter rollen durch die Ebene, noch Jahrhunderte, und noch fünf mächtige Könige werden nach dir auf diesem Throne sitzen.... O der Nachen, den du nach Westen sendest — es ruft dein Ahn, o König, dies dir zu — nach Westen sendest mit Gaben und Opfern — sieh, ich bin es mit den Söhnen Juda's, die zu ihrer alten Veste ziehen, zur Stätte ihres Gottes, des „Einen über Alle" — laß uns ziehen, laß uns ziehen, o König, wenn nicht dein Thron und dein Reich und die Herrschaft deines Volkes zusammenbrechen sollen.... So enthüllte sich mir das Wort der Vorzeit, du hast es vernommen, mein ist das Wort, doch dein die That...."

Und Esra verneigte sich tief vor dem Könige. Dieser aber hatte sich längst erhoben von seinem Sitze, er stieg die Stufen hinab und trat hin zu Esra, und sprach: „Dank dir, Esra, ja dies ist es, was uns das Wort unsers Urahns gebietet. Dank, zwiefachen Dank, daß du die Tafel vor mich gebracht, und daß du den Sinn mir enthüllet hast, und das Räthsel gelöst. So wollen wir dem „Einen über Alle" zukommen lassen was ihm gebühret, und du sollst der Träger sein. Nicht blos, daß ich dir die Erlaubniß gebe, mit Männern deines Volkes, so Viele ihrer wollen, dahin zu ziehen, und in eurer Stadt zu vollführen, was ihr nach dem Gesetze dieses Gottes für gut befindet: goldene und silberne Geschenke will ich euch geben, den Tempel zu zieren, in Fülle, Gold und Silber euch spenden zu seinem Dienste in Menge, meinen Fürsten und Satrapen will ich befehlen, euch zu liefern was ihr bedürfet, und Zins und Zoll und Steuern sollen niemals erhoben werden von den Bewohnern und Dienern

deines Hauses.... Sprich, Esra, und es soll geschehen; sprich, Esra, und ein Kriegsheer soll euch als Wache begleiten durch die Wüsten des Westens gegen die Laurer am Wege, gegen die Beduinen der Steppe...."

Die Flamme leuchtete auf im Auge Esra's und strahlte auf seinen Wangen und Lippen: „So geschehʼ es, so geschehʼ es, großer König, denn der „Eine über Alle" will es. Wohl, erhabener Herrscher, was du uns bestimmest, ich nehmʼ es an, und treue Verwalter will ich setzen über das Gut, das meinem Gotte geweiht ist. Aber kein Kriegsheer, keine Wachen, mein König! denn die Hand unsers Gottes waltet über Alle, die ihn suchen, zu ihrem Heil, aber seine Macht ist wider Alle, die ihn verlassen ... darum brauchen wir der Wachen nicht, denn so der Herr uns nicht bewachet, wachen die Wächter vergebens. Segen über dich, mein König, über dein Haus und dein ganzes Reich!"

„Wohl, Esra. Das Edict soll ausgefertigt werden, und ich will es selbst untersiegeln mit meinem königlichen Siegel. Unterdeß bereite den Zug nach bestem Willen und Wissen. Ich gebe dir hiermit Erlaubniß, zu jeder Zeit frei zu uns einzutreten, so du in dieser Angelegenheit zu uns kömmst. Wir halten den Zug für dringlich. Fordre nur, und es soll dir genügt werden. Wir sichern dir unsre königliche Gnade zu. Sei thätig, und vollbringe es!"

Also war es beschlossen, unwiderruflich.

8.

Das königliche Edict war ergangen. Arthachschaßt, der König der Könige, hatte Erlaubniß verwilligt Allen vom Volke Israel in seinem Reiche und von den Priestern und Leviten, mit Esra dem Schriftgelehrten nach Jeruschalajim zu ziehen; hatte ihm den Befehl und Auftrag gegeben, Untersuchungen anzustellen über Juda und Jeruschalajim nach dem Gesetze

ihres Gottes, dieses herzustellen in seiner Wahrung und zu errichten und zu vollenden, was zum Dienste dieses Gottes gehöre und nützlich sei; hatte gestattet, eine Sammlung freiwilliger Gaben zu veranstalten an goldenen und silbernen Geräthen, an goldenen und silbernen Münzen, und er und seine Räthe und Satrapen waren vorangegangen mit großen Geschenken. Da sonderte Esra von den obersten Priestern zwölf ab, und denen wog er das Gold und das Silber zu, um es auf dem Zuge zu bewachen, bis sie gen Jeruschalajim kämen, und es waren sechshundert und fünfzig Talente Silber an Münzen, und hundert an silbernen Geräthen, und hundert Talente an Gold, und zwanzig goldene Becher und anderes köstliches Erz, und Gewänder und Stoffe in reicher Fülle.

Da war große Freude in Juda. Diese Ehre, die der Herrscher der Völker dem verachteten Juda anthat, schmeichelte gar sehr; selbst der Rosch Hagola und die Szeganim besuchten Esra und begrüßten den Erwählten des Königs, ihre frühere Abneigung mit Heuchelworten bekleidend; nebenbei schlug auch manches israelitische Herz freudig und in Jubel auf, daß für Jeruschalajim Großes geschehen und nunmehr erst die Lehre und das Gesetz neu begründet würden. Wenn Esra durch die Straßen Ekbatanas zog, trat mancher, freilich unscheinbar, ja ärmlich gekleidete Stammgenosse an Esra heran, faßte seine Hand und drückte sie, wie eine Thräne im Auge; oder er vernahm auch einige Segensworte gemurmelt hinter ihm her — o! welch Entzücken für sein begeistertes und doch so weiches Gemüth....

Aber nicht so in jenem kleinen Garten der Vorstadt. Mit Erstaunen, bald mit Beschämung hatte Achitub nach und nach erfahren, was sich begeben hatte: die Erlaubniß des Königs, durch Esra erworben, die Freigebigkeit desselben, die Bemühungen Esra's um die Herstellung und Vorbereitungen des Zuges, die Aussichten, die sich eröffneten, die Hoffnungen, die man hegte — und sein für sein Volk und für seinen Glauben

entflammtes Herz fühlte das tiefste Weh, den so schwer beleidigt zu haben, welchen zu bewundern er sich nun so sehr gedrungen fühlte.

Und Naarah?...

Die Röthe war von ihren Wangen gewichen, ein unendlicher Schmerz hatte das Feuer ihres schönen Auges gedämpft und nach innen gekehrt ... o die Rose hatte der Wurm gestochen, und sie neigte den süßen Kelch zum Verwelken, ach! auch im Welken unendlich schön und ergreifend.... Ihr Vater hatte sich gegen sie ausgesprochen; seine Reue über sein schneidendes Betragen; seinen Kummer über die Art, wie er, ohne Wissen seiner Tochter, alle Annährungsversuche Esra's schnöde zurückgewiesen, kaum daß er sich mit den Aufreizungen Admon's entschuldigte.... Naarah zündete dafür nur abermals neue Altarflammen für den geliebten, verehrten Mann im stillen Heiligthume ihres Herzens neben den alten, nie erloschenen an.... Das Einzige, was sie von ihrem Vater verlangte, und was er gern gewährte, war, daß er mit Entschiedenheit Admon untersagte, vor ihnen wieder zu erscheinen. Dieser richtete sich an sie, und suchte in der Erklärung seiner Liebe zu ihr, die ihn nicht ruhen und rasten lasse, Entschuldigung zu finden — — aber sie wandte sich voll Ekel von ihm ab, ohne ihn auch nur eines Wortes zu würdigen.... Voll Ingrimms hatte er sich entfernt — aber nur um auf Schleichwegen wiederzukehren.

Ach, wohin war ihr Fleiß, ihr Eifer, ihr Feuer, ihr Leben entflohen? Stundenlang saß sie in der Laube, wo Esra so oft neben ihr gesessen, träumerisch das schöne Haupt in die weiße, schmale Hand gestützt.... Erinnerungen flogen an ihr vorüber, sie wußte es nicht ... durch die Bitterkeit ihrer Empfindungen drang der süße Genuß vergangener Stunden hindurch, sie fühlte es nicht....

Eines Nachmittags, als schon die Schatten sich verlängerten, wurde sie durch das Geräusch von Stimmen im Garten, von nahenden Schritten geweckt ... sie horchte auf,

es war so etwas Bekanntes und doch wieder Fremdes im Klang der Sprache, im Schritt des Fußes — sie blickte auf, sie kannte den Mann nicht, der vor ihr stand, aber sie ahnte es — er war ihm ähnlich, sehr, aber lange nicht so herrlich, so....

„Verzeih, edle Naarah, wenn ich störe," begann der Fremde, und in seiner Stimme und Geberde sprach sich so viel Achtung, ja Ehrerbietung, und zugleich so viel Achtung-Forderndes aus, daß Naarah unbewußt sich ergriffen und erhoben fühlte — „ich bin gesandt von meinem Bruder Esra, wirst du mich anhören? ... ich bin Schemajah...."

„Ha!" entfuhr unwillkürlich den Lippen Naarah's, und ein Sturm von Gefühlen mußte durch ihr wundes Herz ziehen, denn sie drückten sich wechselnd in der Röthe aus, die plötzlich auf ihren bleichen Wangen aufflammte, in den Kräuseln der Lippen, in dem Blitze der Augen, ihre Gestalt richtete sich auf, ihre kleine Hand rang nach Fassung ... endlich sprach sie: „was macht Esra ... und was will er ...?"

„Was er macht," fuhr Schemajah fort, und seine Stimme nahm einen sanften, innigen Ton an, der sich wohlthuend um Naarah's bewegtes Herz legte, „das wirst du wissen, Naarah; er stehet am Vorabend der größten That, die seit Mosche's und Schemuel's Zeiten in Israel und für Israel geschehen ist — was er will?... Naarah, glaubst du, daß ihm der Morgen dieser That je aufgehen werde, ohne daß du dem Tage die Pforte geöffnet habest? glaubst du, daß er je von dannen ziehen werde, ohne daß er mit dir eine Unterredung gehabt? Darum bin ich gekommen, diese von dir zu erbitten..."

„Und was will er von mir? wozu die Wunde noch einmal aufreißen, ist sie ja noch lange nicht geheilt...."

„Was er will? Er will die Erlaubniß zu dem Zuge von dir, denn nur mit dieser, das hat er hoch und theuer gelobet, wird er von dannen ziehen.... Des Königs Erlaubniß hätte er zur Noth entbehren können ... er hätte allein und heimlich

durch die Wüste nach Jeruschalajim ziehen können, und Gottes wäre es gewesen, seine Schritte zu wahren, sein Thun gelingen zu lassen ... aber deine Erlaubniß will er nimmer und nimmer entbehren...."

„Und wenn ich sie nicht geben wollte?..."

„Dann, Naarah, würde er alle Vorbereitungen fallen lassen, er würde fliehen, in eine Einöde fliehen, und seine Schmach und seines Lebens Verlust in der Einsamkeit des Geiers und der Wölfe verbergen...."

„Und nennst du dies eine freie Wahl für mich, Schemajah?" erwiderte Naarah kalt.

„Doch, doch..." antwortete Schemajah, „die freie Wahl liegt in der Weise, in der du dich aussprichst. Wenn du Esra in kalter, schnöder Abweisung von dir stießest, ja wenn du nur frostig und fremd von ihm schiedest, so wäre dies nicht anders als eine Weigerung. Denn meinst du, daß Jemand Großes vermöchte mit dem Banne im Herzen? ... lieber keinen Versuch! ... nur wenn er versöhnt und geeinigt mit dir deine Hand noch einmal in innigster Liebe fassen darf, nur wenn deine theure Lippe noch ein Wort des Segens, wenn deine Augen noch einen Gruß des Trostes ihm zusendet im Augenblicke der Trennung — — nur dann kann, darf, will er gehen, sicher des Gelingens, des Gedeihens...."

„Und bist du berechtigt, dies von mir zu fordern, Schemajah, du, der in das Glück meines Paradieses eintrat, und es vernichtete...."

Schemajah trat einen Schritt näher und faßte die Hand Naarah's; sie zuckte zurück und wollte ihre Hand frei machen, aber er ließ sie nicht. „Naarah," sprach er, und seine Stimme war fest und bestimmt, „gerade ich und kein Anderer darf es fordern von dir — — meinst du, ich fühle die Schmerzen meines Bruders nicht mit? Aber so wenig Esra je mir den Vorwurf machen darf und wird: du bist es, der den Funken in mir gezündet und die Flamme in mir angefacht, welche die stille

Wonne meines Lebens verzehrte — denn ich bin es ja dann, der dafür seinem Leben die Bedeutung für Jahrhunderte gegeben, der ihm das große Heiligthum unsterblicher Verdienste gebauet haben wird, ich bin es, der ihm ein Volk, ein großes, heiliges Volk zur Verfügung gestellt und seinem Wirken die Thore von Städten geöffnet — so wenig, Naarah, darfst du es..."

„Das Herz des Weibes ist zu treu, Schemaja, und zu einfach, um für Anderes seine Liebe von sich zu werfen."

„Ach, Naarah, du bist nicht aufrichtig; ich lese besser in deiner Seele; du hast Recht, daß du es, mir gegenüber nicht aussprichst, es ist das meine Strafe, so schuldlos ich das Werkzeug eures Wehes ward, daß du nur die Gegenwart hervorhebst; aber auch du fühlst es, du schaust es klar ... es war ein Trübsal für euch, euch zu begegnen, da ihr euch doch trennen mußtet, aber konnte es anders?... und, Naarah, für Esra war es dennoch ein Glück..., meinst du, Naarah, daß irgend ein Mensch etwas Großes vermag, ohne daß ein Stachel des Schmerzes in seiner Brust steckt? ... nur das tief innen verborgene Leid weiht, heiligt, begeistert den Menschen, nur dadurch wird er der Opfer, der Anstrengung, der höchsten, der schwersten, fähig... da, wo ein Weh im Herzen lebt, das Niemand kennt, da ist wahres Mitgefühl für das Leiden Anderer, da ist Empfindung für das Hohe, Heilige, Himmlische, da ist Entzücken über Wohlvollbrachtes ohne Stolz, Bewußtsein des Gethanen ohne Hochmuth, da ist Ausdauer, Energie — — denn das Schlimmste, was die Person treffen kann, ist ihm schon geworden, was hätte er nun noch zu fürchten...? Naarah, du wirst der Stern in der Nacht sein, dessen Strahl ihn wecken, ihm leuchten, ihn beglücken wird..."

„Schemajah," sprach Naarah nach einer Pause, „wohl weiß auch ich, daß Esra gehen muß, und wenn nicht das Gefühl für Volk und Glauben, meine Liebe zu ihm selbst heischt es — — denn ich fühle es, nur ein ungetheiltes Herz kann der Liebe leben; wo eine andere Lebensflamme daneben entzündet worden,

da ist der Liebe das Leben genommen, sie würde ihn nur um so eher verzehren... würde ich ihn fesseln, würde auch die Freude an seiner Liebe schwinden... nein, Schemajah! send' ihn zu mir — nur ihm will ich mein Herz erschließen... es komme, wie es wolle, an ihn will ich mich hängen, bis ich ausgeweint, bis ich stark geworden..."

Schemajah blickte sie voll innigster Neigung lange an, dann beugte er sich auf ihre Hand, küßte sie, ein Tropfen rann dabei aus seinem stolzen Auge, er flüsterte: „Habe Dank, Schwester!..." wandte sich und ging davon.

9.

Esra hatte die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht. Freilich war sein Wort an ein Geschlecht ergangen, dessen Ohr der prophetischen Rede verschlossen war, ein Geschlecht, das sich recht wohl fühlte in den Gefilden Persiens, Mediens und Babels unter dem milden Scepter der persischen Herrscher, und es daher für seine volle Bestimmung erachtete, dem Erwerbe zu leben und der erhabenen Aufgabe seines Volkes höchstens eine Erinnerung zu widmen; ein Geschlecht, welches in seinen meisten Gliedern wol Stoßpsalmen und Jammergebete um die Wiederherstellung der heiligen Stätten auszustoßen pflegte und bei Leibe hiervon nicht abließ, es aber für reine Phantasterei hielt, für diese Stätte irgend ein Erkleckliches zu thun. Auch waren genug, welche aus eigennützigen Absichten den Bemühungen Esra's, wenn auch nicht offen, das wagten sie nicht mehr, doch heimlich entgegenwirkten, sie ins Lächerliche zu ziehen, sie des Schimmers des Heiligen, des Glanzes der Hingebung zu entkleiden suchten.

Dennoch hatte sich eine Schaar glühender Jünglinge, ein Haufe muthiger Männer um ihn versammelt, welche ihm folgen wollten durch die großen und furchtbaren, durch die menschenverzehrenden Wüsten, die sich zwischen ihnen und dem ersehnten

Inhalt.

	Seite
Die Marannen, von Dr. Phöbus Philippſon	1
Der Flüchtling aus Jeruſalem, von Dr. Ludwig Philippſon . .	125
Die Jüdin und der Chan, von Demſelben	155
Der Rabbi und der Miniſter, von Demſelben	175
Das jüdiſche Herz, von Demſelben	295
Eſra, von Demſelben	347

Schriften

herausgegeben

vom

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,
Dr. Adolph Jellinek in Leipzig,
Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.

Saron. Erster Theil: Novellenbuch, zweiter Band.

Zweites Jahr: 1856—1857.

Saron.

Zweite, gänzlich umgestaltete und vermehrte Ausgabe.

Erster Theil:

Novellenbuch

von

Dr. Ludwig Philippson.

Zweiter Band.

Leipzig.
Druck und Verlag von Leopold Schnauß.
1856.

Vorwort.

Die allgemein günſtige Aufnahme, welche der erſte Band dieſes Novellenbuchs bei den Theilnehmern des „Inſtituts zur Förderung der israelitiſchen Literatur" gefunden, hat uns dieſen zweiten Band mit um ſo größerer Freude bearbeiten laſſen. Es iſt uns hierdurch erwieſen worden, daß wir den rechten Weg eingeſchlagen. Während der größere Theil der belletriſtiſchen Arbeiten auf jüdiſchem Gebiete ſich entweder allzu genreartig hält und in einer geſchmackloſen Fülle des altjüdiſchen Jargons, eines Jargons, der beſſer vergeſſen als verewigt wird, ſich gefällt, oder ſeinen Gegenſtand und Hintergrund aus den blutigen Verfolgungen des Mittelalters, oder aus den ſocialen und Herzensconflicten der modernen Zeit wählt, um auf eine wohlfeile Weiſe pikant zu ſein: war es unſer Streben, die unerſchöpflichen Schätze aus den Tiefen der Geſchichte des Judenthums zu heben und daraus

edle psychologische Gemälde zu bilden, in welchen die Eigenthümlichkeiten des jüdischen Stammes in Charakter und Geschichte, in Beruf und Erfüllung das Colorit ausmachen.

Den Theilnehmenden nur noch die Notizen: daß die beiden ersten Novellen, von denen bis jetzt nur Bruchstücke veröffentlicht waren, hier vollendet gegeben werden, so daß hiermit der Unterzeichnete seine desfallsigen Verpflichtungen gegen das Publicum gelöst zu haben sich glücklich fühlt.

Möge es auch den in diesem Bande enthaltenen Dichtungen vergönnt sein, Vieler Herzen erfreuende Stunden zu bereiten!

Harzburg, im August 1856.

Philippson.

Inhalt.

Seite

Mariamne, die letzte Hasmonäerin 1
Hispania und Jerusalem 97
Förderung und Hemmniß 215
Die Gegensätze 263
Erzählungen eines Großonkels 319
Jüdische Mährlein 359

Mariamne,

die letzte Hasmonäerin.

Mariamne,

die letzte Hasmonäerin.

1.

Eine öde, wüste Berggegend. Schroffe Felsen erheben sich von Porphyr und Basalt. Nackt stehen sie da in wunderlichen Gestalten. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Nichts als Fels und Steingerölle, und blauer, tiefblauer Himmel, an dem keine Wolke, und wenn ein Luftzug in der Schlucht sich verfängt, Staubwirbel, welche die Sonne verfinstern. Bald thürmen sie sich, die Klippen, hoch auf einander, daß sie in die Wolken starren mit Spitzen und Hörnern und Kämmen und Säulen; bald ducken sie sich zu Boden und steigen in Spalten hinunter, als ob sie sich in das Innere des Erdballs begeben wollten. Aber überall, ob hoch in der Luft, ob tief in der Erde Schooß, hat das, einst in der Vorwelt wie Blasen aufgeworfene, jetzt verwitterte Gestein große, zahllose Höhlen gebildet, die in verschiedenartigsten Mündungen zu Tage gehen, bald weitaufklaffend, bald mit engem, kaum bemerkbarem Schlund, bald droben nahe dem Gipfel, bald drunten am Boden schwarz gähnend.

Kein Thier, kein Mensch. Denn auch kein Tropfen Wassers ringsum. Kaum daß dann und wann die breiten Schwingen des Geiers über den Höhenzügen sich entfalten. Dann wohl fliegen Schaaren von Tauben herbei und dringen in die Höhlen hinein, um sich vor dem ehernen Schnabel und

den scharfen Fängen des blutgierigen Feindes zu schützen. Die Falten der Höhlen und die Dunkelheit derselben bergen die unschuldig Verfolgten. Sonst findet auch nicht einmal eine dürre Bergziege ihre Nahrung in mageren Grashalmen.

Dies ist das Gebirge Juda. Im Mittag des heiligen Landes streicht es hin, dem todten Meere zu, mit seinen Südspitzen an das Gebirge Seïr sich lehnend.

Oft erschien der Geier über seinen Höhen, und dann flüchteten Tausende schuldlos Verfolgter in die Höhlen, in welche der blutgierige Sieger nicht zu dringen vermochte, weil er ihre Windungen im Schooße der Erde nicht kannte, und die Verzweiflung aus der tiefen Nacht und den Falten und Spalten der Höhlen ein starkes Schwert zu zücken vermochte. Schuldlos Verfolgter — denn seitdem Israel die Ureinwohner Canaans vertrieben, hat es stets nur Vertheidigungskriege geführt, und die Seufzer der Flüchtlinge waren nur bittere Anklagen jener ehrgeizigen Fürsten und Völker, welche Alles besitzen wollen, um — bald Alles wieder zu verlieren.

Es ist eine tiefe Schlucht versteckt in dem Winkel, der nach Südost abfällt. Hat jemals die Sohle eines Menschen dieselbe betreten? Doch. Dort steigt ein junger Mann hinunter. Als er die Kante der höchsten Klippe, auf der Nordseite der Schlucht, erreicht hatte, warf er sich nieder, und ob ihn das scharfe Gestein wund reiben und ritzen mußte, kroch er über die Höhe, legte sich dann hinter einen Block und schaute gen Mitternacht — ob ihn Jemand gesehen habe? Dann, als er die vollständige Oede überschaut hatte, sprang er auf, und eilte in die Tiefe hinunter zu steigen. Mühselig war der Pfad. Voller Gefahren. Ein Fehltritt, und der Jüngling lag zerschmettert im Steingrabe. Ein loser Stein, dasselbige... Unten angelangt, schaute er sich lang um. Die Schlucht hatte wie vier Seiten regelmäßig. Ueberall Löcher, schwarz gähnende Schlünde an den Felswänden. Der Jüngling wandte sein Angesicht gen Morgen, zählte dann von Links nach Rechts die dritte Höhle

ab, faßte dann über dieser eine kleine Oeffnung in's Auge, band einen Zettel um einen Stein, und schleuderte ihn geschickt in die Oeffnung. Auf dem Zettel stand: „Isaak ben Babusch sehnt sich das Antlitz seines ehrwürdigen Lehrers, Rabbi Schammai, zu sehen."

Nicht lange harrte der Jüngling. Aus der kleinen Oeffnung fiel eine Strickleiter herab, die der Jüngling benutzte, um in wenigen Secunden in der Oeffnung zu verschwinden; dann ward die Strickleiter zurückgezogen, und die Schlucht war öde wie vorher.

Wir folgen dem Jüngling in die Oeffnung. Einige Schritte in völliger Dunkelheit. Dann wandte man sich, wenn man die Oertlichkeit kannte, um eine scharfe Ecke, drängte sich einige Schritte durch einen engen Gang, und siehe, ein freundliches Gemach, licht, breit, hoch, ausgerüstet mit einfachen, aber brauchbaren Geräthen liegt vor uns. Woher das Licht kam? Man merkte es kaum, denn es war die Felswand durch tausend kleine Löcher nach allen Richtungen hin durchbohrt, welche zusammengenommen sehr viel Licht und Luft hereinließen, ohne daß sie von außen wie bemerklich waren. Außerdem sah man von der Hinterwand noch andere Gänge auslaufen, die wohl in andere Räume führten. In dem Gemache saß ein Greis auf einem kleinen Divan, auf seinen Knieen lag eine Rolle, in der er las. Es war eine Gestalt, wie sie da saß, die großen Eindruck, wenn auch einen gemischten, machte. Er mußte lang, hager, mit engem Brustkasten und schmalen Schultern sein; der Silberbart fiel in zwei langen Spitzen herab. Welch fester, strenger Mund, die eingefallenen Backen unter breiten Jochbeinen; welche hohe, viereckige, felsige Stirn, an der keine einzige Furche haftete; aber die hochgerötheten Wangen, das große, rollende Auge mit dem stechenden Blick — — welch' ein Denker, welch eine Selbstüberwindung, welche Gewalt der Hingebung, aber auch diese Leidenschaft, diese unerbittliche Strenge, keine Schonung, keine Nachsicht.... keine Liebe?..

In dieſe Schlucht, in dieſe Felſengrotte gehörte ſolch ein Menſch....

Der Jüngling war raſch hinaufgeklettert, raſch hatte er die Vorhöhle, den Gang zurückgelegt, raſch trat er in das Gemach, aber wie er den Greis erblickte, trat er zurück, dann aber eilte er auf ihn zu, warf ſich faſt zu ſeinen Füßen und küßte wiederholt ſeine Hand.

„Was iſt Dir, Ben Babuſch?“ ſprach der Greis.

„Hier Dich zu finden, Dich, das Licht Iſrael's.... und während Juda Deiner ſo ſehr bedarf?.... Du geflüchtet, Du verborgen.... und ſo ſchuldlos....“

„Wünſcheſt Du es anders, thörichter Jüngling?.... und wer ſagt Dir ſchuldlos?.... Hier auf Erden leidet Niemand ſchuldlos, Alles iſt gerechte Vergeltung Gottes, und ſo Du heimgeſucht wirſt, unterſuche Dein Leben, bis Du gefunden, wofür Du die Sühne unterlaſſen, daß ſie Gott ſich ſelbſt nimmt....“

„Ach, mein Lehrer!..“ erwiederte zögernd der junge Mann, „wenn ich Dich verfolgt, verbannt, im Schooße der Erde verborgen ſehe — kann ich Deinen Worten kaum glauben....“

„Wie? Du frevelſt, Wahnwitziger? In einem und demſelben Augenblicke, mit einem und demſelben Hauche Deines Mundes ſündigſt Du wider Gott, den gerechten Richter und widerſprichſt Deinem Lehrer — haſt Du nun nicht gerade den Schmerz als Strafe verdient, den Du bei meinem Anblicke an dieſem Orte empfandeſt?.... Bedenke, Unerfahrener, warum iſt Hillel nicht an dieſem Orte? warum ſitzt er jetzt ruhig in ſeiner Schüler Mitte, und mildert des Volkes Weh, und läßt das Licht der Lehre nicht verlöſchen in unſrer Mitte?.... Merkſt Du nicht die gerechte Vergeltung?....“

„Weil Hillel frühzeitig Frieden ſchloß mit Herodes dem Wüthrich, und ihm Nachgiebigkeit erwies, und....“

„Unverſtändiger, der Das nicht begreifen will — weil ich

von jeher hitzig, leidenschaftlich, ohne Geduld, hartnäckig, wild — darum bin ich in die Eingeweide der Erde geschleudert, um da Ruhe und Frieden zu finden; weil ich das Schwert des Gesetzes zu scharf und spitzig geschliffen, daß sich Tausende daran verwundeten — darum ist es jetzt ganz meiner Hand entwunden, weil —"

„Halt ein, Rabbi, mit Deinen Selbstanklagen; Du vergissest Deiner unermeßlichen Verdienste...."

„Und Du der unermeßlichen Herrlichkeit, die mir Unwürdigem der Gott Israel's verliehen, auf dem Stuhle seiner Propheten und Richter zu sitzen.... ja, schweig, denn Du bist kleinlich, niemals wirst Du...." da stockte der Greis, er schlug sich vor die Stirn, und versank in tiefes Nachdenken.

Nach einer Weile blickte der Greis in die Höhe; der Jüngling stand noch in der frühern Stellung da.

„Ja, ich bemühe mich, jene Strenge und Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, die mich Zeit meines Lebens geleitet haben, und vielleicht gelingt es mir in dieser Einsamkeit — aber Jüngling, nur mäßigen, nicht unterdrücken! Denn auch Hillel's, des großen Weisen, Ruhe und Sanftmuth und Nachgiebigkeit ist ein arger Fehler, und wird jetzt streng gerichtet — daß er jetzt in Jerusalem leben, daß er Herodes den Frevler vor sich sehen, daß er sich vor ihm beugen und seine Gräuelthaten, wenigstens durch Stillschweigen gut heißen muß — o welche Pein! lieber in dieser Felsenhöhle, wo der Tropfen Wasser gemessen und das gedörrte Weizenkorn gezählt werden muß. Dies ist die Vergeltung.... denn wenn an jenem Tage meine Stimme durchgedrungen, hätte Hillel nicht Besonnenheit und Zurückhaltung gepredigt, so wäre das Diadem Juda's nie von der Stirn des „elenden Idumäers" entweiht worden...."

„Was war dies für ein Tag, Meister?....

„Der Tag, an welchem bei Lebzeiten seines Vaters Antipater Herodes vor den Schranken des Gerichtes erschien. Es

ist eine traurige Erinnerung, aber ich will sie nicht scheuen. O, Isaak, die Brut der Natter muß man frühzeitig zertreten, und erkennt man diese nicht etwa bald? Antipater, der Idumäer, der falsche Freund und Beherrscher des schwachen Hyrcan, des Hohenpriesters und Königs, hatte listiger Weise die höchsten Würden des Staates seinen Söhnen verliehen, und Herodes, den Zweitgebornen, zum Statthalter von Galiläa gemacht. Kaum fühlte dieser sich an seinem Platze, so ließ er einen der gottbegeistertsten Kämpfer, den herrlichen Ezechias, ergreifen, und, ohne Gericht und Urtheil, als einen Räuber hinrichten, und viele Genossen desselben ihrem berühmten Anführer in den Tod folgen — warum? weil Ezechias stets für den hasmonäischen Fürsten gekämpft hatte, aber eben so dem Idumäer, wie dem Römer kühn und tapfer entgegentrat. Die Mütter der Gemordeten begaben sich in Trauerkleidern nach dem Tempel, und verlangten vom Fürsten und Volke, daß Herodes vor das Sanhedrin gefordert werde, um gerichtet zu werden*)."

„Nun, wurde diesem Verlangen genügt?"

„Der hohe Rath von Jerusalem begab sich zum Hyrcan, und stellte dem verblendeten Fürsten vor, wie er unrettbar dem Untergange zueile, falls er dem Ehrgeize Antipater's und seiner Söhne immer mehr auch die Macht geselle; sie handelten schon als Fürsten, und nur noch einen Schritt, so bemächtigen sie sich auch der Krone."

„O des prophetischen Wortes! Und was that Hyrcan?"

„Jetzt konnte er nicht anstehen, und so wurde Herodes zu einem bestimmten Tage auf die Anklage als Uebertreter der Gesetze vor das Sanhedrin geladen."

„Und erschien Herodes?"

„Ja, er erschien, aber brauche ich Dir zu sagen, daß er seine Maßregeln wohl getroffen hatte? Er bereitete ein Truppen-

*) Joseph, Alterth. 14, 9.

corps vor, in Jerusalem einzuziehen, um ihn zu vertheidigen; er suchte die Hülfe des römischen Statthalters von Syrien nach, indem er vorgab, Ezechias wäre ein Feind der Römer gewesen, und darum hätte jedes jüdische Gericht ihn freigesprochen. Der römische Statthalter schrieb desfalls an Hyrcan und befahl ihm mit Nachdruck, den Sohn des Antipater freisprechen zu lassen. Ach, die schwache Seele des Hyrcan konnte solche Befehle nicht vertragen, und versank in schmähliche Furcht vor ihnen! Der Tag brach an; Herodes erschien vor dem Sanhedrin, aber wie! In fürstlicher Pracht, mit drohendem Geleite, stolz wie ein Befehlshaber...."

„Und was geschah nun?"

„Der Hoheprieſter und Fürst selbst führte den Vorsitz. Der große Saal im Tempel, Lischcat Hoggasit, worin der Gerichtshof saß, war angefüllt von den edelsten Männern Juda's. Ach, es hing so viel von dem Tage ab! Wurde Herodes verurtheilt, so war der Sturz der verhaßten Idumäer gewiß und der hasmonäische Furst frei — unterlagen wir, so war es mit der Selbstständigkeit des Sanhedrins aus. Herodes trat vor, er wartete nicht die Stimme des Vorsitzenden ab, sondern frech rief er: Ihr habt mich vorgefordert, hier bin ich, was wollt Ihr?..."

„Und das ließ man sich gefallen?..."

„Ja, Ben Babusch, zu unsrer Schmach. Auf die kühne Frage des verbrecherischen Schurken schwieg Alles still; Hyrcan und Hillel als Ab-Bet-Din, alle, alle hatten den Mund verschlossen.... Da kochte es in mir auf, ich sprang von meinem Sitze und rief: „Wie, Ihr Männer des Sanhedrin, und Du, König, hat man jemals gesehen, daß Jemand, der vor Euch gefordert ist, um sich zu rechtfertigen, in solchem Aufzuge erscheint?... Herodes, der mehrerer Morde schuldig und mit so schwerer Anklage belastet ist, zeigt sich hier in Purpur gekleidet, das Haar sorgsam geringelt und von Bewaffneten umgeben. Wenn wir gegen ihn nach den Gesetzen Spruch thun,

wird er demselben durch Gewalt sich entziehen und uns angreifen wollen. Ich verdenke es Niemandem, wenn er das Interesse seines eigenen Lebens über das Interesse der Gesetze stellt; aber Euch und Eurem Könige mache ich einen Vorwurf daraus, daß Ihr eine solche Unbill duldet. Wisset also, daß wenn Ihr, wie Hyrcan, Euch gefällig zu zeigen, diesen Mann der Züchtigung entziehet, welche er verdient, daß dann Herodes eines Tages Euch selber dafür bestrafen wird, Euch so wie Euren König!" *)

„Konnten sie diesen Worten widerstehen?"

„Allerdings begannen sie die Verhandlungen, und die That war so offenbar, der Zeugen so viele, Herodes konnte so wenig sich vertheidigen, daß seine Verurtheilung gewiß war. Schon hatten die beiden Gerichtsschreiber die Meinungen der Stimmenden aufgeschrieben, als Hyrcan aufstand und verlangte, daß die Verkündigung des Urtheils auf den andern Tag verschoben werde. Leicht erkannte ich, was im Plane lag. Ich erhob mich und protestirte. „Was? sagt' ich, Ihr wollt verurtheilen und nicht ausführen; Ihr wagt es zu verdammen und den Verdammten entschlüpfen zu lassen? Dies Wagniß ist größer denn Eines. Lieber freisprechen, denn Euer Urtheil wird er Euch nie verzeihen, und unschädlich wollt Ihr ihn nicht machen!".... Da war es, wo Hillel aufstand und gegen mich redete. Er berief sich darauf, daß es Rechtens wäre, das Urtheil am folgenden Tage zu rectificiren und zu verkünden**), daß es aber jedenfalls in der Macht des Sanhedrins liege; daß daher das Sanhedrin nur hierauf zu sehen habe, nicht aber auf die Folgen des Aufschubs. Es kam zur Abstimmung, und ich stand allein, ganz allein.... In der Nacht entfernte sich Herodes aus der Stadt —— doch still, still, sie Alle haben es hernach mit dem Tode bezahlt, außer Hillel und mir, und ich — bin hier....."

*) Salvador, Gesch. d. Römerherrschaft I. S. 208.

**) Sanhedr. 37, 1.

Ben Babuſch hatte dem erregten Greiſe geſpannt zugehört, und ehrte das Stillſchweigen, in welches dieſer nun verſank.

Endlich erhob er das Antlitz, ſtützte das Kinn in die Linke, daß der graue Bart dahinter hervorquoll, und ſprach:

„Ach, Iſaak, was iſt ſeitdem geſchehen, welche Gräuel ſind vor unſern Augen vorübergegangen, und wir mußten es dulden, wir, denen es Gräuel ſind, dulden, weil wir in allen Kämpfen unterlagen.... und warum?.... weil aus den geſegneten Hasmonäern Brudermörder geworden .... weil den rechten Kämpfern die rechten Führer fehlen .... ach, weil der Gott Iſrael's es ſo haben will....“

„Ich habe viel gehört, Rabbi, aber iſt es wahr, was ich gehört, oder von der geſchwätzigen Sage vergrößert, oder gar erſonnen .... und dabei iſt es mir nur bruchſtückweiſe bekannt....“

„Nichts da, Knabe,“ erwiederte Schammai, „ich bin kein Geſchichtsſchreiber, und Vieles paßt ſich für Dein jugendliches Gemüth nicht. Ach, ein wenig iſt ſchon genug, um einen Teller Honig in einen Becher Wermuth zu verwandeln. Waren nicht durch die Anſtiftungen des Antipaters der König Ariſtobul der Hasmonäer vergiftet, ſein älteſter Sohn Alexander in Antiochien hingerichtet worden? Ließ nicht Herodes bald darauf den tapfern Malichus, der das Volk gegen die ungeheuren Steuern vertheidigte, in einen Hinterhalt locken und erdolchen? Kaufte er nicht hernach die Krone von Judäa in Rom vom feilen römiſchen Senate? Ach, da kam er mit einem zahlloſen Haufen römiſcher Krieger und ſyriſcher Hülfstruppen gegen Jeruſalem, nahm es ein nach langer Belagerung, und ruhete nicht eher, als bis auch der König Antigonus hingerichtet wurde, und zwar, o der Schmach! unter entehrenden Ruthenſchlägen! Aber während er im Blute der Vertheidiger der Religion und Nation ſich badete, während er den Oheim tödtete und den Bruder der Krone beraubte, zwang er die ſechzehn-

jährige Mariamne, die Tochter des hingerichteten Alexanders, noch während der Belagerung sein Ehebett zu besteigen, und die königliche Prinzessin aus dem hohenpriesterlichen Geschlechte ward die Gemahlin des blutgierigen Idumäers! .... Kaum hatte der Römer nun den Herodes der widerstreitenden Nation zum Könige eingesetzt und Jerusalem ihm unterworfen, als der neue Herrscher alle Mitglieder des Sanhedrins, alle Anhänger der Hasmonäer, alle erklärten Gegner dieser idumäischen, uns aufgezwungenen Familie verhaften und morden ließ. So hat er gewüthet bis heute...."

Der Jüngling wagte die Augen nicht aufzuschlagen und den Greis anzublicken. Nach einigem Zögern fuhr dieser fort:

„Was haben wir für Aussichten? Das blühende Geschlecht der Makkabäer, das von Gott berufene hasmonäische Haus beruht, außer Mariamne und ihrer Mutter Alexandra, nur noch auf zwei Häuptern — dem altersschwachen Hyrcan, der an unserm Unglück Schuld ist, und diese in der Gefangenschaft der Parther büßt, nachdem man ihm die Ohren abgeschnitten, damit er niemals die Würde als Hoherpriester wieder bekleiden könne, und dem jungen Aristobul, dem Bruder Mariamne's, diese Beiden sind die aus dem Feuer geretteten Brände...."

„So weißt Du noch nicht, Rabbi, daß Hyrcan aus der Gefangenschaft der Parther zurückgekehrt ist nach Jerusalem?"

„Wie?" fuhr der Greis auf, „Hyrcan in Jerusalem wieder?... doch das sieht ihm ähnlich, dem schwachsinnigen Manne, der die Schlangen an seinem Busen noch wärmte, als sie ihn schon zu Tode gebissen.... nicht so, Herodes hat ihn eingeladen, und seine Sehnsucht nach der Heimath ließ ihn auf die Locktöne des schlauen Idumäers hören?...."

„So war es, er war so geehrt und frei in Parthien"....

„Nun," beruhigte sich Schammai, „es ist an ihm nichts mehr gelegen, das Aergste, was ihm widerfahren kann —

und wird, beraubt das Volk nur eines selbstmörderischen Feiglings...."

Isaak schwieg.

„Aber," hob der Greis bald von Neuem an, „sag' an, Ben Babusch, zu welchem Zwecke bist Du denn hierher gekommen? Doch nicht allein, um mich zu sehen, hast Du den Gefahren getrotzt und die Mühsale dieser Reise überstanden.... Ich traue Dir die Liebe wohl zu, aber es ist jetzt keine Zeit, seinem eigenen Gelüste zu folgen.... Also, sprich!...."

„Allerdings, Meister, trieb mich die Sehnsucht, Dich zu sehen, aber nicht diese allein...."

„Nun, was zögerst Du? fahre fort...."

„Ach, Rabbi, eine neue, unerhörte Schreckensthat ist geschehen, und ich bin auserseh'n, sie Dir zu verkünden...."

„Nun, fürchtest Du, daß ich die Kunde nicht ertragen werde.... glaubst Du, ich hätte gewähnt, das Maß des Unheils sei schon voll, das in jener Stadt des höchsten Segens und höchsten Fluches gefüllt werden soll — — darum sprich nur...."

„Auch Aristobul, der herrliche Jüngling, Mariamne's Bruder, ist nicht mehr unter den Lebenden...."

Der Greis war aufgesprungen, er stand da, die mächtige Gestalt, mit gespreizten, wie festgewurzelten Füßen, mit ausgestrecktem Arm, wie eine Bildsäule .... „Aristobul!" .... waren die Laute, die seinem Munde entfuhren. Endlich sank sein Arm, und er auf den Divan nieder.

„So ist es aus mit uns, zu Ende mit dem Volke, wir können heimgehen — Du hast gesiegt, elender Idumäer...." Und seine Faust ballte sich, und seine Augen sprühten Feuer.

Nach einiger Zeit war Schammai seiner wieder mächtig geworden. Er hatte das Haupt in die Linke gestützt, und sprach zu dem Jüngling: „Verkünde mir, Isaak, wie dies gekommen."

Isaak erzählte.

„Es ist Dir wohl bekannt, mein Lehrer, daß Herodes,

nachdem er den Thron bestiegen, die Hohepriesterwürde dem Priester Ananel verlieh. Es war dies ein ganz unbekannter Mann aus Babylonien, aber dem Idumäer ergeben auf Leben und Tod. Die Priester waren empört, das Volk murrte. Was sollten sie aber thun? Einen Augenblick war die Rede, die Priester sollten unter diesem Hohenpriester nicht amtiren: dann wäre ja aber der Dienst des Herrn unterbrochen worden, und Herodes hätte Dem ruhig zugesehen. Endlich entschloß sich die Schwiegermutter des Herodes, Alexandra, zum Tyrannen zu gehen, und ihm Vorstellungen zu machen — ach, zu unserm Unglück! Nachdem Hyrcan unfähig geworden, gebühre die Hohepriesterwürde allein ihrem Sohne Aristobul, und warum übergehe der König seinen eigenen Schwager? Anfangs wies Herodes sie ab. Aber ihre Bitten wurden von allen Seiten unterstützt, sie schrieb selbst an Marcus Antonius, sie wandte sich an die ägyptische Königin Cleopatra —"

„O unvernünftige Mutter! sah sie nicht, daß sie den Untergang ihres Sohnes beschleunigte...."

„Herodes gab nach — er entkleidete den unwürdigen Ananel der Würde, und übertrug diese dem Aristobul. Ach, Meister, das war eine Freude in Jerusalem! Männer, die Herodes feindlich gesinnt waren, drängten sich zu ihm und sicherten ihm ihre Treue zu; wo der König erschien, wurde er mit jubelndem Zuruf empfangen — aber freilich! der junge Hohepriester mit noch lauterm —"

„Ha! das muß dem ehrgeizigen Idumäer tief in das Herz gebissen haben — er im Abglanz eines Hasmonäers — nein! das konnte er nicht ertragen...." murmelte Schammai. „Unverständiges Volk, Gott! warum schützest Du uns nicht vor unsern Freunden?.... Doch weiter!"

„Das ganze Volk schien von neuer Frömmigkeit ergriffen, immerfort strömten die Massen zum Tempel und füllten die Vorhöfe; die Opfergaben flossen ihm in lang nicht dagewesener Fülle zu. Endlich kam der große Tag der „Versöhnung" heran.

Zum ersten Male sollte das hochheiligste Opfer des Tages von der Hand Aristobul's dargebracht werden — Du kannst Dir den Zulauf des Volkes, die außerordentlichen Zurüstungen zum Feste denken, ich will sie Dir nicht beschreiben; eben so innig waren die Gebete, daß Gott das Werk in der Hand des jungen Hasmonäers gedeihen lasse. O, den ehrfurchtsvollen Freudenruf, als Aristobul wohlbehalten aus dem Allerheiligsten zurückkehrte, als er begeistert den hochpreislichen Namen Gottes ausrief, die herrliche Gestalt in den weißen Byssus gekleidet, das begeisterte Antlitz wie von himmlischem Feuer geröthet, von göttlichem Lichte durchstrahlt.... und noch mehr, als nach Untergang der Sonne der große Festzug sich ordnete, um den Hohenpriester nach seinem Hause zu geleiten, alle Straßen mit Teppichen belegt, alle Häuser mit Lampen und Fackeln bedeckt, nie endender Siegesruf —"

„Ha! das war sein Todesurtheil, Isaak —"

„Du sprichst es, Niemandem ist es zweifelhaft...."

„Und wie geschah das Entsetzliche?...."

„In den Zwischentagen des Laubhüttenfestes ging der Hohepriester nach Jericho, sich zu erholen; und bald erfuhr man die Trauerkunde: er wäre ertrunken, als er gegen Abend mit einigen Freunden in einem Bassin gebadet...."

„Ha!"

„Aber die Wahrheit blieb nicht verborgen. Der Mörder in Purpur schickte einige von seiner gallischen Leibwache ab, die sich in der Dämmerung unter die Genossen Aristobul's mischten, und während er schwamm, ihn auf den Grund zogen und so lange unten festhielten, bis ihm das Leben ausgegangen."

„Und wie wurde die Nachricht aufgenommen?...."

„Du kannst es Dir denken, Rabbi. Je größer die Freude, desto allgemeiner war jetzt die Verzweiflung. Jedermann fühlte, wie Du, daß der letzte Rettungsanker Juda's zerrissen, daß das Schiff in die Hand des treulosen Steuermanns gegeben,

der es mit unwiderstehlicher Gewalt in den römischen Hafen treibt. Als der Körper des Ertränkten nach Jerusalem gebracht wurde, war ein allgemeines Fasten, man konnte glauben, jede Familie habe ihren Vater oder Sohn verloren. Und der Tyrann selbst heuchelte den größten Schmerz, er legte den Purpur ab und den Sack an, er ließ die Leiche mit unerhörtestem Pompe bestatten, er selbst ging zu Fuß hinter dem Sarge und vergoß Krokodilsthränen — aber dadurch gerade wurde der Haß der Nation erhöht, der Zorn des Volkes gestachelt — von dem Dache einiger Häuser flogen Steine und Pfeile auf Herodes; schnell entwich er, und seine Leibwache machte diese Häuser dem Erdboden gleich. Dies ist die traurige Kunde, die ich Dir zu hinterbringen hatte."

„Mir zu hinterbringen? Und wer hat Dich beauftragt? Wer sandte Dich an mich, es zu hinterbringen? Wer sagte Dir, wo Du mich finden würdest?...."

Der Jüngling trat näher und sprach leise, aber nachdrücklich: „Mariamne sendet mich."

„Mariamne? Unglücklicher, was wagst Du? kennst Du die Eifersucht und Spionirerei des Herodes nicht?...."

„Wenn Mariamne mir befiehlt, sollte ich nicht in den Tod gehen? wenn sie mich an Dich sendet, sollte ich mich weigern?" So rief Ben Babusch fast frohlockend aus.

Der Greis sah den Jüngling lange an, schüttelte das Haupt und machte eine finstere Miene.

„Davon ein ander Mal," sprach er mürrisch. „Und was will Mariamne von mir?"

„Sie verlangt Deinen Rath. O, sie hat blutige Thränen am Sarge ihres Bruders geweint, ihr Herz ist zerrissen, ihr Geist wie zerrüttet, sie ist in eine bodenlose Tiefe des Schmerzes versunken — da verlangt sie nach Dir, Du seiest der einzige Starke in dieser Zeit, der Gewaltige, Kräftige, an welchem sie sich aufrichten könne, Du, der nicht nachgeben, nicht weichen will, der lieber untergeht als huldigt, Du sollst ihre

Stütze sein.... ha! sie dürstet nach Rache, wie die glühende Wüste nach Thau und Regen .... Du sollst zu ihr kommen...."

„Ich soll zu ihr kommen — ja, jetzt soll ich zu ihr kommen? Was soll ich da? Jetzt, wo nichts mehr zu retten ist, wo die Hasmonäer todt, todt, erloschen sind, daß man das Haus ihrer Gräber zumauern kann, jetzt fordert sie mich — als aber noch Rettung möglich war, als noch Kampf und Sieg möglich waren, da hat man, in blödem Schwanken, nicht entschlossen zur Unterwerfung und nicht entschlossen zum Streit, da hat man mich fortgesandt, mich einen hirnverbrannten Schwärmer gescholten. Es ist eine schlimme Zeit, wenn die Vernünftigen nach den Schwärmern schicken. Es ist dann gewiß, daß die Vernunft nicht mehr ausreicht, und daß keine Vernunft in der Zeit ist.... Rache? Rache! Was ist mir Rache! „Du sollst Dich nicht rächen," befiehlt das göttliche Wort. Rache ist Kinderei, als ob nicht die Rache von selbst käme, ohne Zuthun der schwachen Erdenkinder, die, indem sie sich rächen wollen, meist nur den Triumph ihrer Feinde befestigen. Warum ist Antipater groß geworden und Herodes König? Weil die Hasmonäer sich rächen wollten, statt sie zu bekämpfen. „Mein ist die Rache!" spricht der Herr. Nicht Rache — aber Verderben! Ja, Herodes muß vernichtet werden, vernichtet werden, „nicht durch Kraft und nicht durch Heeresmacht, sondern durch den Geist," von innen heraus aufgerieben, entnervt, vernichtet werden!.... Und dazu will ich kommen, weil Mariamne mich ruft, weil Mariamne es vermag. Ich komme, ich komme, nicht zur Rache, nein! zum Verderben des Idumäers, damit all dies Gesindel Platz mache, und Juda werden könne, wie ehemals, als weder an Hasmonäer noch an Idumäer zu denken war.... Komm Isaak!"

Längst war der Greis aufgesprungen. Er hatte sich schnell einen Reisemantel umgeworfen, einige Nahrungsmittel, einen Schlauch mit Wasser bereitet, womit sich Isaak belud. Sie

traten hinaus in die Vorhöhle, Isaak nahte sich der Oeffnung und bemerkte, daß die Dämmerung bereits eingetreten. Die Strickleiter wurde heruntergelassen, Isaak stieg zuerst hinab. Dann kletterte er eiligst den Felsenpfad hinauf, blickte sich dort um und da er nichts gewahrte, was befürchten ließe, erhob er sich in seiner Länge auf der Höhenkante. Dies war das Zeichen, worauf auch der Greis seine Zufluchtsstätte verließ, durch eine Vorrichtung die Strickleiter herabbrachte, sie in eine Felsspalte versteckte, und dann dem Jüngling in die Nacht folgte. Als der Mond sich erhob, beschien er die Schlucht ganz ohne Leben und sah die beiden Pilger schon fern ab geheime Pfade durch das Labyrinth der Felsen Juda's rasch hinschreiten.

2.

Die beiden Wanderer nähern sich der heiligen Stadt.... Herodes hielt mit eiserner Faust das Volk darnieder. Lange blutige Kämpfe hatten es ermüdet. Es gährte und wogte in ihm, aber es kam nicht zum Ausbruch. Es sollte Unsägliches erleiden, bevor es dahin kommen sollte. Er hielt es darnieder, und die römischen Heere waren immer bereit, sich über das reiche Land und das hartnäckige Volk zu ergießen, um dem Herrscher, den sie eingesetzt, Gehorsam zu erzwingen. Aber das Herz des Volkes war ihm abgewandt; seine Liebe gehörte einem Königs- und Priesterhause, dessen Zweige jetzt abgehauen waren — man konnte den Tag berechnen, an welchem der entwurzelte Stamm fallen würde, um nimmer wieder aufzustehen.

Die beiden Wanderer nähern sich der heiligen Stadt. Sie müssen in den Nächten wandern, die einsamsten Pfade wählen, denn es konnte sie ein Söldner oder eine Creatur des Herodes gewahren. Aber wenn im Osten das Morgenroth am Saume des Himmels heraufstieg, dann klopften sie an eine Hütte, an ein Haus, und Ben Babusch flüsterte nur ein Wort,

um sofort das Thor geöffnet und hinter sich und seinem Begleiter bis zum Abend geschlossen zu sehen. So näherten sich die beiden Wandrer der heiligen Stadt, als Flüchtlinge, im Geheimen, den Spähern sich verbergend, von Liebe und Treue, aber voll Besorgniß, geschützt und bewacht. Es waren Verständnisse mit der Stadt angeknüpft, und schon war die Stunde bestimmt, an welcher in entstellender Verkleidung R. Schammai und sein jugendlicher Führer im Thale Ben-Hinnom erscheinen, dort ein geheimes Thor eines unterirdischen Ganges offen finden, und vermittelst dessen, der freilich zu ganz anderem Zwecke diente, in die Stadt gelangen und in einem entlegenen Gemache des Tempels versteckt werden sollten.

Aber von Norden her, welch ein andrer Zug nähert sich der heiligen Stadt! In den Strahlen der Sonne erglänzen die stählernen Rüstungen, die Schuppenpanzer und Schilde werfen blendend die Lichter zurück, Rosse wiehern, Fußgänger stürren. Diese Pracht! Voran marschiren Reihen der gallischen Leibwache. Sind riesige Männer mit blauen Augen und blondem Lockenhaar, fernem Lande entsprossen, ganz in Eisen gehüllt, furchtbare Schwerter in der Rechten, die sie im Marschiren verschiedentlich schwenken, als ob sie nimmer die Zeit erwarten könnten, wo sie sich mit dem Feinde ihres Soldherrn zu messen hätten. Dann eine Cohorte zu Pferde mit Speeren und kleinen runden Schilden, Schwerter an der Seite. Hierauf die Trompeter und Tubenbläser der Mannschaft, feurige Weisen blasend, zu denen die Krieger mit Schwert und Speer auf die Schilde schlagen. Jetzt kommt er, er, der stolze Idumäer, der, jetzt mit der Königskrone geschmückt, von mächtigem Schlachtrosse her auf das bezähmte Land schauet, lange das Ziel seiner Wünsche, aber schon seinem Ehrgeize zu klein — Syrien oder Aegypten ist größer. Er fühlet die Gewalt in sich, ein ausgedehnteres Reich zu leiten. Hoch zu Roß, eine erhabene Gestalt, mit gewaltigem Haupte, daraus die großen Augen Blicke schleudern; nur das struppige Haar, das kurz,

gedrängt, aufrecht steht und die durch den dichten Knebelbart blinkenden langen, weißen Zähne verrathen den wilden, oft auflodernden, harten Geist, der in dieser Feldherrngestalt wohne. Wie er hinritt, schienen seine Gedanken weitab zu streifen, denn der Zügel war seiner Hand entschlüpft, seine kampfgeübte Rechte hatte sich in die Seite gestemmt, während seine Linke auf dem goldnen Knauf seines Schwertes ruhete. Das starke Roß gehorchte schon dem leisesten Druck seiner Kniee oder seines Fußes. Hinter dem Könige ritt ein Haufen Männer und Jünglinge von sehr verschiedenem Aussehen und mannichfaltiger Rüstung, wie wenn die entlegensten Länder der Erde ihren Beitrag geliefert als Boten zum Könige der Juden. Man sah den Perser im bunten Gewande, den Araber im weißen, flatternden Kleide, den ernsten Römer im anliegenden Panzer, den griechischen Bogenschützen, sein Geräth mit feinster Kunst geschnitzt und geschmückt; der rothbraune Aegypter und selbst der schwarze Aethiopier fehlten nicht. Sie Alle kostbar gekleidet, aber Alle das Handwerk des Krieges verrathend, wenn auch Obere ihres Ranges. An diesen Haufen schloß sich der große Troß der Diener mit Mauleseln und Kameelen, welche Zelte, Mundvorrath und dergleichen trugen, zuletzt wieder eine Abtheilung der Leibwache zu Roß und Fuß.

Die Sonne neigte sich bereits dem Abend zu; ein kühler Windzug hatte sich erhoben, und wirbelte zwar hier und da den Staub auf, hatte aber die Hitze gemildert, so daß es sich unter dem blauen Himmel über das schöne, fruchtbare Land, das bald zu Hügeln sich hob, bald zu Niederungen sich senkte, herrlich ziehen ließ. Jetzt ging es durch einen Wald, in welchem das Wild scheu, aber neugierig aus dem Dickicht blickte und dann schnell davon raschelte; bald durch die saatreiche Flur und Obstgärten, wo der Duft der Blüthen die Luft würzte. Der Zug bewegte sich etwas langsam, der Fußsoldaten wegen. Da erschienen von der Stadt her zwei Reiter. Es waren feine, ruhige Thiere, die sie ritten. Und der eine der Reiter war von

sehr jugendlichem Alter, sieben Jahre mochte er erst zählen. Sein Begleiter war wohl der Erzieher des Knaben, denn er hielt seine Rechte nach dem Zügel des andern Reiters, als ob er jeden Augenblick zugreifen mochte; er milderte die Schnelligkeit der Pferde nach dem Terrain, und seine Augen ruhten immerfort auf dem ihm anvertrauten Kinde. Ha! solch ein Knabe auch! Nicht seine Geburt war sein Adel — er, Mariamne's, der Hasmonäerin, und des Herodes Sohn — aber diese reizende Gestalt, dieses liebliche und doch schon majestätische Angesicht, in welchem Schönheit und Würde in den Umrissen der kindlichsten Unschuld sich vermählten, und Geist und Herz ihre Weihe ergossen, der weiße Teint, die Röthe der Wangen, die blauen Augen und die dunkeln Brauen, welche die lieblichen Formen mit allem Reize schmückten, und darum das wallende schwarze Lockenhaar!.... Als der Knabe den Zug seines Vaters von fern erblickte, da hielt ihn vergebens der Mentor zurück — „mein Vater! mein Vater!" jubelte er auf, er stieß den kleinen, unbewaffneten Fuß an die Flanken seines Pferdes, und fort flog es in sicherm, gleichmäßigem Galopp, sein besorgter Erzieher hinterdrein...

Schnell öffnete die Leibwache ihre Reihen, und ein feuriges „Es lebe Alexander, Herodes' Sohn!" tönte aus den rauhen Kehlen der Männer, denn die Erscheinung des Knaben auf dem feurigen, aber wohlgeschulten Rosse überraschte Alle in freudiger Weise. Längst war auch der König aus seinem Sinnen erwacht, und einige Schritte vorreitend, empfing er den Knaben mit Freudenblicken und Kuß. „Willkommen, Vater!" rief ihm der Knabe schon von ferne wiederholt zu, und „Willkommen, Alexander!" tönte es nicht minder innig. „Wer hat Dich hierher gesandt, mein Knabe?" frug der König leise seinen Sohn, als dieser neben ihm ritt. „Niemand," antwortete dieser offen, „mein Lehrer erzählte mir, daß Du heute nach vierzehntägiger Abwesenheit zurückkämest, und da hielt mich nichts mehr zurück; man mußte, übel oder gern, mir mein

Pferd geben....“ „Und bringst Du Deinem Vater keine Grüße?“ „Von wem, Vater?“ „Von Deiner Mutter?“... „Ich habe sie nicht gesehen, lieber Vater, sie hält sich in ihren Zimmern und ist so traurig...“ Herodes seufzte. Nach einer Pause fragte er wieder leise: „Kommst Du gar nicht zu ihr?“ „Gestern Mittag aß ich bei ihr, seitdem sah ich sie nicht; mein Bruder Aristobul, der kleine Mensch, hat es besser, Vater, der ist immer bei der Mutter!....“ „Wer war denn sonst bei ihr?“ Der Knabe sann. „Sahst Du Niemanden bei ihr? Besinne Dich!“ Herodes harrte gespannt der Antwort. „O ja doch, Vater! da war... Mirjam, die Zofe, und auch der Jochanan, der Greis...“ „Und was erzählten diese sich denn?“ „Das weiß ich nicht, Vater, ich glaube, gar nichts... es war so still und traurig unter ihnen, daß ich mich doch freute, als ich wieder 'raus kam.... Doch halt, Vater, ja, jetzt entsinne ich mich, Jochanan sprach zur Mutter, der alte, alte Mann, den Urgroßvater nennen wir ihn, der den Kopfbund so tief über die Ohren trägt, daß das eckige Gesicht so sonderbar herausſieht, Hyrcan werde kommen, sie zu besuchen...“ „So!“ rief Herodes betroffen aus, und versank sofort in tiefes Sinnen. Der Knabe aber wandte sich zurück, und aus dem Haufen kam ihm ein schlanker, stattlicher Jüngling entgegen, der viele Aehnlichkeit mit dem Könige hatte, nur daß die gedrängten Züge, der lauernde Blick, das rothe Haar einen ganz andern Charakter ausprägten. Es war der Sohn der frühern Gemahlin des Königs, der Doris aus Jerusalem, von der er sich schied, als er Mariamne heirathen wollte, und die er nach Herodium Machärus jenseits des todten Meeres verbannte. Er reichte seinem kleinen Bruder die Hand und ritt neben ihm, hinter dem Vater.

„Wo kommt Ihr denn her, Brüder?“ fragte Alexander.

„Wir kommen von Sebastus, Kleiner.“

„Von Sebastus? was ist das, Antipater? Mein Lehrer hat mir nichts davon gesagt.“

„Du kennst Sebastus nicht? Ehemals hieß es Schomron (Samarien), aber der Vater hat es Sebastus zu Ehren des römischen Imperators genannt, und so wird es heißen in alle Ewigkeit.“

„Schomron ist das? O, das kenne ich wohl, und warum soll es Sebastus heißen? Schomron klingt schöner, Schomron, da weiß ich gleich, was Alles da geschehen ist, was mir mein Lehrer gesagt. Wenn ich König bin, so soll es wieder Schomron heißen.“

Antipater schnitt eine teuflische Fratze, aber schnell war sie verschwunden, als er bemerkte, daß Herodes auf ihr Gespräch lauschte.

„Was habt Ihr denn in Sebastus gemacht?“ hub der Knabe wieder an.

„Da haben wir große Jagden gehalten, denke Dir, selbst einen Löwen hat der Vater erlegt, er ganz allein, während die Jagdgenossen alle zerstreut waren —“

„Einen Löwen? ha, unser herrlicher Vater, das war schön, herrlich, da hätt' ich mögen dabei sein!...“

„Und dann haben wir die großen Gebäude besehen, die der Vater dort aufführen läßt....“

„Gebäude?“ frug der Knabe weiter. „Was für Gebäude denn?“

„Den neuen Tempel...“

„Tempel? in Schomron? ist das ein Götzentempel der Könige von Israel? Es darf doch nur Ein Tempel sein im Lande?“

„Ja, das ist wieder etwas Anderes, das ist ein Tempel zu Ehren des römischen Imperators....“

„Was? einem Menschen? das darf ja nicht sein, sagt mein Lehrer....“

„Aber Du sollst mal sehen,“ fuhr der Antipater mit schlauer Miene fort, „da ist eine große goldene Bildsäule des Kaisers als Gott aufgestellt, die würde Dir schon gefallen....“

„Antipater, das ist nicht wahr, das darf ja nicht geschehen, da steht ja der Tod darauf..."

„Und eine Göttin nebenbei, sehr schön gearbeitet, auf elfenbeinernem Stuhle, das ist Roma..."

„Das glaub' ich Dir Alles nicht, Antipater, Du machst mir was weiß, das thut mein Vater nicht, das darf ja nicht sein, sagt mein Lehrer — o, wenn ich erst König bin, zerschlag' und verbrenn' ich das Alles!..."

Herodes warf einen finstern Blick auf den Knaben, daß dieser erschrak und verstummte. In diesem Augenblicke ertönten die Fanfaren, denn man war an das Thor der Vorstadt Bethzetha gekommen. Die starke Thorwache sprang schnell heraus, und stellte sich in Reih' und Glied auf, den König zu empfangen. Es hatte sich viel Volk gesammelt beim Schalle der Tuben und Trompeten, lautes Freudengeschrei ertönte aus den Reihen der Soldaten — das Volk stand lautlos.

Eben ging die Sonne unter, und warf ihre letzten Strahlen vergoldend auf die Zinnen des erhabenen Tempels auf dem Gipfel des Morijah. In diesem Augenblicke zogen jene beiden Wanderer, von Süden kommend, durch den unterirdischen Gang aus dem Thale Ben-Hinnom in den Tempel, Herodes, von Norden kommend, in der Mitte seiner gallischen Leibwache aus Sebastus, das ist Schomron, in seinen Palast ein.

3.

Auf der nordwestlichen Ecke der Stadt Davids, Zijon genannt, erhob sich ein Thurm. Ihn hatte Herodes bauen lassen und seiner Gemahlin zu Ehren Mariamne geheißen. Nicht aus gewöhnlichen Quadern oder aus Steinen, die Menschenhände tragen können, sondern aus behauenem weißem Marmor war er aufgeführt. Jedes Stück maß zwanzig Ellen in die Länge, zehn in die Breite, fünf in die Tiefe. Die ungeheuren

Stücke waren so fest in einander gefügt, daß der Thurm nur Ein Stein zu sein und von Künstlerhand nach Form und Ecken zugerichtet schien: so wenig war irgendwo der Kitt der Fugen zu sehen. So erhob sich zwanzig Ellen hoch der massive Unterbau, über diesem zum Auffassen des Regens ein zwanzig Ellen tiefes Bassin, und oberhalb dessen eine zweistöckige Bedachung, fünfundzwanzig Ellen hoch; darüber endlich ein zwei Ellen hoher Gang mit hoher Brustwehr. So stand der Thurm auf der alten Mauer Zijons, die seit David schon so großen Wechsel des Geschickes gesehen hatte. Aber diese Mauer selbst stand auf einem hohen Bergrand, und erhob sich dreißig Ellen darüber hinaus. Wenn die Sonne aufging und die Luft noch klar von Dünsten war, dann konnte man von der Höhe dieses Thurmes bis nach Arabien schauen und über das ganze Land Juda bis an's todte Meer. Hatte sich aber die Pforte jenes zweistöckigen Thurmhauses Dir geöffnet, dann gelangtest Du in ein Labyrinth von Zimmern, Gemächern, ja Sälen, daß Du nicht in einen Thurm, sondern in einen Palast gekommen zu sein glaubtest. Und welche königliche Pracht schmückte die Gemächer! Kostbare Zierrathen überall an Decken, Böden, Wänden und Pforten, Säulengänge verschiedener Art, tyrische Teppiche, seidene Vorhänge, golddurchwirkte Divans, herrliche Geräthe von feinsten Hölzern, ausgelegt mit Gold und Elfenbein, silbernes Geschirr mit Edelsteinen geschmückt, krystallene Urnen — und dies Alles in solcher Folge, daß das Auge lange schon ermüdet zu betrachten aufgehört hatte, bevor der Dinge Menge zu Ende*).

Aber es war dunkel jetzt in dem Thurme, wie sich dunkel die Nacht herabgesenkt hatte. Nichts konnte man gewahren, als die majestätische Masse der nahen Königsburg, in welcher hie und da ein Lämpchen flimmerte, die fernen Umrisse der Berge, und den tiefschwarzen Himmel, an welchem zahllose Gestirne helleres oder schwächeres Licht ausstrahlten.

---

*) S. Joseph. Jüd. Kr. Buch 6. Cap. 4.

Freund, wenn Du im Schweigen der Nacht ein dunkeles Gebäude ſieheſt, aus welchem nicht ein Strahl des Lichtes, nicht ein Ton einer Stimme dringt, biſt Du darum ſicher, daß nichts, nichts darin lebt, nichts tief innen ſich regt und ſchaffet?... Auch in dem Körper, der ſchon eine ſtarre Leiche ſcheint, ſchlägt oft noch, von außen unfindbar, ein leiſer Pulsſchlag — und der könnte immerhin noch geweckt werden...

Herodes hatte dieſen gewaltigen Thurm gebaut und Mariamne genannt, und ſeiner Gemahlin zur Wohnung angewieſen. Seine eiferſüchtige Phantaſie ſah ſie ſo gern umſchloſſen von den ſteilen und glatten Mauern des Thurmes, deſſen einzigen Eingang leicht das Auge einer Wache überſchaute. Aber was einerſeits den Zugang unberechtigter Perſonen von außen verwehrt, das verwehrt auch andrerſeits den ungewünſchten Einblick nach innen, und auch die Eingeſchloſſenen ſind deſto ſicherer, je ſicherer die Einſchließenden ſich fühlen...

Es gehörte zu der geheimen Politik der Prieſter, im Bereiche der heiligen Stadt keine Gebäude ohne geheimen Zu- und Ausgang für ſich ſelbſt zu laſſen, und ſo war auch längſt durch den maſſiven Unterbau des neuen Thurmes ein enger Gang gehauen, der durch eine deshalb ausgehöhlte Säule der Ciſterne hinauf in das Thurmhaus führte. Ein Stein in der nördlichen Mauer eines Gemaches der Königin auf gewiſſe Weiſe berührt, und er drehete ſich geräuſchlos auf Angeln, und der Eingang war offen. Doch hatte die beſonnene Frau dafür geſorgt, daß dies ohne ihren Willen nicht geſchehen konnte — nur ſie allein wußte, wo ein Riegel zurückzuziehen, der ſonſt das Spielen des Steines verhinderte. Sie konnte das Zeichen in der Mauer zum Oeffnen hören: wollte ſie nicht, ſo war keine Menſchenmacht im Stande, den Stein nur zu rühren.

Es war dunkle Nacht. Nur am Himmel die Sternlein und in der Königsburg hie und da ein Lämpchen flimmerten. Stadt und Land lagen ruhig zu den Füßen jener, höchſtens daß hie und da das Waffengeklirr einer nächtlichen Wache herauf-

schallte. Aber mitten im Schweigen der Nacht hatten ein greiſiger, wenn auch noch kräftiger Mann und ein Jüngling einen unterirdiſchen Gang betreten, der weit, weithin ſie führte. Nur ihr eigener Schritt, den eine kleine Laterne beleuchtete, welche der Jüngling trug, hallte im engen Gewölbe wieder, von dem bald rechts, bald links ein Zweigpfad abführte — aber der Jüngling wußte Beſcheid. Dann und wann hörten ſie wie einen Bach über ihren Häuptern rauſchen, einmal war es wie ein ungeheurer Waſſerſchwall, der ſich durch eine Schleuſe drängte, es rannen auch viele Tropfen durch einige ſchlechtgefugte Steine, daß die Wand des Gewölbes glitzerte — bald war es wieder vorüber. Jetzt ſtiegen ſie einige Stufen nieder, bis ſie an einem ehernen Pförtchen ſtanden. Der Jüngling hatte den Schlüſſel, öffnete, und nun begannen ſie ununterbrochen zu ſteigen. Noch wandten ſie ſich um einen Pfeiler, und ſiehe, ſie ſtanden vor der Oeffnung in der Mauer, aus der ſie in das Gemach hineinſtiegen, von welchem wir oben geſprochen — der Stein hatte ſchon offen geſtanden. Aber Niemand war im Gemach.

„Wir ſind zur Stelle, Meiſter!“ ſprach der Jüngling. „Gehet Ihr nur weiter, mir ward befohlen, hier zu verweilen, bis ich gerufen würde...“ „Gut!“ antwortete Schammai, durchſchritt das Gemach, öffnete eine Thüre und ging durch dieſelbe in ein anderes. Darin ſaß ein Greis, ein alter Diener, das Haupt, von Silberlocken umgeben, tief in die Hand geſenkt. Aber ſchon das leiſeſte Geräuſch der Sandalen ließ ihn aufblicken, der Blick auf den hohen Mann, der jetzt vor ihm ſtand, aufſpringen.

„Iſt Deine Herrin bereit, mich zu empfangen, Jochanan?...“

„Sie hat mir befohlen, Dich zu bitten, hier zu verweilen, großer Rabbi, bis Du eine Erfriſchung eingenommen und ich Deine Ankunft ihr gemeldet...“

„So melde mich, Trank und Speiſe nehme ich nicht an.“

Der Diener entfernte sich, Schammai ließ sich auf einen Divan nieder.

Kaum daß er da einige Augenblicke geruht — da öffnete sich abermals die Pforte und herein trat...

Es ist bald gesagt, wie der Mond aus dunkelem Gewölke tritt und plötzlich die mitternächtliche Landschaft mit seinem Silberlicht übergießt, oder wie aus blau-schwarzem Gewölk, kaum mit einem Goldrand umsäumt, plötzlich die Feuerkugel der Sonne sich schwingt und mit Einem Blitze die Nebel des Thales zerreißt, und über Berg und Wald und Niederung bis in die tiefe Schlucht hinein den goldnen Schimmer wirft — ach! das Menschenantlitz ist mehr als Mond und Sonne, wie ein grambeschattetes Menschengesicht mehr als Dämmerung und Nacht ist...

Siehe — in das wenig erleuchtete Gemach, wo der kummerbelastete Rabbi auf dem Divan ruhete... was hatte er nicht Alles verloren, nachdem er gekämpft, wie ein Riese gekämpft, es zu erhalten; jetzt konnte er sich zu den Todten zählen, wie er schon halb im Schooße der Erde begraben war, bald in den Höhlen der Felsen von Juda, bald in den unterirdischen Gängen des Tempels — und konnten nicht da auch Späher des Herodes sein? wer sagte ihm, daß er nicht selbst ein Späher des Herodes sei, der, indem er seinem treuesten Freunde sagte, was er gesehen, es für Herodes gesehen hat, denn durch jenen erfährt *der es*? Er hatte gekämpft für das Haus der Hasmonäer, und siehe, es war in die Erde gesunken, kaum daß noch die letzten Firststeine herausſahen — gekämpft für die Selbstständigkeit der Nation, und sie war eine Beute der übermüthigen Römer — für die freie Selbstbeherrschung des Volkes durch den eigengewählten Fürsten, und es lag zu den Füßen des ehrgeizigen Idumäers, der es knechtete und, mehr noch, verhöhnte — gekämpft für die unbeschränkte Entwickelung des Gesetzes, und die Männer des großen Sanhedrins waren geschlachtet, nachdem sie sich durch die eigene Schwäche gefesselt

in die Hände des Schlächters gegeben — ha, wohin er ſchaute, erhoben ſich Götzenbilder, Götzenembleme, Götzenaltäre, Götzentempel, errichtet durch die freche Hand des römerſchmeichelnden Herodes, der es ſo wenig ernſt mit der Religion meinte, welche ſein Stamm erſt ſeit wenigen Jahrzehenden angenommen, errichtet aus der abgepreßten Habe des Volkes, welches den Namen eines Götzen nicht nennen, das Gold, aus dem er gehämmert, nicht zu ſich nehmen durfte — er hatte gekämpft — auch das verhehlte er ſich nicht — er hatte gekämpft für eine glanzvolle Stelle unter den Weiſen und Lehrern der Stätte, von wannen „die Lehre ausgeht und das Wort des Ewigen," mit Gedank' und Wort und That gekämpft, gerungen mit ſeinen eigenen Leidenſchaften, und ſie zu Boden geworfen, entbehrt, gefaſtet, getragen, und das Schwere noch ſchwerer, und das Scharfe noch ſchärfer gemacht, und um des Rechtes willen in ſein eigenes Fleiſch geſchnitten, und um des Geſetzes willen ſein eigenes Herz geopfert — — und ſiehe, ſein Name durfte in Zijon nicht genannt werden, ohne daß nicht erblaßten, die ihn vernahmen, ſeine Meinung nicht vorgetragen in Jeruſalem, ohne daß nicht erzitterten, die ſie erwähnten...

Dies Alles war längſt und war jetzt durch ſeine Seele gegangen, und hatte ein Feuer gezündet, das über ihn zuſammenzuſchlagen drohete — jeder Schritt in dem unterirdiſchen Gange häufte den Zündſtoff in ſeinem Innern, jede Stufe im Thurme fachte die Gluth höher und höher an... jetzt war er überwältigt niedergeſunken auf den Divan — — aber mitten in den Aufruhr ſeiner Gefühle, in den vollen Sturm ſeines gewaltigen Geiſtes — —

trat herein Mariamne, die Hasmonäerin, ſchöner als der Mond aus ſchwarzem Gewölk, als die Sonne aus tiefblauer, goldumſäumter Wolke, die letzte, aber auch die herrlichſte ihres königlichen Stammes, deſſen jeder Zweig voll Majeſtät, voll Anmuth — und ſie erblichen Alle wie Nebel-

flehen vor ihr — Mariamne trat in das Gemach. Auch über Schammai kam Ruhe und Sicherheit.

Schammai hatte sich vom Divan erhoben. Er blickte mit überwältigten Gefühlen auf die junge Fürstin, auf das hohe Weib, das vor ihm stand. Ach! alle die herrlichen Gaben, mit denen die Vorsehung sie überschüttet hatte, waren ihr zu frühem, zu erdrückendem Weh geworden! Geburt und Rang, Geschlecht und Würde lagen von Kindheit an wie ein Fluch auf ihr, Alles, was sie liebte, war dahingegangen durch Dolch und Gift und Schwert, und diese Schönheit, diese Alles besiegende Schönheit hatte sie erst recht zur Sclavin eines Mannes gemacht, den sie zu hassen berufen war....

Da stand sie ... er sah diese erhabene Gestalt, die so voll wie schlank, so hoch wie ebenmäßig gebaut war, und in allen ihren Gliedern die feinste Zierlichkeit mit edelster Fülle und Glanz vereinigte; er sah dieses schöne Haupt, das voll Grazie und Majestät auf dem weißen, stolzen Nacken ruhete, dieses blauschwarze, duftige Haar unter Schleiern verborgen, diese hohe, leuchtende Stirn, die kühn und zart geschwungenen dunkelen Brauen, unter denen lange, schwarz bewimperte Lider die Augen bedeckten — aber sie schlug sie auf und richtete sie auf den Rabbi, diese hellen, blauen Augen mit dem mächtigen Feuer unter dem Schimmer der Sanftmuth, daß sie nimmer erloschen im Geiste dessen, den einmal nur ihre Strahlen trafen — o er sah dieses Antlitz voll der gerühmten hasmonäischen Schönheit, gerundet und ebenmäßig in allen Theilen, mit diesen rosigen, gewölbten Lippen, welche den kleinsten Mund bildeten und in die leisesten Winkel verliefen....

Und diese Schönheit stand da, überstrahlt von dem Geiste der Unschuld, der noch im innersten Herzen wohnte, und versenkt in Trauer, welche Gestalt und Antlitz nur noch veredelte.... ein so junges Weib von noch nicht fünfundzwanzig Jahren, und so schwer heimgesucht.... diese vielsagenden Trauerkleider mochten den äußern Glanz der Fürstin dämpfen,

den innern, den von innen ausstrahlenden heben sie noch mehr....

Schammai blickte auf sie, aber er sprach nicht.... seine Rechte hob sich unwillkürlich zur Brust und drückte auf das pochende Herz.... aber er sprach nicht....

Da hob Mariamne das Haupt und die gesenkten Lider, und sah den Greis an und sprach leise mit ihrer silberhellen Stimme: „O, mein Lehrer!...“

Schammai griff nach der Hand der Fürstin und führte sie zu seinen Lippen, und seufzte: „Meine arme, unglückliche Mariamne....“

Aber es kamen die Thränen nur in die Augen des Mannes. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens erhob Schammai das Haupt, bewegte es heftig, wie um diese weiche Stimmung abzuschütteln, und sprach mit fester Stimme:

„Du hast mich rufen lassen, Fürstin; Du hast nach der Höhle gesandt, in der ich neben Aar und Falke horstete, und ich habe sie verlassen, und bin nach dem Neste des Geiers gekommen, der mir die Augen aushacken wird; was willst Du?...“

„Was ich will, Schammai? was ich will?“ sprach die Fürstin lebhaft, „Rath, Rath, Schammai! nichts als Rath.... was ich thun soll, sollst Du mir sagen.... denn ich, ich weiß es nicht....“ Mariamne ließ Stimme, Haupt, Hand sinken, die sie erhoben. Endlich fuhr sie fort: „Du warst der Lehrer meiner Jugend, Meister, Dein Wort hat meine Seele gebildet, hat ihr Kraft und Festigkeit zu geben versucht, Du warst es, der mir täglich zurief: „„sprich wenig und thue viel!““*) ach, es ist Alles, Alles hin, und meine Seele ist rathlos....“

Schammai antwortete: „Mariamne, wenn Deine Seele rathlos — dann kann auch ich Dir nicht rathen — wenn Dein

*) Spruch des Schammai P. Aboth 1, 14.

Geist ohnmächtig, verzagt ist bis in die unterste Fiber — dann bleibe so, bis Du Dich erhoben hast, dann hättest Du mich nicht rufen sollen, dann kann ich höchstens Dir sagen: wart' es ab!"

„Nein, Schammai, nein! so ist es nicht mit mir — das sagt' ich nicht...." und plötzlich erhob sich die ganze Gestalt Mariamne's und aus ihrem Auge sprühte Feuer und ihre Hand ballte sich... „seh' ich nicht des Tages über die Gestalt meines gekrönten Vaters dort im blutdurchströmten Antiochien zum Richtplatz schleppen — seh' ich nicht des Nachts das jugendliche Haupt meines Bruders, o geschmückt mit dem goldenen Stirnblech und dem Hohenpriesterbunde, tief, tief unter die Wellen gedrückt — es ist dieselbe Faust, die meinen Vater zum Richtplatz schleppt, dieselbe Faust, die meinen Bruder unter das Wasser drückt..."

„Und was ruft Dir dieser Vater unter dem Schwert des Henkers, dieser Bruder unter der Wucht des Wassers zu, Mariamne?...."

„Wenn in dem schrecklichen Bilde, das mich verfolgt, endlich mein Vater seinen letzten Blick aus dem Staube wirft, in den sein Haupt gerollt, endlich mein Bruder sein letztes Röcheln hören läßt aus dem Schlamm, in den sein Haupt gesunken.... Schammai, ich habe keine Ruhe Tag wie Nacht, ich sehe jenen letzten Blick, ich höre jenes letzte Röcheln um mich, neben mir, vor mir...."

„Und was sagt Dir dieser erblassende Blick und was ruft Dir dieses Todesröcheln zu, Mariamne?..."

„Was fragst Du, Rabbi, Du weißt es...."

„Ich weiß es nicht, Weib .... ich weiß es noch gar nicht...."

„Lehrer, Meister, wie werd' ich das Röcheln los, daß ich es nicht mehr höre, den Blick, jenen verscheidenden, daß ich ihn nicht mehr sehe.... Sag' es mir, rathe mir, rathe mir, Schammai!..."

„Wie Du sie los wirst, Mariamne?... und dies zu beantworten, hast Du mich aus den Felsen von Juda kommen lassen?... Dann, Mariamne, sollst Du sie gar nicht los werden, und wenn ich das Wort wüßte, mit welchem sie in ewige Vergessenheit zu bannen wären — nimmermehr sagt' ich es Dir.... nein! wenn Dir der Todesblick Deines Vaters, das Todesröcheln Deines Bruders nichts weiter sagen, wenn Du der Faust vergissest, die Beide in den Staub und Schlamm geschleudert, so sollen sie Dich ewig verfolgen, sie mögen sich mit Dir setzen an die schwelgerische Tafel des Herodes, und sich mit Dir niederstrecken auf das üppige Lager des Idumäers.... Wie Du sie los wirst? Geh hin zu Deinem Großvater, zum Hyrcan, er kann Dich lehren, wie man die Hand küßt, die den Bruder vergiftet*)...."

„Rabbi, Rabbi, schrecklicher Mann, hör' auf...."

„Nun, Mariamne," fügte Schammai ruhiger hinzu, „ich bin über die Felsen von Juda geklimmt, ich bin durch die Eingeweide der Erde gewandert, wenn Du aber nichts von mir wolltest, als das unruhige Innere beschwichtigen, die Trauer aus dem Gedächtniß verwischen und wieder Rosen auf den Weg streuen, so konntest Du den müden Greis ruhig in seinem Felsennefte lassen...."

„Ach, ihr grausamen, ihr harten Männer!" hob die Fürstin an, „so seid Ihr Alle — — Ihr reißet uns gewaltsam hinein in den Wirbel Eurer strömenden Leidenschaften, und wenn dann das schwache Weib hin- und hergeschleudert, bald von dieser, bald von jener ergriffen, nicht gleich Eine Richtung halten kann, dann hohnlachet Ihr und tretet sie mit Füßen.... Sag', was erwartetest Du denn von mir zu hören?..."

„Nichts, gar nichts erwartete ich, so lange ich fern war — als Du aber Deinen Sendling zu mir entbotest, um mich

*) Aristobul II.

herzubescheiden, da erwartete ich ein Wort von Deinen Lippen, ein Wort, das, einmal vernommen, nimmer wieder verhallt, sondern durch das ganze Leben und durch die ganze Welt tönt — dort, sagt' ich, ist ein tödtlich getroffenes Weib, dem man Vater und Bruder gemordet, dem man das ganze väterliche Haus mit dem Mordstahl verödet hat, dem man Namen und Rang gestohlen, dem man Volk und Glauben gewürgt hat, dies Weib ruft Dich, hinter ihr stehen die Schatten der Gemordeten, hinter ihr der Schatten eines geknechteten Volkes, eines geschändeten Heiligthums — frägst Du, Mariamne, was ich von ihr zu hören erwartete?..."

„Aber vergissest Du, Schammai, daß es mein Gatte, daß es der Vater meiner beiden Söhne ist?..."

Schammai schwieg einen Augenblick; dann sprach er leise wie vor sich hin: „Ha, sie weiß es nicht, sie ahnt es noch nicht, daß er auch ihre Söhne tödten, daß er auch ihr eigenes Haupt in den Staub strecken wird...."

Mariamne hörte diese Worte, und kreischte auf: „Was sagst Du, falscher, thörichter Mann...."

„Nichts sag' ich, nichts, Fürstin" — erwiederte Schammai kalt, „als die Bitte: entlasse mich...."

„Meine Söhne tödten, Mann, sagst Du? mich, mich selbst? mag's sein, aber meine Knaben morden, meine, seine.... was weißt Du? Sprich...."

„Ich sage nichts, Mariamne; Du sollst nicht dereinst sagen, Schammai habe dich gestachelt, aufgereizt — nein, Fürstin, was nicht aus Dir selbst entspringt, soll niemals geschehen — —"

Aber Mariamne fuhr auf Schammai los und ergriff seinen Arm und rief: „Hast Du etwas gehört? führt Herodes etwas gegen meine Knaben im Schilde? ist dies möglich? beim Throne Jah's, sprich es aus, schone nicht!..."

„Beruhige Dich, Königin! ich habe nichts gehört, nichts gesehen — aber wenn Du es wissen willst, so will ich es aus-

ſprechen: ich halte mich überzeugt, daß der Weg, welchen Herodes beſchritten hat, nur damit endigen kann, daß auch Du und Deine Söhne die Opfer ſeines Mißtrauens und ſeiner Herrſchſucht werden müſſen; ich ahne, ich glaube es...."

Mariamne verhüllte ſich in ihre Schleier; ein Schauer durchlief ihren Körper. Dann ſprach ſie: „Iſt dies nur ein Werk Deiner Berechnung, ſo haſt Du die außerordentliche Liebe des Herodes zu mir, ach! dieſe ſchreckliche Liebe, außer Acht gelaſſen...."

Schammai zuckte die Achſeln! „Sicher hab' ich dieſe Liebe nicht vergeſſen, denn ſie dacht' ich mir als die Geißel für Herodes, als die blutige Stachel in ſeiner Seite — aber haſt Du noch nie gehört, daß in vergifteter Schale auch der Wein ſich in Gift verwandelt? daß in dem geifervollen Herzen die Liebe zur blinden, ſelbſtmörderiſchen Eiferſucht wird?..."

Wieder ſchauerte Mariamne: „Du biſt ein ſchrecklicher Mann...."

„Und weißt Du nicht, daß in Herodes' Palaſt Salome, ſeine Schweſter, weilt, die Dir tödtlichen Haß geſchworen? Weißt Du nicht, daß jenſeit des Jordans Doris, die erſte Gemahlin des Herodes, die verſtoßene, um Deinetwillen verſchmähete, weilet und jeden Deiner Athemzüge belauſcht? Kenneſt Du jene junge ſich windende Schlange nicht, den Sohn der Doris, den Antipater, der Deine Söhne ſchon jetzt mit dem Geifer ſeiner Liſt überzieht, um ſie dereinſt zu verſchlingen?... Ha, ich ſeh' es, ich ſeh' es..."

Mariamne war auf den Divan geſunken, und ihr Haupt war in ihre Hände vergraben. Nach langem Schweigen hob ſie an: „So bin ich denn rathloſer als vorher, was ſoll ich beginnen?..."

„Mariamne," hob der Greis an, „es iſt ſo, wie ich Dir ſagte; ich kann Dir erſt rathen, wenn Du ſelbſt berathen biſt, wenn ein, ein, ein Entſchluß Deine ganze Seele füllet, dann rufe mich wieder, dann will ich Dir rathen .... Ich gehe jetzt,

aber ich weiß es, ich komme wieder — ach, es wird nicht allzulang währen — aber ich will Dir schon heute eine Bürgschaft geben, daß Du mich rufen wirst und daß ich kommen werde: Mariamne, zunächst kommt Dein Großvater Hyrcan daran — —"

Mariamne sprang auf: „Eule, Eule, was krächzest Du! Der alte, ehrwürdige Greis, der harmlose, der vielerprobte, der unschädliche, o mein Vater, mein Vater...."

Aber der Rabbi war längst verschwunden, und wanderte bereits den unterirdischen Gang zurück.

4.

In der Hauptstraße der Vorstadt Bethzeda stand ein kleines, unansehnliches Häuschen, zwischen größere, neugebaute, nach römischem oder griechischem Styl errichtete gezwängt. Zwar sah es durchaus nicht verfallen und vernachlässigt aus, aber sehr mäßig in Umfang und Höhe, und dies, wie die ganze Art der Einrichtung verrieth, daß der Besitzer mehr nach bescheidenem, aber festem Halten am Alten, denn nach Reichthum und Glanz trachte, da die benachbarten Paläste sicher den kleinen, störenden Nachbarn auch gegen hohen Preis in sich aufgenommen hätten, wenn er es zugegeben. Eine kleine Thüre und nur eine einzige, als Fenster dienende, vergitterte Oeffnung gingen nach der Straße; sonst wandte sich das Häuschen ganz nach innen, und selbst das platte Dach war mit einer so hohen Balustrade umgeben, daß man nur von den hohen Nachbarhäusern hineinschauen konnte. Um diese Balustrade und von ihr herab wandte sich immergrüner, dichter Epheu — sonst war das Häuschen vor noch nicht langer Zeit frisch überkalkt worden.

In diesem Häuschen lebte Isaak ben Babusch mit seiner alten Mutter ganz allein. Isaak war ein junger, kräftiger

Mann von einigen zwanzig Jahren. Seine etwas dunkle Gesichtsfarbe stach von dem hellblonden Bart, der eben um Kinn und Wange und auf der Oberlippe flaumte, eigenthümlich ab; seine braunen Augen, die, ohne zu flammen, Stärke der Leidenschaften ausprägten, waren der Spiegel unerschütterlicher Treue. Isaak war Levit, und verkehrte deshalb viel im Tempel, auch wenn nicht seine Abtheilung an der Reihe war, denn er war gläubig und lauschte den Unterweisungen und Auslegungen der Gelehrten; was ihm dann noch an Zeit übrig blieb, wandte er auf Kunstwirkerei, worin er eine große Geschicklichkeit erlangt hatte. Als eifriger Levit stand er den leitenden Priestern und Weisen zu aufopferndem Gehorsam, als Kunstwirker war er selbst vor die Königin Mariamne gelangt, indem er ihr mehre Male Erzeugnisse seiner Kunst vorlegte, und von ihr Aufträge erhielt. Seitdem aber übte er seine Kunst nur für die Königin, und die reichsten Versprechungen konnten ihn nicht vermögen, für einen Andern ein Gewand oder einen Teppich zu wirken; deshalb verstäubte meist das Kunstgeräth, und Ben Babusch ging träumerisch umher, nur glücklich, wenn er irgend einen Auftrag im Dienste der Religion oder derer, die er als die Stützen derselben verehrte, vollführen konnte. Seine sechzigjährige Mutter härmte sich darüber gar sehr, aber er schien ihre Thränen gar nicht zu bemerken. Denn welche auch seine Hülfsquellen sein mochten, fehlen ließ er es ihr an nichts; aber bald seine aufflammende Heftigkeit, mit der er dann sie fast erdrückte, bald sein trübsinniges Versinken, in welchem er sie, sich und die Welt vergaß, bald sein tagelanges Ausbleiben, ohne daß er ihr, wie früher, fröhlich Rechenschaft gab, wo er gewesen und was er getrieben, alles dies erregte ihren Kummer, ihre Befürchtung. Weckte sie ihn dann mit eindringlichem Worte, zeigte sie ihm die beängstigende Veränderung, die mit ihm vorgegangen: so gestand er es zu, gelobte Besserung, Thränen flossen aus seinen Augen, und welche Mutter kann den Thränen eines erwachsenen Sohnes widerstehen?...

Indeß kamen ſolche Scenen doch nur ſelten vor; denn Ben Babuſch liebte ſeine Mutter zu ſehr, und umgab ſie mit ſeiner kindlichen Fürſorge ſo ununterbrochen, daß er ſich lange Zeit mit aller Macht bezwang, bis er unwillkürlich und unbewußt wieder darein verfiel. Seit einiger Zeit hatte Iſaak aber ſeine Wirkergeräthe wieder hervorgeholt, ſie gereinigt, ſehr achtſam zuſammengeſtellt und eingefugt — doch Niemand konnte wiſſen, was er arbeite, denn er hielt ſeine Kammer ſorgfältig verſchloſſen, und ſelbſt ſeine Mutter kam nicht hinein. Doch dieſe war ſo erfreut über ſeinen wieder erwachten Kunſtfleiß, daß ſie ihn gewähren ließ. Ach! es war ja das einzige Kind, das ſie unter ihrem Herzen getragen, und ſie allein hatte ihn groß gezogen, denn ihr Gatte war in einem Gefechte gefallen, als Jeruſalem in Gefahr ſtand, da Iſaak erſt drei Jahre zählte.... Ben Babuſch ſaß an ſeinem Wirkerrahmen in ſeiner Kammer....

Horch! Trompetengeſchmetter, Tubenklang, Volksruf! Von der Antonia her die Straße hinab nach dem Steinthurm-Thore zog der König Herodes mit großem Gepränge; die Leibwache in größtem Staate voran, die Großen und Bedeutenden alle hinter und um ſich; die Trompeten und Tuben riefen gleichſam das Volk zuſammen.... warum dieſer Lärmen, dieſes Aufſehen? Herodes liebte es doch ſonſt nicht, und hieß immer die Bläſer ſchweigen, ſobald ſie an das Thor Jeruſalems kamen, und zog den kürzeſten Weg durch die Stadt.... Und ha, wem gilt der Ruf, der wachſende, bis an den Himmel ſchallende Freuden- oder Huldigungsruf des Volkes, das doch ſonſt ſo düſter ſchweigt, wenn Herodes durch ein Viertel der heiligen Stadt ritt?.... Wem er gilt?.... Iſaak ben Babuſch höret den Ruf, und ſtürzet von ſeinem Rahmen aus ſeiner Kammer in das Zimmer nach vorn, in deſſen Vorderwand die vergitterte Oeffnung nach der Straße geht.... Neben Herodes zieht die Königin Mariamne auf weißem Maulthiere, wie das Volk ſie lange nicht geſehen.... ihr gilt der Ruf des Volkes....

Wollte Herodes dem Volke erweisen, daß der Tod ihres Bruders sie dennoch nicht von ihm getrennt habe? .... Wodurch war es ihm gelungen, daß sie ihm gehorsam war, daß sie sich mit ihm dem Volke zeigte? Hatte sie seiner Ueberredung unterlegen? oder seinen Drohungen nachgegeben? oder diente sie damit einem Plane, der geschickt entworfen war?....

Das Volk jauchzt, das Volk, das die Todten so schnell vergißt und die Lebenden so leicht preist — Isaak, als sein schnelles Auge schon aus weiter Ferne die Königin erblickt, schlägt sich vor die Stirn, und bleibt wie erstarrt vor der vergitterten Maueröffnung stehen. Der Zug nähert sich schon, er windet sich den Hügel Bethzetha herab — was überfährt da unsern Jüngling? .... Als der Zug fast schon in die Thalstraße gelangt war, da flog von einem platten Dache eine große Blumenkrone dicht vor dem Kopfe des Maulthiers, das die Fürstin trug, nieder; diese selbst erschrak und fuhr zurück und der Zügel entschlüpfte ihrer Hand, noch mehr das feurige Maulthier, das sofort scheu geworden, sich bald bäumte, bald mit den Hinterfüßen ausschlug, dann davonsprang und blitzschnell durch die Volkshaufen jagte, die sich eben so schnell öffneten und durch ihr Schreckensgeschrei das Thier noch wilder machten. Die Königin wankte hin und her, kaum, daß sie sich noch erhielt, Herodes und seine Begleiter jagten schreckensbleich hinterdrein; Dieser und Jener wollte dem tollen Thiere zur Seite gelangen, aber desto mehr raste es dahin — Mariamne war verloren, der nächste Sprung des Mäulers mußte sie auf das Pflaster schleudern und ihr Haupt zerschellen .... aber Isaak sah ihre Gefahr, er sprang in die Maueröffnung hinauf, faßte mit gewaltiger Faust das Gitter, und in einem wüthenden Anstoß stieß er es aus dem Gestein und sprang darüber hinweg mitten in die Straße hinab, dicht vor dem daherjagende Maulthier nieder, das plötzlich stehen blieb und auf die Hinterknie zurückstürzte. In demselben Augenblicke griff mit der Linken der Jüngling in die Zügel des Thieres, mit der

Rechten fing er die niedersinkende Königin auf, die bewußtlos an seiner Brust ruhete. Regungslos stand Isaak ben Babusch, regungslos lag Mariamne in seinem Arm, regungslos kniecte das eben noch rasende Maulthier. Jetzt kam der König mit seinem in Unordnung gerathenen Gefolge heran; er sah die Gruppe und in seinem Auge flammte es. Er knirschte fast mit den Zähnen, daß ein Andrer seine Gemahlin gerettet und mit seinem Leben für das ihre eingestanden; daß ein Andrer, wenn auch zur Rettung, sie, wenn auch bewußtlos, in den Arm geschlossen. Er stieg ab, befahl, schnell eine Sänfte zu holen, richtete die Königin auf und stieß unsern Jüngling fast unsanft von sich. Mariamne öffnete die Augen, blickte wie verwundert um sich und sah das Antlitz ihres Gemahls auf das ihrige gebeugt.... sie erinnerte sich; wo war ihr Retter, den sie selbst in den Wirren des Schreckens erkannt hatte? Der König ließ ihr keine Zeit zur Frage, er redete sie an, sprach ihr mit vielen Worten Muth ein, bis bald die Sänfte angekommen, in welcher sie nach ihrem Thurme zurückkehrte, wohin ihr Herodes folgte. Die Tuben und Trompeten waren verstummt, das Volk schwieg....

Als der König den Jüngling wie mit Ingrimm zurückgestoßen, warf dieser noch einen flammenden Blick auf die Königin und stürzte dann in sein Haus zurück, vor seiner Mutter vorüber, die ihn anrief, ob er sich nicht beschädigt? in seine Kammer, die er verschloß, und selbst auf wiederholten Ruf seiner Mutter nicht öffnete.

Als die Nacht niedergesunken, da klopfte es an die kleine Thüre des Hauses. Die alte Mutter rief ihrem Sohne, um zu öffnen, aber er hörte nicht; und als das Klopfen immer stärker und schneller ward, mußte sie sich entschließen, selbst zu öffnen. Es traten mehre Männer ein, in welchen die Frau nicht blos einige der nächsten Diener um die Person des Königs erkannte, sondern auch höhere Räthe desselben. Sie verlangten vor ihren Sohn geführt zu werden, um eine Bestellung des Königs aus-

zurichten. Die Mutter ſchwieg verlegen. Aber die fremden Stimmen im Hauſe mochten Iſaak geweckt haben, und er trat aus ſeiner Kammer. Mit den ſchmeichelhafteſten Worten ſprachen die Männer dem Jüngling den Dank des Königs aus, und daß er befohlen habe, den Retter der Königin ſofort vor ihn zu bringen. Er durfte ſich dem nicht entziehen, und durch den dunkeln Abend folgte er ſeinen Führern nach dem Palaſt des Königs. Aber nicht Alle, die gekommen, gingen mit Iſaak. Einige Männer blieben unvermerkt zurück; kaum daß ſich die Thüre geſchloſſen hatte, nahmen zwei derſelben die Mutter an der Hand und führten ſie wider ihren Willen, aber ſanft in ein Zimmerchen, wo ſie ſie bewachten, während die Anderen das ganze Haus durchſuchten. Sie fanden nichts. Aber endlich gelangten ſie in die entlegene Kammer Iſaak's; ſie ſahen die angefangene Stickerei und bemächtigten ſich ihrer; ſie klopften an die Wände, ſie hoben die Backſteine des Bodens aus, ſie fanden nichts; ſchon wollten ſie ſich entfernen, als Einer rieth, das einzige Möbel des Kämmerleins, den niedrigen Divan, der dem jungen Manne zur Schlafſtätte diente, näher zu unterſuchen. Und in der That, in dem Seitenkiſſen fanden ſie ein ſchmales Käſtchen, darin mehrere beſchriebene Pergamentſtreifen. Der Anführer der Leute ſah es mit Befriedigung an, ſteckte es zu ſich, winkte den Andern und ſie verließen alleſammt das Haus, es der alten Frau überlaſſend, die Bedeutung deſſen, was geſchehen, zu erſinnen. Sie wartete der Rückkehr ihres Sohnes bis zur ſpäten Stunde — aber er kam nicht. Sie wurde immer unruhiger, ſie verwünſchte ſchon in ihrem Herzen den Edelmuth ihres Sohnes, der die Königin gerettet — endlich ſchlief ſie auf ihrem Sitze ein, ihre Lampe flackerte auf und erloſch. Die Leuchte ihres Lebens war ja auch erloſchen!....

Herodes, als er in ſeinen Palaſt zurückgekehrt, hatte ſchnell einige Sendlinge entboten, welche genau die Verhältniſſe des Jünglings erforſchen ſollten, der ſich erkühnt hatte,

auf so ungewöhnliche, heroische Weise der Retter seiner Gemahlin zu werden. Jene hatten ihn bald bedient; sie wußten, daß Ben Babusch ein einfach, einsam Leben führe, daß er ein glühender Anhänger der Priester, Weisen und insonders der Hasmonäer sei, daß er die Königin mit trefflich gewirkten Teppichen und Tüchern versehen.... Es war genug, um den höchsten Argwohn des Herodes zu erregen. Als aber Isaak vor ihn geführt ward, sah man auf seinem mächtigen Antlitz nichts dergleichen, nur Freundlichkeit und Dank schienen auf ihm Platz genommen zu haben.

„Ben Babusch," redete er ihn an, „Ihr habt mich auf eine Art verpflichtet, die ich zu lösen nicht vermag, Ihr habet mir mehr als das Leben, denn Ihr habet das Leben der Königin, das offenbar in Gefahr war, gerettet. Wie soll ich es Euch lohnen?...."

Der Jüngling verbeugte sich und sprach: „Herr, wenn das Volk sein eigenes Leben für das der Königin einsetzt, thut es da mehr als seine Pflicht?...."

„Nun, Jüngling," erwiederte Herodes mit etwas spöttischer Miene, „vom „Volke" schweig, denn das rannte und schrie nur und machte die Sache ärger, oder hältst Du Dich für das Volk?...."

„Nicht für das Volk, aber aus dem Volke, Herr!" erwiederte Isaak.

Herodes biß sich auf die Lippe und fuhr fort: „Du hast Dich wie ein Held benommen, Ben Babusch! Wer hat Dir die Kraft gegeben, das Gitter aus den Steinen zu reißen? wer, das wüthende Thier auf die Hinterbacken niederzuschleudern und zugleich die Königin zu sichern? wer hat es Dir überhaupt eingegeben, so zu handeln, wie es allein im Augenblicke zur Rettung nothwendig war? sag' an...."

Isaak blickte in die Höhe: „Wer es mir eingegeben? wer mir die Kraft verlieh? Herr, Der, welcher in aller Gefahr

dem Bedrohten einen Retter ſendet, dem Gefangenen einen Befreier, dem Gedrückten einen Erlöſer...."

Herodes entfärbte ſich.

„Und dann, Herr, wer kann zurückſtehen, wenn die Königin in Gefahr iſt? wer wird ſein Leben ſchätzen, wenn der Tod ſeine Hand nach ihr ausſtreckt? Gott berief mich zu ſeinem Werkzeug, und ihm hab' ich auf meinen Knieen gedankt, daß er mich dazu erkoren...."

Herodes' Antlitz wurde finſter; er blickte in das Angeſicht des Jünglings, das von der Flamme der Begeiſterung geröthet war, der ſeiner vergeſſen zu haben ſchien — und ſein Blick ward immer düſtrer. Endlich hob er an: „Aber, Ben Babuſch, ein König kann nichts ſchuldig bleiben, und ſo ſag' an, wie ſoll ich Dir lohnen?"

Iſaak ſenkte das Haupt und ſchwieg. „Höre, Jüngling, ich will Dich zum Anführer einer Cohorte machen, in Dir ſteckt ein Held...."

Ben Babuſch ſchrak zurück: „Herr, ich bin Levit...."

„Was thut das? Leviten giebt's genug und Tauſende können Dich erſetzen, aber tapfere, muthige Führer von Cohorten giebt es wenige, und ...." fügte er langſam hinzu, „ſelbſt die Königin wird Dich gern ſehen in der goldglänzenden Rüſtung...."

Wechſelnde Lichter und Schatten fuhren über das Antlitz des Jünglings. Nein, es waren ihm keine verlockenden Bilder, die der König ihm mit lauernder Miene vorzaubern zu wollen ſchien; eiskalt griffen ihm die Worte in das Herz .... „Ich kann nicht, Herr!...." ſagte er leiſe, aber beſtimmt.

Herodes warf das Haupt in den Nacken. „Weißt Du nicht, Knabe, daß ich das Wort „ich kann nicht" niemals gelten laſſe?.... Doch halt! wenn Du bei mir nicht dienen willſt, ſo werd' ich Dich im Dienſte der Königin verwenden .... Du haſt es ja bewieſen, daß ihr Niemand treuer geſinnt iſt, ſo ſollſt Du, wenn ich auswärts bin, ſie auf ihren Ausflügen be-

gleiten, ihr gewärtig sein, sie bewachen und jede Gefahr von ihr abwenden...."

Purpurröthe überströmte das Gesicht Isaak's — aber bald senkte er unter dem forschenden Auge des Herodes das Haupt .... aber das heiße Blut drängte sich zu seinem Herzen, er fühlte wohl, daß er auch jetzt „Nein!" sagen müsse, aber er konnte es nicht, seine Zunge war unter der Wucht der Empfindungen wie gelähmt, und nur ein undeutliches Murmeln, vielleicht nur ein Seufzer, kam über seine Lippen....

In diesem Augenblicke erschien der Führer derer, welche in Isaak's Hause zurückgeblieben, an der Thüre des Gemachs und winkte dem Könige. Dieser wandte sich zu Ben Babusch, und sprach: „Nun gut, Jüngling, besinne Dich ob Deinem Entschluß, meine Diener werden Dir ein Gemach zu Deiner Bequemlichkeit anweisen, damit Du mich morgen früh sogleich von Deiner Absicht in Kenntniß setzen kannst." Isaak wollte die Bitte aussprechen, ihn nach seinem Hause zu entlassen, aber der König winkte ihm abwärts und wendete sich nach einer andern Seite, und einige Diener erschienen bereits in der Pforte. Er mußte sich ergeben.

Kaum hatte Isaak das Gemach verlassen, als ein Vorhang sich erhob und ein Weib hereinstürzte, das mit eben so vielem Triumph wie Hohn in Wort und Geberde ausrief: „Habe ich es Dir nicht gesagt, Herodes?!"

Herodes sprach: „Was kann Mariamne für die Frechheit eines Knaben?"

Das Weib antwortete giftig: „Und meinst Du, daß ein Knabe so frech ist, die Augen zur Königin zu erheben, wenn er nicht ermuntert worden? Der Knabe ist ja ihr Kunstwirker, und ein schöner Knabe ist er...."

„Geh, Schlange!" rief Herodes aus, und verließ das Gemach.

Es war Salome, die Schwester des Königs.

5.

Herodes saß in seinem geheimsten Cabinet. Es war einfach geschmückt, Alles zum Gebrauch und Nutzen, nichts zu Pracht und Zier berechnet. Auf der einen Seite einen Rück voll Rollen und Bücher, insonders die Geschichte und Gesetze aller Völker betreffend, mit denen der Herrscher von Judäa in Berührung gekommen, oder noch kommen konnte; auf der andern Seite einen wohlverwahrten Schrank mit Pergamenten, welche seines Vaters und seine Thaten betrafen, Verträgen, die sie abgeschlossen, kurz einer Sammlung geheimer Schriften. Auch die Tafel, vor welcher Herodes jetzt saß, war mit dergleichen bedeckt, Einiges, theils kleine Streifen, theils größere Blätter, hatte er in der Hand, aber sein Haupt ruhete sinnend in seiner andern.

Es war eine schwere Zeit über ihn heraufgekommen. Fürwahr, auch Herodes wäre gern des Joches der Römer erübrigt gewesen, und seine Zähne knirschten ingrimmig, wenn er ohne Zeugen ihrer gedachte — aber er war zwiefach an sie gebunden: denn wie vermochte er sich ihrer zu erwehren? wie konnte er als König des Häufleins Juda hoffen, den Weltherrschern gegenüber bestehen zu bleiben? und dann, durch wen allein beugte er die Juden unter sein Scepter? von den Römern verlassen, hätte er keine Stunde in Jerusalem sich halten können. Nur durch das Schwert der Römer zähmte er das unbändige Volk — wie konnte er es zu zerbrechen gedenken?....

„Ha!" murmelte er vor sich hin, „dieses thörichte, wahnwitzige Volk! warum wühlt es in seinem eignen Fleisch und Bein? wenn es sich mir anschlösse, aufrichtig, was will ich? Ich will es erhalten, ich will es groß machen, es soll durch mich, durch mein Haus seine verlorene Selbstständigkeit erringen, größer werden, als es je gewesen, Syrien zu seinen Füßen sehen, Arabien unterwerfen, am Euphrat seine Rosse tränken, bis zum Nilthal seine Schwerter strecken — in dem

großen Sturz, den früher oder später dieser Riese, der sich selbst überwachsen, dieses Rom stürzt, soll es, zur rechten Zeit gerüstet, ein mächtiger Erbe sein — darum schmeichle ich dem Römer, darum diene ich scheinbar des Römers Nutzen, gehe auf seine Lieblingsgedanken ein, nehme die Formen seines Lebens an... damit die Zeit der Gefahr vorübergehe, den rechten Zeitpunkt zu ergreifen — und sollt' er erst für meine Enkel kommen.... Aber nein! das sieht das dickfellige Volk nicht ein, das sich doch sonst auf seinen Scharfsinn so viel einbildet, immer ist es mir Feind, immer intriguirt es gegen mich, und so lange noch ein Schatten dieser Hasmonäer besteht, hören sie nicht auf, mich zu verfolgen, diese Priester, diese Pharisäer..."

Er versank in immer tieferes Sinnen. Freilich, gedachte er nicht, daß, sollte das Volk sich ihm aufrichtig anschließen, müsse er erst dem Volke sich aufrichtig anschließen.... daß, wenn er mitten in den bürgerlichen Zerrüttungen des römischen Reiches, welche jetzt erst sich entschieden hatten, das Schwert gegen die Römer gezogen, das Volk aufgerufen, mit den Parthern sich verbündet hätte, er sicher einen maßlosen Enthusiasmus geweckt hätte, und von demselben Volke bis in den Himmel gehoben worden wäre, das ihn jetzt mit seinen schlimmsten Feinden verwechselte — vielleicht auch zum Ziele gelangt wäre... Er gedachte nicht, daß ein Volk einer Schlangenpolitik zu folgen weder vermag, noch geneigt ist, weil es von der Gegenwart verlangt, was jene für die Zukunft erst sich vorspiegelt...

Die Schlacht bei Actium war geschlagen*). Octavius war als Sieger hervorgegangen, während der Gönner und Erheber des Herodes, Antonius, feige sein Schicksal am wollüstigen Hofe der ägyptischen Königin Cleopatra erwartete. Herodes, ein Geschöpf des Antonius, hielt sich für verloren. Antonius hatte einen seiner vertrautesten Freunde, Alexas von Laodicea, zum Herodes entboten, ihn ermahnend, ja in seiner

*) Gerade ein Jahrhundert vor dem Falle Jerusalems.

Anhänglichkeit zu beharren, und mit der Aufforderung, neue Truppen zur Hülfe nach Aegypten zu senden. Was sollte er thun?.... Soll er dem Antonius treu sein und mit ihm untergehen? Dazu hatte er wenig Lust. Soll er dem Octavius Anerbietungen machen? wie werden sie aufgenommen werden?... In diesem Schwanken und Berathen war er, als er mit der Königin einen Ausflug unternommen, der so schrecklich unterbrochen worden, als er des heroischen Ben Babusch mißliebig ansichtig ward, als er ihn nach seinem Palaste kommen, in einem unwillkürlichen Instincte aber — er hielt Alles, was der Königin, die er selbst doch so abgöttisch liebte, anhing, für ihm persönlich befeindet — sein Haus durchsuchen ließ, als er die Pergamente gelesen, theils Streifen, theils größere Blätter, welche man daselbst, listig versteckt, aufgefunden hatte....

Und was hatte er da gelesen? Die Documente waren ohne Aufschrift und ohne Unterschrift. Sie besprachen nur einen Moment, aber das war genug, um Licht zu verbreiten. Sie waren offenbar bestimmt, Jemandem alsbald übergeben zu werden, der damit den Octavius aufzusuchen, oder an einen Andern sie zu überbringen hatte, welcher bereits in der Nähe des römischen Imperators sich befand. Wahrscheinlich wartete man noch auf Schiffsgelegenheit oder ein sonstiges Ereigniß. Offenbar waren sie dem opferwilligen Isaak zur Besorgung im rechten Augenblick und zum Aufheben bis dahin anvertraut worden, und in der That konnte Niemand die Verkettung der Umstände voraussehen, durch welche Herodes in Besitz dieses, für ihn unschätzbaren Fundes gelangte. Was er darin gelesen? Er war beim Octavius einer doppelten Verrätherei angeklagt worden, zunächst dem Antonius ungeheure Hülfsgelder gezahlt zu haben, welche sämmtlich aufgezählt waren, und dann, gegen beide römische Führer in Unterhandlung mit allen nordasiatischen Völkern getreten zu sein. Auch hierzu waren geschickt Handlungen und Schriften des Herodes zu Beweisen verwendet worden, welche nur durch Verrath in die Hände und zur

Kenntniß seiner Feinde gekommen sein konnten. Und was wollte man bezwecken? Man wollte den Herodes stürzen, und schob nun den achtzigjährigen, kindisch gewordenen Hyrcan den Hasmonäer noch einmal auf die Schaubühne, um in seine zitternde Hand ein Scepter zu drücken, welches der kräftigen Faust des Idumäers entwunden werden sollte.

Herodes schäumte eine Zeit lang vor Wuth. Aber bald ward er sich bewußt: es gelte einen schnellen, energischen Entschluß fassen, er müsse alle seine Geisteskraft zusammennehmen, um den drohenden Schlag von seinem Haupte abzuwenden....

Und wer war der Wurm, den sein eherner Fuß zunächst zertreten mußte?

„Warte, Du heroischer Knabe, Dein zwiefaches Heldenthum als Spion und Retter soll auf Dein Haupt zurückfallen, Du sollst nicht mehr kunstwirken und nicht mehr Botschaft tragen, und nicht mehr ....“ Das Wort ward undeutlich in den Bart gemurmelt.

„Aber zuvor muß ich herausbringen, von wem der Narr die Pergamente empfing, an wen er sie bringen sollte.... Das wird ein schweres Stück Arbeit werden .... will er nicht, sollen alle Qualen des Gehinnoms ihn hier schon treffen, und dann auf immer in Empfang nehmen....“

Er klopfte mit einem Stäbchen auf die Tafel. Ein Diener erschien. Er befahl Isaak Ben Babusch vorzuführen. Nach einiger Zeit kehrte der Diener zurück: Isaak Ben Babusch war nicht mehr im Schlosse — trotz der Wache, die vor der Thüre des Gemachs, in welches er gebracht worden, aufgestellt war, und die Niemanden herauskommen gesehen, trotz dem das Gemach scheinbar nur diesen Ein- und Ausgang hatte, war Ben Babusch verschwunden und eine Durchsuchung des Schlosses wie eine abermalige schnelle Heimsuchung des Hauses in der Bethzedastraße war vergebens....

Herodes war außer sich. Also in seiner nächsten Umgebung weilten Verräther.... seine geheimsten Papiere waren

nicht sicher, seine nächsten Zimmer nicht unzugänglich.... er hielt Berathung über Berathung mit den wenigen Personen, welche er so ganz an sich gefesselt wußte, daß sie mit ihm Alles zu gewinnen, ohne ihn Alles zu verlieren hatten. Aber auf Niemandem blieb der Blick des Verdachtes ruhen.

Aber Zwiefaches ging aus diesen Berathungen als unvermeidlich heraus. Zunächst, daß Herodes persönlich zum Octavius eilen und sich, um Vertrauen flehend, ihm zu Füßen werfen sollte, dann, daß vor seiner Abreise noch Hyrcan's Haupt fallen müsse, um so den Gegnern mit Einem Schlage den letzten vorschiebbaren Vorwand zu Intriguen zu nehmen, und zu zeigen, daß Herodes gegen Niemanden Schonung üben, daß er so lange das Rächerschwert nicht niederlegen werde, als Einer noch aus dem Volke ihm entgegenzutreten wage.

Herodes berief aus seinen Creaturen einen Gerichtshof. Als der Morgen anbrach, traten diese zusammen. Ihnen wurden die aufgefundenen Documente vorgelegt. Der Form wegen ließen sie den alten Hyrcan vorfordern. Er erschien, zitternd am ganzen Körper, so daß ihn Diener unter jedem Arme stützen mußten. Man trug ihm vor, wessen ihn die Pergamente beschuldigten; er verstand es kaum; nur mit vieler Mühe machte man es ihm klar. Da erhob er sich mit allem Feuer, sein Leben zu retten, und schwor bei allem Heiligsten, daß dies ein angezetteltes Werk von Verräthern sei, daß er nicht allein keinen Antheil daran habe, sondern auch kein Sterbenswörtchen darum wisse.... Thörichter Greis! warum wiesest Du auf Deine zitternden Glieder, auf Dein ergrautes Haar, auf Deine halb erloschenen Augen.... Du warst verurtheilt, ehe diese Richter ihre verbrecherischen Stühle einnahmen, demüthige Dich nicht... aber der letzte Hasmonäer demüthigte sich bis in den Staub vor seinen Schergen, um die paar Tage zu retten, die er noch zu leben.... und doch lautete der Urtheilsspruch auf — Tod, bevor die Sonne unterginge.

6.

Eine große, weite Halle wölbete sich. Kein Strahl der Sonne hatte jemals einen Zugang zu ihr gefunden. Sie war in die Tiefe des Felsens eingelassen, auf dessen Höhe das Heiligthum des Einzig-Einzigen seine goldbekleideten Zinnen erhob. Nur geheime, Wenigen bekannte Gänge, die sich vielfach kreuzten, führten in dieselbe; wer hätte sie aufgefunden, der nicht genaue Kunde erworben? Von der Decke der von rohen Säulen getragenen Halle hingen mehrere kupferne Leuchter hernieder, welche aber dennoch nur ein spärliches Licht ausgossen. In der Mitte der Halle, die durch nichts ausgeschmückt war, sondern die einfachen, geglätteten Felsenwände zeigte, stand eine runde Tafel aus Cypressenholz, mit Sitzen umstellt.

Es war gegen Morgen, in der Nacht vor der Verurtheilung des greisen Hyrcan, als in der Halle einige zehn Männer versammelt waren und um die Tafel saßen. Wer sie wären, weß Ranges und Standes, konnte man nicht unterscheiden, denn sie waren gleichmäßig in dunkle Kutten gehüllt, deren Zipfel über das Haupt und die Stirn gezogen waren, so daß man nicht einmal das Haar, das Gesicht kaum erkennen konnte. Die Männer saßen schweigend um die Tafel. Sie schienen zu harren auf Etwas, das kommen sollte. So saßen sie eine und zwei Stunden, der Eine das Haupt auf die Brust, der Andere in die Rechte gesenkt, tief nachsinnend, kaum sich regend, Niemand verrieth Ungeduld.

Plötzlich wurden drei und nach kurzer Pause wieder zwei Schläge auf eine der Pforten hörbar, die schweigenden Männer richteten ihre Häupter in die Höhe, und durch die geöffnete Thüre aus dem dunkeln Hintergrunde traten zwei Männer, in ähnliche Kutten gehüllt, heran, einen Dritten zwischen sich führend, in welchem wir alsbald den jugendlichen Isaak ben Babusch erkennen.

Derjenige, welcher den Vorsitz in der Versammlung zu

führen schien, und durch ein Stäbchen, halb weiß, halb schwarz gefärbt, in der Hand bemerklich war, begann: „So ist es gelungen und Ihr führet uns den unglücklichen Jüngling gerettet her, durch welchen unsere heilige Sache so sehr gefährdet worden....“ Die beiden Männer verneigten sich. „Wir fragen nicht,“ fuhr er fort, „wie es Euch gelungen, denn warum soll ein blutiger Verräther nicht wieder verrathen werden? warum sollen sich nicht Hände und Mittel finden, das Lamm aus dem Rachen des Wolfes zu retten? Du aber, Jüngling, berichte was Alles Dir begegnet ist, und genau alle Worte, die der Tyrann gesprochen. Der Listigste ist nicht listig genug, um nicht durch Wort und Geberde, ihm unbewußt entschlüpft, seine Geheimnisse zu verrathen....“ Isaak willfahrte dem Verlangen. Nachdem er Alles gesagt, was er wußte, auch die Gelegenheit ergriffen, sich zu rechtfertigen, sprach der Vorsitzende zu ihm: „Du wirst einsehen, mein Sohn, daß Du eine Zeit lang aus Jeruschalajim verschwunden sein mußt. Wir werden Dich zu einer Sendung in unserer heiligen Sache verwenden, auch Deiner Mutter Nachricht geben lassen, daß Du noch lebest, aber nicht zu ihr zurückkehren könnest. Unterdeß mußt Du einige Tage in der Zelle des Eljaschib verweilen, wo Dich Niemand schauen kann, der nicht soll.“ Hierauf wurde Isaak wieder von dannen geführt, und die Männer beriethen lange, welche Maßregeln wohl Herodes ergreifen würde, nachdem er Einsicht von dem Wege bekommen, den die Volkspartei eingeschlagen hatte. Das Resultat traf so ziemlich das Richtige, indem sie erkannten, daß es für den Idumäer nur noch einen Weg gebe, sich dem Octavian auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Ja, sie sahen voraus, daß er sich selbst dahin begeben werde, wo er den römischen Sieger finden könne.

Da ertönten jene Schläge abermals und herein stürzte ein Mann, der fast ermüdet zusammenbrach. „Männer Juda's,“ rief er aus, ohne das Zeichen zu reden abzuwarten, „ich hinterbringe Euch eine fürchterliche Nachricht — so eben

hat der Tyrann sein schmach- und sündenbedecktes Beth-Din zusammenberufen, um Hyrcan zum Tode zu verurtheilen....“ Entsetzen schien die Versammelten zu ergreifen. Endlich sprach der Vorsitzende: „Bist Du Deiner Schreckensbotschaft auch ganz sicher?....“ Der Angeredete erwiederte: „Würde ich sonst vor Euch damit zu erscheinen wagen — ich selbst habe einen der zu diesem Zwecke entsendeten Boten gesprochen und die in geheimen Chiffren abgefaßte Botschaft des Königs geöffnet und gelesen....“

Da erhob sich Einer aus der Mitte der Versammelten, und wie er sich erhob in mächtiger Gestalt, fiel der Zipfel der Kutte von seinem Haupte und dem Silberhaar. „So ist denn eingetroffen, was ich Euch lange vorausgesagt, wir stehen auf dem Grabe des letzten Hasmonäers.... Erst wurden die jugendlichen Schößlinge abgehauen, nun wird auch der dürre Reiser gebrochen und in das Feuer geworfen.... Ihr habt immer gezweifelt, Ihr glaubtet immer, so lange noch eine hasmonäische Brust athme, den Gedanken, was werden solle? welcher Weg einzuhalten sei? nicht einmal denken zu dürfen.... nun, welche Zweifel heget Ihr noch?....“

„Du vergissest, Schammai,“ unterbrach ihn eine sanfte aber feste Stimme, „daß noch Mariamne lebt und zwei blühende Söhne....“

„Wie, Hillel?“ rief Schammai mit Löwenstimme, „auch jetzt noch der Wahn?.... ist Deine Langmuth niemals zu erschöpfen? Fürwahr, Dir ist niemals die Leidenschaft durch das menschenfreundliche Herz gestürmt, daß Du sie gar nicht zu begreifen vermagst.... Mariamne — ach, ihre Würfel sind schon gefallen — sie steiget den Schatten ihres Hauses bald, bald nach.... und ihre Söhne, nun, wahrlich, entweder sie werden Herodäer, und dann sind sie unsere Todfeinde, oder ihr hasmonäisches Blut empört sich in ihren Adern wider den eigenen Vater, und dann — fallen sie unter dem Lictorenbeil ihres eigenen Vaters....“ Alles schwieg vor dem prophetischen

Worte des gewaltigen Mannes, deſſen Wahrheit ſie Alle fühlten. „Freunde," rief er, „die Stunde iſt gekommen, Ihr könnet ſie nimmermehr abweiſen, wo Ihr den Beſchluß faſſen müſſet, welchen Weg Ihr gehen wollet — Mariamne und ihre Söhne ſind Herodes' Weib und Kinder, ich beweine ſie, aber ſie können uns nichts mehr ſein — wollet Ihr, daß ich rede?...."

„Rede!" rief es wie aus Einem Munde.

„Gut, ich will Alles ſagen." Er ließ ſich auf ſeinen Sitz nieder. „Männer von Juda, die Hasmonäer ſind nicht mehr. Was von ihrem Blute übrig, iſt mit dem idumäiſchen vermiſcht, es kann keines Falles mehr in Betracht kommen. Die Frage iſt vielmehr: in dem Augenblicke, wo das Schwert die greiſe Locke Hyrcan's mit ſeinem Bluthe geröthet haben wird, können wir vor uns und vor dem Volke nicht mehr auf das von Gott geſandte Geſchlecht hinweiſen; die Stellung iſt eine andere geworden — die Frage iſt vielmehr: wollet Ihr Euch dem Idumäer unterwerfen, wollet Ihr Euch widerſtandlos dem Römer ergeben — oder wollet Ihr den Kampf auf Leben und Tod wider Beide fortſetzen, indem Ihr, wie vor den Zeiten der Hasmonäer, wie einſt in der Zeit der Gottgewählten Schoftim (Richter), Niemandem als Gott und dem Hohenprieſter an der Spitze des erneueten Sanhedrins gehorchen wollet? Dies iſt die Frage. Ihr hättet ſie Euch längſt ſtellen und beantworten ſollen, aber Ihr verſchobet es — jetzt könnt Ihr dies nicht mehr. Wohlan, gehet hin, ſaget zu dem Tyrannen: wir geben den Kampf wider Dich auf, nachdem Du unſere Könige gemordet haſt, ſei Du unſer König, nachdem Du unſere Prieſter geſchändet haſt, ſei Du unſer Prieſter, Dein Wille geſchehe, thue mit uns, wie es Dir gefällt — — oder Ihr gehet nicht, und beſchließet in dieſer Stunde den Tod des Tyrannen, den Untergang des Heiligthumſchänders, des heuchleriſchen Römlings und ſeines ganzen Geſchlechts mit allen Mitteln herbeizuführen, ihn, der hundertmal den Tod verdient

hat, dem Gericht verfallen zu lassen, den Kampf wider die Römer, als unabwendbar, mit aller Macht anzuheben, und lediglich Gott, den Hohenpriester und das Sanhedrin in Israel als rechtsbekleidet, als höchste Gewalt und Würde anzuerkennen.... was mich betrifft, so kann Niemand zweifelhaft sein, welchen Entschluß ich fasse...."

Eine gewaltige Bewegung war in die Versammlung gekommen. Die Einen sprangen in die Höhe, die Anderen kehrten einander zu, man fing an zu streiten, man begann sich zu erhitzen — da klopfte der Vorsitzende mit seinem Stäbchen auf den Tisch. Es ward Ruhe. Hillel erhob sich.

„Schammai, der hochbegeisterte Mann," begann Hillel, „hat Eines vergessen.... Er hat Recht, jene Frage muß entschieden werden — aber noch anders, als er denkt.... Wir können auch ein Drittes wählen, wir können bleiben, wo wir jetzt sind; wir brauchen nicht wider Herodes, noch wider die Römer zu streiten; wir können sie Beide ihren Weg gehen lassen — und nur dem Götzengräuel uns entgegenstemmen, den sie in das Heiligthum Zebaoths drängen wollen — wir brauchen nicht auf Tod und Leben zu kämpfen, und können doch den Heiden widerstehen in allen ihren heidnischen Zumuthungen — darin fest, und sie können das Volk nicht schlachten und wir haben dennoch dem Herrn die Ehre bewahrt...."

Die Worte Hillel's schienen Eindruck gemacht zu haben. Aber Schammai sprang auf, seine Augen schleuderten Blitze, seine Brust hob sich und arbeitete: „Immer noch die alte Schwäche, immer noch das halbe Maß, immer noch auf zween Hüften gehinkt...." so rief er, „damit ist das Sanhedrin geschlachtet, damit sind die Hasmonäer gemordet, damit ist die Freiheit Juda's vergiftet worden, wohl.... damit werden ganz Israel und dieser Tempel und diese Stadt unrettbar in das Verderben gezogen! Thuet doch endlich die Augen auf und sehet! Sehet Ihr nicht, wie die Götter Roms herniedergestiegen, sehet Ihr nicht, wie sie auf Erden schon umherwandeln

in Menschenhülle, bald als Cäsar, bald als Antonius, jetzt als Octavian; sehet Ihr nicht, wie sie sich Altäre und Tempel errichten, Opfer darbringen und anbeten lassen — kennet Ihr eine Nation außer Juda, die ihren Willen nicht thäte und den menschgewordenen Göttern nicht sich beugte? und meinet Ihr, nur diese und keine anderen Götter werden nicht auch nach Juda kommen und in den Tempel des Einig-Einzigen dringen und seinen Altar besteigen wollen? Wohlan, so führet mit Eurem Warten und Harren, mit Eurem Ruhen und Weilen nur das Volk zu den Füßen solches Gottes, gewöhnet es, in einem Menschen einen Gott, in Gott einen Menschen zu erkennen — in der Stunde der Noth wird es sich willig zu ihm wenden, und Ihr, nun ja, Ihr.... werdet nicht zu kämpfen brauchen, und freilich auch nicht.... untergehen!.... So lasset mich noch einmal meine Stimme erheben. Männer von Juda, nur einen Weg giebt es für Israel, das ist der Kampf auf Tod und Leben, nur zwei Ausgänge, die möglich sind, entweder wir siegen und bleiben bestehen unter dem Schutze des Gottes, den wir verfechten, oder wir fallen, und unsere Kinder zerstreuen sich über die ganze Erde, wie sie es schon jetzt thun — aber der Kampf muß vorangehen — auf dem Wege aber, den Ihr bis jetzt gegangen, auf dem Wege, den Hillel anräth, auf dem Wege der Nachgiebigkeit und der Intrigue, auf dem Wege der Schwäche und der heimlichen Anfeindung — auf diesem Wege werdet Ihr und Eure Kinder entarten, verkommen, verschwinden — der späte Wanderer frägt nach uns.... kein Stein giebt davon Kunde.... Und nun, wählet!"

Da stand der mächtige Mann, und seine Rechte hielt er wie zum Kampfe gestreckt, und seine Linke hatte die Tafel gefaßt, daß sie zitterte.

Ein Sturm bewegte die Versammlung; Alle standen, Alle stritten: vergebens klopfte das Stäbchen des Vorsitzenden; die Berathenden gruppirten sich, man sah zwei, bald drei Gruppen

— da erhob der Präses die Stimme und rief: „Zur Abstimmung!“ Aber gewaltiger noch übertönte Schammai's Stimme, indem er sprach: „Männer von Juda, nicht zur Abstimmung! Ich trage auf Kampf, hellen Kampf, ganzen Kampf an — so aber nur Drei von Euch dagegen sind, so stimmet nicht ab — es ist unnöthig, denn so diesem Kampfe die Einhelligkeit schon vor dem Beginne fehlt, kann er nicht gelingen....“ Aber es standen nur zween auf Seiten Schammai's; der eine Theil hing laut Hillel und seinem Rathe an, Andere schwiegen ganz, ach! sie hatten wohl noch mehr im Sinne....

Schammai ließ Haupt und Arme sinken, und sprach wie vor sich hin: „Es ist vorbei — ja, es wird zum Kampfe kommen, aber jetzt nicht, aber später — aber der Kampf wird dann zu spät und das ganze Volk zerrissen und unter einander verfeindet sein, wie Ihr es heute seid.... Dein Wille, Herr, geschehe.... ich aber habe hier nichts mehr zu thun — — nur Eines noch, die Rache, die Strafe über den Verderber — Ihr da sehet mich nicht wieder....“

Schammai wandte sich, Niemand begleitete ihn, er ging hinaus, nach einiger Zeit gingen die Anderen wortlos auseinander.

7.

Mariamne befand sich in ihrem Gemache. Sie hatte sich von dem gestrigen Sturze erholt, aber ihr schönes Antlitz zeigte nicht blos Spuren des gehabten Schreckens, sondern auch der Besorgniß — sie hatte zu Isaak ben Babusch gesandt, um ihm zu danken, aber ihr Bote hatte das Haus verschlossen gefunden, und die Nachbarn berichteten, daß der Jüngling sammt seiner Mutter verschwunden wäre. In trübe Gedanken versunken, trieben ihre Hände den Rocken und die Spindel aus Elfenbein mit goldenen und silbernen Haken.... Sie war nicht allein, die königliche Frau, zwei Knaben spielten um sie her,

von sieben und fünf Jahren, zwei blühende Knaben, die Söhne Mariamne's, die wenig ihrem Vater, dem Herodes, glichen, sondern ganz und gar das hasmonäische Antlitz und die hasmonäische Gestalt geerbt hatten.... Aristobul stand bei der Mutter und sah dem schnellen Spiel der Spindeln zu, Alexander, der ältere, ließ auf der breiten Fensterbrüstung aus Holz geschnitzte Soldaten hin- und hermarschiren, stellte sie in Reih und Glied, und führte Schlachten zwischen ihnen auf.

„Mutter," rief er, „die Römer verlieren, sie fallen zu Dutzenden, sie können sich nicht mehr halten, meine Juden siegen prächtig...."

„Das ist schön," sprach Mariamne, und ihr sprechender Blick wendete sich auf den schwarzlockigen Knaben.

„Ja, ich habe erst einen Mann verloren, und die Römer sind schon sehr zusammengeschmolzen...."

„Und wenn Du nun erst gesiegt hast?..."

„Dann rücke ich in Jerusalem ein, und jage alle Römer hinaus, denn ich hasse sie...."

„Warum denn?" fragte die Mutter.

„Ja, das weiß ich nicht; aber sie sagen mir nicht zu, sie thun immer, wie wenn sie die Herren wären, und das ist doch mein Vater.... und dann ihre Götzen, sie, die Dummen, vor einem Stück Holz bücken sie sich, die wollen gescheidt sein!..."

„Aber sie sind doch sehr tapfer und verstehen den Krieg, Alexander...."

„Ha, das macht mir nichts, ich will sie schon schlagen, sie können sich nach Rom scheeren, wir wollen doch nicht Rom haben, sondern was uns gehört.... dazu wird uns der wahre Gott Israels schon helfen, wenn wir muthig sind, und das Schwert nicht scheuen.... und dann, Aristobulchen, dann wirst Du mein Hoherpriester, ich, der König, und Du, mein Hoherpriester...." und der Knabe schritt mit wichtiger Miene und schallenden Tritten einher. Da fing der kleine Goldkopf, Aristo-

bul, an: „Da soll ich wohl den ganzen Tag drüben im Tempel sein unter den bärtigen Männern, welche die Thiere schlachten — da bedank' ich mich, Alexander, das ist mir zu langweilig...."

„Ei, Bulchen, wenn Du groß sein wirst, wird Dir das schon nicht langweilig sein...."

„Nein, nein, Alexander, lieber borgst Du mir Deinen Rappen, daß ich ein wenig auf dem Hofe 'rumreiten kann...."

Da blieb Alexander vor ihm stehen und sprach: „Ja, das will ich, wenn Du mein Hoherpriester werden willst...."

Da wandte sich der Kleine unwillig ab und schüttelte das Lockenhaupt. Mariamne lächelte und sprach: „Vertragt Euch, Jungen, Ihr könnt Beide keine Hohepriester werden, denn" — und ihr Mund verzog sich schmerzlich — „Ihr seid ja keine Hasmonäer, keine Söhne priesterlichen Stammes...."

Plötzlich klopfte es drei Mal an die nördliche Wand, geheimnißvoll wie aus der Mauer heraus; und dann wieder zwei Mal, und dann ein Mal.... Mariame fuhr auf und eine brennende Röthe folgte schnell einer Todesblässe auf ihrem Angesichte. Sie stand auf, nahm die beiden Knaben an die Hand und sagte: „Geschwind, kommt zur alten Mirjam, sie soll Euch Euer Morgenbrod geben."

Bald kehrte sie in das Zimmer zurück, sie öffnete den verborgenen Riegel, die steinerne Pforte drehte sich um ihre Angel, und durch die Oeffnung schritt Schammai in das Gemach.

Die Fürstin erzitterte. Endlich faßte sie sich und sprach zu ihm: „Rabbi, was führt Euch hierher?..."

„Mariamne! schneller als ich geglaubt, geht meine Voraussagung in Erfüllung —"

„Welche, welche?... sprich!..." rief die erschrockene Frau.

„Fürstin! der greise Hyrcan ist von den Schergen des Herodes, die sich Richter nennen in Juda — zum Tode verurtheilt worden — die Sonne wird über sein blutiges Haupt niedergehen...."

Mariamne ſtand erſtarrt da.... ſie war einer marmornen Bildſäule gleich.... keine Regung, nicht einmal in der krampfhaft geballten Fauſt.... „Mein Großvater.... mein Vater....“ brachte ſie mit ungeheurer Gewalt ſtammelnd heraus.

„O, daß ich der Bote ſo vieles Unheils ſein muß, Fürſtin.... Du wirſt fragen, warum?.... Iſt es nicht genug Verbrechen, ein Hasmonäer zu ſein und zu athmen, iſt es nicht ein todeswürdiges Verbrechen, der letzte Hasmonäer zu ſein und noch immer zu athmen.... Herodes hat geſtern Deinen Retter, den Iſaak ben Babuſch gefänglich einziehen laſſen, man fand bei ihm allerdings einige zweideutige Papiere, und auf Grund dieſer, oder vielmehr weil Herodes es ſo wollte, haben ſie den alten, zitternden Mann zum Tode verurtheilt....“

Mariamne bewegte ſich, ihr Buſen hob ſich, ſie ſprach: „Nein! das kann nicht ſein, das iſt Verleumdung, das iſt boshafte Lüge....“

„Wie, Fürſtin, Du wagſt es Lüge und Schammai auch nur in Gedanken zu verbinden?...“

„Du wardſt getäuſcht... es iſt ein ausgeſprengtes Gerücht.... es kann nicht ſein.... o Gott, mein greiſer, guter, allzu guter Großvater....“

„Ich wollte, es wäre ſo.... aber, Mariamne, höre, was ich Dir ſage: bei dem Gotte unſrer Väter, es iſt wahr, er iſt verurtheilt, mit der kommenden Nacht deckt ihn die Nacht des Todes....“

„Nein, nein! Schammai, es iſt doch nicht ſo.... doch, halt, ich muß Wahrheit haben.... ich geh, ich geh ſofort, ich geh.... zum Herodes!...“ und fort ſtürzte ſie....

Schammai ſtarrte lange Zeit dahin, wo die Königin verſchwunden. „Es mußte ja geſchehen!“ flüſterte er endlich, und ſchritt geſenkten Hauptes in den dunkeln Gang zurück, und ſchloß von innen die ſonſt nicht wahrnehmbare Pforte. —

Die Königin hatte nur einen dichten, weißen Schleier umgeworfen, der ſie verhüllte, einer Zofe gewinkt, ſie zu begleiten,

und war geraden Schrittes nach dem nahen Königshause des Herodes gegangen, das nur einige Höfe und Gartenbeete vom Thurm Mariamne trennten. Sie trat in die Pforte, schritt eilends durch die Halle nach den Gemächern des Königs, sandte einen Diener hinein, sie anzumelden, folgte diesem aber auf den Fuß. Bei der Nachricht, daß die Königin komme, entfuhr dem Herodes nur das Wort: „So bald!“ — als Mariamne schon vor ihm stand.

Herodes hatte seine Gemahlin wohl nie schöner gesehen. Ach, aller Kummer, aller Schmerz hatte ihre Schönheit nur zu erhöhen vermocht. Es war dadurch über ihre vollen Formen, über ihr strahlendes Auge, über ihre rosigen Lippen, über ihre ebenmäßige Gestalt noch jener feine Hauch der Wehmuth, der Trauer gekommen, welcher die Schönheit so veredelt und wie dem Himmel entstammt erscheinen läßt. Jetzt aber war die Röthe flammender Herzensbewegung ihr über Gestalt, Angesicht, Stirn gestiegen, Alles glühete und blitzte an ihr.... sie warf den Schleier zurück, sie blickte mit einem unendlichen Schrecken auf ihren Gatten: „Herodes!“ rief sie, „ich komme um ein einziges Wort — nicht wahr, es ist eine Lüge, daß Du meinen Großvater hast zum Tode verurtheilen lassen, meinen greisen, schwachen Großvater? es ist verruchte Lüge, sag's....“

Herodes' Brauen zogen sich zusammen, seine Oberlippe krümmte sich, daß die weißen, langen Vorderzähne sichtbar wurden: „Ich? verurtheilen lassen?.... Er ist von den unparteiischen Richtern des Hochverraths schuldig befunden worden....“

„Also doch, also doch!“ kreischte Mariamne.... aber sie faßte sich, sie rang die Hände, sie sprach: „Herodes, das war Hohn — laß diesen nun und komme zur Gnade — Du willst doch den achtzigjährigen Greis nicht hinrichten lassen, den alten, zitternden Mann, den das Rauschen eines Blattes erschreckt....“

„Ha, Mariamne,“ erwiederte Herodes, „wenn Hyrcan

allein ſtünde, wenn hinter ihn ſich nicht eine ungeheure, eine hinterliſtige, verruchte Partei bürge, die mir nach Krone und Leben trachtet — — auch mich, auch mich ſchmerzt es, aber es muß ſein.... die Sicherheit meines Staates fordert es...."

„Alſo doch, alſo doch!" rief Mariamne abermals, „Herodes, wenn nicht die Gerechtigkeit, wenn nicht die Gnade, nun ſo thue es die Liebe...." und Mariamne ſank auf's Knie, und hob das bethränte Angeſicht und die angſtvoll gerungenen Hände zu ihrem Gemahle auf: „Sieh, Herodes, ſieh mich, Mariamne, zu Deinen Füßen, da, wo ſie nimmer gelegen, da, wo ſie nimmer zu liegen gedacht hat.... verſchone meinen Großvater um meinetwillen, opfere Deiner Politik, wen Du willſt.... laß mir den Einzigen, den Einzigen, der mir geblieben.... mein Vater iſt hin, mein Bruder iſt nicht mehr, laß wenigſtens ſein graues Haupt ruhig in die Gruft fahren.... wenn Du mich liebſt, wenn nur das Geringſte wahr iſt von der Liebe, die Du mir ſo oft zugeſchworen, ſo verſchone ihn, zieh den Blutbefehl zurück.... ſieh, Du weißt, ich folgte nur Deinem Gebote, als ich Dich ehelichte, ich gab mich Dir hin, weil es meine Pflicht geweſen, aber jetzt, von heute an ſoll die höchſte, die vollſte Liebe mich erfüllen; ich fühle es, wenn Du mich jetzt erhörſt, wenn Du jetzt dieſe furchtbare Schmach, dieſen grauenhaften Schmerz von mir nimmſt, ſo wird die Dankbarkeit die Fackel ſein, welche meine Liebe entzündet zu hoher, nimmer verlöſchender Flamme.... Herodes, erhöre mich, bei den Häuptern unſrer beiden Knaben beſchwör' ich Dich, laß mir das Leben, ach! das nur noch ſo kurze Leben des Greiſes.... ſieh, er zittert, ſeine Glieder beben, er iſt voll Schrecken, voll vergehender Aengſte, ach! ich liebe ihn, er iſt noch Alles, Alles, was mir geblieben.... Herodes, erhöre mich in dieſem namenloſen Augenblicke, ich will Deine Sclavin, Deine Magd ſein.... nimm mich hin als die Letzte, als die Unterwürfigſte Deines Hauſes...."

Alle dieſe Beſchwörungen waren vergebens. Herodes' Augen kreiſten wie Flammen, ſeine bleichen Wangen rötheten ſich, ſein Mund ſchloß und öffnete ſich, er drückte die gewaltige Fauſt auf das Herz.... was ging in der Tiefe dieſes rieſenhaften Geiſtes vor?.... wir wiſſen es nicht; endlich ſprach er wie tonlos:

„Wenn Du mich liebſt, Mariamne, ſo muß Dir meine Sicherheit, die meines Reiches, die Deiner Kinder das Höchſte ſein.... ich muß von hier, ich muß zum Octavian, ich muß dem feindlichen Geſchick und meinen Haſſern noch einmal meine Krone abringen, ich muß hinter mir den Schrecken, die Furcht zum Wächter meines Thrones zurücklaſſen, ſonſt ſind wir verloren.... erhebe Dich, es muß ſein, ich kann's nicht ändern...."

Mariamne ſprang auf, ſie blickte mit furchtbarer Gewalt dem Könige in's Antlitz.... „Du kannſt es nicht ändern, Du mußt die Silberlocken des letzten Hasmonäers mit dem eigenen Blute befleckt in die geſchändete Gruft legen.... wohlan, ich verſprach Dich zu lieben.... jetzt, gelobe ich Dich zu haſſen.... Haß auf immer.... Fluch Dir und Deinem ganzen Hauſe!...."

Sie wandte ſich und ging gemeſſenen Schrittes hinaus. Herodes kreuzte die Arme über der Bruſt und verſank in tiefes Nachdenken. Mitten in dieſem bewegte ſich plötzlich ſeine Rechte und beſchrieb mit der geraden Hand langſam und wie unbewußt eine horizontale Linie, wie das Meſſer beim Trennen eines Hauptes vom Rumpfe — er fuhr auf und erſchrak — wem hatte dieſe unſelige Geſte am Schluſſe ſeines Sinnens gegolten?... welch ſchrecklicher Gedanke hatte ſich aus der Tiefe ſeines Geiſtes zum erſten Male losgewunden?...—

Mariamne war in ihr Gemach zurückgekehrt; ſie lag auf den Knieen, das Haupt in die Kiſſen des Diwans verſenkt.... lange, lange lag ſie ſo. Da drehte ſich abermals der geheimnißvolle Stein um ſeine Angel; Schammai trat ein, er trat

zur Fürſtin, die ihn nicht gewahrte; er blickte tief bewegt auf ſie nieder; endlich rührte ſeine Hand leiſe ihre Schulter an, ſie zuckte zuſammen, ſie erhob ihr Antlitz, ſie ſtand aufrecht. Wie verändert ſah ſie aus, das Leben war aus ihrem Antlitz gewichen, aber ſie ſtand aufrecht.

Sie ſprach: „Du haſt mir gut geweisſagt, Schriftgelehrter; nun, es wird wohl der andere Theil Deiner Prophezeiung auch in Erfüllung gehen; mag's ſein — — jetzt ein Anderes.... Schammai, ich will Rache haben!.... ſag' es mir, wie ich mich räche, und es ſoll geſchehen.... er iſt nicht mehr der Vater meiner Kinder, er iſt nicht mehr der Gatte meines Schooßes.... ich bin geſchieden von ihm — — ha! nicht blos der letzte Hasmonäer, auch die letzte Hasmonäerin ſoll untergehen, aber ſie will zuvor das Verderben ihres Hauſes rächen an deſſen Verderber, aus ihrem Grabe noch ſoll der Stahl erwachſen, der die Ader ſeines Daſeins zerſchneidet.... ſprich, ſprich, Phariſäer.... ich bin bereit.... ich bin nicht einmal Mutter mehr, ich will nur Rache....“

„Fürſtin, die Gefühle eines Weibes ſind ſehr veränderlich, heute auf der Höhe, morgen in der Tiefe, wer weiß, in wenigen Tagen haſt Du mit Deinem Gemahl Dich wieder geeinigt, und die Dir treu anhingen, ſind dem Meſſer geliefert....“

„Rabbi, nein, nein, tauſendmal nein.... nicht das ſchreckliche Wort, das Du ſpracheſt, lieber dem Engel des Todes, lieber dem Aſaſel, lieber dem Asmodai geeinigt, nur nicht dieſem Mörder der Hasmonäer....“

„Aber wie, Mariamne, ſtehſt Du denn heute zum erſten Male an einer Gruft, welche des Idumäers Fauſt mit dem Leichname eines Deiner Theuern füllte?...“

„Du peinigſt mich, Schammai.... als mein Vater ſtarb, war ich noch Kind, als mein Bruder ſank, war ich Mutter — — aber jetzt iſt Alles hin, gieb mir einen Dolch, und ich ſtoße ihn in ſein Herz, reiche mir Gift, und ich tröpfele es in ſeinen

Becher, ſag, rufe Empörung aus in den Straßen Jeruſalems, in die Ohren des feigen Volkes, und ich jage hinaus .... ſprich, was ſoll ich thun?..."

„Nichts, Mariamne, von allem Dem.... Deinen Dolch ſchlägt er aus der Hand und übergiebt Dich dafür dem Henker, Deinen Becher trinkt er nicht, auf den Straßen ſehen Dich ſeine Häſcher — — nein! das iſt keine Rache einer Hasmonäerin!..."

„Nun, was denn thun, um ihn zu verderben?"

„Nichts Aeußerliches, nichts mit Hülfe Anderer, dazu iſt die Zeit nicht günſtig, und das Glück ſteht ihm da zur Seite.... Mariamne, Du ſollſt gerächt werden, wie noch kein Weib ſich rächte, er ſoll geſtraft werden, wie noch kein Mann geſtraft ward...."

„Nun, wohlan, ſo ſprich...."

„Du haſt es ſelbſt geſagt, Weib: Du ſollſt Dich ſcheiden von ihm — nicht äußerlich, aber in der That. Du bleibſt ſein Weib, Du, geſchmückt mit allen Reizen, wie keine andere Deines Geſchlechts, bleibſt bei ihm, in ſeiner Nähe.... ha, ſeine Liebe zu Dir iſt außerordentlich, er athmet und lebt nur in ihr — — aber Du verſagſt ihm Alles, Alles, Mariamne, keinen Druck der Hände, keinen Blick der Augen, Hohn, Verachtung, geißelnden Spott auf Deinen Lippen, ſtachelnde Ironie in Deinem Munde, das iſt, was Du ihm ſpendeſt, wenn er Dir naht, wenn er um Liebe wirbt — — dies, dies, Mariamne, ſei Deine Rache, und er wird verſchmachten, verkümmern, ſein Geiſt im vergeblichen Ringen mit dem Feuer der Leidenſchaft vergehen, unterliegen.... Ha! Triumph! Herodes — die Rache naht.... ſie ſiegt!..."

Mariamne ſtand tiefbewegt da, um ihren Mund legte ſich ein eiskaltes Lächeln, ein höhniſch, giftig Lächeln.... als ſie aufblickte, war Schammai verſchwunden.

8.

Herodes hatte seine Entschlüsse gefaßt. Er wollte unverweilt zum Octavian, vor diesen treten, und mit kühnem Griff die Ränke seiner Feinde vernichten, das Vertrauen des römischen Imperators im Sturm gewinnen oder untergehen. Er sah ein, daß, wenn er ruhig in Judäa bliebe und abwartete, Octavian ihn als Feind betrachten und bekriegen würde. Da er nun ringsum schaute und keinen Bundesgenossen gewahrte, da er in seinem Volke selbst den erbittertsten Feind voraussetzen mußte, so war ein solcher Kampf gewisses Verderben. Er wußte, wie schwierig es sein würde, sich in den Augen des Römers zu rechtfertigen — aber es mußte geschehen....

Das war Herodes auf der Sonnenhöhe seines Glückes; nach so langem Ringen, nach so vielen Kämpfen, Schlachten, Ränken und Mühen war er, der Vielbeneidete, der mit Pomp und Glanz Umgebene, auf dem Punkte Alles zu verlieren, ohne Stütze als sich selbst, von Feinden umlauert, von seinem Volke verfolgt, von seinem Weibe gehaßt, in seinem Hause von entfesselten Leidenschaften umringt, hinter sich eine breite Blutspur und die Geister zahlloser Gemordeten, vor sich dunkle Zukunft....

Aber in solchen Momenten erwacht die ganze Kraft eines starken Geistes; hier ist es, wo die schöpferische Energie Hülfsmittel findet, wo keine vorhanden schienen, und einen Weg sich bahnt, wo himmelhohe Felsen und bodenlose Abgründe den Ausgang versperren.

Herodes eilte zu dem Thurmschloß seiner Gemahlin. Er fand hier im Vorzimmer Jochanan, den greisen Diener Marianne's. Mit ungewöhnlicher Leutseligkeit redete er den Diener an: „Du sollst mich melden bei Deiner Herrin, Jochanan; aber, was ist Dir, Greis? Du schaust so bekümmert aus?"

„Und wie sollte ich nicht, mein Gebieter? ist es doch ringsum so traurig um die, welcher mein Leben gewidmet ist!"

„Wie befindet sich denn die Königin?“ frug zögernd Herodes; ist ihr nicht wohl oder was?“

„Sie hat sich sehr verändert, Herr!“ sprach der Greis mit tiefem Seufzer; „nicht daß ihr Aussehen nicht blühend wie vordem sei, nicht daß sie über irgend etwas klagt, nicht daß sie unmuthig, verdrießlich oder aufgeregt wäre — sie ist so still, so kalt, so in sich verschlossen; kein Lächeln, selbst wenn die holden Knaben zu ihr kommen, keine freundliche Miene, wenn sie zu ihren alten Dienern spricht; sie sitzt oder wandelt unbeschäftigt, mit strengem Antlitz, mit festem Schritte, das Haupt erhoben.... wenn man sie sieht, so schnürt es Einem das Herz zu, und Schauer überkommt mich, den alten Wärter ihrer Kindheit, der seit sechszig Jahren das Haus ihrer Väter nicht verlassen....“

Herodes hörte sinnend diese Worte; er kreuzte die Arme über die Brust und sein Haupt senkte sich. Nach kurzer Weile sprach er: „Melde mich, Jochanan;“ folgte ihm aber auf dem Fuß und schritt durch die geöffnete Thüre.

Mariamne erblickte ihn, erhob sich vom Divan und stand ruhig ihm gegenüber, ohne daß das stille Antlitz die geringste Bewegung verrieth. Ihr Gemahl trat auf sie zu und faßte ihre Hand. Schnell zuckte diese zurück, ohne daß Mariamne ihre Stellung veränderte.

„Mariamne!“ sprach Herodes mit dem sanftesten, zärtlichsten Tone, „ich komme, von Dir Abschied zu nehmen, eine weite, gefährliche Reise liegt vor mir, gefährlicher noch an ihrem Ziele. Ob ich wiederkehre, wie ich wiederkehre, ich weiß es nicht. Und hierzu will ich mich von Dir verabschieden....“

„Wir sind geschieden!....“ antwortete Mariamne, und ihr Ton klang hohl und düster, wie aus einem Grabe. Herodes that, als ob er Nichts gehört, und fuhr fort: „Vor meiner Trennung von Dir habe ich Dir noch eine Freude bereitet, eine Genugthuung verschafft vor Allen, die Dir gram sind —

soeben reiten Herolde durch die Straßen Jerusalems, auf den Plätzen und an den Thoren halten sie, und verkünden unter Posaunenschall, daß ich Deine beiden Söhne zu Prinzen erkläre, und daß Dein Alexander einst meinen Thron besteigen soll."

Unbewegt blieb Mariamne und antwortete mit derselben tonlosen Stimme wie vorher: „Niemand braucht meine Söhne zu Prinzen zu erklären: sie sind es durch Geburt; der Niedriggeborene gehe hin und hole sich eine Krone bei den Römern; der Thron gehört dem Hasmonäer."

Herodes blieb ruhig; er fuhr fort: „Um Dir die ganze Aufrichtigkeit meiner Absichten zu bethätigen, um Deine Blicke selbst vor dem Unangenehmen zu wahren, habe ich den Sohn der Doris jenseits des Jordans verbannt, meine Mutter und Schwester nach Massada geschickt, Keiner von ihnen soll diese Stadt während meiner Abwesenheit betreten. Siehe, Mariamne, welch Vertrauen ich in Deine Liebe setze; Du und Deine Kinder bleiben in Jerusalem, das von meinen offnen und geheimen Feinden gefüllt ist, und die Meinen sende ich fort. So reiche mir Deine Hand zum Abschiede...."

„Wir sind geschieden, Herodes," antwortete Mariamne, „wir brauchen keinen Abschied zu nehmen — und Deine Hand ist blutbefleckt, Idumäer!"

„Und wenn dem so ist, Du bist mein Weib, und so ist auch Deine Hand von diesem Blute nicht rein."

„Ich war es, aber von dem Augenblicke an, wo Du das Haupt meines Großvaters vom Rumpfe trennteſt, wurden wir getrennt auf immer, und was mir noch vom Leben bleibt, ich kann es nur verwenden, um der Stunde zu fluchen, in welcher ich, das fünfzehnjährige Kind, dem Zwange nachgab, und den Ring des Verlöbnisses aus Deiner Hand annahm, um der Stunde zu fluchen, da ich Dir Kinder gab, um meine Väter und Brüder von Dir tödten zu sehen. Gehe hin, komme wieder oder nicht, suche mich auf oder nicht, laß mich hier oder

sende mich fort — ich sage zum letzten Male: wir sind geschieden."

„Das Weib hat kein Recht, sich zu scheiden. Du bist aufgeregt, Mariamne; aber die Wellen Deines Herzens werden sich legen und Dein Auge wird wieder freier blicken. Das Haus Deiner Väter war morsch, Mariamne; der Bruderhaß hatte seine Säulen zerschnitten; zusammengebrochen wäre es auch ohne mein Zuthun, und hätte das Volk Judäa's unter seinen Trümmern begraben. Hat meine Hand diese zerfallene Hütte gestürzt, so hat sie dafür einen hohen Palast erbaut und Dich als Herrscherin hineingeführt. Was ich Dir genommen, habe ich Dir hundertfältig wiedergegeben: für die Verbannung einen Thron, für die Väter Söhne."

„Das ist gleisnerischer Schein, das ist vergiftete Hülle um tausendfältigen Frevel; Mord hast Du gesäet; alle Fäden meines Herzens zerrissen — und so sollen sie zerrissen bleiben."

„Gut, Mariamne. Ich bin nicht gewohnt, auf die Worte der Weiber Gewicht zu legen. Die Zeit wird Dir die Einsicht zurückgeben. Wol schmerzt es mich tief, so von Dir entlassen zu werden, und meinem Herzen voll Liebe mit dieser Kälte und Bitterkeit begegnet zu sehen. Das aber sage ich Dir, Weib, spinne keinen Verrath, bereite keine Ränke nach Frauenart, halte Dich und Deinen Weg rein, denn die Hand des Herodes versteht es, sein eignes Herz zu zerdrücken und seine mächtigen Schläge auf jedes Haupt zu führen...."

„Fürchte nichts, Tyrann! Mariamne, die letzte Hasmonäerin, rächet sich nicht auf krummen Wegen — ihre Rache hat schon begonnen."

Sie wandte sich um und verließ das Gemach ruhigen, kalten Schrittes.

Als sie unter der Thüre verschwunden, drückte Herodes die geballte Faust auf sein Herz, seine Oberlippe zog sich von den scharfen, weißen Zähnen zurück, sein Fuß stampfte und er

rief: „Ha, daß ich Dich liebe! wie glücklich wäre ich, wenn es nicht so....“ Er ging zurück nach seiner Königsburg. —

Er ging zurück nach seiner Königsburg, aber sein Herz voll widerstrebender Gefühle, sein Haupt voll sich kreuzender Gedanken; bald kochte es in ihm auf von Wuth, bald fürchtete er von allen Seiten Schlingen und Verderben, bald lächelte er der Drohungen eines Weibes und sah die Zukunft trotz Allem licht und glänzend vor sich.

In seinem Gemache harrte seine Schwester Salome seiner. Als er eintrat, fuhr sie ihm entgegen: „Du kommst von ihr, Herodes, wie hast Du sie gefunden? was hat sie Dir gezeigt, Liebe oder Haß?“

„Haß, Salome....“

„Das ist die gerechte Vergeltung für die Liebe, mit der Du die Deinen, die so treu an Dir hangen, um ihretwillen verbannest. Wie hat sie die Verkündigung der Herolde aufgenommen, die Deinen Erstgeborenen entthront und ihren Kindern dessen Krone giebt?“

„Mit Gleichgültigkeit,“ antwortete Herodes.

„Nun, was braucht sie Dir auch Dank zu wissen; glaubt oder weiß sie doch schon, daß ihre eigene Hand ihre Kinder zu dem Throne führen werde, der vom Blute ihres Gatten trieft.“

„Salome,“ sprach Herodes ernst, „Du begreifst dieses Weib nicht.“

„Wenn ich sie nicht begreife, so begreife ich Dich noch weniger. Habe ich Dir nicht den Weg ihres Verrathes gezeigt? sind Dir die Augen nicht aufgegangen auf den Spuren ihrer Buhlerei, womit sie Deinen Freund Antonius, alle Deine Diener und jetzt auch Octavian zu verleiten suchte und sucht, nur um Dich zu verderben? Wenn Du in ihren Armen ruhtest, weilte ihr Geist bei der Stunde Deines Untergangs; wenn sie Dir einen Sohn gebar, so sah sie in ihm ihren zukünftigen Rächer. Aber die Leidenschaft macht Dich blind, bis Du es

einſt ſchauen wirſt mit brechendem Auge und greifen mit erlahmten Händen.... Herodes, da ſie Dir Haß gezeigt, iſt ſie ihres Triumphes gewiß; und dennoch ſollen wir, Deine Mutter, Deine Schweſter, Dein Sohn für ſie geopfert werden....“

Herodes antwortete Nichts, als die Worte: „Ihr geht nach Maſſada, dort wird es Euch an Nichts gebrechen.“

Salome knirſchte mit den Zähnen, alle Zeichen wilder Wuth zeigten ſich auf ihrem ſchon an ſich unſchönen Antlitz; kaum vermochte ſie noch auszurufen: „Nun, wohlan, ſo mag ſie Dich noch ferner den idumäiſchen Hund mit den fletſchenden Zähnen, Deine Mutter die hungrige Wölfin aus Petra, Deinen Sohn den rothen Schakal, der nach Aas gräbt, ſchimpfen — wohl uns, wenn wir uns wiederſehen!“ und verſchwand. —

Herodes ſchritt lange im Gemach auf und nieder; endlich entbot er durch einen Diener den Schatzmeiſter Joſephus, Salome's Gatten, zu ſich. Als dieſer erſchien, verrieth das Angeſicht und die Haltung des Königs nichts mehr von dem Sturme, der durch ſeine Seele gegangen. Gefaßt trat er zu ſeinem Schwager und ſprach: „Joſephus, ich habe Dich zu einem leichten aber wichtigen Werke erſehen. Unter Allen, die mir nahe ſtehen, habe ich Dich allein ſtets als einen treuen, beſonnenen Freund erfunden. Die eigennützigen Abſichten, von denen die Anderen ſich beherrſchen laſſen, die Leidenſchaften, denen ſie Raum geben und die mir meinen Weg ſo ſchwer und mein Leben ſo bitter machen, ſie blieben Dir immer fern. Jetzt, da ich mich zu dem ſchwerſten Gange meines Lebens rüſte, will ich, voll unbegrenzten Vertrauens zu Dir, mein Theuerſtes in Deine Hände legen. Die Gründe meines Handelns brauche ich Dir nicht auseinander zu ſetzen; ich gehe zum Octavian; die Verwaltung meines Reiches habe ich meinem Bruder Pheroras übergeben; die Glieder meines Hauſes muß ich trennen, ſoll nicht einer den anderen lebendig verſchlingen. Antipater, den Sohn der Doris, ſchicke ich jenſeits des Jor-

dans, Cypros, meine Mutter, und Deine Gattin Salome nach Massada. Aber ich sehe ein, auch Mariamne und ihre Söhne dürfen nicht hier bleiben. Du, Josephus, sollst sie nach der Burg Alexandrium bringen, hier ihr Beschützer und ihr Wächter sein."

Josephus schien zu staunen. „Du legst mir, Herr und Freund, eine unerwartete und ungewohnte Bürde auf; Frauen und Kinder zu bewachen, ist kein würdiger Beruf eines Mannes, und in vielen Punkten ein allzu schwieriger."

Herodes trat auf Josephus zu und faßte seine Hand. „Du erzeigst mir hiermit den größten Liebesdienst, mein Bruder, und ich werde Dir ewig Dank wissen. Bist Du doch mein Schatzmeister, warum solltest Du nicht der Hüter meiner höchsten Schätze sein."

Zögernd erwiederte Josephus: „Herodes, man sagt, daß Du eifersüchtig seiest, und die Eifersucht kennt keinen Unterschied; wenn sie gereizt ist, übersieht sie selbst die grauen Locken und das faltenreiche Angesicht. Es ist fürwahr ein gefährliches Amt, das Du mir überträgst."

„Nein, Josephus, und damit Du die Bürgschaft dafür in Händen habest, höre das Ende meines Auftrags. Wie es mir bei Octavian ergehen werde, kann ich noch nicht ermessen. Wenn es mir aber nicht gelingt, die Verleumdungen meiner Feinde zu entwaffnen, das Vertrauen des Imperators zu gewinnen, wenn ich nicht siegreich zurückkehren, wenn ich fallen sollte.... dann, Josephus" — Herodes umfaßte ihn, näherte seinen Mund dem Ohre des Josephus und flüsterte ihm fast unhörbar zu: „dann, Josephus, sollst Du mit eigner Hand in der Stille der Nacht Mariamne, die Hasmonäerin, und ihre Kinder tödten...."

Josephus fuhr entsetzt zurück; Herodes aber richtete stolz das Herrscherhaupt empor, und sprach mit gewaltiger, Mark erschütternder Stimme, mit der Stimme, welche so oft Zehntausenden in der Feldschlacht geboten: „Jetzt, Josephus, da

Du meinen ganzen Befehl kennest, schwörest Du mir, sowohl getreulich ihn zu vollführen, als auch Niemandem, keinem Lebenden, ihn zu verrathen."

Josephus wagte nicht zu widersprechen, er leistete dem furchtbaren Gebieter diesen Schwur.

Herodes sprach mit sanfterer Stimme, wie zu sich selbst: „Das Haus Antipaters, des Idumäers, soll den Thron Judäa's nicht verlieren; wenn ich falle, soll mein Bruder Pheroras mein Nachfolger werden. Keiner meiner Feinde soll triumphiren, und das hasmonäische Weib auch im Tode mir angehören."

Dies war des Herodes letzte Anordnung vor seiner Abreise zum Octavian.

9.

Die römische Republik war nur noch ein Schattenspiel. Zwei Männer hatten das unermeßliche Reich unter sich getheilt; dem Octavian gehorchten die westlichen, dem Antonius die östlichen Völker. Aber nicht ein Dorf, nicht eine Stadt, nicht eine Welt vermag zwei Größen neben einander zu dulden. Lang genährter Streit, unbegrenzte Herrschsucht, insonders vielfache Beleidigung des Octavian durch Antonius brachte den furchtbaren Zusammenstoß herbei, in welchem abermals der Osten dem thatkräftigeren Westen unterliegen sollte. In der Schlacht bei Actium blieb Octavian Sieger; aber anstatt sich aufzuraffen und seine noch so bedeutenden Hülfsmittel zu vereinigen, um in männlichem Kampfe entweder zu unterliegen oder noch einmal um den Sieg zu werben, floh Antonius feige in die Arme der Cleopatra, in Schwelgereien versunken, den Ausgang zu erwarten. Dieser Ausgang war schrecklich genug, und endete mit dem Tode des Antonius und der Cleopatra. Mit der Niederlage des Antonius waren alle Diejenigen blosgestellt, welche seiner Fahne gefolgt, welche ihm Beistand

geleistet, vor Allen aber Herodes, den Antonius groß gemacht und mit dauernder Freundschaft geehrt hatte. Herodes, der voraussetzen mußte, daß die, in ihrem Anfang ihm bekannt gewordene Intrigue fortgesetzt sei, und ihn bei Octavian noch mehr compromittirt hätte, in dessen argwöhnischem und eifersüchtigem Gemüthe der Gedanke tiefe Wurzel gefaßt, daß die Fäden des Verrathes aus seinem eignen Hause ausliefen.

Er hatte sich in Joppe eingeschifft, um nach Rhodus zu fahren, wo Cäsar Augustus, wie Octavian sich jetzt nannte, gegenwärtig sich aufhielt. Herodes hatte die strengsten Maßregeln ergriffen, daß Niemand in Rhodus von seiner Abreise aus Asien höre, damit seine Ankunft überraschend wirke. So aber ist das menschliche Gemüth beschaffen, daß es im Momente der Gefahr zu einem kühnen Entschlusse sich begeistert, daß es dann, zur Ausführung schreitend, immer banger und angstvoller wird, ja fast seinen Rathschluß bereuet; endlich aber in der Stunde der Verwirklichung, wenn Zurückweichen nicht mehr möglich, allen Heldenmuth wieder findet und in feurig vollbrachter That seinen Triumph feiert. Auf dem langsam segelnden Schiffe saß Herodes und sann und sann; Bild nach Bild ging vor seiner zagenden Seele vorüber; aber immer haftete der Blick seines Geistes auf dem geliebten Weibe wieder, welchem sein ganzes Herz gehörte und dem er in seinem unersättlichen Ehrgeiz doch so unendlich weh' gethan, daß er in ihr glühenden Haß voraussetzen mußte. Immer dunkler und drohender stieg ihre Gestalt vor ihm auf; immer gewisser wurde es ihm, daß sie ihn stürzen wolle, daß sie ihn bei Octavian angeklagt, daß er in ihr seine Todfeindin finden werde. Und das war für ihn nicht blos die ängstigende Befürchtung seines Verstandes, sondern auch die tiefste Qual seines Herzens. Oft wandte er sein Antlitz nach dem Osten zurück und seine Lippen lispelten: „Marianne, Marianne, warum thuest Du mir das?!"

Aber das Schiff kam unaufhaltsam vorwärts, man bekam

Rhodus zu Gesicht; man landete. Mit dem ersten Schritt am Ufer der prächtigen Insel, bei dem Anblick der ersten römischen Wache am Hafen schüttelte Herodes alle finstern Geister von sich und versenkte sie in das Meer. Dort stand der ungeheure Koloß von Erz, dessen Beine über dem Hafen ausgebreitet: drohend stand er dem Kommenden entgegen, friedlich ließ er ihn unter sich durchpassiren, glücklich lief dieser in den sichernden Hafen ein — das war dem Herodes Omen genug.

Herodes ließ sein Gefolge zu einem stattlichen Zuge sich ordnen; nichts, was seine königliche Macht bezeichnete, war zurückgelassen; er selbst in den prächtigsten Königsgewändern, hoch auf edelstem Rosse; nur die Krone hatte er vom Haupte genommen und trug sie in seiner Hand. Durch die Straßen von Rhodus ging es nach der Akropolis, wo Augustus residirte. Sowie der Zug durch die Straßen sich wandte, versammelte sich das Volk, neugierig, die Pracht und Fremdartigkeit des Aufzuges zu betrachten. Von der Akropolis aus gewahrte man den Zusammenlauf; Reiter sprengten hinunter, um die Ursache zu erkunden. Herodes antwortete: „Der König von Judäa kommt, Cäsar Augustus um Gehör zu bitten.“ Die Thore der Burg waren weit geöffnet, aber die Wachen salutirten nicht, und schweigend führte ein römischer Hauptmann Herodes in einen prächtigen Saal, wo der Cäsar sitzend ihn empfing.

„Was willst Du, Mann von Judäa? wozu kommst Du ungerufen hierher?“

„Ich bringe Dir meine Krone, Imperator,“ sprach Herodes unerschrocken und männlich, „ein Gebieter Roms hat sie mir gegeben, und in die Hände des andern Gebieters lege ich sie zurück. Ich bin nicht gekommen, Cäsar, um Gnade zu flehen. Ich weiß wohl, mein Leben und mein Reich stehen in Deiner Hand. Aber der Ruf Deiner Gerechtigkeit ist durch ganz Asien erschollen; man weiß, daß Du billig genug bist, den Unglücklichen zu hören, ehe Du ihn verdammst, und nicht eher zu verurtheilen, als bis er Gelegenheit hatte, sich zu ver-

antworten; man glaubt, daß Du großherzig genug bist, ein pflichtgetreues Handeln zu schätzen, auf welcher Seite es sich findet."

Augustus hatte aufmerksam zugehört, die kühne, entschlossene Rede machte Eindruck auf ihn. „Wohlan," sprach er, „rede, ich will hören."

„Antonius hatte die Welt des Ostens zu seinem Antheil erhalten. Alle den Römern unterworfenen Nationen jenes Erdtheils waren ihm zu Treue und Gehorsam verpflichtet. Wo der Kampf entbrannte, da hatten sie ihm Folge und Beistand zu leisten, sei es gegen die Feinde nach außen, sei es, daß der Streit unter den Herrschern selbst sich erhob. Antonius hatte Großes an mir gethan. Du wirst gehört haben, Imperator, von jenem kleinen, aber unruhigen Volke in Syrien, in welchem der unbändige Drang nach Selbstständigkeit jedwedes Band verschmäht, welches es an das Menschengeschlecht knüpfen soll, ohne daß es den Verstand besitzt, stark durch Eintracht zu sein. Ich stand an der Spitze einer Partei; Alles wankte; da stellte Antonius mit mächtiger Hand die Ruhe her und vertraute mir das Geschick dieser Nation an. Er würdigte mich seiner Freundschaft, er überhäufte mich mit Ehren und Geschenken, befestigte den Purpur um meine Schultern, die Krone auf meinem Haupte; wenn die wilden Völker an der Grenze der römischen Herrschaft gegen mich erstanden, sandte er mir kräftige Hülfe. Wenn ehrgeizige Priester in Jerusalem das Volk zur Empörung aufstachelten, stellte er die römischen Legionen zu meinem Befehl; selbst als die buhlerische Cleopatra ihre habgierigen Hände nach meinem Lande ausstreckte, widerstand er ihr, der er Nichts versagte. Und nun, Cäsar, was hältst Du wohl für die Pflicht eines Mannes, als ein solcher Freund in einen furchtbaren Kampf auf Tod und Leben gerieth? Sollte er ihn verlassen; dem er Alles schuldig war? oder erachtest Du ihn für pflichtgetreu, wenn er nach all seinen Kräften ihm beistand? Für mich ist ein Freund Gegenstand meiner

ganzen Hingebung, und ſelbſt den Verirrten kann ich nicht ohne Hülfe verderben laſſen. Ich geſtehe daher offen, daß ich Antonius im Kampfe mit Dir mit allen Geldmitteln und Kriegsvorräthen, die mir zu Gebote ſtanden, unterſtützte. Ja, auch meinen Arm und mein Schwert hätte ich ſeinem Dienſte geliehen, wenn ich nicht gerade in einen Krieg mit den Arabern verwickelt geweſen." Herodes hielt einen Augenblick inne; ſein ſcharfer Blick gewahrte, daß die Augen des Imperators Achtung und Billigung verriethen. „Fahre fort, Herodes," ſprach Auguſtus mit Nachdruck.

„Die Schlacht bei Actium war geſchlagen; Antonius hatte die Herrſchaft verloren. Aber nicht ſchien es mir ziemlich, den geſunkenen Freund alsbald zu verlaſſen und heuchleriſch dem glänzenden Sieger meine Huldigung darzubringen. Zwar ſelbſt bedrängt, vermochte ich ihm nicht zu helfen, aber meinen vertrauteſten Diener ſandte ich zu ihm und beſchwor ihn, die giftige Schlange Cleopatra von ſeinem Herzen zu reißen, die treue Julia noch einmal anzuflehen und Dir die Hand des Friedens entgegen zu ſtrecken. Der Unglückliche hörte nicht auf meinen Rath, er ſelbſt war die Urſache ſeines Sturzes; und ſeine Hand zerriß zu gleicher Zeit die Fäden ſeines Lebens und meiner Freundſchaft. Jetzt war die Zeit gekommen, wo ich nicht mehr das Recht hatte, die Krone zu tragen, wo es des Siegers war, den rechten Hüter über die römiſche Provinz zu ſtellen. Ich habe nicht gezögert, niederzulegen, was mir nicht gehört; hier iſt ſie." Herodes trat näher und legte die ſtrahlende Krone auf die Tafel, die vor Auguſtus ſtand. „Und was erwarteſt Du nun von mir?" fragte Auguſtus.

„Ich erwarte von dem Herrſcher der Welt ein gerechtes Urtheil; ich erwarte, daß Du Treue von Untreue, Pflicht von Heuchelei zu unterſcheiden verſteheſt; ich erwarte, daß Du erkenneſt, wie ich für den, welcher mir Gutes thut und mir ſein Vertrauen ſchenkt, mein Herzblut hinzugeben und bei ihm auszuharren vermag."

Als Herodes schwieg, erhob sich Augustus von seinem Sessel, nahm die Krone von der Tafel, setzte sie dem Herodes auf das Haupt und sprach: „König von Judäa, Deine Offenheit, Deine unerschrockene Erklärung und die Treue, die Du meinem Feinde bewährtest, haben Dich glänzend gerechtfertigt. Sei Du mir Freund, wie Du es Antonius gewesen, und Du wirst mich immer bereit finden, Dir beizustehen. Der Römer weiß Tugend und Muth zu schätzen, wo er sie findet."

Von dieser Stunde an war alle Gefahr für Herodes geschwunden, er hatte durch Entschlossenheit und das richtige Verständniß seines großmüthigen Gegners einen größeren Sieg erfochten, als je auf dem Schlachtfelde. Augustus ließ ihn lange nicht von sich; er hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm gefaßt und gewann ihn seines scharfen Blickes und gewandten Benehmens wegen immer lieber. Herodes mußte ihn nach Asien begleiten, und hier war es, wo Herodes, auf vaterländischem Boden angekommen, für Zeit hielt, auch die Freigebigkeit als eine seiner Tugenden zu bewähren. Nicht allein, daß er dem Cäsar 800 Talente Goldes zum Geschenke darbrachte, daß er die Freunde und Diener des Augustus mit königlichen Gaben versah, was nur irgend zur Bequemlichkeit des Imperators und der Heerführer dienen und dem Herrn selbst nützen konnte, schaffte er in umfassendster und vorausssichtigster Weise herbei. Bei dem Marsche durch die Wüste fand man von Station zu Station Wasser und Wein in Fülle, um den Durst zu stillen, die reichsten Zelte aufgeschlagen für den Cäsar und seine Diener. Herodes geleitete diesen bis an die Grenze Aegyptens; hier harrte er seiner Rückkehr und erwies sich nicht minder als dienstbereiter Freund auf dem Rückmarsch des Siegers. Jeder stimmte darin überein, daß Herodes' Freigebigkeit seine Kräfte weit überstiege. Dafür überhäufte ihn Augustus mit Ehrenbezeugungen; als er das Heer musterte, ritt Herodes an seiner Seite; er schenkte ihm nicht allein die 400 Mann gallischer Leibwache der Cleopatra, son-

dem die nördliche Provinz Samaria und den ganzen westlichen Küstenstrich mit der Hafenstadt Joppe. So erhob sich Herodes mächtiger als je aus dieser drohenden Gefahr, in welcher Alles für ihn verloren geschienen.

Herodes hatte seinen Aufenthalt bei dem Cäsar und die Freundschaft, deren ihn die Umgebungen desselben würdigten, benutzt, um genau nachzuforschen, welche Fallstricke man ihm gelegt, welche Ränke man gegen ihn geschmiedet hätte. Allein selbst die, welche früher offene Feinde von ihm gewesen, bekannten ihm, daß zwar anfangs einige Versuche, dergleichen anzuknüpfen gemacht, aber mit einem Male abgebrochen worden; am wenigsten fand er irgend eine Spur, daß Mariamne gegen ihn conspirirt habe, und im Innersten seines Herzens mußte er sich gestehen, daß alle Anschuldigungen gegen dieselbe falsch gewesen.

16.

Strahlend vor Glück verabschiedete sich Herodes in Akko vom Augustus; strahlend vor Glück kehrte er nach so langer Abwesenheit nach Jerusalem zurück. Er wußte, daß seine Herrschaft nun unerschütterlich festgestellt sei, daß Niemand mehr wagen würde, seine Hand gegen ihn zu erheben, und wenn es geschähe, er die Macht besitze, die verwegene schnell zu züchtigen. Seine rachgierige Seele malte sich die Bestürzung und Niedergeschlagenheit seiner offenen und heimlichen Feinde vor, und schwelgte in dem Gedanken ihrer Unterdrückung. Aber mehr noch bewegte sein Gemüth die Sehnsucht nach Mariamne. Der Glückliche hält alle Hindernisse für unbedeutend. Herodes glaubte den Unwillen der Mariamne, wie es früher schon so oft der Fall gewesen, auch diesmal längst geschwunden; er glaubte sie hochherzig genug, um an den Triumphen ihres Gatten den stolzesten Antheil zu nehmen. Seine geschäftige Einbildungskraft sah sie im Glanze ihrer Schönheit, in der

Anmuth holdseligen Lächelns. Freudenbotschaft nach Freudenbotschaft, aber auch die kostbarsten Geschenke hatte er vorausgesandt, und von Josephus, ihrem Wächter, die besten Versicherungen ihres Wohlseins empfangen.

Der Einzug in Jerusalem geschah in einem Glanze, wie diese Stadt ihn noch nie gesehen. Die Freunde des Herodes hatten es verstanden, ihm den schmeichelhaftesten Empfang zu bereiten; schon hatte sich in dem Volke eine Partei gebildet, welche die Herrschaft der Römer mit günstigeren Blicken ansah und die Regierung des Herodes als eines angesehenen Vermittlers, als ein Geschenk der Vorsehung pries. Selbst den jüngeren Theil der Priester und Leviten hatte man gewonnen durch die Kunde, daß Herodes den Tempel restauriren und mit verschwenderischer Pracht ausrüsten wollte. Was Wunder, daß dem einziehenden König das Volk entgegenströmte, die Straßen festlich schmückte, ihm zujauchzte wie noch nie. Langsam bewegte sich der Zug und näherte sich der königlichen Burg. Da aber hielt den Herodes nichts mehr zurück; kaum, daß er seinen Bruder, seine Mutter, seine Schwester flüchtig begrüßte; er eilte nach dem Thurme Mariamne's.

Mariamne war ruhig in ihrem Gemache verblieben. Schnell stieg Herodes die Stufen hinan, eilte durch den Vorsaal in das Gemach und ging mit ausgebreiteten Armen und liebeglühendem Angesicht auf seine Gattin zu. Diese aber stand, wie vordem beim Abschiede, kalt und abwehrend da und wich stolz und verachtend seiner Umarmung aus.

„Mariamne," rief Herodes aus, „ich komme sieggekrönt nach Hause, ich komme, den Triumph über meine Feinde zu Deinen Füßen zu legen, ich komme, Dich auf dem neubefestigten, mächtigeren Throne als Königin, um Dich als innig geliebte Gattin zu begrüßen — willst Du mich nicht empfangen?"

„Deine Siege, Herodes, sind nicht die meinen, Deine Triumphe gehören nicht mir — ob Du gegangen und gekommen: für mich bist Du nicht da."

„Verkennest Du also, Weib, die Pflichten der Gattin, hast Du das Herz einer Mutter verloren? .... laß diese Launen, Marianne; ich glaubte Dich gesundet von dieser kränkelnden Stimmung; laß Deinen Geist sich neu beschwingen, und auf den Flügeln der glänzenden Gegenwart erhebe Dich mit mir zu einer neuen großen Fahrt voll Ehren und Macht....“

„Es giebt Krankheiten, Herodes, von denen der Mensch niemals wieder ersteht; hast Du mit schonungsloser Faust alle Saiten meines Herzens zerrissen, so wolle keinen frohen Klang aus der zerbrochenen Harfe; Deine Hand kann wohl zerstören, aber nicht wieder erbauen.“

„O, Marianne,“ sprach Herodes mit sanftester Stimme, laß die Vergangenheit ruhen, beschwöre die Geister nicht, die da schlummern; Du bist noch so jung und Dein schönes Auge für Licht und Himmel geschaffen. Siehe, Marianne, mein Herz schlägt voll Liebe zu Dir, alle Fasern meiner Seele sind an die Deinigen geknüpft; zögere nicht, wende von Neuem Deinen Geist mir zu, schenk' Dich mir abermals, wie an dem Tage unsres Verlöbnisses; und fürwahr, eine glückliche Zeit für Dich, für mich und für Zahllose dieses Reiches wird von heute beginnen.“

„Vergißt Du, Herodes, mit wem Du sprichst — ich kann es nicht vergessen! Vergißt Du, daß Du mich in Alexandrium als Gefangene hieltest; vergißt Du, daß Du das Mordschwert gegen mich zücken ließest, um, wenn Du keine Gnade bei Augustus gefunden, mich und meine Kinder zu durchbohren“ —

„Wie weißt Du dies?“ schrie Herodes bestürzt und voll Grimmes.

„Ob ich es weiß! Hat es nicht Tage lang über meinem und meiner Kinder Haupt gehangen, daß ich seine Spitze dreifach fühlte? Nein, Herodes, das Herz des Weibes ist kein Wachs, welches die täppische Hand des Mannes zurecht formet. Wenn Du das Gift des Mißtrauens, des Hasses, der Rache in dasselbe getröpfelt, wunderst Du Dich, daß es davon erfüllt

und angeschwollen? Hebe Dich hinweg von mir, weiche hin nach den Höhlen von Sela, aus denen Du und Dein Geschlecht hervorgebrochen — als Du von dannen gingest, rief ich Dir nach: wir sind geschieden; da Du wiederkommst, rufe ich Dir zu: ich bin todt für Dich — Dein Scherge hatte das Schwert für mich gewetzt, glaube, es hat mich getroffen!"

Herodes, der diese Worte voll tiefster Bewegung gehört, stand noch eine Weile vor dem hochaufgerichteten Weibe, deren Blicke sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit leidenschaftlichem Feuer gefüllt — ohne ein Wort zu erwiedern, aber mit geballter Faust verließ er das Gemach. — Er eilte in den Palast zurück, wo seine Großen und seine Familie noch versammelt waren. Wuth in allen seinen Zügen, trat er unter sie und rief: „Wo ist Josephus, der Schatzmeister?" Und als dieser vortrat: „Ergreifet, werfet ihn in die unterste Zelle des Gefängnisses!"

Seinem Gebote wurde gehorcht, er aber schritt in sein Gemach, Niemand wagte ihm zu folgen, nur seine Schwester Salome eilte ihm nach einiger Zeit nach.

Sie fand ihn tief in Gedanken versunken, die Arme über die Brust gekreuzt. „Was ist geschehen, Herodes? redete sie ihn an, was hat Dir das Weib angethan, dem Du allzusehr anhängest, und das Dir die schönste Stunde Deines Lebens mit dem Wermuthsbecher ihres Hasses vergällte? Und was hat Josephus verübt, daß Du ihn so schimpflich behandelst?"

Herodes antwortete ihr: er erzählte ihr von dem geheimen Auftrage, den er ihrem Gatten bei seiner Abreise gegeben, von dem Schwur, den er ihm geleistet und von dem Treubruch, dessen er sich schuldig gemacht. Salome hörte aufmerksam zu, und wie sich innerhalb der Erzählung die Leidenschaftlichkeit ihres Bruders steigerte, wurde sie in demselben Maße ruhiger, bis der eisigste Hohn in ihren häßlichen Zügen sich malte. Nach einer Pause begann sie:

„Nun ist es mir klar, warum mein lieber Ehegemahl mich

sein vielen Wunder so vernachlässigt hat. Kaum, daß er dann und wann mich besuchte in meiner Einsamkeit, zu der Du mich Deines holden Weibes wegen in Massada verurtheilt hattest; und wenn er kam, so wußte er nichts anderes, als mich zu tadeln, mir die niedrigsten Gesinnungen vorzuwerfen und die Tugenden der Mariamne zum Himmel zu heben. Fürwahr, er hat die Rolle eines girrenden Täubers bei Deiner Gemahlin gut gespielt, daß ihr Deine Abwesenheit weniger fühlbar worden. Da hast Du nun den Beweis in Händen, wie sie Dir Deine treuesten Diener abspenstig macht. Meinst Du, Herodes," und sie erhob ihre Stimme bis zum Kreischen, „meinst Du, Herodes, daß Josephus ihr Dein Geheimniß um einen geringen Preis verrathen? meinst Du, daß er dies gethan, ohne verbotenen Umgang mit der Ehrvergessenen gepflogen zu haben? Wohlan, räche Dich und mich an ihr und an ihm!"

Herodes hatte diese Worte mit steigender Theilnahme vernommen, als ein Hauptmann seiner Leibwache eintrat und ihm meldete, daß sein Befehl ausgeführt sei. „Der Gefangene," fügte der Hauptmann hinzu, „hat mich ersucht, bei Dir, Herr, anzufragen, ob es mir vergönnt werde, in seinem Namen eine Bitte vorzutragen."

„Sprich," antwortete Herodes barsch.

„Der Gefangene bittet Dich um Gehör. Nicht um der Freundschaft willen, mit der Du ihm bis heute beglücktest, nicht um der Dienste willen, die er Dir, o König, geleistet, sondern, spricht er, um des Gehöres willen, welches Du selbst bei Cäsar Augustus gefunden, fordert er dies von Dir."

Herodes war betroffen und sprach endlich: „Bringe ihn hierher."

Als Josephus eintrat, warf er keinen Blick auf seine entartete Gattin und keine Demuth verrieth seine Haltung. Da Herodes ihn mit sanfteren Blicken maß, hob er selbst an: „Ich habe Dich ersucht, Herr und König, mich zu hören; zuvor aber frage ich Dich: was habe ich verschuldet? wegen welchen Ver-

gehens begegnetest Du mir auf so schmähliche Weise? ich frage so, weil ich mich rechtfertigen will."

„Und wie wagst Du, so zu fragen, da Du Dich des schmählichsten Verrathes, des Treubruchs am heilig geleisteten Eide bewußt sein mußt? Hast Du meiner Gemahlin nicht den Befehl kund gethan, den ich vor meiner Abreise Dir gegeben? Sag an, um welchen Preis hast Du mich verkauft an sie? Sprich, denn nur gänzliche Offenheit und Geständniß können Dich retten!"

„Wenn es das ist, Herodes, so kann ich nur annehmen, daß die leidenschaftliche Verwirrung Dein Bewußtsein umwölkt hält und ich kann den Irrthum nur beklagen, in welchen Du abermals verfallen. Fürwahr, ich würde es verschmähen, Dich darüber aufzuklären, wenn es blos mein Geschick beträfe; aber da es zugleich Deine Gemahlin, die erhabene Mariamne gilt, so muß und will ich reden. Wahrlich, Herodes, wenn ich so glücklich wäre, eine solche Gattin zu besitzen" — und sein vorwurfsvoller Blick traf Salome — „jede Geberde, die sie verletzen, jedes Wort, das sie kränken könnte, jeden Gedanken, der sie schmähte, würde ich mir zum Todesverbrechen anrechnen. Nicht um ihrer Schönheit und Anmuth willen, diese haben niemals viel bei mir gegolten, sondern weil sie rein und keusch ist wie selten eine ihres Geschlechtes in diesen schlimmen Zeiten, weil sie makellos ist, bis, ich sage es offen, bis auf die harten Gesinnungen gegen Dich, Herodes, der einmal ihr vor Gott angetrauter Gatte ist. Was aber die furchtbare Beschuldigung betrifft, die ihr gegen mich schleudert, so warst Du es ja, Herodes, selbst, der jene Mittheilung Deines geheimen Befehls an Mariamne verursachte. Du sandtest Boten von Rhodus nach Jerusalem, wahrscheinlich, um einmal so recht zu erproben, wer Feind oder Freund ist, mit der falschen Nachricht, daß Dein Gehör bei Augustus mißglückt sei, daß Du Deinen Sturz gewärtigen müßtest. Auch an mich kam diese Botschaft nach Alexandrium. Es waren unglückliche Tage für

mich. Ich will den Denuncianten nicht spielen, Du wirst selbst am besten wissen, welche Wirkungen diese Nachricht hatte, aber zu gleicher Zeit drang das Gerücht zu mir, daß das Volk in Jerusalem schwürig sei, daß man einen Aufstand befürchte; Bote nach Bote langte an, daß offene Empörung ausgebrochen, daß das Volk nach Alexandrium ziehen, Mariamne befreien und zur Herrscherin von Judäa machen wolle. Die Zeit schien gekommen, um den Auftrag, dessen Erfüllung ich Dir zuschwören gemußt, zu vollziehn. Du weißt, Herodes, daß ich der Geistesrichtung der Essäer angehöre, daß ich demnach den Tod nicht als ein Uebel ansehe, sondern als den Erlöser vom irdischen Weh und der Mühsal unserer Beschränktheit. Konnte ich daher die Schrecken Deines grausamen Befehls überwinden, so mußte ich doch um so mehr Mariamne dazu vorbereiten. Binnen vierundzwanzig Stunden mußte es geschehen sein, da ich in dieser Zeit den Anmarsch der Rebellen erwarten mußte. Vorsichtig, wie solch ein Vorgang es erforderte, verkündete ich Mariamnen den von Dir befohlenen Tod in Gegenwart eines Zeugen, Soëmus, des Ituräers. Du kannst ihn darüber vernehmen, wie denn über alle diese Zustände hunderte von Zeugen leben. Wie Mariamne diese Nachricht aufnahm, gehört nicht hierher. Die Kraft und Ruhe des Weibes, die Resignation der Mutter mußte ich bewundern. Schon senkte sich das Dunkel der Nacht herab und um Mitternacht, wie Du es geboten, sollte das schönste Leben verblühen, als plötzlich am Thore Alexandriums ein Jüngling erschien, den ich später als jenen Ben Babusch, der einst der Königin in den Straßen Jerusalems das Leben gerettet, erkannte, und mir die Zusicherung brachte, daß alle jene Nachrichten erdichtet, daß Du bei Augustus gesiegt und am anderen Tage die Boten mit dem wahren Bericht eintreffen würden. Nachdem er mir dies am Thore unter den heißesten Beschwörungen der Wahrheit mitgetheilt, eilte er davon und verschwand schnell aus meinen Blicken. Wie er gesagt, traf es ein, und am anderen Tage

waren wir des Jubels voll über Deine glückliche Rettung. So ist es gekommen, Herodes, und ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Wohl Allen, wenn sie sich so schnell und so vollkommen reinigen könnten."

Herodes war in immer tieferes Nachdenken versunken; Salome hatte sich schweigend entfernt. Endlich sprach Jener: „Geh, Josephus, nach dem Vorgefallenen können wir uns nichts mehr sein." Josephus ging, aber indem er sich entfernte, vernahm er die Worte, die Herodes aus gramerfüllter Brust ausstieß: „Ha, Mariamne, warum habe ich Dir gar nichts zu verzeihen?!"

11.

Das menschliche Herz ist von seinem göttlichen Urheber so angelegt, daß die Leidenschaft durch die Versagung wächst, daß aber auch aus dem Uebermaße dieser Leidenschaft die entgegengesetztesten Empfindungen hervorgehen, Empfindungen, die sich gänzlich widersprechen und fast ganz und gar einander aufheben. Es ist, wie wenn die eine Hälfte des Himmels von dem dunkelsten Gewölk überzogen ist, der Donner rollt, die Blitze schlängeln sich — während an der andern Hälfte die Sonne glänzend strahlt und an dem tiefblauen Bogen nur leichte, silberumsäumte Flocken dahin fahren. Weißt Du, wer sieget? Ach, die Sonne ist zu hoch, der tiefblaue Himmel zu weit: da fliegen die finstern Sturmeswolken, denn sie ziehen eilends unter jenen dahin und bedecken das ganze Gewölbe über unsern Häuptern mit Nacht und Grauen. So wenn in einem Herzen Haß und Liebe mit einander kämpfen. Ist doch die Liebe, die lautere, so hoch und erhaben, wie die Sonne am blauen Himmel — wie sollte der wilde Haß mit seinen nächtlichen Schatten nicht den auf der Erde wandelnden Menschen überwinden?

Viele Monde vergingen. Die Stimmung zwischen Herodes

und Mariamne wurde immer schroffer, gereizter. Zwar blieb Mariamne sich immer gleich. Während sie ruhig und sanft, wenn auch ohne alle Mittheilung, gegen ihre Umgebung, mütterlich sorgend, wenn auch ohne jene entzückte Hingebung, gegen ihre Kinder waltete, so schien Herz und Wesen ihr versteint, wenn sie die Schritte Herodes' hörte, seine Stimme vernahm, sein Angesicht sah. Dann glich sie zwar jener klaren, glänzenden Silbermasse, die aber erstarrt ist, weil mit der flüssig machenden Gluth längst die Regenbogenfarben des Silberblicks verschwunden sind.

Die Seele des Herodes war den wechselndsten Gefühlen preisgegeben und wurde fast gänzlich von ihnen eingenommen. Das Benehmen Mariamne's, die abwehrende Kälte, der Hohn und die Verachtung, die sie ihm erwies, erfüllte ihn mit Ingrimm, der bis zum Hasse sich steigerte. Er wüthete gegen sich selbst, daß er diese Liebe aus seinem Herzen nicht herausreißen könne. Dann aber trat ihm wieder das Bild Mariamne's aus den schönsten Tagen ihrer Ehe entgegen, er sah diese erhabene Stirn wieder leuchten, diese Augen glänzen, diese Lippen holdselig sich kräuseln, diese Wangen flammend geröthet, diese schlanke, volle Gestalt, in jeder Geberde Majestät, in jeder Biegung Anmuth. Dann schwoll ihm das Herz voll glühender Sehnsucht und verzehrte ihn. So gährte und wogte es in seinem Gemüthe, wie in einem Vulcan, der bald eine strahlende Flammensäule zum nächtlichen Himmel aufrichtet, bald verheerenden Lavastrom in tagverhüllendem Aschenregen umherschleudert. Endlich ermannte er sich; er wurde sich bewußt, daß eine Entscheidung nothwendig sei, sollte er nicht untergehen. Er eilte zu ihr. Es war bei anbrechendem Abend eines schwülen Sommertages; über dem Oelberg stiegen die weißdunkeln Wolken eines nahenden Gewitters herauf. Aber Donner und Blitz ruheten noch im Schooße des Gewölks.

„Mariamne," redete er diese an, „es kann nicht so unter uns bleiben. Das Verhältniß zwischen uns wird mir uner-

täglich; der Kampf der Gefühle reibt mich auf und macht mich unfähig zu jedwedem Werke: entweder, Mariamne, Du wirst mir wieder freundlich und lieb wie vordem, oder wir müssen uns trennen."

„Hier ist keine Wahl, Herodes, wir sind getrennt; und wenn Du mich nicht aufsuchest, ich komme nicht."

„Nicht so, Mariamne; ich kann nicht dieselbe Luft athmen mit Dir, ohne daß Du mich liebest; ich kann nicht die Sonne am Himmel strahlen sehen, die Dir leuchtet, ohne daß Du mir gehöreſt."

„Nun, so schicke mich fort, Herodes, jage mich in die weite Welt, oder verbanne mich nach einer fernen Stadt, oder wirf mich in einen Wüstenthurm: ich unterwerfe mich, ich bin dessen gewärtig, es wäre ja nicht das erste Mal."

„O, Mariamne, laß Dich erweichen, ändere Deinen Sinn. Sieh, ich verlange ja nur, daß Du mich duldest, daß Du mich Dir zu nähern gestattest; ich fordere, daß Du mich nicht von Dir stößest. Und wenn Du auch diese Kälte noch nicht in die Wärme einer liebenden Gattin verwandelst, so will ich zufrieden sein. Siehe, Mariamne," und Herodes warf sich vor ihr nieder, „sieh mich zu Deinen Füßen, beschwichtige den Sturm meiner Gefühle, laß mich Deine Hand fassen und entziehe sie mir nicht...."

„Sieh, Herodes, so lag ich zu Deinen Füßen und flehete um das geliebte Haupt meines Großvaters, so haschte ich nach Deiner Hand, sie mit Küssen zu bedecken, um die Gnade für seine Silberlocken, so verhieß ich Dir ewige Liebe um die wenigen Tage seines hochbejahrten Lebens — — aber so wie Du mir damals Alles versagtest, so versage ich jetzt Dir Alles und auf immer; nur daß Du damals leere Worte für mich hattest, ich aber nur die Wahrheit. Die Stunde der Rache ist gekommen, nach der ich lechzte, wie der Hirsch in schwüler Nacht nach Wasser. Die Strafe ist über Dich gekommen, Mann des Blutes. Du dachtest mich auf Irrwegen zu über-

listen, aber die letzte Hasmonäerin rächt sich nicht durch Verbrechen. Im Lager der Römer forschtest Du nach meinen Wegen, aber Du fandest sie gerecht; unter Deiner eigenen Sippschaft suchtest Du nach meinen Vergehen, aber Du trafest den Schuldlosen. Nein! in Dir selbst habe ich das Feuer meiner Rache entzündet und die Geißel meines Strafgerichtes schwingt Deine eigene Hand. Jetzt mache mit mir, was Du willst; denn mit dem Odem meines Lebens verlischt das verzehrende Feuer in Dir nicht; aus meinem Grabe wird mein Schatten erstehen und Dich verfolgen mit unsäglicher Qual..."

Längst war Herodes aufgesprungen. Erstaunt, ergriffen blickte er auf Mariamne, von der mit einem Male die erstarrende Kälte gewichen, die Flamme des heiligen Zornes war über sie gekommen und überhauchte sie mit unendlicher Schönheit. Als sie vollendet hatte, stürzte er auf sie los und mit den Worten: „Mariamne, Du mußt mein sein!" wollte er sie mit seinen Armen umschließen. Schnell wich sie zurück und zog einen Dolch aus ihren Gewändern. „Hinweg, Mörder meines Vaters und meines Bruders, berühre mich nicht! Dieser Dolch ist vergiftet, er trifft Dich oder mich — ich spiele nicht!" Herodes stand wie angewurzelt. Dann brach er wie in Wuthgebrülle aus: „Wohlan, Mariamne, die Sonne der Liebe ist untergegangen; der Sturm des Hasses ist zwischen uns entfesselt; so gehe Alles darin unter." Und er stürzte aus dem Gemache. —

Nichts findet sich leichter, als ein Werkzeug für den Haß. Kaum war Herodes in seine Zimmer zurückgekehrt, als sein Mundschenk vor ihm erschien und mit erheuchelt offenherziger Miene dem Könige mittheilte, daß in der vergangenen Nacht die Königin ihn habe rufen lassen und ihn mit vielen Schmeichelworten, Verheißungen und Geschenken zu überreden gesucht, einen Trank, den sie ihm darreichte, dem Könige in den Wein zu mischen. Sie hätte geklagt, daß der König immer gleichgültiger gegen sie würde, und daß dieser Trank bestimmt sei,

in ihm die Liebe zu ihr zu neuer Flamme zu erwecken. Er, der Mundschenk, habe erwogen, daß dem Könige auf andere Weise Gefahr drohen könne, wenn er dem nicht vorbeuge, habe deshalb den Trank angenommen und stelle ihn dem Könige zur Verfügung.

Ob der Haß leichtgläubig macht, wie die Liebe, oder ob der König aus dem Ingrimm heraus, der sich seiner bemächtigt hatte, den Untergang der Königin beschlossen und die sich ihm darbietende Intrigue gern benutzte: mit Heftigkeit fuhr er auf, ließ sich die Details des Vorgangs genau erzählen und rief aus: „Ha, Mariamne, ist das die Bedeutung Deines Wortes, „„das verzehrende Feuer der Liebe soll in Dir nicht erlöschen!?““ Du sollst es büßen.“ Er gab Befehl, den greisen Diener Mariamne's, Jochanan, der sie auf seinen Armen getragen und sie in Leid und Freud' niemals verlassen, als ihren geheimsten Vertrauten, vorzuführen. Wußte er doch, daß er in diesem Manne das Herz der unglücklichen Königin auf's Tiefste verwundete. Aber vergebens donnerte der König den Greis an, oder suchte ihn mit sanften Worten oder Versprechungen zu verlocken; vergebens warf er ihn in das schreckenvollste Gefängniß; vergebens verhing er die ausgesuchtesten Foltern und Peinigungen über ihn: der Greis wußte Nichts auszusagen, was Mariammen zur Last fiele; er erzählte offen und genau, was die Königin seit Wochen und Monden zu jeder Zeit gethan, und wies die Anschuldigungen des Mundschenks als erlogen zurück, da er in der angegebenen Nacht nicht aus dem Vorzimmer der Königin gekommen. Die Wahrheit seiner Aussage besiegelte er — mit dem Tode.

Demungeachtet ließ Herodes aus seinen Creaturen einen Gerichtshof bilden; vor diesem mußte der Mundschenk seine Angaben wiederholen; dann führte der König selbst das Wort der Anklage, schilderte mit den heftigsten Ausdrücken das Benehmen Mariamne's gegen ihn, und wie sie ihm dieses Gift habe beibringen wollen, um sein Dasein geistig und körperlich

„Verkennest Du also, Weib, die Pflichten der Gattin, hast Du das Herz einer Mutter verloren? .... laß diese Launen, Mariamne; ich glaubte Dich gesundet von dieser kränkelnden Stimmung; laß Deinen Geist sich neu beschwingen, und auf den Flügeln der glänzenden Gegenwart erhebe Dich mit mir zu einer neuen großen Fahrt voll Ehren und Macht....“

„Es giebt Krankheiten, Herodes, von denen der Mensch niemals wieder ersteht; hast Du mit schonungsloser Faust alle Saiten meines Herzens zerrissen, so wolle keinen frohen Klang aus der zerbrochenen Harfe; Deine Hand kann wohl zerstören, aber nicht wieder erbauen.“

„O, Mariamne,“ sprach Herodes mit sanftester Stimme, laß die Vergangenheit ruhen, beschwöre die Geister nicht, die da schlummern; Du bist noch so jung und Dein schönes Auge für Licht und Himmel geschaffen. Siehe, Mariamne, mein Herz schlägt voll Liebe zu Dir, alle Fasern meiner Seele sind an die Deinigen geknüpft; zögere nicht, wende von Neuem Deinen Geist mir zu, schenk' Dich mir abermals, wie an dem Tage unsres Verlöbnisses; und fürwahr, eine glückliche Zeit für Dich, für mich und für Zahllose dieses Reiches wird von heute beginnen.“

„Vergißt Du, Herodes, mit wem Du sprichst — ich kann es nicht vergessen! Vergißt Du, daß Du mich in Alexandrinum als Gefangene hieltest; vergißt Du, daß Du das Mordschwert gegen mich zücken ließest, um, wenn Du keine Gnade bei Augustus gefunden, mich und meine Kinder zu durchbohren“ —

„Wie weißt Du dies?“ schrie Herodes bestürzt und voll Grimmes.

„Ob ich es weiß! Hat es nicht Tage lang über meinem und meiner Kinder Haupt gehangen, daß ich seine Spitze dreifach fühlte? Nein, Herodes, das Herz des Weibes ist kein Wachs, welches die täppische Hand des Mannes zurecht formet. Wenn Du das Gift des Mißtrauens, des Hasses, der Rache in dasselbe getröpfelt, wunderst Du Dich, daß es davon erfüllt

und angeschwollen? Hebe Dich hinweg von mir, weiche hin nach den Höhlen von Sela, aus denen Du und Dein Geschlecht hervorgebrochen — als Du von dannen gingest, rief ich Dir nach: wir sind geschieden; da Du wiederkommst, rufe ich Dir zu: ich bin todt für Dich — Dein Scherge hatte das Schwert für mich geweht, glaube, es hat mich getroffen!"

Herodes, der diese Worte voll tiefster Bewegung gehört, stand noch eine Weile vor dem hochaufgerichteten Weibe, deren Blicke sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit leidenschaftlichem Feuer gefüllt — ohne ein Wort zu erwiedern, aber mit geballter Faust verließ er das Gemach. — Er eilte in den Palast zurück, wo seine Großen und seine Familie noch versammelt waren. Wuth in allen seinen Zügen, trat er unter sie und rief: „Wo ist Josephus, der Schatzmeister?" Und als dieser vortrat: „Ergreifet, werfet ihn in die unterste Zelle des Gefängnisses!"

Seinem Gebote wurde gehorcht, er aber schritt in sein Gemach, Niemand wagte ihm zu folgen, nur seine Schwester Salome eilte ihm nach einiger Zeit nach.

Sie fand ihn tief in Gedanken versunken, die Arme über die Brust gekreuzt. „Was ist geschehen, Herodes? redete sie ihn an, was hat Dir das Weib angethan, dem Du allzusehr anhängest, und das Dir die schönste Stunde Deines Lebens mit dem Wermuthsbecher ihres Hasses vergällte? Und was hat Josephus verübt, daß Du ihn so schimpflich behandelst?"

Herodes antwortete ihr: er erzählte ihr von dem geheimen Auftrage, den er ihrem Gatten bei seiner Abreise gegeben, von dem Schwur, den er ihm geleistet und von dem Treubruch, dessen er sich schuldig gemacht. Salome hörte aufmerksam zu, und wie sich innerhalb der Erzählung die Leidenschaftlichkeit ihres Bruders steigerte, wurde sie in demselben Maße ruhiger, bis der eisigste Hohn in ihren häßlichen Zügen sich malte. Nach einer Pause begann sie:

„Nun ist es mir klar, warum mein lieber Ehegemahl mich

ſeit vielen Monden ſo vernachläſſigt hat. Kaum, daß er dann und wann mich beſuchte in meiner Einſamkeit, zu der Du mich Deines holden Weibes wegen in Maſſada verurtheilt hatteſt; und wenn er kam, ſo wußte er nichts anderes, als mich zu tadeln, mir die niedrigſten Geſinnungen vorzuwerfen und die Tugenden der Mariamne zum Himmel zu heben. Fürwahr, er hat die Rolle eines girrenden Täubers bei Deiner Gemahlin gut geſpielt, daß ihr Deine Abweſenheit weniger fühlbar worden. Da haſt Du nun den Beweis in Händen, wie ſie Dir Deine treueſten Diener abſpenſtig macht. Meinſt Du, Herodes," und ſie erhob ihre Stimme bis zum Kreiſchen, „meinſt Du, Herodes, daß Joſephus ihr Dein Geheimniß um einen geringen Preis verrathen? meinſt Du, daß er dies gethan, ohne verbotenen Umgang mit der Ehrvergeſſenen gepflogen zu haben? Wohlan, räche Dich und mich an ihr und an ihm!"

Herodes hatte dieſe Worte mit ſteigender Theilnahme vernommen, als ein Hauptmann ſeiner Leibwache eintrat und ihm meldete, daß ſein Befehl ausgeführt ſei. „Der Gefangene," fügte der Hauptmann hinzu, „hat mich erſucht, bei Dir, Herr, anzufragen, ob es mir vergönnt werde, in ſeinem Namen eine Bitte vorzutragen."

„Sprich," antwortete Herodes barſch.

„Der Gefangene bittet Dich um Gehör. Nicht um der Freundſchaft willen, mit der Du ihm bis heute beglückteſt, nicht um der Dienſte willen, die er Dir, o König, geleiſtet, ſondern, ſpricht er, um des Gehöres willen, welches Du ſelbſt bei Cäſar Auguſtus gefunden, fordert er dies von Dir."

Herodes war betroffen und ſprach endlich: „Bringe ihn hierher."

Als Joſephus eintrat, warf er keinen Blick auf ſeine entartete Gattin und keine Demuth verrieth ſeine Haltung. Da Herodes ihn mit ſanfteren Blicken maß, hob er ſelbſt an: „Ich habe Dich erſucht, Herr und König, mich zu hören; zuvor aber frage ich Dich: was habe ich verſchuldet? wegen welchen Ver-

gehens begegnetest Du mir auf so schmähliche Weise? ich frage so, weil ich mich rechtfertigen will."

„Und wie wagst Du, so zu fragen, da Du Dich des schmählichsten Verrathes, des Treubruchs am heilig geleisteten Eide bewußt sein mußt? Hast Du meiner Gemahlin nicht den Befehl kund gethan, den ich vor meiner Abreise Dir gegeben? Sag an, um welchen Preis hast Du mich verkauft an sie? Sprich, denn nur gänzliche Offenheit und Geständniß können Dich retten!"

„Wenn es das ist, Herodes, so kann ich nur annehmen, daß die leidenschaftliche Verwirrung Dein Bewußtsein umwölkt hält und ich kann den Irrthum nur beklagen, in welchen Du abermals verfallen. Fürwahr, ich würde es verschmähen, Dich darüber aufzuklären, wenn es blos mein Geschick beträfe; aber da es zugleich Deine Gemahlin, die erhabene Mariamne gilt, so muß und will ich reden. Wahrlich, Herodes, wenn ich so glücklich wäre, eine solche Gattin zu besitzen" — und sein vorwurfsvoller Blick traf Salome — „jede Geberde, die sie verletzen, jedes Wort, das sie kränken könnte, jeden Gedanken, der sie schmähte, würde ich mir zum Todesverbrechen anrechnen. Nicht um ihrer Schönheit und Anmuth willen, diese haben niemals viel bei mir gegolten, sondern weil sie rein und keusch ist wie selten eine ihres Geschlechtes in diesen schlimmen Zeiten, weil sie makellos ist, bis, ich sage es offen, bis auf die harten Gesinnungen gegen Dich, Herodes, der einmal ihr vor Gott angetrauter Gatte ist. Was aber die furchtbare Beschuldigung betrifft, die ihr gegen mich schleudert, so warst Du es ja, Herodes, selbst, der jene Mittheilung Deines geheimen Befehls an Mariamne verursachte. Du sandtest Boten von Rhodus nach Jerusalem, wahrscheinlich, um einmal so recht zu erproben, wer Feind oder Freund ist, mit der falschen Nachricht, daß Dein Gehör bei Augustus mißglückt sei, daß Du Deinen Sturz gewärtigen müßtest. Auch an mich kam diese Botschaft nach Alexandrium. Es waren unglückliche Tage für

mich. Ich will den Denuncianten nicht spielen, Du wirst selbst am besten wissen, welche Wirkungen diese Nachricht hatte, aber zu gleicher Zeit drang das Gerücht zu mir, daß das Volk in Jerusalem schwürig sei, daß man einen Aufstand befürchte; Bote nach Bote langte an, daß offene Empörung ausgebrochen, daß das Volk nach Alexandrium ziehen, Mariamne befreien und zur Herrscherin von Judäa machen wolle. Die Zeit schien gekommen, um den Auftrag, dessen Erfüllung ich Dir zuschwören gemußt, zu vollziehn. Du weißt, Herodes, daß ich der Geistesrichtung der Essäer angehöre, daß ich demnach den Tod nicht als ein Uebel ansehe, sondern als den Erlöser vom irdischen Weh und der Mühsal unserer Beschränktheit. Konnte ich daher die Schrecken Deines grausamen Befehls überwinden, so mußte ich doch um so mehr Mariamne dazu vorbereiten. Binnen vierundzwanzig Stunden mußte es geschehen sein, da ich in dieser Zeit den Anmarsch der Rebellen erwarten mußte. Vorsichtig, wie solch ein Vorgang es erforderte, verkündete ich Mariamnen den von Dir befohlenen Tod in Gegenwart eines Zeugen, Soëmus, des Ituräers. Du kannst ihn darüber vernehmen, wie denn über alle diese Zustände hunderte von Zeugen leben. Wie Mariamne diese Nachricht aufnahm, gehört nicht hierher. Die Kraft und Ruhe des Weibes, die Resignation der Mutter mußte ich bewundern. Schon senkte sich das Dunkel der Nacht herab und um Mitternacht, wie Du es geboten, sollte das schönste Leben verbluten, als plötzlich am Thore Alexandriums ein Jüngling erschien, den ich später als jenen Ben Babusch, der einst der Königin in den Straßen Jerusalems das Leben gerettet, erkannte, und mir die Zusicherung brachte, daß alle jene Nachrichten erdichtet, daß Du bei Augustus gesiegt und am anderen Tage die Boten mit dem wahren Bericht eintreffen würden. Nachdem er mir dies am Thore unter den heißesten Beschwörungen der Wahrheit mitgetheilt, eilte er davon und verschwand schnell aus meinen Blicken. Wie er gesagt, traf es ein, und am anderen Tage

waren wir des Jubels voll über Deine glückliche Rettung. So ist es gekommen, Herodes, und ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Wohl Allen, wenn sie sich so schnell und so vollkommen reinigen könnten."

Herodes war in immer tieferes Nachdenken versunken; Salome hatte sich schweigend entfernt. Endlich sprach Jener: „Geh, Josephus, nach dem Vorgefallenen können wir uns nichts mehr sein." Josephus ging, aber indem er sich entfernte, vernahm er die Worte, die Herodes aus gramerfüllter Brust ausstieß: „Ha, Mariamne, warum habe ich Dir gar nichts zu verzeihen?!"

11.

Das menschliche Herz ist von seinem göttlichen Urheber so angelegt, daß die Leidenschaft durch die Versagung wächst, daß aber auch aus dem Uebermaße dieser Leidenschaft die entgegengesetztesten Empfindungen hervorgehen, Empfindungen, die sich gänzlich widersprechen und fast ganz und gar einander aufheben. Es ist, wie wenn die eine Hälfte des Himmels von dem dunkelsten Gewölk überzogen ist, der Donner rollt, die Blitze schlängeln sich — während an der andern Hälfte die Sonne glänzend strahlt und an dem tiefblauen Bogen nur leichte, silberumsäumte Flocken dahin fahren. Weißt Du, wer sieget? Ach, die Sonne ist zu hoch, der tiefblaue Himmel zu weit: da fliegen die finstern Sturmeswolken, denn sie ziehen eilends unter jenen dahin und bedecken das ganze Gewölbe über unsern Häuptern mit Nacht und Grauen. So wenn in einem Herzen Haß und Liebe mit einander kämpfen. Ist doch die Liebe, die lautere, so hoch und erhaben, wie die Sonne am blauen Himmel — wie sollte der wilde Haß mit seinen nächtlichen Schatten nicht den auf der Erde wandelnden Menschen überwinden?

Viele Monde vergingen. Die Stimmung zwischen Herodes

und Mariamne wurde immer schroffer, gereizter. Zwar blieb Mariamne sich immer gleich. Während sie ruhig und sanft, wenn auch ohne alle Mittheilung, gegen ihre Umgebung, mütterlich sorgend, wenn auch ohne jene entzückte Hingebung, gegen ihre Kinder waltete, so schien Herz und Wesen ihr versteint, wenn sie die Schritte Herodes' hörte, seine Stimme vernahm, sein Angesicht sah. Dann glich sie zwar jener klaren, glänzenden Silbermasse, die aber erstarrt ist, weil mit der flüssig machenden Gluth längst die Regenbogenfarben des Silberblicks verschwunden sind.

Die Seele des Herodes war den wechselndsten Gefühlen preisgegeben und wurde fast gänzlich von ihnen eingenommen. Das Benehmen Mariamne's, die abwehrende Kälte, der Hohn und die Verachtung, die sie ihm erwies, erfüllte ihn mit Ingrimm, der bis zum Hasse sich steigerte. Er wüthete gegen sich selbst, daß er diese Liebe aus seinem Herzen nicht herausreißen könne. Dann aber trat ihm wieder das Bild Mariamne's aus den schönsten Tagen ihrer Ehe entgegen, er sah diese erhabene Stirn wieder leuchten, diese Augen glänzen, diese Lippen holdselig sich kräuseln, diese Wangen flammend geröthet, diese schlanke, volle Gestalt, in jeder Geberde Majestät, in jeder Biegung Anmuth. Dann schwoll ihm das Herz voll glühender Sehnsucht und verzehrte ihn. So gährte und wogte es in seinem Gemüthe, wie in einem Vulcan, der bald eine strahlende Flammensäule zum nächtlichen Himmel aufrichtet, bald verheerenden Lavastrom in tagverhüllendem Aschenregen umherschleudert. Endlich ermannte er sich; er wurde sich bewußt, daß eine Entscheidung nothwendig sei, sollte er nicht untergehen. Er eilte zu ihr. Es war bei anbrechendem Abend eines schwülen Sommertages; über dem Oelberg stiegen die weißdunkeln Wolken eines nahenden Gewitters herauf. Aber Donner und Blitz ruheten noch im Schooße des Gewölks.

„Mariamne," redete er diese an, „es kann nicht so unter uns bleiben. Das Verhältniß zwischen uns wird mir uner-

täglich; der Kampf der Gefühle reibt mich auf und macht mich unfähig zu jedwedem Werke: entweder, Mariamne, Du wirst mir wieder freundlich und lieb wie vordem, oder wir müssen uns trennen."

„Hier ist keine Wahl, Herodes, wir sind getrennt; und wenn Du mich nicht aufsuchest, ich komme nicht."

„Nicht so, Mariamne; ich kann nicht dieselbe Luft athmen mit Dir, ohne daß Du mich liebest; ich kann nicht die Sonne am Himmel strahlen sehen, die Dir leuchtet, ohne daß Du mir gehöreſt."

„Nun, so schicke mich fort, Herodes, jage mich in die weite Welt, oder verbanne mich nach einer fernen Stadt, oder wirf mich in einen Wüstenthurm: ich unterwerfe mich, ich bin dessen gewärtig, es wäre ja nicht das erste Mal."

„O, Mariamne, laß Dich erweichen, ändere Deinen Sinn. Sieh, ich verlange ja nur, daß Du mich duldest, daß Du mich Dir zu nähern gestattest; ich fordere, daß Du mich nicht von Dir stößest. Und wenn Du auch diese Kälte noch nicht in die Wärme einer liebenden Gattin verwandelst, so will ich zufrieden sein. Siehe, Mariamne," und Herodes warf sich vor ihr nieder, „sieh mich zu Deinen Füßen, beschwichtige den Sturm meiner Gefühle, laß mich Deine Hand fassen und entziehe sie mir nicht...."

„Sieh, Herodes, so lag ich zu Deinen Füßen und flehete um das geliebte Haupt meines Großvaters, so haschte ich nach Deiner Hand, sie mit Küssen zu bedecken, um die Gnade für seine Silberlocken, so verhieß ich Dir ewige Liebe um die wenigen Tage seines hochbejahrten Lebens — — aber so wie Du mir damals Alles versagteſt, so versage ich jetzt Dir Alles und auf immer; nur daß Du damals leere Worte für mich hatteſt, ich aber nur die Wahrheit. Die Stunde der Rache ist gekommen, nach der ich lechzte, wie der Hirsch in schwüler Nacht nach Wasser. Die Strafe ist über Dich gekommen, Mann des Blutes. Du dachteſt mich auf Irrwegen zu über-

listen, aber die letzte Hasmonäerin rächt sich nicht durch Verbrechen. Im Lager der Römer forschtest Du nach meinen Wegen, aber Du fandest sie gerecht; unter Deiner eigenen Sippschaft suchtest Du nach meinen Vergehen, aber Du trafest den Schuldlosen. Nein! in Dir selbst habe ich das Feuer meiner Rache entzündet und die Geißel meines Strafgerichtes schwingt Deine eigene Hand. Jetzt mache mit mir, was Du willst; denn mit dem Odem meines Lebens verlischt das verzehrende Feuer in Dir nicht; aus meinem Grabe wird mein Schatten erstehen und Dich verfolgen mit unsäglicher Qual..."

Längst war Herodes aufgesprungen. Erstaunt, ergriffen blickte er auf Mariamne, von der mit einem Male die erstarrende Kälte gewichen, die Flamme des heiligen Zornes war über sie gekommen und überhauchte sie mit unendlicher Schönheit. Als sie vollendet hatte, stürzte er auf sie los und mit den Worten: „Mariamne, Du mußt mein sein!" wollte er sie mit seinen Armen umschließen. Schnell wich sie zurück und zog einen Dolch aus ihren Gewändern. „Hinweg, Mörder meines Vaters und meines Bruders, berühre mich nicht! Dieser Dolch ist vergiftet, er trifft Dich oder mich — ich spiele nicht!" Herodes stand wie angewurzelt. Dann brach er wie in Wuthgebrülle aus: „Wohlan, Mariamne, die Sonne der Liebe ist untergegangen; der Sturm des Hasses ist zwischen uns entfesselt; so gehe Alles darin unter." Und er stürzte aus dem Gemache. —

Nichts findet sich leichter, als ein Werkzeug für den Haß. Kaum war Herodes in seine Zimmer zurückgekehrt, als sein Mundschenk vor ihm erschien und mit erheuchelt offenherziger Miene dem Könige mittheilte, daß in der vergangenen Nacht die Königin ihn habe rufen lassen und ihn mit vielen Schmeichelworten, Verheißungen und Geschenken zu überreden gesucht, einen Trank, den sie ihm darreichte, dem Könige in den Wein zu mischen. Sie hätte geklagt, daß der König immer gleichgültiger gegen sie würde, und daß dieser Trank bestimmt sei,

in ihm die Liebe zu ihr zu neuer Flamme zu erwecken. Er, der Mundschenk, habe erwogen, daß dem Könige auf andere Weise Gefahr drohen könne, wenn er dem nicht vorbeuge, habe deshalb den Trank angenommen und stelle ihn dem Könige zur Verfügung.

Ob der Haß leichtgläubig macht, wie die Liebe, oder ob der König aus dem Ingrimm heraus, der sich seiner bemächtigt hatte, den Untergang der Königin beschlossen und die sich ihm darbietende Intrigue gern benutzte: mit Heftigkeit fuhr er auf, ließ sich die Details des Vorgangs genau erzählen und rief aus: „Ha, Mariamne, ist das die Bedeutung Deines Wortes, „„das verzehrende Feuer der Liebe soll in Dir nicht erlöschen!?““ Du sollst es büßen.“ Er gab Befehl, den greisen Diener Mariamne's, Jochanan, der sie auf seinen Armen getragen und sie in Leid und Freud' niemals verlassen, als ihren geheimsten Vertrauten, vorzuführen. Wußte er doch, daß er in diesem Manne das Herz der unglücklichen Königin auf's Tiefste verwundete. Aber vergebens donnerte der König den Greis an, oder suchte ihn mit sanften Worten oder Versprechungen zu verlocken; vergebens warf er ihn in das schreckenvollste Gefängniß; vergebens verhing er die ausgesuchtesten Foltern und Peinigungen über ihn: der Greis wußte Nichts auszusagen, was Mariamnen zur Last fiele; er erzählte offen und genau, was die Königin seit Wochen und Monden zu jeder Zeit gethan, und wies die Anschuldigungen des Mundschenks als erlogen zurück, da er in der angegebenen Nacht nicht aus dem Vorzimmer der Königin gekommen. Die Wahrheit seiner Aussage besiegelte er — mit dem Tode.

Demungeachtet ließ Herodes aus seinen Creaturen einen Gerichtshof bilden; vor diesem mußte der Mundschenk seine Angaben wiederholen; dann führte der König selbst das Wort der Anklage, schilderte mit den heftigsten Ausdrücken das Benehmen Mariamne's gegen ihn und wie sie ihm dieses Gift habe beibringen wollen, um sein Dasein geistig und körperlich

zu untergraben und eine verbrecherische Rache an ihm zu üben; er forderte mit den Ausdrücken wildester Leidenschaft die Bestrafung Mariamne's — die Richter stimmten ab — sie sprachen den Tod aus über Mariamne, die Königin von Judäa. Die Würfel waren gefallen, aus dem sturmumwölkten Himmel war der Blitz gefahren und hatte das schöne Haupt Mariamne's getroffen....

Oft geschieht es, daß, wenn der Mensch zu einem ungeheuren Entschlusse, zu dem ihn die Gewalt seiner Leidenschaft getrieben, gekommen ist, plötzlich eine Art Schwäche über ihn Herr wird, die zwar die Ausführung nicht verhindert, aber in deren Aufschub eine Befriedigung findet. Nachdem das Todesurtheil gesprochen, vereinigten sich die Richter und der König dahin, jenes nicht alsbald vollziehen zu lassen, vielmehr wurde die Königin in ein enges Verwahrsam gebracht. Aber wo ist der Sterbliche, der das Verhängniß aufzuhalten vermöchte? Jetzt war es Salome, welche es übernahm, ihren Bruder mit allen Mitteln der Leidenschaften zu bestürmen. Sie fachte das Gefühl der Rache immer von Neuem in ihm an, sie spiegelte ihm vor, daß auch die Qual seiner Liebe mit deren Gegenstande selbst aus dem Leben schwinden würde; endlich ließ sie durch ihre Spione und ihr Geld aufrührerische Zusammenrottungen im Volke bewirken, welche angeblich Mariamne aus dem Gefängnisse befreien sollten, um die in keines Despoten Brust je ruhende Furcht zu den bösen Geistern zu gesellen, die in dem Herzen des Herodes hausten. Dies Letzte wirkte, — er gab den Befehl, die von ihm eben so heiß gehaßte wie geliebte Mariamne zum Tode zu führen.

Ruhig, gefaßt, mit unbeschreiblicher Hoheit angethan, trat Mariamne aus dem Gefängniß und ging den letzten Lebensgang. Ach, es wurde ihr nicht vergönnt, noch einmal ihre Kinder zu umarmen, zu segnen. Doch von dem Augenblicke an, wo sie, ihres Schicksals gewiß, in das Gefängniß geführt worden, gehörten ihre Gedanken allein diesem theuren Wesen

allein, und murmelten ihre Lippen nur Worte der heißesten Segenswünsche für sie. Dafür war ihr aber noch eine große Schmach bereitet. Ihre Mutter Alexandra, fürchtend, das Schicksal ihrer Tochter zu theilen, sprang, als Mariamne zum Todesgerüste ging, heraus, überhäufte in erheuchelter Wuth ihre Tochter mit Schmähungen, rief, daß sie die Wohlthaten ihres Mannes mit schwarzem Undank vergolten und daß sie ein gerechtes Schicksal erleide.

Mariamne antwortete nicht; eine flehende Geberde, sie zu schonen, und ein Blick der Verachtung war ihre Erwiederung. Sie schritt majestätisch dahin, und nach wenigen Minuten — hatte sie das unendliche Weh' ihres Herzens ausgehaucht. So starb Mariamne, die letzte Hasmonäerin.

12.

Herodes schritt in seinem Gemache auf und nieder. Sein Herz war schwer, sein Geist niedergedrückt. Er hörte die Töne der Tuben, mit welchen seine Leibwache ausrückte, um den Platz der Hinrichtung zu besetzen; er hörte den furchtbaren Klang der Hörner, der den Todesstreich begleitete. Noch krallte seine Seele an den Bildern des Hasses sich fest, die seinen Entschluß hervorgebracht und geleitet hatten; noch überredete er sich selbst, aus dem süßen Becher gerechter Vergeltung zu trinken, als dieser bereits in den Taumelkelch der bittersten Reue sich wandelte. Als man ihm nun die Meldung von dem Tode seines herrlichen Weibes machte, als ihm der Verlöbnißring, der erst nach ihrem Tode von ihrem Finger getrennt werden konnte, übergeben ward: da brach er zusammen, Alles, was ihn zu dieser That bewogen, war geschwunden, Alles, was ihn dazu angeregt, war vergessen, eine unsägliche Bangigkeit sank ihm in die Seele und umwölkte seinen Geist. Er warf sich nieder auf den Divan, aber keine Thräne erleichterte ihm den

Schmerz, die Angst, die Schrecken. Als die Sonne unterging, die Dämmerung die Dinge mit ihren Schatten umkleidete, die Nacht herniederkam, da wandelte seine Reue in unermeßliche Sehnsucht sich um; er raffte sich auf, er eilte nach dem Thurme Mariamne's. Er trat in das Vorgemach: dort saß der greise Jochanan und stierte mit erloschenen Augen, mit blutigen Silberlocken ihn an — ach, es war nur ein Wahngebilde. Er trat in das Zimmer Mariamne's, Alles stand noch, wie sie es verlassen, auf der Fensterbrüstung lagen noch die römischen und jüdischen Soldaten, die der kleine Alexander zum Kampfe gestellt — aber Zimmer nach Zimmer war leer, und nur ein leises, geheimnißvolles Rauschen schien ihm durch die halbdunklen Räume zu gehen. Er warf sich nieder vor dem Divan, legte seine brennende Stirn in die Kissen, worauf sie zu sitzen gepflegt; seine bleichen Lippen stammelten: „Mariamne, Marianne, wo bist Du?" seine Glieder schüttelten in Fieberfrost. Lange Zeit lag er so, die Leuchte, die er mitgebracht, war fast erloschen — da klopfte es dreimal an die Wand, ein Stein in derselben drehte sich in Angeln und eine dunkle Gestalt stieg in das Gemach hinein. Herodes war aufgesprungen. Sie standen sich beide gegenüber und erkannten sich.

„Was willst Du hier in der Kammer der Todten, Schammai?" rief Herodes, „gehörst Du selbst zu ihnen oder zu den Lebenden?"

„Wenn Deine Hand mich zu vernichten vermocht hätte," lautete die Erwiederung, „wäre ich Einer der Ersteren gewesen. Was ich hier will? Dasselbe was Du willst; noch einmal die Stätte Derer besuchen, die wir Beide zu beweinen nicht aufhören werden, die ich zum Leben erzogen, Du zum Tode gebracht. Aber es ist gut, daß wir uns hier treffen, zum letzten Male, denn von hier kehre ich in jene Einöde zurück, die mich lebendig begraben. Ich, der letzte jener wahren Lehrer von Juda, Du, der letzte wirkliche König und Herrscher dieses Volkes: denn siehe, Herodes, Du hast nur verstanden zu zerstören,

nicht zu erbauen. Mit Dir geht Dein Haus unter, Du bist der Erste und Letzte Deines Geschlechts. Denn, wenn auch noch einige Schattenfürsten aus Deinen Söhnen kommen werden, der Römer duldet kein selbstständiges Reich neben sich, all Dein Machwerk stürzt zusammen. Deine Hand hat Verbrechen auf Verbrechen gethürmt, aber der Thron auf dieser Schädelstätte ist morsch. Mit mir stirbt der Widerstand in diesem Volke; es kann noch kämpfen, aber nur im Todeskampf. Deine Schlauheit hat es in Parteien zerschlagen, die einander vernichten. Juda ist verloren, der Römer hat das Spiel gewonnen, und zwar durch Dich. Gehe hin, und der Geist Mariamne's verfolge Dich alle Tage Deines Lebens, und bringe schmachvoll Dein sieches Haupt in die Gruft. Einst stand ich warnend vor Dir im Gericht beim Beginne Deiner Laufbahn, jetzt Dich verdammend an deren Ende. Wir sehen uns nimmer wieder." Sprach es, wandte sich, und verschwand hinter der Steinpforte, die sich knarrend schloß. —

Trübe ging die Sonne auf über Jerusalem. Durch eine düstere, schwefelgelbe Wolkenschicht machte sich mühsam das Licht des Tages Bahn. Plötzlich erdröhnte die Erde; in einer wellenförmigen Bewegung schwankte sie; dabei ging ein lautes Gezisch durch die Luft, ein unterirdisches Donnern unter dem Boden hin; dann folgte ein Sturm, der die Sandwolken der Wüste weit über das Land hinführte, daß die Sonne verdunkelt ward.

Da stürzte ein Jüngling in dunklen Trauergewändern in das Schlafgemach des Königs und rief: „Auf, Herr und König, rette Dich, aber eilends!"

„Bist Du nicht Ben Babusch, der Seidenwirker der Königin?!" erwiederte Herodes voll Schreckens. „Ein furchtbares Erdbeben," fuhr der Jüngling fort, „hat schon dreimal seine verderblichen Stöße wiederholt; die Säulen wanken, die Mauern borsten, die Dächer stürzen ein; Tausende von Bewohnern der Stadt liegen begraben unter den Trümmern ihrer

Häuser; die Paläste der Großen, wie die Hütten der Niederen drohen den Einsturz. Alles fliehet, irrt auf den Straßen, drängt sich durch die Thore; die Pforten Deines Palastes stehen offen, rette Dich!"

„Ist die Königin gerettet?" rief Herodes verwirrt.

„Die Königin ist nicht gerettet," sprach Ben Babusch mit strengem Ton. „Denn das Gräberhaus der Hasmonäer ist eingestürzt, seine Pracht verschwunden unter dem Schutt und Gerölle und dem Wüstensand, der sich darüber gebreitet. Kein Menschenfuß wird in seinen Hallen an den steinernen Särgen stehen; nur der Schakal wird darin nisten und die einsame Cypresse aus dem Gestein sich drängen. Mariamne ist todt und ihr Grab von der Erde verschlungen."

Sprach es und stürzte hinaus, und war verschwunden. —

In den Hallen der Königsburg schritt mit gesenktem Haupte Herodes hin. Still und öde war es in den schimmernden Sälen; schwüle Luft, schwere Bangigkeit, wie ein von Menschen verlassenes Haus. Da kam ein fester, männlicher Schritt einher. Herodes wandte sich, und vor ihm stand ein Mann mit gebleichten Haaren, eingefallenen Wangen, glühenden Augen.

„Bist Du es, Josephus?" frug der erstaunte König, „kommst Du endlich wieder zu mir? was hast Du mir zu melden?"

„Schwere, trübe Zeiten, Herodes. Die Pest ist ausgebrochen in Jerusalem. Sie hat zuerst alle diejenigen Deiner Freunde hingerafft, welche an dem Gerichte Mariamne's theilgenommen. Dann ist sie eingebrochen in die innere Stadt und hat die Wohnungen der Menschen zu Leichenhäusern gewandelt. Weinen und Wehklagen tönt durch die Straßen und das Volk klagt als Verschulder die an, welche das unschuldige Blut der letzten Hasmonäerin vergossen. Und siehe, sie ist auch in mein einsames Haus gekommen, und hat alle seine Bewohner auf die Bahre gelegt, und ist auch mir in das Gebein gedrun-

gen; und bin ich gekommen, Abſchied von Dir zu nehmen auf immer."

Sprach es und wandte ſich, und ließ den verlaſſenen König noch verlaſſener zurück. —

Herodes verfiel in düſtern Trübſinn. Er verließ die Stadt und ſeine Reſidenz, unbekümmert um die Regierung und die Gefahren ſeines Reiches. Monden lang irrte er, von Wenigen ſchweigſam begleitet, in den Wüſten umher, unter dem Vorwande der Jagd. Und wenn ſein Mund ſich öffnete, ſo riefen die bleichen Lippen: „Mariamne", und wenn ein Seufzer aus ſeiner Bruſt ſich drängte, ſo hauchte dieſer: „Mariamne". Endlich verſank er in ſchwere Krankheit, die ſein Bewußtſein lange Zeit verhüllte.

Hispania und Jerusalem.

Eine Novelle aus dem zwölften Jahrhundert.

Hispania und Jerusalem.

Eine Novelle aus dem zwölften Jahrhundert.

Hispania und Jerusalem! Das sind die Wunderländer voll Sonnenscheins, dessen Strahlen zwar oft stechen und drücken, aber doch immer glänzend durch den Weltraum der Menschheit fahren.... Zwölftes Jahrhundert! jene Zeit, wo die Menschheit Kraft und Geist mit einander vereinigte, und der Geist dachte, während die Hand kämpfte; ja, wo der Mensch sich beugte, tief beugte unter der Herrschaft — aber unter einer geistigen Herrschaft, und sei es des Aberglaubens, doch wo er sich beugte, sich nur selbst und in voller Selbstständigkeit beugte.... Wundersame Länder! wundersame Zeit, zu euch will ich mich und meine Freunde flüchten.

Was für gewaltige Erscheinungen thaten sich in jener Zeit kund! wie trieb der Genius der Menschheit seine Pflugschaar mächtig in den Boden und streuete eine Saat in die Furchen, die zum Theil jetzt erst aufgeht! Das Ritterthum in seiner höchsten Blüthe, in jener Verklärung der Tapferkeit durch die Minne, durch den Schwur, für jeden Unterdrückten die Lanze einzulegen, und für jeden Schwachen das Schwert zu ziehen. Das war damals noch nicht zum privilegirten Raubhandwerk oder zur Don-Quixoterie einer verfaulten Aristokratie herabgesunken. Und neben diesem das Erstehen des Bürgerthums, das, eben heraufgewachsen, seinen Inhalt in der

Freiheit und Selbstständigkeit, im Widerstande gegen den Zufall der Geburt, in Mannhaftigkeit und Rechtlichkeit fand, aber noch weit ab vom Zerrbilde der Pfahlbürgerschaft und Krämerei stand. Der Glaube, wie er so glühend die Brust erfüllte, und hinter die erblassende Erde den goldenen Himmel mit morgenröthlichen Pforten malte — aber noch nicht das düstere Gewand der Hölle um sich geworfen und die Marterwerkzeuge blutrother Inquisition noch nicht ergriffen hatte. Und die Wissenschaft, die Philosophie, wie sie soeben auf Flügeln frischer Geistesbewegung, voll Ideale und Ziele, aus langem Winterschlaf sich erhob, aber in ihrer Jugendkraft noch lange nicht die Grenzen der sophistischen Steppen überschritten hatte. Das war eine Zeit! Alles war Kraft, Alles Würde, Alles Bewegung.

Und auf diese Zeit können auch wir mit Freude und Stolz blicken. Wenn wir von den zertrümmerten Zinnen Zions unser Auge schweifen lassen bis zu den Tagen der Jetztzeit, wir können es allein ruhen lassen auf jener spanischen Periode, wo die Söhne Juda's in die vordersten Reihen der Geisteshelden drangen, und sich selbst, mitten zwischen die mohamedanische und christliche Welt gekeilt, die Bewunderung und eine achtbare Stellung bei Beiden errangen. Wie immer, arbeitete der jüdische Genius erst eine Zeit lang unbekannt, für sich, im stillen Schooße der Gemeinden, in den niedrigen Hörsälen der Glaubensgenossen — bis er in mächtigen Geistern hervortrat, mit den Edelsten der Zeit Freundschaft und Bündniß schloß, noch strahlte, als es sich schon in der allgemeinen Welt wieder zu verfinstern begann, und endlich sank, nachdem Alles gesunken.

Aus jener Zeit, meine Leser, ruf' ich Euch zwei Gestalten herauf, deren Namen Ihr wohl Alle gehört, deren Werke wohl Viele von Euch schon vor sich gehabt. Wenigstens dem Einen gelang es, seinen Namen noch heute unter den bekanntesten, und selbst in der christlichen Wissenschaft, erhalten zu haben;

und mit Hochachtung noch heute genannt zu sehen. Aber auch der Andere bleibt niemals dem Weiterforschenden verborgen, und hat sich den Ruhm eines tiefen Denkers und den Ruf eines zart und tief fühlenden Dichters bewahrt.

Freilich! über den Inhalt ihres persönlichen Lebens, über das, was sie erfahren und gelitten, was sie gekämpft und errungen, darüber ist die Zeit mit feuchtem Schwamm hinweggegangen, und hat nur wenige Andeutungen übrig gelassen. Das Herz zerstäubt, und nur was der Geist im Schweiße der Gedanken hervorgebracht, das bleibt, wenn das Geschick günstig ist, wie ein Opfer der aufgegebenen Persönlichkeit. Aber die leisen Klänge aus dem Leben dieser beiden Größen genügen demnach, um ein farbiges Bild aus der Wahrheit in die Dichtung hinüber zu zeichnen und zu tuschen. Waren sie dann nicht so, nun dann konnten sie doch so gewesen sein. Sicher werden wir nicht ohne Mitgefühl vorübergehen — denn auch hier stellt sich dasselbe dar, was zu aller Zeit der einzige Inhalt des Menschenlebens ist: Kampf der Wirklichkeit mit dem Ideale und Untergang des Strebenden — vor dem Ziele!

1.

Wo Cordova seine hohen Kuppeln und die Dächer seines Häusermeeres in den ewig blauen Himmel hinaufstreckt, da rollt der Guadalquivir seine mächtigen Wellen durch das Land. Das Land ist gebirgig. Von Nordwest laufen die Reihen der Felsen und die Ketten der Berge her bis zu dem Ufer des Flusses; und jenseits hat wieder das Gebirge von Grenada seine Vorposten nahe herangerückt. Bergströme und Waldbäche stürzen reißend herab, und drängen sich durch die Felswände und schmalen Thäler. Und überall die üppigste Pflanzenwelt; die Berge auf Höhen und Rücken waldgekrönt; wo der rothe Fels nur einen Anhalt bietet, streckt die Cypresse ihre grünen

Zweige in die Luft hinaus und berankt den Stein mit ihren zähen Wurzeln. Da hebt sich unendlicher Duft hinauf, denn aus den Rosengebüschen der tiefen Schluchten vermischt er sich mit dem starken Waldesduft und dem frischen Nebelduft der zerschellenden Wellen. So war es um die Zeit, in welche wir uns versetzt haben. Das ganze Land war mit Waldung, mit dichtem, oft undurchdringlichem Urwalde bedeckt, aus dem nur hier und da von einsamen Spitzen ein maurischer Wartthurm oder eine christliche Burgzinne hervorblickte. Nur nach Südwest lehnte sich an Cordova ein ebenes, reiches, fleißig bebautes Land, das in Ueberfluß hervorbrachte, was die, nicht allzustarke Bevölkerung des Landes bedurfte. Es gingen wohl durch diesen Urwald hier und da Wege, die nach einzelnen, versteckten Flecken und Ortschaften, nach einsamen Burgen führten. Aber es mußte schon wacker des Landes kundig sein, wer sie finden, oder, so er sie gefunden, den rechten wahren wollte. Nur am Ufer des Flusses lief ein breiter Pfad hin, der den Windungen des Stromes folgte. Aber auch er war nicht künstlich geebnet und wohl erhalten, sondern wie ihn die Wanderer zu Roß und zu Fuß niedergetreten; bald erstieg er einen Hügel, bald senkte er sich in ein tiefes Thal; auch verschwand er wohl einmal, um eine Krümmung des Flusses abzuschneiden, im Walde, aus dem er jedoch, wie um das leicht verrätherische Dunkel des Waldes so bald wie möglich zu vermeiden, alle Male schnell wieder heraustrat, sich dem silberblitzenden Wasserspiegel als Gefährten zugesellend.

Es war ein reizender Frühlingstag im Jahre 1145, als aus dem offenen Thore von Cordova einige Rosse hervorkamen, schnell die wenigen Hütten durchtrabten, welche eine Art Vorstadt bildeten, und den Pfad am Ufer des Guadalquivir einschlugen. Zu einer weiten Reise waren die Rosse nicht ausgerüstet, denn wir bemerken kein Gepäck und keine Reisige, ohne welche man schwerlich damals, in der Zeit weniger Herbergen und vieler Wegelagerer, eine Tour unternommen hätte. Also

galt es wohl nur einen Spazierritt, das herrliche Frühlingswetter zu genießen, und die Engniß der stark befestigten, und darum um so finsterern und dichter bewohnten Stadt mit der Weite der Natur auf einige Stunden zu vertauschen. Und zu dieser Annahme ermächtigen uns auch sowohl Rosse als Reiter. Von den drei schön geschmückten Thieren waren zwei zart und schlank gebaute Zelter, mit prächtigen andalusischen Damensätteln und Zäumen, mit silbernen Buckeln beschlagen; das dritte war von kräftigem Bau, ein feuerschnaubender Rappe, der neben den beiden Paßgängern bald tänzelnd, bald sich bäumend einherschritt. Beide Damen waren tief in Schleier gehüllt, welche rauschende seidene Gewänder bedeckten. Dennoch konnte man an den Umrissen wie an der stolzen Haltung der Einen, der gebeugtern der Andern auf dem Rosse, die Jugend vom Alter unterscheiden. Auch der Jüngling war kostbar in Sammet gekleidet, eine Reitgerte mit goldenem Griff in der Hand, ein feines Baret auf dem schwarzen Lockenhaar; aber der Mangel an Bart um Kinn und Lippe, die durchsichtige Haut, die hochgerötheten Wangen zeigten, daß noch nicht viele Jahre über sein Haupt dahingegangen, obschon er das feurige Roß gut zu bändigen verstand.

„Mose, wie ich Dir dankbar bin," begann eine hellklingende Stimme, als die Drei eine Strecke am Flusse hingeritten, „daß Du dem Vater die Erlaubniß zu diesem Ritt abgeschmeichelt und Dich nun zu unserm Ritter aufgeworfen hast...."

„Aufgeworfen, Base?... Häßliches Wort. Als wenn Du mich nicht darum gebeten hättest. Aufgeworfen... ha, Du meinst, weil Dich die Herren Hofjunker und Ritter unsers erhabenen Königs immer umschwärmen, falls sie sich einmal bei der Tafel Deines Vaters gütlich thun, brauchtest Du nur zu winken, und sie wären zu Deinem Dienste...."

„Und wenn auch nicht Alle, Mose...."

„Nun ja doch, Dieser und Jener, ich will sie nicht nennen. Es mag sein. Darum habe ich mich doch nicht aufgeworfen,

sondern bin nur bereitwillig Deinem Rufe gefolgt ... und wenn ich meinen dürfte, daß dieses Aufgeworfen den Sinn von Aufgedrängt haben könnte, so ...."

„Würdest Du umkehren, Närrchen? Das verbiet' ich Dir bei meinem Zorne ...."

„Base, Base, vergiß nicht, daß selbst der Zorn einer Dame die verletzte Würde des Mannes nicht aufwiegt ...."

„Ja, das werd' ich nicht vergessen, sobald Du ein Mann geworden."

Sprach's und gab dem Zelter einen leichten Hieb über die Mähne, daß er fortschnellte. Er kam etwas voraus, aber der Jüngling, der zuerst folgen wollte, blieb bei der älteren Dame zurück. „Laß es gut sein, Mose," fing diese an, „Du weißt es ja, wie meine Nichte es meint. Sie will Dich necken, und Du verstehst den Spaß nimmer."

„Sie muß ihn auch nicht zu weit treiben, und ich mag ihn nicht mehr. Ich bin aus den Kinderschuhen heraus. Wenn sie meine Begleitung nicht haben mochte, brauchte sie mich nicht aufzufordern ...."

In diesem Augenblick hielt das Mädchen an, drehte das Roß um und winkte den Jüngling zu sich. „Schau, Mose," sprach sie, „ist es nicht himmlisch hier? Fühlst Du auch die würzige Luft, die in süßem, warmem Wellenschlag uns umhaucht? Blick' auf zu dem reinen, blauen Himmel, blick' um Dich die grünen Wälder, das ragende Felsgestein, horch das Rauschen der Wogen und das Schmettern der Vögel .... sieh, dort um die Ecke lenkt ein weißes Segel, wie es sich bläht, daß der schlanke Mast sich biegt. O, ich bin fröhlich wie ein Bewohner der Luft, das Herz schlägt mir so leicht, so hoch .... wär' ich nicht zu Pferde, wer weiß, ich umarmte Dich .... ich könnt' es wagen, ich bekäm' doch keinen Bart ...." Und fort war sie wieder. Der verdutzte Mose, dessen Augen bei den Worten seiner schönen Base schon zu leuchten begannen, kehrte mürrisch zu der alten Tante zurück.

„Was hat sie?“ fragte diese.

„Mich abermals zu Narren gehabt....“

„Laß doch....“

„O nein, Tante. So kann es nicht bleiben. Täglich, stündlich von ihr gefordert, verschickt, zurückgeholt, geliebkost, abgestoßen, ein Spielball ihrer Laune. So bleibt es nicht. Ich ziehe fort. Ich werde den Oheim um einen Auftrag bitten....“

„Wohin?“

„Wohin? wohin es sei, nur weit von hier, recht weit, nach Italia, nach Korfu, nach Byzanz und noch weiter. Dort will ich bleiben, Jahre lang, schaffen und wirken, daß Ihr Euch freuet, und wenn ich dann wiederkehre, einst, dann wird sie mich endlich gelten lassen und — achten.“

„Mein Närrchen! Du verstehst das nicht, das thut sie jetzt auch schon. Weil sie Dir zugethan ist, weil sie Deinen Werth kennt, darum bist Du ihr der liebste Gegenstand der Unterhaltung, und zu Dir kehrt sie immer wieder zurück.“

„Ich will aber kein Fortgehen und kein Zurückkehren. Ich bin auch ein Muttersöhnchen, und verwöhnt, und sehe nicht ein, warum ich weichen soll. Ich will nicht....“

„Mose, Mose, wo bleibst Du? Komm, ich will Dir Etwas zeigen....“ rief es aus der Ferne — und fort eilte der Jüngling auf seinem Rappen. Die alte Dame blieb allein zurück, aber sie mochte wohl das gewohnt sein, und wissen, daß die Kinder wieder zu ihr zurückkehren werden. Den Fluß konnten sie nicht verlieren, und der Weg an seinem Ufer war der einzige. Wo Alter und Jugend zusammen sind, muß das Alter sich immer gefallen lassen, allein zu bleiben, und froh sein, wenn die Jugend immer wieder zu ihm zurückkehrt.

Aber sie kehrte lange nicht wieder. Mose war dem Rufe seiner Base gefolgt. Der Weg führte hier scharf um eine Felsecke, daß sie bald den Augen der Duenna entschwunden waren. Das Mädchen wollte ihrem jungen Begleiter einen prächtigen Wassersturz zeigen, den das jüngste Unwetter neu gebildet hatte.

Das Regenwetter hatte hinter einer Höhe eine ungeheure Masse Wasser gestaut, und dies sich endlich einen Weg gebahnt um die Spitze der Höhe herum. Da stürzte und tobte das Wasser in breitem Schwalle herab, von Stein zu Stein, bis es sich eine tiefe Rinne gewühlt; die Sonne blitzte hinein mit dem glänzendsten Silber und Golde, mit Grün und Purpurroth, in die feuchten Nebel, die aufwallten, in den Schaum, der um das Gestein sich sammelte. Noch hatte der Jüngling die Base nicht erreicht, da hörte der Zelter den dröhnenden Hufschlag des feurigen Rosses. Ein jäher Schreck ergriff ihn, er bäumte sich, er stürzte davon, die Jungfrau verlor den Zügel aus der Hand.... hinein ging es in die brausende Fluth, bald hatte der Zelter den Grund verloren, eine stürzende Welle riß das Mädchen aus dem Sattel, sie sank, sie hob sich, der Schleier löste sich, das Haar wallte auseinander, sie trieb von dannen, da griff sie nach einem entwurzelten Baumstamm, der dahintrieb, aber eine neue Welle trennte sie davon, immer näher ging es dem Guadalquivir zu, sie war verloren.... Der Jüngling kam eben am Wasserfturze an, da war Alles schon vorüber, Nichts mehr vom Zelter, Nichts von der Jungfrau zu sehen. Er schrie, er rief — da hörte er mitten aus dem Brausen des Wassers einen Hülferuf. Dahin wandte er sich; er jagte über Klippen und Baumstämme am Ufer der Strömung hin, er mußte jetzt um einen Felsen herum, der ihm im Wege stand, länger als er gedacht wandte sich dieser hin, endlich war er wieder am Wasser, er gewahrte Nichts.... Voll Verzweiflung wiederholte er immer wieder den Namen seiner Base. „Hulda, Hulda, wo bist Du?" Es war Alles still; das Wasser glitt hier schon ruhiger dahin, und dort mündete es im Guadalquivir....

Hast Du wirklich die schöne Beute verschlungen, menschenfeindliches Element? und der reizenden Hulda das Leben geraubt?.... wenn nicht da droben ein Auge wachte, das nicht schläft, nicht schlummert.... Als die Jungfrau bewundernd

am Wasserſturze gehalten, ſtand am andern Ufer, an eine Cypreſſe gelehnt, eine hohe Mannesgeſtalt. Sie war ärmlich bekleidet, aber gewahrteſt Du wohl dieſe Armuth in ihrem Gewande? Fürwahr, nein. Wer in dieſes große, tiefe Auge, das ſchwarz glühete und deſſen Feuer doch wieder von ſo erhabenem Ernſte gedämpft war, blickte, auf dieſe weiße, leuchtende Stirn, um die das ſchlichte, ſchwarze Haar ſich ſo leicht herumlegte, in dieſes wohlgeformte Antlitz, um den ſich ein dichter Bart in leichten Wellen kräuſelte — der ſah die Dürftigkeit des Gewandes nicht. Die hohe Geſtalt mit der breiten, hochgewölbten Bruſt, mit der feinen, faſt mädchenhaften Hand und dem edel geformten Arme — man beugte ſich vor dem Großſinn dieſes Mannes im Bettlerkleide.

Er ſah die Jungfrau auf dem Zelter, er ſah dieſen auffahren, vorwärtsſtürzen, in die Fluth hinein, und raſch flog der Mann davon. In einem Nu hatte er die Lage berechnet, rannte eine kurze Strecke, den Strom abzuſchneiden, ſtürzte ſich den Wellen entgegen, und empfing das Mädchen wie von der Welle in den ſchützenden Arm gelegt; kräftig ſchwamm er zurück, trug ſeine Bürde an's Ufer und legte ſie auf weichen Raſen unter einem Roſengebüſche nieder. Bald kam Hulda wieder zum Bewußtſein. Einige Augenblicke ſchaute ſie verwirrt umher; dann beſann ſie ſich; ſie blickte zu dem Fremdling auf; ſie kannte ihn nicht.

„Edler Mann," hob ſie mit ſchwacher Stimme an, „wie ſoll ich Dir danken?.... Du haſt mir das Leben gerettet, als ich von Allen verlaſſen war.... wer biſt Du?...."

„Still," ſprach der Fremde, „ich höre von drüben die Stimme Deines Begleiters, ich muß ihm Kunde geben, denn er wird in Verzweiflung ſein, und Du mußt nach Hauſe gebracht werden, denn Deine Kleider ſind durchnäßt, Hulda...."

Sprachs und ſchritt ſchnell durch die Bäume, bis er den Jüngling erblickte. Dem rief er mit weithin hallender Stimme zu, was ſich begeben, und wies ihn an, eilends in die nahe

Stadt zu reiten und eine Sänfte zu holen. Moſe bedachte ſich nicht lange; er eilte zu der alten Dame, berichtete ihr ſchnell den Vorgang und galopirte zur Stadt. So waren ſie alle Drei getrennt, die jüngſt ſo fröhlich zum Thore hinausgeritten, und die Duenna ritt am Ufer herum, um die Sänfte abzuwarten; Hulda aber hatte ſich aufgerichtet und war mit ihrem Retter allein.

„Du haſt meinen Namen genannt, Unbekannter, Du kennſt mich....“

„Wohl kenne ich Dich, Hulda, Tochter des eben ſo weiſen wie begüterten Juda Hallevi, des Rathes unſres erlauchten Herrſchers, Alphons des Achten von Kaſtilien. Wer ſollte Dich nicht kennen in Cordova?“

„So ſage mir auch, wer Du biſt? unter welchem Namen ich in Zukunft den Retter meines jungen Lebens zu rufen, wie ich dieſen bei meinem Vater zu nennen habe?“

„Es iſt das nicht nöthig, ſchöne Hulda. Ich bin unbekannt und will unbekannt bleiben. Ich bin arm, und will arm bleiben. Du ſollſt mich nicht wiederſehen, Hulda. Ich paſſe nicht in Deine Umgebung, wo der Glanz des königlichen Hofes hineinleuchtet, und verdunkelt was da nicht hingehört. Ich bin zu beſcheiden, um mehr ſcheinen zu wollen, als ich bin, und zu ſtolz auf das was ich mehr bin, als ich ſcheine.“

„Du haſt ſo unendlichen Anſpruch auf mich, auf meine und meines Vaters ewige Dankbarkeit Dir erworben, daß Du mir nicht ausweichen darfſt. Um das, was Du mehr biſt, beſchwöre ich Dich, entziehe Dich uns nicht....“

„Mädchen,“ brach der Mann mit Feuer vor, „ich habe nichts für Dich gethan, denn was ich that, mußte ich thun, und für Jeden. Oder ich habe Alles für Dich, und nur für Dich gethan, und dann wäre mein Anſpruch auf Dich ohne Grenze. Alſo laß dies, und dränge Dich nicht zur Wahl. Hörſt Du, ich ſage es Dir: laß mich, und Du biſt frei, oder Du läßt mich nicht, und dann biſt Du gefeſſelt für immer....“

Aus dem Auge des Fremden sprühte eine gewaltige Flamme, daß sie das ganze Antlitz einzunehmen schien. Ein so junger Mann, wohl nicht viel über ein Viertel Jahrhundert, und so groß und mächtig schon? Hulda starrte ihn an und schwieg. Kaum daß sie seinen Sinn faßte, wohl aber fühlte sie ihn.

„Hulda," hob er bald etwas weicher an, „ich kenne Dich schon längst; ich habe Dich schon oft gesehen, oft Dich sprechen hören. Wie? kann Dir gleich sein. Ich habe Dich gesehen, umgeben von Höflingen und edlen Herren, ich habe Dich gehört, wie Du ihre Gespräche theiltest und beherrschtest. Ich habe Dich wohl erkannt, und was ich nicht erkannt, habe ich errathen, denn Du bist Juda Hallevi's einzige Tochter, des größten unsrer Glaubensgemeinde unter den Zeitgenossen. Ich sage Dir, es liegen zwei Wege vor Dir, aber Du wirst einen zu wählen haben. Welche diese Wege, ich brauche sie Dir nicht zu bezeichnen. Auf welchen ich Dich wünsche, auch das wirst Du fühlen. Ich will Dir einen Spruch sagen, den merke Dir, und jedes Mal, so Du ihn denkest oder hörest, wirst Du wissen, daß Du am Scheidewege stehst, wo Du zu wählen hast. Höre:

„Fliehe zu Deinem Gebirge, wie ein Vogel —
Denn der Bogen ist gespannt,
Und gerichtet der Pfeil auf der Sehne". *)

Nun, lebe wohl, dort kommen die Deinen durch eine Furt."

Sprach's, und ging in den Wald hinein, und war verschwunden.

Hulda sank, als der letzte Ton seiner Stimme verhallt war, wie in sich zusammen. Jetzt naheten sich Mose, die Tante und die Diener mit einer Sänfte. Hulda stieg hinein, und zurück ging es in die Stadt. Sie antwortete kaum auf die tau-

*) Nach Psalm 11, 12.

send Fragen, lehnte sich in die Kissen zurück, und träumte. Mose hatte sich nicht zu beklagen.

2.

Tief erschütterte den Vater die Kunde von der Lebensgefahr seines einzigen Kindes; aber unmuthig ward er, als ihm Hulda*) über ihren Retter nichts anders, denn von seiner Gestalt und seinem Ansehen berichten konnte. Er ließ Alle, die er kannte, vor seiner Erinnerung vorübergehen, aber vergebens, die Beschreibung paßte auf Keinen. Freilich theilte ihm das Mädchen Nichts vom Inhalte ihrer Unterredung mit — verstand sie ihn doch kaum selbst. Der fromme und reiche Juda Hallevi spendete für die Rettung seiner Tochter große Gaben an die Armen. Dann brachte ihm der Drang seiner Geschäfte und Arbeiten das Ereigniß bald aus dem Gedächtniß.

Länger lebte es im Herzen seiner schönen Tochter. In den Träumen des jungen Mädchens — ob nur wenn sie schlummerte? — erschien oft der herrliche Mann, der sie dem feindlichen Elemente entrissen und sanft ans Ufer getragen; ihre Einbildungskraft entkleidete ihn der Armuth, und legte ihm glänzende Rüstung und Schwert an; auch war sie eine Zeit lang seines Wahlspruchs wohl eingedenk, und begann sogar, ihn in eine seidene Schärpe einzusticken.... Aber ein junges Herz, das vom raschen Treiben des Lebens unwogt ist, kann unmöglich auf die Länge sich mit dem Bilde ihrer Phantasie allein begnügen; nach wenigen Wochen verschwamm es, andere Gestalten traten an seine Stelle; die Schärpe blieb unvollendet im Winkel einer Lade liegen. Wer wollte sie verurtheilen?....

---

*) Beiläufig bemerken wir, daß „Hulda" ein echt hebräischer Name (2. Kön. 22, 14.).

Zu derselben Zeit fand am Hofe des Königs Alphons VIII. von Kastilien, der jetzt zu Cordova residirte, eine große Bewegung statt. Es war eine Gesandtschaft des Tempelritterordens angelangt, welche eine öffentliche Audienz vom Könige forderte. Sie wies alle Vermittelung ab, sondern wollte öffentlich, vor den Großen und Räthen des Reiches, vor dem gesammten Hofstaate ihre vermeintlichen Rechtsforderungen vortragen. Es war dies dem Könige ganz recht, denn er hatte beschlossen, die stolzen Ritter ebenso öffentlich zu demüthigen. Er berief daher auf den zwanzigsten März was nur Bedeutendes und Stattliches in seiner Umgebung war; auch sein Rath Juda Hallevi war berufen, und seine Tochter sollte unter den Hofdamen der Königin in vollem Glanze erscheinen.

Versetzen wir uns in einen großen, mächtigen Saal der königlichen Burg, in dem es nicht fehlte an goldenen und silbernen Zierrathen, an hellen Farben und buntem Schnitzwerk. Aber er war keine Schöpfung des zierlichen maurischen Geschmackes. Plumpe Säulen versperrten in ihm die Uebersicht; der Saal lief nicht einmal gerade aus, sondern die vier Mauern bildeten spitze und stumpfe Winkel. Die Spitzfenster an der Vorderwand, obschon sie bis auf den Boden heruntergingen, gaben durch ihre kleinen, runden, in Blei eingefaßten Scheiben kein allzu helles Licht. Der Thron war für die beiden Majestäten aufgeschlagen, mit Purpursammt überzogen, mit Goldstickereien reichlich versehen. Zur einen Seite standen glänzend gerüstet die Räthe und Ritter des Königs, unter denen die hohe, magere Gestalt Juda Hallevi's in einfacher, schwarzseidener Robe auffiel; zur andern der Hofstaat der Königin, aus den edelsten, blühenden Jungfrauen zusammengesetzt, an deren reizenden Gestalten eine Fülle von Edelsteinen schimmerte.

Der König und die Königin erschienen, Beide im vollen Königsschmuck, mit Kronen auf den Häuptern, der König mit goldenem Scepter in der Hand; vor ihnen her trug ein Marschall das blanke Reichsschwert; eine laute Fanfare begleitete

ihren Einzug. Die Audienz war eröffnet; ein Herold lud die draußen harrenden Gesandten ein, vorzutreten. Aller Blicke waren auf den Eingang gerichtet. Die Pforte öffnet sich, und eine mächtige Gestalt, in Stahlrüstung gekleidet, ohne irgend einen Schmuck, den weißen Mantel mit dem rothen Kreuze umgeschlagen, erschien, der Comthur von Beaumont. Ihm folgten drei Ritter, unter denen eine jugendliche Gestalt die Blicke auf sich zog, das edle Haupt mit blonden Locken umgeben, aber auf der weißen Stirn eine große, querlaufende Narbe, Zeugniß gebend von der Tapferkeit des Jünglings, die gefahrvollen Kampf siegreich bestanden.

Die Gesandten traten vor. Lautlose Stille herrschte. Da erhob der Minister des Königs seine Stimme und sprach:

„Se. Majestät, der hochgebietende König von Kastilien, Navarra und Arragonien, Alphons der Achte, gestattet Euch, edle Herren, das Wort."

Nach einer kurzen Pause begann mit dröhnender Stimme, die des Schlachtrufes gewohnt war, der Comthur von Beaumont:

„Wir müßten Protest einlegen, im Namen unsers heiligen Ordens, gegen den Titel von Arragonien, der eben ausgesprochen. Doch soll uns ein Namen, ein Laut nicht aufhalten, wo es die Sache gilt. Euch, König von Kastilien, habe ich, Comthur von Beaumont, Gruß zu entbieten von Michael, Großmeisters des heiligen Tempelordens, Grafen von Saint-Gélas. Es kann Ew. Majestät nicht unbekannt sein, daß Euer in Gott ruhender Vorfahr, Alphons, der Schlachtengewinner benannt, im Jahre 1134 des Todes verblich, aber vor seinem Scheiden, in der Trauer um zween heilige Bischöfe, denen seine letzte Schlacht gegen die Ungläubigen das Leben gekostet, zur Sühne ihres kostbaren Blutes das ganze Königreich Arragonien dem Orden der Tempelritter in vollgiltigem Testamente vor hohen Zeugen eigenhändig unterschrieben, vermachte. Ich übergehe die Händel, die nach seinem Tode entstanden, bis es

Gott Euren Händen gab, dem Streite in diesem Theile der Christenheit ein Ende zu machen. Aber statt in Dank gegen die Fügungen Gottes, in Erinnerung des letzten Willens Eures edlen Vorfahren, im Gedächtniß an das letzte Wort eines Todten, in Anerkennung des unleugbaren Rechtes, das dem Orden geworden im freien Entschluß des Erblassers, das Königreich Arragonien dem Orden der Tempelritter zu übergeben, habt Ihr es zurückbehalten wider Recht und Gewissen, habt Euch die Krone Arragoniens auf das Haupt gesetzet, habet Sarragossa wider den Willen der freien Bürgerschaft mit Truppen besetzet. Darum hat uns der hochwürdige Großmeister hierher gesandt, um Euch an Eure königliche Pflicht zu erinnern, und sofort von Euch die Herrschaft des Reiches Arragonien zu übernehmen."

Der Sprecher hatte geendet; aber seine kühne Rede hielt die Hörer gefesselt; denn sie kannten die leidenschaftliche Gluth ihres Königs, wenn sein Ehrgeiz verletzt worden. Voll Schrecken waren die Blicke an des Königs Lippen gefesselt. Aber wider Erwarten blieb er ruhig, obschon es um seinen Mund gewaltig zuckte.

Endlich hob er an: „Ich heiße Euch willkommen, edle Herren! Aber entschuldigen müsset Ihr, ich habe ein kurzes Gedächtniß, wollet Ihr dem nicht zu Hülfe kommen, indem Ihr mir saget, was dies eigentlich für ein Orden ist, der der Tempelritter, und wozu er da ist?"

„Wohl braucht' ich," war die Antwort, „kaum hierauf zu erwiedern, Majestät. Denn wem wäre die Glorie des heiligen Tempelordens nicht bekannt, der, gestiftet zur Erkämpfung und Bewahrung des heiligen Grabes, mit seinen Thaten die Welt erfüllt hat. Ja," fuhr er fort und erhob unwillkürlich das Schwert an seiner Seite, „wir streiten für den Glauben zur Vertilgung der Ungläubigen, die ihre fluchwürdigen Füße in das Land gesetzt, wo der göttliche Erlöser gewandelt ...."

„Nun, Herr Comthur," fiel rasch der König ein, „wenn

Ihr zu streiten habet wider die Ungläubigen im heiligen Lande, was wollt Ihr im fernen Hispanien, am andern Ende der Erde?...."

Der Comthur war überrascht von dieser Frage. Aber er erhob bald das gesenkte Haupt. „Die Frage gehört kaum hierher, denn, wenn der Besitz Arragoniens unser gutes Recht ist, wer hat danach zu fragen, was wir damit wollen? Der Orden, groß und stark, muß noch größer und stärker werden, um all seine Macht gegen die Ungläubigen wenden zu können, die der Satan mit großer Stärke ausgerüstet hat. Also, Majestät, kurz die Frage: gedenkt Ihr uns Arragonien zu übergeben? Wir sind hierzu allein hergekommen...."

„Nun so werdet Ihr," fuhr hier der König auf, und erhob sich schnell von seinem Throne, „leer wieder von dannen ziehen. Wie, Ihr glaubt, ich werde Euern herrschsüchtigen Orden sich in meinem schönen Hispanien einnisten lassen, um bald der Maulwurf in der Fabel zu werden? Ihr habet hier Nichts zu suchen. Ihr sollet gegen die Feinde des heiligen Grabes kämpfen, aber nicht gute Christen beherrschen. Ihr habet das Gelübde der Armuth und Enthaltsamkeit abgelegt, nun so wollet Euch nicht bereichern, und enthaltet Euch vor Allem dessen, was Anderen gehört...."

Der Comthur hörte die Donnerrede des Königs erst erblassend vor Aerger an, bald aber faßte er sich, ein Lächeln der Verachtung spielte um seinen Mund. Als der König vollendet, trat er einen Schritt vor und sprach gemessen:

„Alphons von Kastilien, wollet Ihr das Wort eines Sterbenden verhöhnen?....

„Wenn der Sterbende vergiebt, was dem Lebenden gehört, wenn er den rechtmäßigen Herrn beseitigt, und halbe Pfaffen zu Herren einsetzt, so ist sein Wort nicht gesprochen...."

„Rechtmäßig?" erwiederte der Ritter, „Ihr habt Arra-

gonien mit der Schärfe des Schwertes genommen, Ihr werdet es durch die Schärfe des Schwertes verlieren....“

„Nun, so kommt, und holet es Euch....“

„Ist dies Euer letztes Wort?....

„Mein letztes.... Uebrigens, meine Herren,“ setzte er hinzu, „habt Ihr sonst Etwas zu verhandeln, so wendet Euch an meinen Rath Juda, der hier zur Stelle ist....“

„Mit Eurem Rath Juda?“ fuhr der Comthur auf, und warf das stolze Haupt in den Nacken, „wir verkehren mit Ungläubigen nicht.“

„Wie Ihr es halten wollet,“ erwiederte der König. „Ich ehre, wer mir beliebt. Ihr seid entlassen.“

Der Comthur schien noch sprechen zu wollen. Er riß an seinem Eisenhandschuh, daß es rasselte. Da trat einer seiner Begleiter an ihn heran, und raunte ihm einige Worte in's Ohr. Der Comthur machte eine kurze Verbeugung, wandte sich, und ging von dannen. Die Anderen folgten ihm.

Der König erhob sich von seinem Throne. Er warf befriedigte Blicke um sich, sprach noch zu einigen Personen, unter denen Juda ein sehr gnädiges Lächeln erhielt, und entfernte sich mit der Königin, so wie er gekommen.

Weniger befriedigt schienen die meisten Anwesenden. Juda fühlte sein Herz bewegt, da er empfand, wie ihn der König nur zum Werkzeug der Demüthigung gegen den stolzen Ritter gebraucht; die anderen Räthe und Ritter billigten die schnöde Abfertigung des mächtigen Ordens nicht.

3.

Der Comthur von Beaumont hatte Cordova wieder verlassen. Doch waren zwei aus seiner Begleitung zurückgeblieben, der Ritter von Hersford, ein ältlicher, kluger Herr, derselbe, welcher dem Comthur bei der königlichen Audienz zu Gute gesprochen, und der Jüngling, dessen wir schon erwähnt hatten.

Dieser schien noch nicht in den Orden eingetreten zu sein, denn er zeigte sich niemals mit dem Ordensmantel bekleidet, sondern mochte nur die Gesandtschaft, sei es, um dieselbe zu vergrößern, sei es aus Reiselust, begleitet haben. Bald wurde es bekannt, daß er ein Neffe des Comthurs sei, der seine Sporen und die stattliche Narbe in einem heißen Gefecht mit den Sarazenen, unter den Befehlen seines Oheims, erworben, aber, der einzige Sprößling seiner Linie und Erbe großer Besitzthümer, dem Orden nicht angehören solle, vielmehr lediglich aus Thatenlust sich dem Heere der Tempelritter angeschlossen habe.

Was die beiden zurückgebliebenen Ritter trieben, war in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Man wollte den Ritter von Hersford mehrmals im Dunkel der Nacht in der Burg, auch im Hause Juda's gesehen haben. Arthur von Beaumont hingegen zeigte sich oft genug öffentlich, nahm an allen Belustigungen Theil, und zeigte sich in der Kunst der Courtoisie ebenso geschickt und befähigt, wie er auf dem Schlachtfelde sich bewiesen hatte.

Die Königin gab in ihren Gemächern ein großes Banket mit einem Balle. Auch die Herren vom Orden wurden geladen; doch sandte der älteste Ritter Unpäßlichkeit halber seinen jungen Gefährten als Stellvertreter, und Alles schien damit zufrieden. Auch die schöne Hulda, der die Königin eine besondere Zuneigung zugewendet, war unter den Gästen, und obschon mancher edlen Spanierin der Busen voll Zornes kochte, die Südin neben ihren Töchtern, und vielleicht diese neben jener verdunkelt zu sehen: so war doch damals die Zeit der strengen Religionsscheidung in Spanien noch nicht gekommen, und der einflußreiche Rath des Königs, dessen Ruhe manchem Großen Verlegenheiten ersparte, durfte nicht beleidigt werden. Juda Hallevi täuschte sich nicht, er sah ungern seine Tochter an einem Platze, der ihr nicht gebührte, und der ihr gefährlich werden konnte: aber gegen den Willen der Herrin, die Hulda immer

wieder bei freiwilligem Zurückhalten hervorzog, konnte er sich nicht setzen.

Arthur von Beaumont trat in den Saal; seine edle, freie Gestalt im passendsten, feinsten Anzuge, sein Gesicht von Jugendglück, sein Auge von Jugendfeuer strahlend. Er wandelte durch die Reihen, bald mit diesem, bald mit jenem flüchtige Worte wechselnd. Nach einiger Zeit wandte er sich einer Rotunde am Ende des Saales zu, wo geschmackvoll geordnete Gewächse den Saal mit dem Burggarten zu verbinden schienen.

Mitten in einem mit aufgebrochenen Rosen übersäeten Gebüsche stand die Tochter Juda's, lieblich kosend mit einer Freundin. Arthur erblickte sie, und sein Blick konnte sich nicht wieder von ihr abwenden. Diese herrliche Gestalt, dieses feingeformte Antlitz, diese dunkeln, glühenden Augen, dieses schöne Haupt voll schwarzer, glänzender Locken auf dem weißen, stolzen Nacken, dieser lächelnde Mund — wer konnte sich abwenden von diesem bezaubernden Anblick, der ein Herz für Jugend, Reiz und Adel hatte? Arthur hatte sie schon einmal flüchtig gesehen, nach ihrem Namen gefragt, und ihren Stand erfahren. Jetzt, wo er sie in hinreißender Schöne, von Rosen umblüht, vom Lichte der Kerzen bestrahlt, erblickte, da hatte er Alles vergessen, und seine Hand legte sich unwillkürlich an sein Herz.

Hulda wandte sich um und sah den jungen Ritter stehen. Sie lächelte und machte eine feine Verbeugung. Da faßte sich Arthur, trat näher, und redete sie an.

Wir wissen nicht, was er sprach; vielleicht wußte er es selbst nicht; er fühlte sich unter einem Zauber, der ihn beherrschte, und dem er willig sich hingab. Hulda schien die Freundlichkeit selbst; sie sah wohlgefällig auf den schönen Jüngling, aber mit feiner Grazie beachtete sie den Abstand zwischen ihr und ihm. Doch konnte sie wiederholter Bitte nicht abstehen und sagte ihm einige Tänze zu. Arthur fühlte sich sehr beglückt dadurch. Er kehrte immer wieder in ihre Nähe zurück; wenn sie mit einem Andern tanzte, stand er hinter einer Säule und

blickte auf sie, wie sie die Reihen auf- und abschwebte. Dann entfloh seiner Brust wohl ein leiser Seufzer. Hatte sie den Tanz beendet, so fand er sich bald wieder ein, einige Worte mit ihr zu wechseln. Doch da Alles ein Ende, so ging auch das Fest zum Schlusse. Als sie sich entfernen wollte, frug er sie, ob er nach ihrem Befinden sich erkundigen dürfe? Sie antwortete: „Das Haus meines Vaters steht für Jeden offen, der kein Feind seines Königs ist."

Hulda war, als sie in ihrer Sänfte nach Hause kehrte, in einer eigenen Gemüthsstimmung. Welchem Mädchenherzen, noch dazu an einem Hofe, hätte die Bemühung eines edlen Jünglings um sie nicht Wohlgefallen erweckt? Auch sie empfand es und mußte sich sagen, daß sie noch keine ansprechendere Erscheinung gewahrt hätte. Aber es war ihr immer, wenn sie am Hofe gewesen, wie an einem solchen Tage, wo einem warmen, wohlthuenden Sonnenschein sich ein schneidender Windzug gesellt, und immer, wenn die Sonnenstrahlen die Glieder erwärmt haben, desto empfindlicher die kalte Luft sie trifft. Und so auch diesmal. Der schöne Ritter, der sich so innig, so voll lautern, aber heißen Gefühls ihr zuneigte, sie fühlte ihn doch so fern von sich, und als ob eine geheimnißvolle schwere Hand sich dazwischenlege und sie auseinanderhielt. Sie war sich dessen nicht so ganz bewußt, aber ihre Brust fühlte sich doch unstät bewegt, bis ihre Seele länger bei dem Gegenstande ihres Wohlgefallens weilte.

Sie kam im Hause an. Ihren Vater konnte sie nicht mehr sprechen. Ihre Zofe öffnete ihr ihr Gemach. Sie trat ein, und beim Scheine der Kerzen gewahrte sie auf dem Tische ein offenes Schreiben. Sie ergriff es voll Neugierde. Es war mit hebräischen Charakteren beschrieben, aber Worte in der Landessprache waren es. Sie las, sie lauteten:

„Fliehe zu deinem Gebirge, wie ein Vogel —
Denn der Bogen ist gespannt,
Und gerichtet der Pfeil auf der Sehne."

Das traf sie wie ein Blitz. Wer hat dies gebracht? Die Zofe wußte es nicht. Sie kannte jedenfalls den Urheber. Sie versank in Nachsinnen.

4.

Wir müssen unsere Leser bitten, ein Jahr vor den Ereignissen, über die wir bis jetzt berichtet haben, zurückzuschlagen.

In dem großen Palatium an der Südseite des Hofes, der den Tempelberg von Jerusalem zum Theil bedeckte, in einem kleinen Gemach saß vor einer mit Pergamenten bedeckten Tafel der Großmeister des, erst wenig über ein Viertel Jahrhundert bestehenden, aber schon mächtig herangewachsenen Tempelritterordens. Er war zwar in ein Hauskleid aus Sammet gekleidet, aber das ungeheure Schlachtschwert stand dennoch, wie zur Wacht, oder zu beständiger Mahnung, an den Sessel gelehnt, und der weiße Mantel mit dem blutrothen Kreuze hüllte die Gestalt ein. Es mochte Vielen schaurig zu Muthe sein, die in das Antlitz dieses, dem Alter näher als der Jugend stehenden Ritters blickten. Nicht etwa daß Bosheit und Hohn ihre Furchen in dasselbe gegraben und ihren unstätten Ausdruck in seine Augen gelegt hätten — vielmehr konnte es Niemandem entgehen, daß Hoheit, ja Majestät auf diesem Gesichte ihren Sitz aufgeschlagen. Die hohe Stirn, von Silberlocken umkränzt, das große, blaue Auge, die Adlernase, der feine Mund, die ebenen Züge, die sich selten bewegten, machten den Eindruck der Sicherheit und Festigkeit. Die ganze, hohe und doch gedrungene Gestalt stand gewöhnlich in einer Haltung da wie ein Fels, um den Sturm und Welle vergeblich toben. Aber eben diese Felsenfestigkeit ließ auch ahnen, daß hier kein sanfteres Gefühl, kein Mitleid und keine Barmherzigkeit wohnen; daß hier einmal gefaßte Pläne mit eisenstarrer Consequenz ohne Scheu vor irgend welchen Mitteln verfolgt würden, und diese

Pläne nimmer der Einzelnen, der Menschen Wohl beträfen, sondern allein die Ideen dieses schöpferischen Geistes.

Nachdem der Großmeister längere Zeit Schriften gemustert, einige auch mit seiner Unterschrift versehen hatte, ergriff er einen kleinen silbernen Hammer, der ihm zur Seite lag, und klopfte damit dreimal auf den Tisch. Ein Knappe erschien. Der Großmeister richtete an ihn die Frage:

„Ist der Rabbi Moïse noch nicht gekommen?"

„Allerdings, Erlaucht, er harret bereits eine Stunde im Wachtzimmer," war die Antwort.

„Lasset ihn hier eintreten."

Der Diener entfernte sich, und bald öffnete sich die Pforte wieder und ließ einen bejahrten Mann in dunkler Robe ein, der, leise auftretend, durch die möglichst geringste Oeffnung der Thüre hereinschlüpfte, sich dicht an die Seite derselben stellte, und so lange mit Verbeugungen nicht aufhörte, als bis der Großmeister das Wort ergriff.

„Tretet etwas näher, Rabbi Moïse," begann dieser.

Der Angeredete that dies, aber nur um wenige Schritte.

„Fürchtet Euch nicht," fuhr er fort, „ich habe Euch nur um ein kurzes, friedliches Wort zu mir bescheiden lassen."

Der Rabbi antwortete durch abermalige Verbeugungen.

Der Großmeister hob nach einer Pause an. „Kennet Ihr den Rabbi Juda, Hallevi genannt, zu Cordova in Hispanien?"

„Persönlich nicht, hochgebietender Herr!"

„Aber Ihr stehet doch in Schriftwechsel mit ihm?"

„Ich nicht, großmächtiger Ritter."

„Was wisset Ihr denn von ihm?"

„Es ist mir zugekommen sein großes, herrliches Werk, Kusari benamset, ein Quell der Weisheit und der Gottesfurcht, eine Cysterne des Lebens und des Heiles: der Herr segne ihn dafür."

„Danach frage ich nicht; wisset Ihr nicht vielmehr, welche Stellung er einnimmt, welch Gewicht seine Stimme hat im Rathe der hispanischen Fürsten?"

„Es ist mir wohl dies und jenes zu Ohren gekommen, gestrenger Herr, was mir Pilger erzählten, als sie die Schrift, Kusari benamset, mir überbrachten; aber der Weg ist weit von Jeruschalajim nach Tarschisch, ein großes, furchtbares Meer liegt dazwischen; Jahre vergehen zwischen Abreise und Ankunft, und es ist Euch nicht verborgen, hochedler Großmeister, daß die menschlichen Dinge sehr vergänglich sind, und der lebendige Gott heute erhebt und morgen stürzt, heute belebt und morgen tödtet."

„Ihr scheint mir auszuweichen, Rabbi. Ich liebe nicht allzu viele Worte, wenn man mit wenigen auskommen kann, und besser. Ihr wisset also nicht, und man sollte dies kaum glauben, da doch die Juden durch alle Länder der heiligen Christenheit fast wie eine lange Kette zusammenhängen, deren einzelne Glieder sich berühren, und wenn auch die Enden der Kette noch so weit voneinander entfernt sind — Ihr wisset also nicht, daß jener Juda der einflußreichste Rath des Königs Alphons von Kastilien ist, und Alles bei diesem vermag, so wie bei den Großen des Landes? Ihr wisset es nicht, und er hat doch seinen Einfluß oft genug für die Juden geltend gemacht, daß sie in jenem Lande ihren christlichen Herren fast gleich geachtet werden? Ihr wisset es nicht, und dieser Juda, sehet, auch das weiß ich, hat ja schon Goldes und Silbers genug für Eure Armen hierher gesandt, und Kleinodien und kostbare Bücher für Eure Bet- und Lehrhäuser? Und Ihr wisset es nicht?...."

Der Rabbi verbeugte sich, und sprach: „Wohl weiß ich dies, aber nur vom Hörensagen, denn es ist meines Amtes nicht, Gelder und dergleichen zu empfangen, und auch Schriften, die ankommen und abgehen, laufen nicht durch meine Hände...."

„Nun, es mag so sein. Jedenfalls wisset Ihr es, und ich hab es Euch jetzt gesagt. Wohlan, Morse, mein Verlangen, und dazu habe ich Euch rufen lassen, gehet dahin, daß Ihr

noch heute eine Schrift aufsetzet an diesen Juda, in der Ihr ihn auffordert, so lieb ihm seine Nation, so lieb ihm der Rest Eurer Nation in dieser heiligen Stadt ist, Alles daran zu setzen, um die Forderungen des Ordens, dessen Großmeister ich bin, bei seinem Könige durchzuführen, seine ganze Macht zu verwenden, daß dem gerechten Willen des Ordens Genüge geschehe...."

Der Rabbi fuhr erschrocken zurück. Es entstand eine Pause, in welcher der feste Blick des Großmeisters ununterbrochen auf dem Greise ruhete. Dieser erhob endlich seine etwas zitternde Stimme und sprach: „Großmächtiger Herr, ich habe eben gesagt, daß ich mit Schriften Nichts zu thun habe...."

„Moïse," fuhr der Großmeister streng auf, „lasset uns mit solchen Lappalien die Zeit nicht verderben. Ob Ihr es schreibt oder nicht, ist mir gleichgültig; Ihr seid das Haupt derer, welche das Synhedrion Eurer Nation, oder wie Ihr es nennet, bilden; Euch habe ich daher rufen lassen, um Euch meine Willensmeinung kund zu thun; wer die Schrift nun auch abfasse, das Synhedrion soll dieselbe insgesammt unterschreiben und noch heute in meine Hände legen, denn es ist ein Schiff in Akka bereit, nach Hispanien abzugehen...."

„Herr, was sollen wir denn dem Rabbi Juda zu thun empfehlen? Ihr habt es mir noch nicht gesagt."

„Allerdings, unbedingt die Zwecke des Ordens zu befördern, und sein ganzes Gewicht für dieselben in die Wagschale zu legen. Ist das nicht deutlich?...."

„Verzeihe, gestrenger Herr, ich meine, was Besonderes wir ihm an's Herz legen sollen? Wenn man Jemanden um Etwas bitten soll, und mehr können wir doch bei Rabbi Juda nicht, denn befehlen steht nicht bei uns, so muß man doch den Inhalt, das Maß dieser Bitte kennen. Man kann doch nicht erbitten, dessen Kleinheit oder Größe man nicht zu ermessen vermag...."

„Nun, Moïse, so schlau Ihr seid, müßtet Ihr doch schon gemerkt haben, daß, wenn ich es Euch sagen wollte, ich es Euch schon gesagt hätte....“

„Bitte, edler Herr, ich habe gar Nichts bemerkt....“ Und der Rabbi Moïse nahm wirklich eine Miene an, als wenn er nicht im Stande wäre, irgend Etwas zu merken.

„Rabbi Moïse,“ begann der Großmeister mit scharfer Betonung, indem er sich erhob und in imponirender Stellung dem gebeugten Greise gegenübertrat, „Rabbi Moïse, ich will Euch ein Anderes fragen. Wisset Ihr, wo Ihr hier stehet?“

„Wie sollt' ich nicht, gebietender Fürst....“

„Ich meine nicht, vor wem Ihr stehet, in welchem Gemache und dergleichen; ich meine vielmehr, auf welchem Grund und Boden. Es ist der Grund und Boden, auf welchem einst jener heilige Tempel stand, den Eure Gläubigkeit aufbauete und den Eure schnöde Ungläubigkeit zerstörte. Es ist der Grund und Boden, den Eure Nation viele Jahrhunderte nicht berühren, kaum von ferne betrachten durfte, den das Schwert der Christenheit dem Muselman entriß, und der jetzt sammt dem ganzen Viertel der heiligen Stadt, den Eure halsstarrige Gemeinde bewohnt, unter meiner, des Tempelordens Botmäßigkeit stehet. Wohl, so merket nun, Moïse, was ich Euch sage. Ihr schreibet an jenen Juda: er solle sofort den Willen des Ordens mit aller Kraft und aufrichtig unterstützen, oder, im Augenblicke, wo mir das Gegentheil zugesichert wird, werde ich, der Großmeister, alsbald Eure ganze Nation aus Jerusalem verbannen und herausschaffen, Eure Habe aber den dienenden Brüdern des Ordens überweisen. Dies schreibet ihm; und damit Ihr es aus vollem Herzen schreibet, so nehmet jetzt mein Ehrenwort, daß es nicht blos leere Drohung ist, sondern geschehen soll, so wahr mir der Erlöser helfe! Und damit Ihr es schreibet und das Schreiben noch heute in meine Hände leget, so sichere ich Euch zu, daß jene Drohung morgen zur Stunde schon ausgeführt werden soll, wenn Ihr nicht schreibet....“

Der Greis schien vor den, mit starker Stimme ausgesprochenen Worten des Großmeisters ganz zusammenzusinken. Endlich raffte er sich auf und sprach mit angstvollem Tone: „Aber um Gott, Herr, wir sind fest überzeugt, daß der hohe Orden, unser Schirmherr, nur Gerechtes verlangt: wenn es aber jenem Könige von Hispanien nicht so erscheint, wenn dieser es anders ansieht, so fordern wir ja einen Treubruch, eine Heuchelei, eine Falschheit vom Rabbi Juda gegen seinen König, seinen Gebieter und Gönner...."

„Das lasset ihn nur mit seinem eigenen Gewissen ausmachen. Ihr Juden seid schlau und wisset schon Recht und Unrecht miteinander auszugleichen. Jedenfalls sieht Juda, daß es sich hier um das Wohl, um das Heiligthum Eurer Nation handelt, und dies wird ihm mehr gelten, als eines christlichen Königs Vortheil...."

„Ach, Herr, Ihr leget uns eine schwere Prüfung auf...." seufzte der Greis.

„Nun, so sorget dafür, daß Ihr darin bestehet. Jetzt seid Ihr entlassen; ehe die Sonne untergeht, erwart' ich Euch wieder. Aber vergesset nicht, daß ich ein Mann von Wort bin und nicht mit mir spielen lasse."

Der Greis verbeugte sich wiederholt und entfernte sich. Ob er aber auch leise auftrat, nicht so leise war der Seufzer, der sich seiner Brust entwand. Er war sich wohl bewußt, in welche Falle der große Wohlthäter Israels, der eben so freigebige wie talentvolle Juda Hallevi, diese Säule des zerstreuten Juda's, gerathen mußte.

5.

Die Häupter der Gemeinde hielten eine Berathung. Ach, ihr Sitzungssaal hatte keine Aehnlichkeit mit den goldenen Sälen Salomon's, aber auch nicht einmal mit den Sälen des

Synhedrions zu Esra des Schriftgelehrten Zeit. Es war längst alle Herrlichkeit gewichen von Israel. Es war längst aller Muth geschwunden aus der Brust Juda's. Nicht einmal das Verlangen nach der zertrümmerten Pracht ihres Volkes war in ihnen rege. In der Nacht, die sich über sie gebreitet, glänzte nur ein Stern, der Stern des Glaubens, diesen nicht fallen und nicht verschleiern zu lassen. Dieser eine Stern war es, nach welchem sie das Steuer ihres lecken Schiffes richteten. Und siehe da, er verlieh ihnen Licht genug....

Durch enge, ungepflasterte Straßen, die nur zwischen den fensterlosen Hintermauern unansehnlicher, zerfallener Häuser gingen, hügelauf, hügelab, deren Reinigung allein die Güsse des Früh- und Spätregens übernahmen, wandelten die Häupter der Gemeinde auf den schnellen Ruf des Rabbi Morse in ein Sackgäßchen hinein, an dessen Ende eine lange Mauer ein kleines Pförtchen mit einem Klopfer versehen zeigte. Wie sie kamen, wurde ihnen geöffnet; sie schlüpften über einen mit Trümmern besäeten Hof in ein Haus, dessen Giebel bedrohlich überhing. Hier durchschritten sie einen langen, von einer Lampe spärlich erleuchteten Gang, kletterten eine steile, schwankende Leiter hinauf und befanden sich nach wenigen Schritten in einem großen Bretterverschlage. Statt des Tageslichtes brannten mehre Lampen an den Wänden des Raumes, bei deren schwachen Strahlen sie sich auf eine an den Wänden hinlaufende hölzerne Bank niederließen. Es war, wie man sieht, kein glänzender, ja nicht einmal ein bequemer Sitz — und dennoch die Wonne, ja der Gipfel des Ehrgeizes Derer, die sich darauf niederließen. War es doch die heilige Stadt Jeruschalajim, in der diese groben Bänke standen; befanden sie sich doch nur wenige Schritte von jener geweihten Stätte, „über die einst der Name des Herrn Zebaot genannt worden," und war es doch ein in ganz Israel beneideter Ehrenplatz, und ein Platz, der Ansprüche gab auf Vorrechte selbst im jenseitigen Leben noch. Wenn ein Volk keine äußere Größe mehr besitzt, so schwelgt es theils in der

Erinnerung an seine vergangene, oder schafft sich eine solche in seinem Innern. Dann verschmähet der Geist willig alle Zeichen der äußeren Größe und ziehet sich gern in die Grenzen seiner eingebildeten zurück.

Die Häupter der Gemeinde waren versammelt. Rabbi Moïse ergriff das Wort, und berichtete ihnen genau über den Befehl des Großmeisters und seine Drohungen. Eine tiefe Betrübniß bemächtigte sich Aller. Der Orden hatte sich seit seinem Entstehen so herrisch, so gewaltthätig gegen die Juden gezeigt, er hatte, seitdem dieser Stadttheil unter seine Botmäßigkeit gestellt worden, sie so vielfach geplagt und gebrandschatzt, daß sie in ihm einen Feind erkennen mußten, dessen Wachsthum durch ihre eigenen Kräfte zu nähren — und Bedeutendes mußte ja in dem Verlangen des Großmeisters enthalten sein — die grausamste Aufgabe war. Ja, einen Augenblick war die Versammlung schon entschlossen, sich lieber ihrem Schicksale zu überlassen, als dem Verlangen des Ordens zu gehorchen. Aber bald sah sie ein, daß dies nur ein Act der Verzweiflung wäre, da der Großmeister sicherlich, schon um seines Ansehens willen, seine Drohung auf's Härteste verwirklichen würde. Andererseits war es den Versammelten das Schmerzlichste, den, dem sie so Vieles verdankten, der ihnen so viele Beweise der Liebe gegeben, und dessen Weisheit und Gelehrsamkeit sie so sehr bewunderten, Juda Hallevi, in so große Gefahr zu bringen. Sie machten sich den Kampf seiner großen Seele lebendig, wenn die Treue gegen seinen König mit der Treue gegen sein Volk in Streit geriethe, und die tiefe Niedergeschlagenheit, die er empfinden mußte, wozu er sich auch entschlösse. Selbst das vergaßen sie nicht, wie es für Israel ein unersetzlicher Verlust wäre, wenn ein so gefährliches Unternehmen den Rabbi Juda zum Sturze bringen würde. Einer der Anwesenden, der in Hispanien gewesen, schilderte mit lebhaften Farben das Glück, den Wohlstand, die Achtung, welche die Söhne Juda's in jenem Lande genössen, während sie in fast allen anderen gedrückt, ver-

folgt, verachtet seien; und wie leicht über alle spanischen Juden hereinbrechen könnte der Sturm, vor dem die Eiche Hallevi's gefallen wäre.

Aber durch diese Reden wurde die Rathlosigkeit nur desto größer. Bald trat eine Pause ein, wo Jeder sann, Niemand sprach.

Da begann ein Greis, der längst das Licht der Augen verloren hatte, selten sprach, aber zu den geachtetsten Lehrern gehörte: „Liebe Brüder! Wenn Esau listig ist, und nicht blos mit Gewalt, sondern auch mit List Jakob zu seinem Sklaven zu machen sucht, was muß Jakob thun? Er muß noch listiger sein, damit er nicht dienstbar werde zu dem, was sein Verderben bezweckt. Mein Lehrer, sein Andenken zum Segen, Rabbi Zwi, pflegte zu sagen: es geht Nichts über genaues Erwägen dessen, was in unserm Belieben steht, und was nicht in unserm Belieben steht. Diesem Spruche laßt uns folgen. Zuerst: der Großmeister, sein Name gehe unter! verlangt von uns, an Juda Hallevi ein Schreiben zu richten, weß Inhalts wisset Ihr. Steht es in unserm Belieben, das Schreiben zu verweigern? Nein! denn das Verderben, womit er uns in weiter Ferne droht, würde er morgen schon über uns bringen. Also, das steht fest, das Schreiben müssen wir ihm geben. Steht es aber in unserm Belieben, noch etwas Weiteres zu thun, wodurch wir uns vor den übelen Folgen schützen können? Allerdings. Nun, so thun wir dies. Was können wir thun? Wir senden eine treue, einsichtsvolle Person an Juda Hallevi, der ihm die ganze Sachlage genau schildert; wie es gekommen, daß wir das Schreiben an ihn richten mußten, und wie er wenigstens dem Scheine nach Alles thun müsse, um dem Orden zu gefallen und uns dadurch zu schützen; wie er aber sich und sein Ansehen nicht gefährden solle, und wir lieber ein großes Unglück tragen wollten, als sein Verderben verschulden. Mag dann Juda Hallevi thun, was ihm seine Klugheit und Gottesfurcht eingiebt; mag dann der Allerheiligste, gelobt sei er! uns gnädig-

lich leiten; wir haben dann jedenfalls Zeit gewonnen, und wer diese gewinnt, dem kann Gott helfen! Was meint Ihr hierzu?...."

Ein Beifallsgemurmel lief an den Bänken herum. Der Nachbar besprach sich mit dem Nachbarn, endlich hob Rabbi Morse an: „Verehrter Rabbi Joseph, ich glaube, Ihr habt das Allerbeste gerathen, und so klar, daß es Jedem einleuchtet." Er sah sich um, Niemand widersprach. „Wen sollen wir aber senden?...."

Rabbi Joseph erwiederte: „Daß Keiner aus unserer Mitte gehen darf, ist klar. Denn würde er in der Ferne gesehen, oder was noch näher liegt, würde er von den Spionen des Großmeisters hier vermißt, so wüßte der gleich, was geschehen."

„Auch das ist richtig."

„Nun gut," fuhr der fort, welcher heute der gute Engel der Versammlung zu sein schien, „so weiß ich auch Rath. Es ist seit einem Monat ein junger Mann hier, aus Hispanien hergereist. Mein Auge hat mir längst den Dienst aufgesagt, so daß ich seines Angesichts Züge nicht sehen kann. Aber desto feiner ist das Gefühl, welches mir der Ton einer Stimme, irgend ein Schall, ein Klang verursacht. Ich habe in den dreißig Jahren meiner Blindheit gelernt, den Menschen aus seiner Sprache zu erkennen, nicht aus den Worten, die er zusammensetzt, und die oft sagen das Gegentheil von dem, was der Mensch denkt und will, sondern aus den Lauten und Tönen, aus denen er seine Worte zusammensetzt. Ihr staunt, aber es ist so. Gott giebt auf der einen Seite, was er auf der andern genommen. Doch zu dem jungen Manne zurück. Den habe ich, da er bei meinen Kindern Wohnung genommen, genau beobachtet. Und ich, Rabbi Joseph, der Sohn Alexander's, ich, der zweiundneunzigjährige Greis, sage Euch, seitdem mein Ohr, wie der heilige Psalmist sagt, der Herr gegraben, hat, seitdem habe ich noch keines Menschen Ton gehört, wie den seinen. So mächtig ist seiner Stimme Klang, daß sein Geist stärker sein muß

und gewaltiger als der eines Lebenden, und doch so süß und voll, so gelenkig und biegsam, daß er ein Herz in der Brust tragen muß voll Empfindung und Liebe. Was habe ich nicht Alles aus seiner Stimme herausgehört, wenn er sprach, und nicht glaubte, daß ich ihm zuhöre! So hat er seine Stimme in der Gewalt, und führet sie sicher durch die ganze Tonleiter, daß er viel erfahren, viel gekämpft haben muß, aber immer Sieger geblieben.... Doch wozu noch Mehreres? Den sendet...."

„Wie heißt er denn? Kennen wir ihn?...."

„Er läßt sich nicht nach seinem Namen fragen. Er nennt sich nur Rabbi Abraham. Daß er diesen Titel mit Recht trägt, das sag' ich Euch. Denn eine Gelehrsamkeit besitzt er, ich will Keinen verachten, aber Wenige möchte ich ihm an die Seite stellen. Aber er verbirgt seine Familie, obgleich man dabei seiner Stimme anhört, daß er es ungern thut, aber es muß."

„Rabbi Abraham aus Toledo, der jüngst im Bet hamidrasch die herrliche Auslegung am Sabbath gab?"

„Derselbe."

„Wird er aber die Sendung übernehmen?"

„Das lasset meine Sorge sein."

„Ich halte ihn für befähigt," sagte Rabbi Moïse. „Unbekannt, wie er hier ist, wird seine Entfernung nicht auffallen. Er müßte auf demselben Schiffe die Ueberfahrt machen, von dem der Großmeister bemerkte, daß es in Akka bereit sei."

Der Vorschlag wurde allseitig gern angenommen, das Schreiben abgefaßt, unterfertigt und dem Großmeister eingehändigt.

6.

Rabbi Joseph war nach seiner Wohnung zurückgekehrt. Es war eine Hütte, die an dem westlichen Abfall des Oelbergs klebte und keinen weiteren Vorzug hatte, als mitten zwischen

dem Gottesacker der Gemeinde und den Trümmern des Tempels gelegen zu sein, an dem Orte, wohin die jüdischen Beter an jedem Freitage kamen, um eine Stunde der Andacht zwischen den großen Zeugen der Vergänglichkeit und der unsterblichen Hoffnung zugleich zu verbringen. Zwei kleine, karg ausgestattete Räume bildeten die ganze Wohnlichkeit; in dem einen lebte das Ehepaar, das den Rabbi Joseph Vater nannte, in dem andern fand dieser und irgend ein frommer Pilger, jetzt Rabbi Abraham aus Toledo, ihre Schlafstätten.

Der junge Mann war nicht zu Hause; er schweifte umher in der Umgegend der heiligen Stadt, aufzusuchen die Spuren der großen Vergangenheit, und die Worte der Schrift verstehen zu lernen aus den Oertlichkeiten, an welchen ihre Helden gelebt, ihre Redner gesprochen.

Der Greis harrte ängstlich seiner Rückkehr, denn, so er nicht bald auf den Weg sich machte, würde er das Schiff nicht mehr im Hafen finden. Endlich vernahm er nahende Schritte. Er horchte, er merkte, den er erwartet, komme.

Abraham trat ein. Sollen wir seine Gestalt, sein Antlitz, seine Haltung beschreiben? Wir brauchen es nicht, der Leser kennt ihn bereits aus jenem Momente, wo er in die tobenden Wellen sich warf, um die reizende Hulda zu retten. Er trat ein, mit verschränkten Armen, das Antlitz in das Gewand des tiefsten Versunkenseins gekleidet. Was mochte seinen Geist gefangen halten, was seiner Brust Gefühle beschäftigen? hier, wo die Geheimnisse des Himmels den Werken der Erde eingeprägt scheinen und der Staub der Erde von den Lichtstrahlen des Himmels verklärt ist?

Kaum war er eingetreten, als der blinde Greis ihn zu seinem Sitze berief, und ihn bat, neben ihm Platz zu nehmen. „Junger Mann!“ begann jener seine Rede, „hast Du wohl schon im Leben, von dem hinter Dir ein weit geringerer Raum liegt, als hinter mir, hast Du schon beobachtet, daß wir bisweilen auf Menschen stoßen, die wir noch nie gesehen, mit denen

wir nie verkehrten, und die wir dennoch kennen, zu kennen glauben und ihnen ganz vertrauen?"

„Unsere Weisen, Rabbi, sprechen davon, Ihr wisset es, und auch bei einem alten Lehrer der Völker habe ich darüber merkwürdige Aussprüche gelesen. Er meint, wir hätten schon vor dieser Erde einmal gelebt, und da hätten sich solche Menschen schon kennen gelernt. Die Erinnerung wache auf, ohne daß das Bewußtsein sich darüber Rechenschaft zu geben vermöge...."

„Ist das Aristoteles?"

„Nein, Rabbi, aber dessen Lehrer, Plato genannt."

„Gut. Aber siehe, Euch, Rabbi Abraham, habe ich so gekannt...."

„Mich? nun, Rabbi, und wie habt Ihr mich gefunden?...."

„Nun, das soll Euch gleich klar werden. Ich habe Euch so gefunden, daß ich Euch heute den Häuptern der Gemeinde zu einer großen, schweren und sehr schwierigen Sendung vorgeschlagen, und im Voraus das Wort eines zweiundneunzigjährigen Greises gegeben, daß Ihr sie übernehmet...."

„Das ist viel, Rabbi. Das würde ich mit Niemandem wagen!...."

„Ich auch nicht, Abraham, ich auch nicht, außer — mit Euch."

„Ihr ehret mich sehr, aber es frägt sich, ob ich es kann, ob es mir erlaubt ist.... ob...."

„Rabbi Abraham, Ihr seid gescheit und seid edel genug, um zu wissen, daß es Fälle giebt, wo es sich nicht darum handelt, ob man kann, sondern wo man muß...."

„Nein, Rabbi Joseph, der Mensch muß niemals. Er wäre dann nicht Mensch. Auch wo es scheint, er muß, giebt es immer noch ein Höheres, ist immer noch ein Anderes möglich, daß er nicht muß...."

„Nun, darüber lasset uns nicht streiten; ich möchte mich

im Wortstreit nicht mit Euch messen; das habe ich schon erfahren.... Lieber lasset uns zur Sache kommen."

Der Greis stellte dem Jüngling nun die ganze Sache dar, beleuchtete die gesammten Verhältnisse, und legte ihm den Plan des Rathes vor.

„Nicht so," schloß er, „nicht so, Rabbi Abraham, jetzt sehet Ihr ein, Ihr müsset. Ihr erkennet, was Großes auf dem Spiele stehet. Soll unsere Nation, vielleicht auf Jahrhunderte, wieder ausgeschlossen werden von dem Anblick jener geheiligten Ruinen, die unsere Qual und unsere Lust, unsere Verzweiflung und unsere Zuversicht sind? Sollen wir allein, denen allein dieses Land gehört und dereinst wieder gehören wird, wir allein von ihm ausgeschlossen sein, während die Völker der Erde ihre Schritte und ihre Sehnsucht dahin richten? Und andrerseits dürfen wir jenes Schild Israels, Rabbi Judea Hallevi, zerbrechen lassen von den Händen derer, welche nach unserm Herzblut dürsten?.... Sagt an, wollet Ihr uns verlassen in so großer Noth, könnet Ihr die Eurigen so verrathen? Nein, das könnet Ihr nicht, oder ich bin ein Thor, ein Irrer, ein Wahnsinniger, wie ihn die Sonne nie ärger beschienen hat...."

Der Greis bog sich weit hinüber nach der Seite, wo Abraham saß, sein Ohr lauschte, auf den ersten Ton seiner Stimme.

Dieser saß lange im Schweigen.

„Rabbi Joseph," sprach er endlich, und der Greis hörte den Ton der Resignation schnell heraus, „Ihr wisset nicht, was Ihr von mir fordert. Wären Euch die Blätter meines vergangenen Lebens aufgeschlagen, daß Ihr darin lesen könntet, Ihr würdet zagend anstehen, an mich jene Forderung zu stellen. Ja, Hispanien ist mein Vaterland, in Toledo stand meine Wiege. Aber es ist mir dort ergangen, ich habe dort erfahren und gelitten, daß ich mir den festen Vorsatz gestellt, nie dahin zurückzukehren. Jeder Schritt dahin reißt eine Wunde auf, jede Welle, die das Fahrzeug nach den gastlichen Ufern jenes Lan-

des mit mir durchschneidet, stellt mich einer neuen Gefahr aus, nicht wohl einer Gefahr um mein Leben, aber um meine Ruhe, um das Glück meiner Zukunft. Aber Ihr habt Recht, ich muß. Es ist kein Ausweg.... Also an Juda Hallevi geht mein Auftrag?... Wie wunderbar, gerade von ihm hat es mich fortgetrieben, und seine Schwelle soll ich betreten?.... Es wird vielen Kampf kosten; doch mein allein ist der Kampf, und darum darf ich ihm nicht ausweichen. Ich will gehen, Rabbi, ich will gleich gehen...."

Rabbi Joseph sagte kein Wort. Er hatte in der Seele des jungen Mannes gelesen, und wußte, es müsse ihr selbst überlassen bleiben.

Eines armen Pilgers Wandergeräth ist leicht geschnürt. Der Abend sah unsern Abraham schon weit ab von der heilgen Stadt. Er hatte keinen Abschied von ihr genommen, denn er fühlte, er würde wiederkehren. Wann? und wie? Das stand nicht bei ihm. Und was er nicht selbst bestimmen kann, damit beschäftigt sich ein solcher Geist nicht. Das Einzige, was er mitnahm, war ein Kleinod, das Juda Hallevi einst zur Ausschmückung einer Tora nach Zion gesandt. Es sollte seine Vollmacht sein.

7.

Es ist keine seltene Erscheinung im Leben, daß, wenn unser Verstand, wenn ein tiefliegendes Ehrgefühl, wenn das ganze Bewußtsein, das uns beherrscht, uns von einem Orte, von gewissen Personen hinwegtreibt, das Geschick uns gerade zu ihnen hindrängt und eine seltsame Verkettung der Umstände uns immer wieder dahin zurückführt, von wannen feste Entschlüsse uns verbannt hatten. Dann pflegen wir entweder uns, wie die von den Augen der Schlange bezauberten Vögel, mit einem Male dem Geschick zu überliefern, und ohne Widerstreben dem, was uns der Ruf des Verhängnisses scheint, zu

ergeben; oder, die kräftigeren Naturen, wir lassen nicht ab dagegen zu kämpfen, so weit wir es vermögen, gleichsam dem Geschick gegenüber immer wieder Protest einlegend, bis in Erfüllung geht, was wir vermeiden wollten, aber nicht konnten. Aber wohl gemerkt, es ist nicht immer just vom Uebel, wogegen wir uns sträuben, aus Motiven, die dem Herzen oder der persönlichen Stellung entspringen. Wir weigern uns ebenso oft das Gute, wie das Leid, aus der Hand der Vorsehung entgegenzunehmen. Ja, wenn sie nur aufrichtig sein wollten, die Menschen, diese seltsamsten aller Geschöpfe, sie würden meist eingestehen: der Herr hatte es besser mit uns im Sinne, als wir selbst.... Nun, meist gehört hierzu auch nicht allzuviel.

So war denn unser Abraham wieder zurückgeschlagen nach Hispanien. Zwar so schnell nicht, wie wir es hier beschrieben. Neun bis zehn Monde dauerte die Fahrt, die oft durch mehrwöchentlichen Aufenthalt in den Häfen des Mittelmeers, mehrmals auch durch Stürme und Irrfahrten unterbrochen. Man berechnete damals auch die Operationen nach der Dauer solcher langweiligen Reisen. Er war wieder hingewiesen zu Juda Hallevi, den zu vermeiden, wie er dem Rabbi Joseph mitgeteilt, er gerade so viel Interesse hatte. Es war daher natürlich, daß er, nach Cordova zurückgelangt, sich nicht beeilte, seine Sendung bei Juda abzumachen. Er suchte vielmehr erst genau mit der Sachlage bekannt zu werden. Er erforschte zunächst, was denn der Tempelorden mit dem Könige Alphons zu schaffen habe, und erschrak nicht wenig, als er erfuhr, es handele sich um das ganze Königreich Arragonien, welches Alphons der Schlachtengewinner testamentarisch dem Orden überwiesen habe. Jetzt fand er es am geeignetsten, das Erscheinen der Gesandten des Ordens am Hofe des Königs erst abzuwarten, um nach ihren Schritten und deren Erfolg die seinigen abzumessen. Der Bote des Großmeisters hatte sich nicht sofort nach Cordova begeben, sondern suchte den Comthur von Beaumont auf, der noch nicht in Cordova angelangt war.

Die Zwischenzeit wandte Abraham noch zu besonderen Zwecken an, über die wir ein andermal berichten werden. In diese Zwischenzeit fiel auch die Rettung der schönen Hulda aus den empörten Wellen. Welch eine Verlockung für Abraham, jetzt dem Vater der Geretteten näher zu treten. Aber gerade diese Begebenheit veranlaßte ihn, sich noch fern von ihm zu halten. Abraham kämpfte den heiligen Kampf wider das Geschick, obschon es ihm bereits klar ward, er würde vergebens sein. Er wollte bei Juda auf die zufällige Rettung seiner Tochter keinen Grund des Wohlwollens bauen; sie sollte erst wieder vergessen sein.

Aber die Begebenheiten blieben nicht stehen. Wenn du auch zögerst und säumest, der Augenblick der Entscheidung kommt doch. Die Gesandten des Großmeisters langten an und wurden abgewiesen. Sie zogen wieder ab, aber der Ritter von Hersford und Arthur von Beaumont blieben zurück. Der König selbst hatte sie an Juda Hallevi gewiesen. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß sie mit diesem in Unterhandlung traten und das Schreiben der Gemeinde zu Jerusalem gebrauchen würden. Jetzt galt es, seine Pflicht zu erfüllen.

Eines Tages erging sich der junge Mose Hallevi, der Neffe des Juda, der bei jenem verhängnißvollen Ritt seiner Base so wenig zu Hülfe kommen konnte, auf der Alameda von Cordova. Es war bereits die Dämmerung eingetreten; jenes zauberische Zwielicht des Südens, welches alle Dinge in verklärendem Halbglanz erscheinen läßt. Die Hitze des Tages begann sich abzukühlen und die Brust des Menschen wurde bei dem Wehen der würzigen Luft, welche tausendfachen Duft vertheilt, von unnennbarer Sehnsucht geschwellt. Das Auge wandte sich suchend zu dem klaren, lichtdurchschimmerten Himmel, an welchem die Heere der Gottesleuchten immer zahlreicher, immer funkelnder hervortraten; dann senkte es sich wieder zur Erde, um die vorüberwogenden Gestalten zu mustern, ob ein Gegenstand darunter, an dem die Sehnsucht des Herzens

haften bleibe und sich daran festsauge, zu endlicher Befriedigung.

Da, mitten aus dem Gedränge heraus.... wir wollen die Gedanken und Bilder nicht mustern, welche eben die Einbildungskraft des feurigen Jünglings beschäftigten und seine jugendliche Brust mit Seufzern füllten.... da, mitten aus dem Gedränge der Wandelnden heraus streckte sich ein Arm und faßte die Hand Mose's, und zog ihn sanft aber fest herüber, daß er ihm folgen mußte. Eine in einen unscheinbaren Mantel gehüllte Gestalt neigte ihren Mund zu Mose's Ohr, und flüsterte ihm mit leiser, aber gebieterisch klingender Stimme zu: „Ihr müsset mir folgen, bei Allem, was Euch lieb ist!"

Mose schreckte zurück, aber noch einmal zog ihn der eisenfeste Arm, der seine Hand gefaßt hielt, und so eifrig winkte ihm die andere Hand der Gestalt, und so herrisch schauten ihn die glühenden Augen des Unbekannten durch die Dämmerung an, daß Mose sich dessen nicht erwehren konnte, sondern gehorsam Folge leistete.

Sie waren bald aus dem Gedränge heraus, und die Menschenmengen flutheten bereits in der Ferne vor ihnen vorüber, als die Gestalt sich umwandte und den Jüngling ansprach:

„Mose, kennst Du Hulda, die Tochter Juda Hallevi's?"

„Ob ich sie kenne!...."

„Liebst Du sie?...."

„Wie frägst Du, sie ist ja meine Base...."

„Ich meine, ob ihr Heil Dir in's Herz gewachsen und Du willig für sie Gut und Blut daran setztest?...."

„Ich wollte, ich könnte es. O, wie wollt' ich ihr zeigen, daß der zurückgestoßene, verachtete Mose für sie Berge zu ebnen, Meere...."

„Nun," unterbrach der Unbekannte ihn, „solches wird nicht gleich nothwendig sein...."

Mose erschrak, denn er glaubte ein leises Lächeln des

Fremden zu hören. Er ärgerte sich, daß er seine Gefühle einem Unbekannten so schnell verrathen, Gefühle, deren Bedeutung ihm selbst nicht klar war. Der Fremde schien seine Gedanken zu errathen, denn er hob an:

„Jüngling, um für die Wohlfahrt derer, die unsere Neigung besitzen und denen wir diese schuldig sind, zu wirken, ist nicht immer gleich Großes, Gefährliches zu leisten. Wisse, junger Freund, ein fortgesetztes, ungewahrtes Wachen und Wahren, ein ununterbrochenes Hüten und Fördern kostet oft mehr Anstrengung und Selbstaufopferung, als Gefahr und Kampf, und ist daher um so rühmlicher und dankenswerther. Doch zur Sache. Hulda ist in Gefahr, willst Du beitragen, sie zu schützen?...."

„Mit Leib und Seele; Ihr seid mir ein willkommener Bote, wenn Ihr mich zu ihrem Dienste verwendet."

„So kommt, hier ist kein Ort zu ungestörter Mittheilung."

Der Jüngling fühlte einen Augenblick den Zweifel in sich aufsteigen, ob er der geheimnißvollen Gestalt, die ihm völlig fremd war, sich so ganz überlassen solle. Er sagte: „Wollet Ihr mir nicht Den nennen, mit dem ich gehen soll?"

„Ihr würdet dann gerade in derselben Ungewißheit sein, denn Ihr kennet weder meinen Namen, noch meine Person. Aber, Mose, man kann nicht immer wissen, mit wem man zu thun hat, denn wie oft sind Einem die unbekannt, mit denen man Jahre lang zu thun gehabt. Komm, es gilt das Heil Deiner Base, und ein muthiger Jüngling zaudert in einem solchen Falle nicht."

Die Ungewißheit war also jetzt dieselbe wie vorher. Aber der Klang dieser Stimme, der Ausdruck dieser Worte war so seelenvoll und so bestimmt, daß sich Mose unweigerlich hingerissen fühlte. Er folgte.

Durch viele Straßen und entlegene Gassen führte ihn der Unbekannte, bis er an einem kleinen Hause stehen blieb, das

Schloß der Thüre öffnete, in ein dunkles Zimmer eintrat und eine Lampe anzündete. Jetzt warf der Fremde den verhüllenden Mantel ab, und die kräftige Gestalt Abraham's, mit dem schönen, Ehrfurcht gebietenden Antlitz, stand vor Mose. Für diesen war dies freilich nicht mehr Aufklärung, außer daß er sich von seinem Gesellschafter angezogen fühlte und das ihm geschenkte Vertrauen nicht bereuete.

„Was wollt Ihr von mir?" sprach er, als er dem Winke Abraham's zufolge auf einem ärmlichen Sessel Platz genommen.

„Bevor ich darauf eingehe, Mose," antwortete jener, „eine Gewissensfrage. Ihr könntet freilich mit Recht mich fragen, was mir das Recht giebt, eine solche an Euch zu stellen. Allein wir sind einmal dahin gelangt, daß gegenseitiges Vertrauen nothwendig ist. Ihr habt zwar das vor mir voraus, daß Ihr mir, dem Unbekannten, der geheimnißvoll an Euch herangetreten, gefolgt seid. Dies ist aber nur etwas Aeußerliches. Ich habe Euch aber anzuvertrauen, was jetzt noch innen, im tiefsten Schreine der Seele ruht, und was ausgesprochen, dem Andern zum beliebigen Gebrauch und Mißbrauch überliefert ist. Und so ist das Mehr des Vertrauens dennoch auf meiner Seite. Darum kann ich nicht anders, als eine Gewissensfrage vorher an Euch richten; wollt Ihr sie mir beantworten?"

„Ich sollte sagen, je nachdem die Frage ist. Aber, wahrlich! Ihr zwingt mich zu Allem...."

„Mose, was haltet Ihr von einem Religionswechsel?...."

Der Jüngling fuhr auf. „Wie soll ich Eure Frage verstehen?"

„So einfach, wie ich sie gebe. Ihr kennet die Stellung der jüdischen Jugend in diesem gesegneten Lande, insbesondere der reicheren. Ihr ist hier nicht, wie in den übrigen Ländern der Erde; sie kann zu Ehre und Ansehen gelangen, sie kann

Umgang mit den Großen gewinnen, sie kann sich die Wissenschaft zu eigen machen und durch sie Ruhm erwerben; nur die Waffe und deren Glanz ist ihr versagt, vertheidigen muß sie sich lassen, aber nicht vertheidigen darf sie. Nun, junger Mensch! wo es dem Menschen wohl geht, da vergißt er seines Gottes; wo das Leben seine geräuschvollen Bahnen eröffnet, da wird der stille Pfad der Religion verlassen; wo es ein Ruhm ist, keinen Unterschied zu machen zwischen den Menschen um des Glaubens willen, da wird bald auch der Glaube überhaupt als bedeutungslos geachtet; und es ist nicht heute erst, wo wir die Reihen unserer Glaubensgenossen von Jünglingen verlassen sehen um persönlicher Absichten willen, oder um, wie sie glauben, den letzten Rest der Schmach zu tilgen, den ihre Religion ihnen auferlegt.... Mose, ich urtheile jetzt nicht über diese, ich will wissen, wie Ihr urtheilt...."

„Herr!" antworte Mose, indem er die Hand auf die Brust legte, „Ihr hättet so vieler Worte nicht bedurft. Kennt Ihr den Namen meiner Familie? Wisset Ihr, wer mich erzogen hat? Und Ihr könntet in Zweifel sein? Eher würde Juda Hallevi alle seine Reichthümer hingeben, eher würde er seines Blutes letzte Welle fließen lassen, bevor er der Wahrheit, die in seinem Geiste, der Liebe, die in seinem Herzen, dem Eifer, der in seiner Seele glühet, absagte. Und wie er gesinnt ist, so hat er allen Seinigen das heilige Feuer zu entzünden verstanden, und so, Herr, mag Eure Ansicht sein, welche sie wolle, die meinige ist die meines Oheims. So lange diese Lippe sich bewegt, wird sie kein andres Wort sprechen, dieser Arm kein andres bethätigen!"

„Nun, Jüngling," erwiederte Abraham, „wohl Dir, daß Dein Herz von so göttlichem Feuer durchglüht ist. Meine Ansicht? Ja, die kann Euch gleichgiltig sein, so lange wir uns nicht näher kennen lernen. Denn der Einzelne kann nur durch den innern Werth Bedeutung erhalten. Die Menge ist schon als solche von Nachdruck. Aber noch willkommner ist mir

aus Eurem Munde die Versicherung, daß alle Angehörigen des großen Juda dieser Meinung, dieser Hingebung sind. Dahin gerade führt mich der Zweck Eures Herkommens. Sagt, ist dies mit Hulda Hallevi auch der Fall? Können wir ihrer hierin sicher sein? .... Mose, beantwortet mir diese Frage, nicht wie ein feuriger Jüngling, der Alles bewundert, sondern mit kalter Erwägung."

Der Jüngling war von dieser Frage wie angedonnert. Er blickte dem Frager starr ins Antlitz, als er schon längst aufgehört zu sprechen, als er selbst schon längst Nichts mehr in diesem Antlitz zu lesen, sein Geist wo anders hingeeilt schien. Diese Frage mußte eine ganz neue Kette von Gedanken überraschend, überwältigend in ihm angeknüpft haben. Und nicht blos Gedanken, sie mußte auch stürmische Gefühle in seiner Brust heraufbeschworen haben, deren er nicht schnell Meister wurde.

„Erklärt Euch näher, Mann," stammelte er endlich, „sagt mir, warum thut Ihr diese Frage?"

„Gut, dies will ich Euch nicht vorenthalten. Hulda, die schöne Hulda, Mose, die bewunderte Hulda, Ihr wisset es, erscheint oft bei Hofe; sie erregt dort immer Aufsehen durch ihre Anmuth sowohl, wie durch den Reiz ihres Geistes; sie wird viel umschwärmt, viel gefeiert. Mose, das Herz des Menschen ist schwach, das Herz eines kaum zwanzigjährigen Mädchens sehr schwach...."

„Ist es dies Alles, und Nichts weiter, Nichts mehr?"

„Wohl, es ist noch mehr, Mose. Ihr kennt den jungen Ritter Arthur von Beaumont. Es giebt nicht leicht einen schönern, einen tapferern, und, was sehr schlimm für uns, selten einen bessern und bis jetzt reinern jungen Mann. Und was das Schlimmste ist: dieser Arthur hat schon eine tiefe Neigung für Hulda gefaßt, oder wird sie fassen — ganz sicher. Denn man braucht oft nur zwei junge Wesen zu sehen, um vorauszuwissen: diese werden sich lieben; weil Alter, Schönheit und

Geiſt völlig zu einander paſſen. Alſo, Moſe, wird Hulda da feſt ſtehen, feſt zu ſtehen vermögen? Wenn ihr nun Arthur ſeine tapfere, ſchöne und reiche Hand bietet, wenn er alle Unterſchiede des Standes zu überwinden verheißt, wenn er vor ihr ſteht, und um das Glück ſeines Lebens wirbt, bittet, fleht.... wird Hulda widerſtehen? wird ſie ſeinem Opfer nicht das ihrige ſchuldig zu ſein glauben? He, Moſe? .... Du biſt faſt noch ein Knabe, aber ich muß ſo mit Dir reden, das Geſchick zwingt mich .... Sag, Knabe," und die Stimme Abraham's erhob ſich zu gewaltiger Stärke, „ſag, Knabe, werden wir ſie dann verlieren? ...."

Moſes ſchwieg abermals; dann ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirn. „Und was bewegt Euch," hob er an, „dieſe Frage an mich zu richten, Euch in dieſe Familienangelegenheiten zu miſchen, von Furcht, Hoffnung, Verluſt mit Bezug auf meine Baſe zu ſprechen?"

Abraham ſah den jungen Menſchen betroffen an. „Gut, Moſe. Ihr ſeid ſehr beſonnen geworden. Ihr ſeid ſchnell, wie im Augenblick, zum Verſtande des Alters gekommen." Moſe fuhr mit der Hand zum Herzen. „Doch ſeht," ſprach jener weiter, „darüber brauch' ich Euch Nichts mitzutheilen. Dies iſt meine Sache. Ihr könnt ja ſchon begreifen, daß in unſrer Zeit, in dieſem Lande, wer es treu meint mit Israel, wer die Entwickelung der Verhältniſſe nicht dem bloßen Ungefähr überlaſſen, ſondern nach ſeinem innern Berufe einwirken und eingreifen will, nicht gleichgiltig bleiben kann über das Schickſal deſſen, der jetzt die Spitze des hiſpaniſchen Judenthums iſt, Juda Hallevi's, nicht ſchweigend zuſehen kann, wenn ſich in dieſes treuen Sohnes unſres Stammes eigenem Hauſe Verwirrung und Schwanken anſpinnet .... Doch, Moſe, kommen wir zur Sache. Laſſen wir das Hin- und Widerreden. Ich glaube Dich erkannt zu haben, theurer Jüngling. Ich weiß jetzt, wie Du denkſt und fühlſt. Hinter Deiner reinen Stirn, hinter Deinem glänzenden Auge, hinter dieſem friſchen Munde

lauert keine Verstellung, kein Verrath. Da ist noch die lautere Hingebung und Selbstaufopferung heimisch, die das Herzblut einsetzt für das Heil der Seinen. Wohlan, laß uns Verbündete sein, um Hulda zu retten, um ihr und ihrem großen Vater Kämpfe der schrecklichsten Art zu ersparen, deren Ausgang, wenn er auch unzweifelhaft Sieg für uns, für unsere Sache bringt, doch nur zerrissene Herzen und bitteres Weh sein können. Gieb her Deine Hand, theurer Knabe; schlag ein in die Hand eines vielgeprüften, doch treu gebliebenen Mannes. Zweifle und deutle nicht. Laß uns zusammenstehen...."

Während dieser, mit aller Kraft der Seele gesprochenen Worte hatte sich Mose von seinem Sitze erhoben; sein Körper war den Worten Abraham's unwillkürlich gefolgt; seine Gestalt richtete sich empor, seine Hand erhob sich, und fiel kräftig in die Rechte des Redenden.

„So," fuhr Abraham fort, „wir haben uns nun kennen gelernt, und vertrauen uns. Aber wir dürfen uns nur hier kennen. Niemand darf unsern Bund ahnen. Begegnen wir uns draußen, so kennen wir uns nicht. Ich werde immer schon Gelegenheit finden, Dich zu mir zu rufen. Aber es gilt auch zu handeln. Zwiefaches verlang' ich von Dir. Zuerst: heut Abend ist Hulda auf einem Balle der Königin. Wenn sie nach Hause kommt, muß sie diesen Pergamentstreifen auf dem Tische ihres Zimmers finden, ohne im Geringsten zu wissen, wer ihn dahin gelegt. Du kannst ihn lesen. Sie wird die Worte schon verstehen. Dann aber muß ich je eher, je lieber eine Unterredung mit Juda Hallevi selbst haben. Und diese muß in der Stille der Nacht vor sich gehen. Du mußt daher dieses versiegelte Schreiben Deinem Ohm übergeben; es ist darin Alles bestimmt. Morgen um Mitternacht findest Du mich an der Platane vor dem Nachbarhause. Du wirst mich dann auf einem heimlichen Gange geräuschlos in das Studierzimmer Deines Ohms führen, Niemand darf mich kommen, Niemand

mich gehen sehen. Mose, Du bist verständig; es ist viel in Deine Hand gegeben. Willst Du?...."

„Ja, ich will. Wie hab ich Dich aber zu nennen?"

„Ich heiße Abraham. Mose, es wird entweder die Zeit kommen, wo Du mich ganz erkennst, und Dir Alles klar ist, oder wo ich Dir ebenso still entschwinde, wie ich Dich getroffen, und Du meiner vergissest, daß Dir kaum die Erinnerung bleibt. Jetzt hast Du nur des Handschlags zu gedenken, den Du mir gegeben."

„Gut, ich vertraue Dir. Morgen um Mitternacht treff' ich Dich an der Platane."

Abraham warf den Mantel wieder um, und bald hatte er den Jüngling auf die Alameda zurückgeführt. Noch einen Händedruck und die Gestalt war verschwunden. Mose eilte nach Hause, und richtete schnell und geschickt die Aufträge aus, die ihm geworden.

8.

War es weise von dem Helden unsrer Erzählung, daß er dem jungen Mädchen noch einmal jene vielsagenden Worte des Psalmisten in das Herz warf? Man hüte, mit Feuer um sich zu schleudern. Oft schützt es vor der Erstarrung der Glieder; oft zündet es die verheerende Feuersbrunst an, deren man nur schwer wieder Herr wird. Vielleicht daß durch jene Worte gerade die Gefühle angeregt wurden in Hulda's Herzen, die der geheimnißvolle Warner vermeiden wollte; daß gerade durch sie die Gefühle des Mädchens eine Richtung nahmen, von der sie abgelenkt werden sollten; daß sie sich dieser schon jetzt klar wurde, die noch in ihr schlummerten.

Indeß, so wahr dies ist, so läßt sich doch nicht absprechen, daß es besser ist, den Feind in uns so früh wie möglich zu erkennen, bevor er heimlich, unter dünner, bei erster Gelegenheit zerbrechender Rinde, einen weiten Raum eingenommen, und

seine Kraft riesenhaft gestärkt hat. Ist uns einmal von der Vorsehung ein Kampf beschieden, dem wir nicht entgehen können: so ist es weiser, daß wir ihn frühzeitig und selbst eröffnen und ihm völlig gerüstet entgegentreten, als daß wir uns überraschen und entwaffnen lassen.

Dies mochte die Absicht sein, die unsern Abraham leitete, damals schon, bei der Unterredung im Walde, als die Warnung noch keinen bestimmten Gegenstand hatte, und jetzt, da die Gefahr bereits eine sichtbare Gestalt angenommen, und zwar die verlockende Gestalt des Ritters Arthur.

Der scharfsinnige Geist des jungen Mädchens drang sofort in die Tiefe der Warnung. Sie durchschaute den Sinn derselben bald. Der Schlummer besuchte ihr Lager in dieser Nacht erst sehr spät. Ihr Herz sagte ihr, daß die Warnung nicht ohne Ursache wäre; ihre Verhältnisse gingen an ihr vorüber; sie suchte einen ernsten Entschluß zu fassen und ihr Betragen einer bestimmten Regel zu unterwerfen. Ihr Vater, ihr angebeteter Vater stand vor ihrem Lager und richtete seinen ernsten, in seiner Sanftmuth so vielsagenden Blick auf sie. Dann aber gesellte sich auch das Bild des unbekannten Warners hinzu; sie gedachte jener Scene im Walde. Die hohe Achtung, die ihr der Retter ihres Lebens eingeflößt, trat unverschleiert wieder hervor. Ja, sie legte die Hand auf ihr pochendes Herz und sprach zu sich selbst: „Du sollst nicht vergebens zu mir gesprochen haben, hoher Mann! Ich schwöre es Dir, hörst Du auch meinen Schwur nicht!“ Dann sprach sie einen frommen Abendspruch aus einem Liede, das ihr Vater verfaßt, und entschlief.

Aber ihr Schlummer war unruhig. Es wogte in ihrer Phantasie. Bald traten der junge Ritter und ihr Retter vor ihr auf. Sie maßen sich mit feindlichen Blicken; Jeder ergreift ihre Hand; der Ritter zog sein Schwert, und schwang es voll Kampfeszorn; Abraham hob die unbewehrte Rechte; da gerieth Arthur in Wuth und zückte das Schwert gegen den unbewaff-

neten Mann; schon nahete sich die Spitze der unbeschützten Brust des Verehrten, der seinen Gegner nur mit dem großen Auge maß; da warf sie sich vor ihn und das Schwert des Ritters fuhr in ihren Busen, dem ein heller Blutstrahl entquoll; sie versuchte zu schreien, aber sie vermochte nicht; sie sah sich schon verbluten, als Abraham die Hand auf die klaffende Wunde legte, Balsam, kühlenden, hineinträufelte, daß sich die Wunde schloß und sie gestärkt sich aufraffte; Arthur war verschwunden, sie stand selig beglückt zwischen ihrem Vater und Abraham. Jetzt verdämmerten die Bilder; sie erwachte, und auf ihr Lager fiel schon der lichte Strahl der Morgensonne. —

Im Laufe des Vormittags ließ sich Arthur von Beaumont bei ihr melden, und sie konnte den Besuch nicht ablehnen. Aber das Nachdenken, bevor sie eingeschlafen, und die wirren Traumbilder hatten einen Eindruck hinterlassen, der dem jungen Ritter nicht sehr günstig war. Doch die Sitte erforderte ein freundliches Entgegenkommen, und was hatte am Ende der schöne Jüngling verbrochen? Hatte er Schuld an ihren Träumen?

Er trat ein, und ein reizender Blumenstrauß zierte seine Hand. Nachdem er über ihr Wohlbefinden nach dem gestrigen Balle Erkundigung eingezogen, trat er ihr näher und bat sie in den holdesten Worten, den Strauß anzunehmen, dessen Duft, wie er wünsche, den letzten Rest der gestrigen Anstrengung hinwegstreuen werde. Unter Blumen habe er sie gefunden, mit was anderm dürfte er sie begrüßen? Auch dies konnte Hulda nicht ablehnen. Aber diese Bitte sollte doch nur einer andern zur Einleitung dienen. Nachdem das Gespräch eine Zeit lang hin- und hergeflogen, wobei der Ritter auf die bescheidenste Weise mannigfache Bemerkungen aus seinen Reisen und Abenteuern, die er trotz seiner Jugend schon bestanden, anknüpfte, und in so angenehmer Art zu erzählen wußte, daß Hulda unwillkürlich davon entzückt wurde: zeigte er ihr an, daß in vierzehn Tagen ein großes Stiergefecht abgehalten werden würde, und ersuchte sie um die Vergunst, sie dahin zu geleiten — wo-

durch er freilich die Erlaubniß erhielt, ihre Farben an diesem Tage zu tragen, da er selbst an dem Gefechte Theil nehmen werde. Vergebens wies sie dies Ansuchen ab. Er bat sie so dringend, er legte so viel Gewicht auf diese unschuldige Gunst, er wußte sie so geschickt um die Weigerungsgründe zu befragen, die sie ihm der Wahrheit nach nicht mittheilen konnte, bis sie endlich — nachgab. Sein Antlitz strahlte vor Freude, als er mit diesem Siege Abschied nahm. Aber in Hulda's Herzen wurde die Reue zu spät wach. Sie verwünschte ihre Schwäche; sie quälte sich mit Plänen, um der Verwirklichung ihres Versprechens zu entgehen. Dadurch wurde sie gereizter Stimmung. Sie frug sich endlich, was sie denn eigentlich zu fürchten habe, woraus ihr inneres Widerstreben entspringe? Sie erinnerte sich des Pergamentstreifens, den sie gestern Abend vorgefunden. Bald hielt sie den Sender für einen lästigen, aufdringlichen Schwärmer und unbefugten Rathgeber. Sie zürnte ihm....

9.

Abraham stund an der Platane. Es war Mitternacht. Ringsum Stille, und nur fernab tönte von der Alameda her bisweilen ein Geräusch. Ein kühler Nachtwind rauschte geheimnißvoll durch die Zweige. An dem tiefdunkeln Himmel traten die Sterne desto strahlender hervor; aber der Mond war noch nicht aufgegangen.

Abraham erwartete den Jüngling Mose, der ihn zu Juda Hallevi führen sollte. Daß dieser das Gesuch einer Unterredung bewilligen würde, bezweifelte er nicht.

Wenn man vor einem Augenblicke steht, den man nicht herbeigewünscht, der aber trotzdem gekommen, vor einer Stunde voll entscheidenden Inhalts — und diese Stunde ist eine Stunde des Nachts, umhüllt von dem Schleier der Dunkelheit, den nur die Augen der Sterne durchschimmern: welche Gefühle

bewegen da das Herz des Sterblichen, des Menschen, der in all seiner erträumten Stärke so schwach ist.

An die Platane gelehnt, dicht in den Mantel gehüllt, blickte Abraham zurück in sein vergangenes Leben, und die mannigfaltigen Gefühle und Geistesbewegungen, durch die er geschritten, gingen vor seiner Seele vorüber. Folgen wir ihm, denn unsere Leser mögen wohl längst wünschen, zu erfahren, was einen so bedeutenden Mann fern hielt von dem bedeutendsten Zeitgenossen unter seinen Glaubensbrüdern, daß er erst durch die Umstände gezwungen werden mußte, sich ihm zu nähern.

Abraham war zu Toledo geboren aus einer Familie, die dem jüdischen Stamme in Spanien bereits mehrere glänzende Namen, sowohl für die Literatur, als auch durch Reichthum und Stand gegeben hatte. An seiner Wiege standen die Fülle und die Erwartung; jene an irdischen Gütern, diese, ob er das in dem Geschlechte wie vererbliche Talent von der Vorsehung ebenfalls erhalten habe. Er war das einzige Kind seiner Eltern, und der schon etwas bejahrte Vater und die noch jugendliche Mutter fühlten die innigste Seligkeit im Besitze des reizenden Knaben.

Wem aber das Glück zu viel in die Wiege gelegt, traun! dem nimmt es viel.

Abrahams Vater war sehr reizbarer Natur. Stolz auf den Glanz seiner Familie, duldete er ungern einen Nebenbuhler. Und sein Stern war im Untergange begriffen. Es war ihm ein Schiff mit kostbarer Ladung von afrikanischen Seeräubern genommen und der Umfang seiner Mittel dadurch geschmälert worden. Dabei hatte sein Gebieter seine Gunst ihm abzuwenden begonnen, und beauftragte den eben aufstrebenden Juda Hallevi mit mehreren bedeutenden Geschäften. Das kränkte den ehrgeizigen Mann. Juda kam freiwillig zu ihm und mit aller Zuvorkommenheit eines edlen Herzens bat er, mit ihm gemeinsam das Unternehmen zu betreiben: es

werde ihm (Juda) dies doppelten Gewinn bringen, da seine Unerfahrenheit und seine ungenügenden Kräfte dadurch gesichert würden. Aber der Vater Abraham's wies ihn schnöde ab; er wandte sich vielmehr geradezu an den Fürsten; frug diesen, wodurch er Ursache zum Mißtrauen gegeben, und erinnerte etwas ungeschmeidig an geleistete Dienste in der Zeit der Gefahr. Wie unvorsichtig! Der Fürst zuckte mit der Achsel, meinte, Rechenschaft brauchte er Niemandem zu geben, und — verbot ihm den Hof.

Das stürzte den Mann. Die Nachricht von seiner Ungnade verbreitete sich bald überall hin, Alles verließ ihn, sein Credit sank. Um desto unvorsichtiger trat er hervor; er wollte das launische Glück mit Gewalt fesseln; um desto größern Glanz breitete er um sich aus, das erschöpfte sein Besitzthum. Er ward arm.

Ha! wie das in dem leidenschaftlichen Manne wüthete, welcher Haß gegen den unschuldigen Juda, der vergebens sich ihm wiederholt zu nähern versuchte, in ihm glühte. Ach, sein edles Weib strebte vergebens ihn zu trösten, hielt umsonst ihm seinen, herrlich sich entwickelnden Knaben vor — er wies Alles zurück, er frug höhnisch, was der Sohn des Bettlers in dieser Welt des Trugs und Scheines solle? Darüber brach ihr das Herz. Ihr letzter Blick war auf den, an ihrem ärmlichen Lager knieenden zehnjährigen Abraham gerichtet, ihr letztes Wort: „liebe Gott und deinen Vater!“ ihre letzte Bewegung ein Segensdruck auf sein Haupt.

Von da ab war Abraham's Vater ruhiger; er ging nur wenig aus; er beschäftigte sich allein mit dem Unterricht seines Sohnes; sein ungeheures, umfassendes Wissen theilte er ihm mit, aber mit Strenge und nach einem genau berechneten System, in welchem er keinen Punkt nachgab, und kostete es Tage und Nächte. Der Knabe schritt riesenhaft fort. Kein Gebiet des damaligen Wissens blieb von ihm unbetreten. Nicht nur das ganze reiche Feld des Talmuds, der Midraschim und Rabbinen,

auch das große Gebiet der arabischen Literatur und Wissenschaft, das damals so herrlich blühte und so eifrig angebaut ward, und dahin selbst Griechenlands und Roms Schöpfungen durch Uebersetzungen übertragen waren, wurde durchwandelt. Selbst in die Tiefen der Astrologie weihete er ihn ein und eröffnete ihm die Mysterien der Zahl.

Aber keine Freude über die Erfolge seines Sohnes kam in das stolze Herz des Vaters; jede gemüthliche Regung blieb ihm fern; und wenn der Knabe einmal eine Frage an ihn richtete über die Verhältnisse seines Lebens, so hatte er nur eine kurze Antwort und die lautete: Juda Hallevi ist daran Schuld! Es war, als ob er auch dazu zu stolz war, geflissentlich Haß gegen Hallevi in die junge Brust zu verpflanzen, er wollte ihn nur hinweisen auf die Quelle seines Unglücks. Denn in ihm stand es fest, der Fürst hätte seiner nicht entbehren können, wenn Juda ihm nicht ein willkommnes neues und geschmeidigeres Werkzeug dargeboten hätte.

Unter solchen Einflüssen entwickelte sich der junge Abraham sehr eigenthümlich. Seine natürliche Geistesanlage und die unaufhörliche Uebung wetzte früh seinen Scharfsinn und stählte seinen Verstand; aber die Entbehrungen, denen er unterworfen war, der Tod der Mutter, die Düsterheit des Vaters, der wenige Umgang, diese weckten ebenso früh eine unendliche Sehnsucht, deren Gegenstand Nichts war, und die dennoch in ihm lebte und webte. Das weckte den Funken der Dichtkunst früh in ihm, und noch hatte er nicht die geringste Regel der Metrik kennen gelernt, als sich seine Seele schon in Dichtungen ergoß, die bald in den mannigfaltigsten Formen und Farben erschienen. Trotz der Abgeschlossenheit ihrer Lebensweise konnte es nicht ausbleiben, daß sich bald der Ruf des Wunderknaben verbreitete. Als Abraham dreizehn Jahre geworden und nach jüdischer Sitte einen öffentlichen Vortrag hielt, der sogar durch Einreden einiger Gelehrten zu einer freien Disputation ward, erregte er eine seltene Bewunderung. Gedichte und Aufsätze von

ihm circulirten bald in Abschriften. War des Vaters Reichthum verschwunden, so war doch die Erwartung von seines Sohnes Leistungen gestiegen.

Aber bald darauf legte sich auch der Vater zum Sterben und verschied in den Armen des Sohnes, mit sich nehmend die Anklage eines unverschuldeten (?) trübseligen Lebensendes. Er hatte seinen Haß gegen Juda Hallevi nicht zurückgenommen. Doch des Knaben Herz kannte diesen nicht. Wohl stand es in ihm fest, daß Juda diesen Haß nicht verdient habe, aber ebenso fest hielt er den Glauben, daß der Geist seines Vaters ihm verböte, sich Juda Hallevi zu nahen. Der Vater hatte ihm so gut wie Nichts hinterlassen. Aber der Jüngling, der so wenig bedurfte und so früh selbstständig geworden, konnte seinen Unterhalt leicht durch Unterricht gewinnen, der sehr gern von ihm entgegengenommen wurde. Nichts desto weniger ertheilte er nur so vielen, wie er gerade mußte, seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sich möglichst seinen Studien nicht zu entziehen.

Längst war der Hof von Toledo nach Cordova verlegt, längst Juda Hallevi diesem dahin gefolgt, so daß dieser die Verhältnisse von Toledo ganz aus den Augen verloren. In Toledo hatte Abraham mit den Jahren einen sich vergrößernden Ruf erlangt; seine öffentlichen Vorträge wurden stets mit dem größten Erfolg gekrönt; er begann seine schriftstellerische Laufbahn, und hier war es der Lorbeer des Ruhmes, der bald seine jugendliche Stirn umkränzte. Philosophische Abhandlungen in arabischer Sprache, exegetische Arbeiten in hebräischer Schrift und Gedichte in beiden folgten sich rasch und verschafften seinem Namen einen schönen Klang fast über die Grenzen Hispaniens hinaus. Schon wurde sein Name neben dem Juda Hallevi's mit Nachdruck genannt. Die beiden Geschlechter begegneten sich noch einmal auf dem Felde des Ansehens. Dabei war er immer noch der arme, allein stehende Jüngling, der den besten Theil seiner Gefühle in sich verschloß.

Aber eine neue Zeit der Prüfung sollte über Abraham

kommen. Ein entfernter Verwandter seines Vaters von gleichem Namen hatte vor einiger Zeit irgend eines Vortheils wegen seine Religion verleugnet und den eifrigen Christen gespielt. Dann aber ließ er sich in Verbindungen mit den Mauren ein und hatte einen höllischen Plan angelegt, um Toledo in die Hände der Muselmänner zu spielen. Der Plan wurde verrathen. Aber der heuchlerische Urheber hatte einen Wink bekommen, und entzog sich rechtzeitig der gerechten Strafe. Darob wütheten der Fürst und das geistliche Gericht gegen die ganze Familie, confiscirten all ihr Hab' und Gut und verbannten alle Glieder dieses Namens aus Toledo. Die Häscher fanden bei unserm Abraham Nichts, als einige vergilbte Bücherrollen. Aber tief gebeugt von der Schmach verließ er, nachdem er seine Manuscripte zu sich gesteckt, seine Vaterstadt und legte seitdem, wie es einem verbannten Flüchtlinge zukommt, seinen Familiennamen ab.

Er wandte sich nach Cordova, wohin er schon längst gewollt. Wenn nämlich das Geschick aus dem innerlich sich kräftig fühlenden Menschen ein Gegenstand seiner Laune, seines Spieles zu machen scheint: dann gerade senkt sich ein unerschütterlicher Glaube an dieses Geschick in des Menschen Brust. Und diesem Glauben gesellt sich dann ein anderer, nämlich daß dieser ewige Wandel doch an ein ewiges Gesetz gebunden sei. Und dieses Gesetz zu erkunden ist dann das Streben des reichen, unverdrossenen Geistes. In der Zeit, wo Abraham lebte, war es daher um so natürlicher, daß er sich gänzlich der Astrologie zuwandte, welche das ewige Gesetz des Geschickes an die von der Vorsehung bestimmte Bahn der Gestirne gebunden ansah und da aufzufinden verhieß. Die Geheimnisse dieser damaligen Wissenschaft mußten unsern Abraham um so mehr anlocken, als er die Quellen der übrigen Wissenschaften schon so ziemlich durchgekostet. Cordova war aber damals der Sitz der vorzüglichsten Lehrer der Astrologie, wie diese überhaupt zu aller Zeit an den Höfen ganz besonders reussirte.

Aber die Astrologie erforderte mehr. Sie bedurfte zu einem tiefern Studium kostbarer Manuscripte und noch kostbarerer Instrumente, zu deren Besitz Abraham alle Mittel fehlten. Dabei kam er namen- und besitzlos nach Cordova. Ein Kampf seines Wissensdranges und seiner Erinnerungen ging in ihm vor. Sollte er Juda Hallevi angehen um Unterstützung, angehen um den Gebrauch seiner ausgezeichneten Bibliothek und Instrumente? Der Geist seines Vaters wies ihn zurück. Aber, sprach er zu sich selbst, mit dem Namen habe ich meine Vergangenheit abgelegt. Ich bin nur Abraham, und nichts weiter. Ich habe keine Familie, keinen Vater....

Das Bedürfniß siegte. Er schrieb einen kurzen, aber eindringlichen Brief an Juda Hallevi. Ein Jüngling, der auf dem Wege der Wissenschaft nur ein Hinderniß kennt, die Armuth, will ein kleines Pfund vom reichen Juda leihen, damit es in seiner Hand wuchere und reiche Früchte trage. Juda, der große Gärtner Israels, wird den kleinen abgerissenen Zweig nicht verachten und ihn in einen wasserreichen Boden verpflanzen.

Aber wer bemißt die Wege der Vorsehung? Hat Juda den Brief nicht erhalten? ist er ihm im Drange der Geschäfte abseits gekommen? oder war es eine Laune, der auch der Mildthätigste nicht entgeht, wenn gerade vielleicht eine große Hoffnung getäuscht, ein mühevolles Werk vereitelt worden? Das Schreiben Abraham's blieb ohne Antwort, Wochen lang harrete er des Boten und er kam nicht. Da wurde sein Herz bitter gegen Juda und unbewußt überschlich ihn der Verdacht, daß Juda zwar im Lichte des Tages seine Wohlthaten spende, aber die Verborgenheit verschmähe.

Er mußte sich auf sich beschränken. Er übernahm das Amt eines Abschreibers, jedoch nur für astrologische Werke. Bei seiner großen Sauberkeit, bei der Genauigkeit und Eleganz seiner Zeichnungen brachte er es darin zu einigem Rufe. Kein Blatt ging jedoch aus seinen Händen, er hätte es denn auch

für sich copirt. Mit Hilfe dieser Uebungen und bei der Fülle seiner Einbildungskraft und seines eisernen Gedächtnisses konnte er denn auch mit seinen Fortschritten in der Astrologie zufrieden sein. Durchschaute er auch nach und nach die Unsicherheit der Anwendung astrologischer Berechnungen auf die Geschicke der Menschen, so bot sich ihm Ersatz genug in der Erforschung der Himmelskörper und des Weltbau's an sich.

Dennoch führte ihn auch diese Beschäftigung noch einmal in das Haus Juda Hallevi's. Dieser besaß ein astrologisches Manuscript in persischer Sprache, das sonst nicht wieder vorhanden war. Er hatte es als Gegengeschenk aus dem heiligen Lande erhalten. Der Fürst, der davon Kunde bekommen, verlangte eine Abschrift für die Bibliothek der Universität. Man berief den bekannten Abschreiber Abraham zu Juda. Dieser schwankte nicht. Er trat vor Juda und empfing mit vielen Betheuerungen der Sorgfalt das Kleinod. Anderes kam nicht zur Sprache. Mit eisernem Fleiße warf sich Abraham auf die ihm noch unbekannte Sprache und vollendete bald mit Fertigkeit die Abschrift. Er brachte Original und Copie in das Haus Juda's, dieser aber war abwesend und man wies ihn an dessen Tochter, an Hulda.

Hulda, in der frischesten Blüthe der Jugend, machte einen tiefen Eindruck auf Abraham. Sie beachtete ihn kaum, flüchtigen Blickes nahm sie ihm die Schriften ab, lächelte blos über die sonderbaren Charaktere und Figuren und ließ ihm den Sold auszahlen. Aber dieser Blick, dieses Lächeln, dieser Wohlklang der Stimme gruben sich dem Herzen Abraham's unverwischbar ein.

Seitdem hatte er keine Verbindung wieder mit Juda Hallevi. Aber seine Ruhe war dahin. Er vernachlässigte seine Studien und seine Abschriften. Er schweifte umher in den Wäldern um Cordova, um zu träumen. Er suchte nach Gelegenheit, Hulda zu sehen. Sein erfinderischer Geist fand diese

oft genug aus heimlichem Versteck heraus. Immer tiefer wuchs diese Liebe in sein Herz hinein....

Da erwachte er einst. Eine unbedeutende Veranlassung machte ihn auf seine Gemüthsstimmung, auf seine Lage aufmerksam. Sein Verstand sagte ihm, so könne es nicht bleiben, wolle er nicht untergehen....

Da ermannte er sich; er verkaufte seine kleine Bücherssammlung, die Erzeugnisse seines Fleißes, und bestieg ein Schiff, ihn nach dem verlorenen Lande der Väter zu führen.

Wir kennen seine Erlebnisse allda. Wir wissen, wie bald ihn sein Geschick zurückschleuderte nach Spanien, ihn Hulda aus den brausenden Wässern retten ließ, ihn jetzt unter den Zweigen der Platane in der Stille der Mitternachtsstunde zu harren zwang des Boten, der ihn zu Juda Hallevi geleite.

10.

Juda Hallevi saß in seinem Studierzimmer. Alles um ihn her verkündete die höchste Einfachheit, einen simplen Geschmack, der mit Sinnigkeit auf den Nutzen der Dinge sieht, aber den Glanz verschmäht, an Ordnung und Gefälligkeit Freude hat, aber den inhaltslosen Pomp vermeidet. An einem großen und breiten gothischen Spitzfenster, dem einzigen des Gemaches, der Morgensonne zugewandt, stand der Arbeitstisch, der einfach an seiner Breitenseite eine Menge Abtheilungen zeigte, in welche die verschiedenen Einläufe bis zu weiterer Betrachtnahme gelegt wurden. Sonst enthielt das Zimmer Nichts, was nicht zu den damals und in jenem Lande gewöhnlichen Bequemlichkeiten gehörte. Aber zu beiden Seiten ging durch offene Durchgänge das Zimmer auf zwei Seitengemächer aus, und hier bekundete sich der doppelte Mensch, welcher in Juda vereinigt war. Während das Gemach rechts dem Geschäftsmann diente und Cassen, Handelsbücher, Geschäfts-

sachen ꝛc. in Uebermaß enthielt, gehörte das links dem Gelehrten, indem es eine bedeutende, kostbar gebundene Bücherſammlung, eine Reihe ſchöner Inſtrumente und mancherlei Kunſtgegenſtände umſchloß, und die auf Ständern und Geſimſen aufgeſchlagenen Bücher von dem emſigen Forſchen des Beſitzers zeugten. Das Ganze war ſo ein eigenthümlicher Ausdruck des Mannes, in welchem ſich die mannigfaltigſten Beziehungen und Richtungen, die verſchiedenartigſten Beſtrebungen und Kämpfe einheitlich geſtalteten und friedlich zurechtlegten.

Juda war um die Funfzig. Eine hohe aber hagere Geſtalt, eine nur noch mit wenigen, faſt ſchon ergrauten Locken umgebene Stirn, das bleiche, durchfurchte Antlitz, aus welchem die Adlernaſe ſcharf und kantig hervortrat, die ſchmalen Lippen, der kurze, ſpitze Bart gaben ihm das Ausſehen eines zwar ſcharfen, aber mehr mit den Details ſich beſchäftigenden Denkers, eines Mannes, der viel gekämpft, ohne einen allgemeinen Sieg erlangt zu haben, ſondern viel gewonnen, aber ebenſo viel verloren hat — wenn nicht das klare und ſanfte, dabei doch feurige graue Auge, beſchattet von für ſein Alter überaus zarten Augenbrauen, bezeugt hätte, daß der Mann noch viel mehr ſei, als er unter dieſer Hülle verrieth, daß in ihm eine Welt von Empfindung und Phantaſie lebe.

Pergamente lagen auf ſeinem Tiſche genug. Aber er beachtete ſie nicht. In der Hand hielt er vielmehr ein entſiegeltes Schreiben, daſſelbe, welches Abraham durch Moſe ihn hatte übergeben laſſen. Es war ſo einſam, ſo ſchweigſam im Zimmer, das nur von einer einzigen, von der hohen Decke herabhängenden Ampel erhellt ward; da Juda die Kerzen an ſeinem Arbeitstiſche nicht angezündet hatte, fällte eine gewiſſe Düſternheit das Gemach; ringsum die höchſte Stille, in die nur bisweilen aus dem Garten, auf welchen das Fenſter des Zimmers hinausging, das Nachtrauſchen der Platanen geheimnißvoll flüſterte. Moſe hatte erſt ſpät am Tage das Schreiben dem

Ohm übergeben können; erst spät hatte sich Juda zurückziehen können, um es zu lesen; er hatte darauf Mosen sofort den Befehl gegeben, den Fremden zu ihm zu führen, mit aller möglichen Fürsorge ihn in dieses Gemach zu geleiten. Jetzt erwartete er ihn, und er hatte unterdeß den Brief, der ihm aufgefallen, noch einmal durchlesen. Was war es, das ihn so eigenthümlich berührt hatte? Große Geister drücken Allem, was von ihnen ausgeht, einen originalen Stempel auf. Oder war es die Form, die Handschrift? Schien sie ihm bekannt, und er wußte nicht, woran er sich erinnern solle?.... Abraham hatte geschrieben: „Die Wege des menschlichen Lebens haben sich so mit Dunkel bedeckt, daß sie nicht immer am hellen Mittage über den Markt der Oeffentlichkeit laufen können. Gewalt und Hinterlist haben sich da ohne Scheu auf die Throne der Welt gesetzt, daß die Gerechtigkeit in Umwegen um den Flecken herum schleichen muß. Darum verzeihe, wenn ich nur unter den Schleiern der Mitternacht zu Dir komme. Aber ich würde dies dennoch nicht wagen, wenn nicht die, welche mich gesandt, an einem Orte wohnen, wo sich das Licht der Welt verborgen hat, wo es untergegangen vor vielen Jahrhunderten im Flammenroth der Zerstörung,

„An dem Orte, wo sich Gott
Hell und deutlich offenbarte
Deinen Sehern, deinen Boten;...."
„wo die Erde sich geöffnet,
Deine Lade zu empfahen,
Und die Cherubim, die standen
In dem Allerheiligsten...."*)

„Diese haben zu Dir gesprochen, aber durch den Mund der Feinde. Jetzt wollen sie ihr Wort an Dich gelangen lassen von den Lippen des Freundes. Sie haben mich dazu ausersehen. Ja, ich spreche zu Dir:

*) Aus einem Zionsliede von Juda Hallevi.

Würde meines Schmerzes Größe
Sich im Thränenstrom ergießen,
Sprich, wo würd' ein Raum zum Ruhen
Bleiben eines Menschen Füßen?
Aber wie des Schöpfers Schwur
Noa's Fluthen gab die Grenze:
Also hat er Friedensbogen
Meinen Zähren auch gezogen.*)

„Laß, großer Juda, diesen Friedensbogen um die Mitternacht in Deinem Gemache stehen."

Dieses Schreiben berührte Juda mannigfach. Das Verständniß war ihm leicht, nachdem er des Tages zuvor das Schreiben der Väter von Jerusalem aus den Händen des Gesandten des Großmeisters entgegengenommen. Aber die feine Anspielung aus einem Liede, das er selbst für eines seiner gelungensten hielt, und das sich bereits bei den Juden des ganzen Welttheils verbreitet hatte, so daß sie es am Trauertage Jerusalems zu recitiren pflegten, und dann die sehr künstlich angelegten Verse des Briefschreibers selbst, welche — wenn sie freilich auch unserm heutigen Geschmacke wenig zusagen — der damaligen arabischen und hebräischen Dichtungsweise in Form und Ausdruck sehr entsprachen, und eine Meisterhaftigkeit verriethen, entzückten den Leser und machten ihn um so mehr begierig, den geheimnißvollen Boten kennen zu lernen. Mehr als jeder Andere mußte der Dichter den Jünger seiner Kunst zu würdigen wissen, und nun gar Juda Hallevi, dessen große Seele, weit von allem ausschließenden Neide entfernt, für Alles, was die innere Größe seiner Nation, die geistige Erweckung derselben berührte, noch wie jugendlich schwärmte.

Die Pforte des Gemaches öffnete sich endlich, und Abraham stand fest und männlich vor Juda's Stuhl.

Nachdem Juda einen prüfenden Blick auf den jungen Mann geworfen, richtete er die Frage an ihn: „Wer bist Du?...."

*) Aus einem Gedichte Abraham's.

„Du haſt mich ſchon einmal geſehen, Juda," lautete die Antwort. „Ich ſtand ſchon einmal vor Dir, als Du mir das perſiſche Manuſcript über den Lauf des Merkurs zur Abſchrift übergabſt. Du konnteſt meiner wohl vergeſſen."

„Nein, nicht vergeſſen. Du ſtehſt hier im Schatten und darum erkannte ich Dich nicht. Zum Beweiſe, daß ich Dich nicht vergeſſen, Du heißt Abraham. Deine Arbeit gefiel mir damals ſehr wohl, ich hatte noch wenig ſo gute, namentlich ſo correcte Abſchrift erhalten. Ich mußte daraus erſehen, daß Du nicht blos mechaniſch abſchreibſt, ſondern ſehr genau mit der Sache bekannt ſeieſt. Du machteſt ſogar einige Randbemerkungen über Irrthümer des Originals, die mich mit Erſtaunen erfüllten. Sie waren ſo kurz, ſo energiſch und ſo ſcharfſinnig, dabei ſo beſcheiden und gut ausgedrückt, daß ich den Urheber kennen zu lernen wünſchte; aber als ich nach Dir ſandte — ich hatte die Copie zu durchblicken erſt etwas lange nachher Muße — da warſt Du nicht mehr aufzufinden. Um ſo willkommener iſt es mir, daß Du mich jetzt aufſuchſt, oder vielmehr, daß irgend eine Verwickelung des göttlichen Geſchickes Dich zu mir führt. Dein Schreiben von heute hat mir abermals eine Seite der Kunſt und des Wiſſens an Dir offenbart, und da Du alſo mit jenem Abſchreiber Abraham eine und dieſelbe Perſon biſt, ſo ſei mir herzlich willkommen, junger Mann!"

Juda ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zum Divan. Abraham fühlte ſich tief erſchüttert. Bei allem Selbſtbewußtſein, das ihm ſein unermüdliches Streben und raſtloſes Schaffen, ſo wie die Erfolge ſeiner erſten Jugend eingeflößt, hatte ihm doch wieder ſein trauriges Schickſal, das Fehlſchlagen aller Hoffnungen, ja die Verfolgung, der er ſich ſeit ſeiner früheſten Jugend ausgeſetzt geſehen, ſo viel Zweifel und ſo viele Reſignation gegeben, daß die Freundſchaft, die ihm ein Juda Hallevi entgegenbrachte, wie ein Traum über ihn kommen mußte. Und war nicht Juda Hulda's Vater?.... Er hatte den herzlichſten Druck von Juda's Hand gefühlt — — aber war nicht dieſer

Juda auch der Feind seines Vaters, die Ursache des jähen Sturzes seiner ganzen Familie? Abraham ermannte sich schwer unter dem Andrang dieser Gefühle.

Juda hob wieder an. „Was führt Dich zu mir, Abraham? Was bewog Dich, die Schatten der Nacht hierzu zu suchen? Dein Schreiben läßt mich Etwas vermuthen, aber nicht klar sehen."

„Als Du mich aufsuchen ließest, Juda, war ich von hier abwesend. Losgelöst von allen Familienbanden, wie ich war, wollte ich weiteren Widerwärtigkeiten entgehen, indem ich mich nach fernen Gegenden begäbe. Wohin anders aber konnte ich da meine Schritte zuerst lenken, als nach dem Gräberfelde unsers Stammes, nach dem heiligen Lande? Und von dort komme ich jetzt zurück. Und allein um Dir Botschaft zu bringen, kam ich zurück. Mögest Du mich nicht für zudringlich halten. Ich bin nicht aus freien Stücken gekommen...."

„Und warum nicht, Abraham? Stehe ich unter meinen Glaubensbrüdern in dem Rufe, daß meine Thüre verschlossen sei für Solche, die zwar arm an irdischen, desto reicher an geistigen Gütern sind?...."

„Nein, Juda. Doch lassen wir dies jetzt und kommen wir zu meiner Botschaft." Abraham berichtete ihm hierauf von dem Zwang, welchen der Großmeister an den Vätern in Jerusalem ausgeübt, um den Brief an Juda zu erpressen, den dieser erhalten; wie die Rabbinen in der heiligen Stadt sich nicht anders helfen konnten, als dem Befehl des Tempelritters zu gehorchen; wie sie aber ihn an Juda abgesandt, um diesen mit der ganzen Sachlage bekannt zu machen, damit Juda den rechten Entschluß fassen könne, und wie sie ihn um Alles bäten, sich der bedrängten Nation zu erhalten und vom Pfade der Gerechtigkeit nicht zu weichen.

Juda hörte ihm aufmerksam zu, und schwieg noch lange, als Abraham schon geendigt.

„Die Väter in Jerusalem," fuhr Abraham fort, „konnten sich denken, daß Du einem Dir Unbekannten nicht ein volles

Vertrauen ſchenken werdeſt; ſie haben mir daher ein Erkennungszeichen mitgegeben, welches Dir die Wahrheit meiner Ausſagen bezeugen möge.“ Hiermit holte er das Kleinod, das ihm Rabbi Joſeph übergeben, aus dem Buſen und reichte es Juda dar.

Juda nahm es, fuhr aber wie vom Blitze getroffen zurück. „Wie?....“ ſtammelte er, „dies bringſt Du mir?....“

Abraham blickte erſtaunt auf Juda. „Was iſt Dir, Meiſter?.... was betrifft Dich?....“

„Wer hat Dir dies übergeben, Abraham?....“ frug Juda wie mit tiefer Wehmuth.

„Der blinde Rabbi Joſeph; er ſagte, daß Ihr es einſt nach Zion geſandt zur Ausſchmückung einer Tora. Und um Euch nun meiner Perſon ganz gewiß zu machen, gab man es mir mit....“

„Es ſei ſo!“ ſprach Juda, nachdem er ſich gefaßt. „Wiſſe, Abraham, denn nach dem, was vorgegangen, kann ich offen zu Dir reden, daß dieſes Kleinod ein in meiner Familie Jahrhunderte lang vererbtes iſt, deſſen wir uns in den größten Bedrängniſſen nicht entäußerten; ein tief verehrter Lehrer aber, Rabbi Meïr aus Grenada, ein großer Aſtrologe, theilte mir mit, daß ich dieſes Kleinod von mir entfernen ſollte, es würde mir dann aber wieder zukommen in einer verhängnißvollen Stunde, in einer Zeit der Entſcheidung, die über mein und der Meinigen Geſchick auf lange hin beſtimmend ſein würde. Darum ſandte ich es nach Zijon, meinend, daß, wenn eine unheimliche Gewalt in dem Kleinode beſtehe, ſie am Eheſten von dannen weichen würde an der Stätte der Heiligkeit.... Aber es iſt über das Meer zurückgekehrt und in Deiner Hand....“

Abraham ſeufzte. „Und ſollte ich auch hier das Werkzeug eines höheren Geſchickes ſein, ohne daß ich Schuld oder Verdienſt trüge?.... Rabbi, gebt mir es wieder mit; ich habe ja zu Euch geſprochen, was man mir aufgetragen; meine Sendung iſt vollendet; ich will den bedeutungsvollen Edelſtein wie-

der dahin zurücktragen, wo man ihn mir überlieferte. Die Wissenschaft lehrt ja, daß zwar der Mensch sein Geschick abgespiegelt findet in den Bahnen und Constellationen der Gestirne, aber sie lehrt auch, daß der Mann, der thatkräftige, das Geschick machen hilft. Nicht das Schicksal hängt von den Sternen, sondern die Sterne vom Geschicke Gottes ab, und Gott bedient sich der Entschlüsse des Menschen, um das Geschick so zu vollenden, wie Er es entworfen."

„Nicht doch, Abraham. Von Schuld kann keine Rede sein. Und daß das Kleinod bei mir bleibe oder von mir entfernt werde, kann gleichgültig sein, nun, da es doch, wie es sollte, zurückgekehrt ist. Auch wissen wir ja nicht einmal, ob jene mir verkündete Entscheidung nicht eine glückliche sei. Die verhängnißvolle Zeit ist so schon da. Seit langer Zeit hat sich Vieles aufgehäuft, was mir drohet. Ich weiß es, und es ist besser, daß der Knoten gelöst werde. Da bist Du mir denn sehr willkommen, denn der Männer, der treuen, die Einem zur Seite stehen, kann man nicht entrathen. Doch Du hast mir noch nicht einmal Deinen Familiennamen genannt...."

Abraham fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Er senkte das schöne, männliche Antlitz und sprach: „Laßt mich, Rabbi, noch eine Zeit lang im Dunkel der Niedrigkeit. Ich liebe es, mich durch mich selbst zu heben...."

„Ich verstehe Dich nicht ganz, Abraham. Ich fühle, Du stellst Dich so stolz, um vielleicht Andere nicht zu verletzen. Denn sonst paßte dieser Stolz nicht zu Deinem Werthe. Doch ich ehre den Willen Jedes, sobald er seine Person betrifft.... Doch vergessen wir unsere Angelegenheit nicht. Es ist nicht zu verkennen, allem dem liegt ein fein angesponnener Plan zu Grunde. Der König betrauet mich mit den Unterhandlungen mit dem Orden. Der Orden macht den Bestand der heiligen Synagoge zu Jerusalem zum Preise einer Verrätherei, die er von mir verlangt. Meinst Du, damit sei die Verwickelung zu Ende? Vielleicht sind Dir die Händel des Königs mit den

Bürgern von Sarragossa bekannt? Diese kühne und tapfere Bürgerschaft will zwar dem Könige huldigen aber unabhängig bleiben, keine königliche Besatzung, keine Beamten des Königs aufnehmen. Nun, da senden sie heute eine Botschaft an mich, und drohen mir, die Judenschaft in ihrer Stadt mit Stumpf und Stiel auszurotten, wenn ich nicht beim Könige für sie wirke. Um dies aber noch verworrener zu machen, tragen mir die Tempelritter für den König an, daß, wenn er sonst ihre Forderungen bewillige, sie von ihrer Burg in Sarragossa aus einen Ausfall auf die Stadt machen und sie für den König bändigen wollen.... Man will also überall den Juden zwingen, an sich zu denken und seines Königs zu vergessen. Und warum hat der König mir diese Unterhandlungen aufgetragen? Giebt es keine listigeren, schlaueren Hände an seinem Hofe? Ist es reiner Ausfluß des Vertrauens oder Eingebung eines heimlichen Feindes? Sollte der Orden selbst auf Umwegen es bewirkt haben, weil er über mich Herr zu werden glauben konnte? Oder gehört es mit zu den geheimen Partikeln dieses Ordens, nicht blos mit dem Schwerte, sondern auch durch Ränke Alles zu vernichten, was nicht Christ ist?.... Fürwahr, es ist ein weites Gebiet der Vermuthungen...."

„Aber, Rabbi," fiel Abraham ein, „die Vermuthungen helfen hier zu Nichts, sind gleichgültig, da wir jedenfalls den Feind kennen. Die Lage ist klar. Der Orden wie die Bürgerschaft Sarragossa's will die Juden tilgen, falls Du ihnen nicht Dienste leistest. Diese Dienste aber laufen der Treue gegen Deinen Herrn zuwider, und, selbst wenn Du auf sie eingehest, läufst Du Gefahr, daß das Spiel dem Könige offenbar wird, und dann bist Du verloren, und wir — das brauchen wir uns nicht zu verhehlen — mit Dir: denn wann hätte man einen Juden allein getroffen? Die Lösung kann daher nur darin zu finden sein: wie ist der größtmöglichste Vortheil des Königs damit zu vereinigen, daß wir unsere Glaubensgenossen nicht den Schlägen ihrer Feinde preisgegeben?"

„Sehr scharfsinnig bezeichnet. Ein Anderes giebt es nicht.“

„Dann, Meister,“ fuhr Abraham fort, „würde ich mir die Forderungen der Gegner auf die eine Seite stellen, und das Geringste, was der König bewilligen könnte, auf die andere Seite. Ich zöge dann eine Linie mitten hindurch und suchte beide Theile zu dieser Mittellinie hinzubewegen.“

„Sehr schön, Abraham. Du betrachtest diplomatische Unterhandlungen wie eine mathematische Figur. Vergiß aber nicht, daß der König verlangt, ich soll das Mindeste bewilligen, nicht ein Mittleres. Indeß jedenfalls giebt Dein Vorschlag uns Gelegenheit, die ganze Sachlage uns völlig deutlich zu machen. Ich werde mich sofort an die Arbeit machen. Ich werde auch hier Geradheit und Offenheit mir zur Richtschnur machen, und vielleicht, daß hieran die Pläne meiner Feinde zerschellen.“

Abraham erhob sich. Juda fuhr fort: „Abraham! Schwierige Verhältnisse haben uns zusammengeführt. Laß uns so schnell nicht wieder auseinander kommen. Du sagtest mir zuvor, daß die Väter in Jerusalem Dich zu ihrem Boten erkoren, weil unsere Feinde Dich dort nicht bemerkt. Sprich, hast Du hier viele Bekannte?“

„Ich bin allein als der Abschreiber Abraham von den Gelehrten gekannt, und auch diesen bin ich seit Jahr und Tag entschwunden.“

„Gut. So kann es nicht auffallen, wenn Du fortan mein Haus öfter besuchst. Du erscheinst als einer der vielen Jünger der Wissenschaft, die zu mir kommen. Du weißt, ich halte einen besondern Tisch für diese. Mische Dich zuerst unter sie, Du wirst diese Rolle um des höhern Zweckes willen eine kurze Zeit übernehmen. Ich weiß, Du suchst Nichts bei mir, aber ich suche Dich. Erfülle mir diese Bitte. Du wirst nach Sarragossa müssen. Geh, mein Unbekannter, geh im Schatten der Nacht von dannen und kehr' im Lichte des Tages wieder zu mir....“

Diese Worte waren mit einer so unendlichen Güte gesprochen, daß sich Abraham, der stolze, unwillkürlich über die Hand Juda's beugte und sie küßte. Juda antwortete ihm durch einen kräftigen Händedruck.

11.

Am andern Mittag begab sich Abraham in das Haus Juda's. Nachdem er sich dem Thürsteher als Scholar kund gethan, wurde er von diesem in einen geräumigen Saal gewiesen. Er fand hier eine lange gedeckte und mit nettem Speisezeug versehene Tafel, um welche herum eine nicht unbedeutende Zahl Scholaren, in ihren einfachen Talaren und mit Käppchen auf dem Haupte, den runden, breitkrämpigen Hut in der Hand, in Gesprächen standen oder spazierten, des Augenblickes gewärtig, wo die Speisen aufgetragen und sie zum Setzen aufgefordert würden. Abraham trat bescheiden ein, ging um die nächste Gruppe herum und stellte sich in eine Fensternische. Dennoch wurde sein Eintritt bemerkt, und machte einiges Aufsehen, da man ihn nicht kannte und er doch schon etwas über das Scholarenalter hinaus schien. Man blickte ihn von allen Seiten an und musterte ihn. Nachdem man ihn genugsam beschaut, schwatzte man weiter.

„Wer mag der Fremde sein?" ließ sich in einer Gruppe eine Stimme vernehmen, die einem fuchsbärtigen Jüngling angehörte. „Habe ich ihn doch noch in keinem der Hörsäle bemerkt, und schon drängt er sich hier herein, wo nur die Tüchtigsten von uns aufgenommen werden?"

„Nun, er muß doch von Rabbi Juda die Erlaubniß haben," erwiederte ein Anderer.

„Was wird er das!" entgegnete der Erste. „Meinst Du, der Thürsteher mustert uns so genau, daß nicht ein Lungerer, ein Faullenzer und Schmarotzer sich hereinschleichen könnte?"

„So sieht er nun doch nicht aus", sprach der Andere. „Er ist zwar armselig genug gekleidet, aber sein Angesicht verspricht Etwas."

„Seit wann, lieber Samuel, bist Du so ein Physiognom, daß Du im offenen Buche des Menschen seine Geschichte zu lesen vermagst? Hat Dir etwa dies Meister Rodrigos offenbart, mit dem Du ja viel verkehrst?"

Ein lautes Gelächter erfolgte aus der ganzen Gruppe.

„Mit dem ehrsamen Bader Rodrigos verkehre ich nicht mehr, als um tüchtig die Lanzette handhaben zu lernen; aber das hat er mir neulichst offenbart, daß es sehr rathsam, jedem von den bekannten Vielwissern, die sich auf ihre gelehrte Lappensammlung allzuviel einbilden, monatlich ein Unzchen Blut abzuzapfen, damit es sich in der Wonne über ihren eigenen Werth nicht zu stark zu ihrem kleinen und enggebauten Herzen dränge."

Jetzt waren die Lacher auf des Andern Seite; der fuchsbärtige Jüngling entfernte sich mit einem wüthenden Blicke, indem er flüsterte: „Wart', Bader, Dir gedenk' ich es."

Der junge Mann, der sich so tapfer vertheidigt hatte und den sein Gegner Samuel genannt, schritt auf Abraham los und redete ihn an.

„Du bist wohl ein eben angekommener Fremdling?" richtete er in der Unbefangenheit der Jugend die Frage an Abraham. „Ich könnte Dir vielleicht in Etwas dienen, denn ich bin bekannt in Cordova."

„O, ich kenne Cordova auch, nur war ich längere Zeit abwesend. Jedenfalls danke ich sehr für Deine Bereitwilligkeit, und werde sie benutzen, sobald ich ihrer bedarf," lautete die Antwort.

„In diesem Saale wärst Du noch nicht, aber es wird Dich freuen, den Geist der Wohlthätigkeit zu bewundern, die von unserm großen Rabbi hier geübt wird."

„Man braucht nicht hierher zu kommen, um von ihr zu hören und sie zu bewundern."

Während die Beiden das Gespräch so fortspannen, hatte sich ganz in der Nähe eine neue Gruppe um den Fuchsbärtigen gesammelt, und dieser sprach so laut, daß man die Worte in der Fensternische sehr gut vernehmen konnte.

„Für gewisse Menschen", sagte er, „ist jeder Fremde eine Leimruthe, an der sie sich wie thörichte Vögel hängen und fangen. Dabei ist es ihnen ganz gleich, woher die Leimruthe stammt, und sei es aus einem garstigen Moraste."

„Woher hast Du nur, Isaak, das Gleichniß wieder her? Es fließt Dir so vom Munde, wonach wir Anderen lange noch suchen, wenn die Gelegenheit, es anzuwenden, schon vorüber", sprach ein Jüngerer, der den Angeredeten ehrfurchtsvoll anblickte.

Isaak erhob sein unschönes Haupt und das eben einfallende Sonnenlicht beleuchtete seine braune Stirn und ließ Haupthaar und Bart wie Flammen erglänzen, aus denen das bleiche, magere und mit Sommersprossen bedeckte Gesicht hervorschaute. „Was sollte denn", erwiederte er, „die Bekanntschaft mit den größten alten und neuen Geistern nützen, wenn sie nicht unserm eigenen Geiste kräftige Schwingen anhefteten. Nur muß man nicht mit Burschen, die nur in gemeinen Regionen verkehren, zu oft zusammenkommen, denn das stumpft ab wie der Essig die Zähne."

Samuel trat hervor und sagte: „Meinst Du, rothbärtiger Mensch, mich mit Deinen Burschen? So sage ich Dir, daß Du ein erzgemeiner Bursche bist, der als Famulus des Rabbi David Narboni einen schmutzigen Handel mit den Stühlen derer treibt, die zu dessen Füßen sitzen...."

Der Herr Isaak erhob die Faust und ballte sie, aber sei es, daß er die Stärke seines kräftigen Gegners, sei es, daß er den Ort scheuete, er ließ sie wieder sinken. „Werde ich es doch erleben," knirschte er endlich, daß Du aus Cordova herausgegeißelt wirst, wie Du es verdienst, und was ich dazu beitragen kann, werde ich thun...."

„Das glaube ich, und wenn Du das schwärzeste Gift der Verleumdung brauchen solltest.... aber Du wirst es nicht erleben...."

Der laute Wortwechsel hatte noch mehrere der friedlich im Saale sich Ergehenden herangezogen, und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Aber, Menschen, was treibt Ihr? Statt belehrender und unterrichtender Dispute, wie Sie in diesem Saale zu führen, zankt Ihr mit einander? Was soll der Fremde von den Kostgängern Rabbi Juda's denken, wenn er uns Alle nach Euch bemessen sollte?"

„Was der Fremde denkt, ist mir sehr gleich", wandte Isaak ein, „weiß ich doch nicht, ob er überhaupt denkt; aber der Unverschämtheit muß man steuern, und ich werde mit Rabbi Juda sprechen...."

In diesem Augenblicke erschien der Haushofmeister, hinter ihm Diener des Hauses mit Schüsseln; jener winkte, und vergessen war Streit und Disput; die hungrigen Scholaren eilten, einen Platz einzunehmen, doch ließen sie offenbar dem Isaak eine Gasse, daß er einen obern Platz besetzen konnte. Abraham folgte bescheiden dem Haufen, und so blieb ihm nur einer der unteren Sitze übrig. Nach den kurzen Benedictionen war Alles mit Essen beschäftigt, als die Thür sich öffnete und Juda Hallevi eintrat. Die Scholaren fuhren in die Höhe, nahmen aber auf eine einladende Geberde des Rabbi ihre Sitze wieder ein. Das Auge Juda's überflog die Tafel und bemerkte Abraham am andern Ende. Einen kurzen Blick des Einverständnisses schien er mit ihm zu wechseln; dann ließ er sich auf dem obersten Sitze der Tafel nieder und man bediente ihn.

„Meine Geschäfte", hob Juda an, „haben mich lange Zeit fern gehalten; mein Herz drängte mich, meine jungen Freunde einmal wiederzusehen und nach ihrem Wohlsein zu fragen."

Isaak, der dem Rabbi nahe saß, nahm für Alle das Wort und sprach: „Allerdings, Meister, sehnten wir uns nach Dei-

nem Angesichte, wie nach dem Strahle der aufgehenden Sonne, wenn die Nacht voll Dunkels und Sturm war. Indeß, Herr, vermißten wir Dich weniger bei der Spende Deiner Hand, denn diese wird uns stets reichlich gewährt, als bei der Spende Deines großen Geistes auf dem Lehrstuhle. Wir sahen da wohl viele Sterne, aber die Sonne von Cordova war fern...."

„Ihr versteht die Worte zu setzen, Isaak", antwortete Juda, „aber nicht so, wie ich sie liebe.... Ihr versteht mich."

Isaak war nicht beschämt, er hielt sich an den ersten Satz der Antwort und blickte triumphirend umher.

Nach einer Pause begann Juda wieder: „Habt Ihr mir nichts Neues aus den Gebieten des Wissens oder der Kunst zu berichten? Ist nichts Neues Euch bekannt worden, das Beachtung verdient?"

Nach einigem Schweigen hob Isaak zu reden an: „Wenn auch, Rabbi, seitdem Ihr Eure schönbefiederte Feder ruhen lasset, es ziemlich still zu sein scheint in den Gärten Juda's, so machte doch jüngst ein Gedicht viel von sich reden, das unter dem Titel „Charuzim al-Zechek Schach" bekannt geworden, und das jüngst auch bei uns aufgekommene Spiel, welches man Schach nennt und das einer Menschenschlacht ähnlich sein soll, besingt. Ich habe es nicht gelesen, da mir der Gegenstand doch zu profan erscheint. Wenn man die Gedichte des Abi-Kolha-Meschorrerim*) gelesen, wenn man ein Adon Chasbecha**) studirt hat, so verliert man den Muth, sich an ein Purimlied, wie das über ein loses Spiel, zu machen."

Der alle Zeit fertige Gegner Isaak's, Samuel, fiel ihm in die Rede: „Ich halte dies für sehr einseitig; man kann ein sehr warmes Herz für religiöse Gesänge haben und sich doch

*) „Vater aller Sänger," ein Beiname, den man dem Juda Hallevi gegeben.

**) Ein sehr schönes, ausgedehntes Gedicht Juda's über die Geschichte der Ester, zum Vorabende des Purimfestes.

auch an Gedichten anderer Art ergötzen. In der Schöpfung Gottes giebt es viele Blumen, so auch im Garten der Dichtkunst; wer sich nur an einer ergötzt oder zu ergötzen vorgiebt (setzte er mit Nachdruck hinzu), der zeigt, daß er seine Lieblingsblume auch nicht recht zu würdigen weiß, und sie nur protegirt, weil — hm, ja, weil es ihm Nutzen schafft...."

„Nach harten Urtheilen frage ich Nichts; ich lasse einen Jeden seinen Weg gehen und wandle den meinen; ich habe mich der Religion und dem Studium ihrer Lehrer übergeben, und was davon abseits liegt, überlasse ich denen, die einer andern Kunst obliegen, wie z. B. der Baderkunst, der Mathematik ꝛc."

Die hitzigen Streiter schwiegen, da sie beide fühlten, daß sie fast schon zu weit gegangen in Gegenwart des Rabbi.

Ein Anderer hob an: „Ich habe die Charuzim gelesen, von denen die Rede ist, und das Gedicht köstlich gefunden. Es ist durch und durch voll tiefen Witzes und Scharfsinns und in sehr künstlichen Formen."

Ein Dritter sprach: „Ich möchte aber doch wissen, ob es der Muse, die die Tochter Zions ist, geziemet, sich auf so profane Gegenstände zu werfen? Wir haben hierfür noch wenig Beispiele, und so scheint es, als ob die hebräische Muse sich lediglich auf die heilige, auf Gebet und Gotteslehre beschränken solle. Entfernt sie sich hiervon, so entsagt sie vielleicht ihrem eigensten Wesen."

Juda, der dem Gespräche sehr wohl gefolgt war, hob hier seine Augen über die Tafel, und rief Abraham auf, indem er sprach: „Was habt Ihr, Abraham, für eine Ansicht hierüber? Theilt sie uns doch mit, denn die Frage ist bedeutend."

Aller Augen richteten sich auf Abraham, der bis jetzt, nicht theilnahmlos, aber doch ruhig sich verhalten hatte. Ohne zu zögern antwortete er:

„Man kann durchaus nicht zweifelhaft sein, daß das

religiöse Gebiet das natürliche für Israel ist, das es niemals verlassen darf und kann; also giebt es auch keine andere Mutter der Poesie Israels, als die Religion. Das schließt aber durchaus nicht aus, daß wir zu unserer eigenen Ausbildung nicht auch nach anderen, ja nach allen Seiten hin unsere Aufmerksamkeit richten dürfen. Ja, mich will es bedünken, wir müßten es sogar. Denn ist denn die Religion eine Despotin, welche ihren Jüngern, um sie etwa in ihrer Herrschaft zu behalten, feste, engbegrenzende Schranken zieht? Oder bedarf es, um die Wahrheiten unserer göttlichen Lehre in ihrer Tiefe zu fassen, nicht des entwickelten Geistes? Wie kann aber der Geist entwickelt werden, wenn nicht dadurch, daß er möglichst vieles Wissen sich erwirbt und in vielen Künsten sich übt? Ohne also dem Gedichte, von dem die Rede ist, das Wort zu reden, glaube ich, daß von vorn herein der Gegenstand nicht verurtheilt werden darf, sondern Alles auf die Behandlung und Darstellung ankommt."

Eine lautlose Stille herrschte im Saale, als der Fremde, Vielen so unscheinbar Erschienene gesprochen; insonders konnte man Isaak ein sehr langes Gesicht ziehen sehen. Einer der Scholaren knüpfte an und sprach:

„Und Beides, Behandlung und Darstellung, ist in den gedachten Charuzim über das Schachspiel, so weit ich urtheilen kann, höchst gelungen. Dann bürgt ja auch der Name des Dichters dafür, es ist Aben-Esra...."

„Aben-Esra?" fuhr Juda auf. „Und weiß man endlich, wo dieser Aben-Esra jetzt weilt?...."

„Nein!" antwortete der Scholar. „Er ist und bleibt verschwunden, seitdem er Toledo verlassen."

„Ich habe viel nach ihm forschen lassen", fuhr Juda fort. „Ich bin seiner Familie viel schuldig und ein Bewunderer alles dessen, was der junge Abraham Aben-Esra von den Werken seines Geistes hat bekannt werden lassen. O, daß ich ihn finden könnte...." Und Juda schien in Nachdenken zu versinken.

Als ob es Isaak unangenehm wäre, das Gespräch länger hierbei verweilen zu lassen, begann er: „Aber um wieder zu der aufgeworfenen Frage zurückzukehren, so muß ich gestehen, daß ich anderer Meinung bin. Ich habe gesehen, daß, je mehr wir uns vom Gebiete der Religion entfernen, desto eher fallen wir dem Zweifel in die Arme, desto leichter ersteht eine Verachtung der heiligen Ueberlieferung, die diese meistern und bekritteln will, und die Schriften Aben-Esra's gerade scheinen mir hiervon nicht ganz frei zu sein."

Diese Worte regten einen höhern Grad von Aufmerksamkeit auf, und je weniger die meisten Zuhörer den frömmelnden Ton, den Isaak bei seiner Rede angeschlagen hatte, zu billigen schienen, desto mehr richteten sich die Blicke auf Abraham, von dem sie eine Widerlegung erwarteten. Ganz ruhig erwiederte dieser:

„Ich habe hier natürlich Aben-Esra nicht zu rechtfertigen, noch dazu, da ein allgemeines Urtheil ohne Beweise ebenso leicht verneint, wie ausgesprochen werden kann. Aber ich weise nur auf die vielen Meister unserer heiligen Lehre hin, die sich seit Saadia ha-Gaon s. A. in allen Wissenschaften hervorgethan, welche die Natur in ihren Tiefen erforscht haben, um mit diesem Lichte die Wahrheit unserer Offenbarung nur noch glänzender zu beleuchten. In der Gegenwart des Verfassers des Cusari kann wohl schwerlich gesagt werden: die Wissenschaft jage dem Zweifel in die Arme und erlöse nicht wieder daraus. Was die Tradition betrifft, so hält man sie ebenso heilig, wenn man auch nicht jeden Midrasch, jede Auslegung einer Mikrastelle für die unumstößlich und allein richtige hält. Das haben unsere Weisen ges. And. nicht gewollt, da sie ja selbst eine und dieselbe Stelle neunundvierzigmal auslegen; es ist dies eine blöde Anschauung, die sie in Zarfat (Frankreich) behalten mögen, die aber den gesegneten Boden Hispaniens nie betreten darf".

„Bravo!" rauschte es von den Lippen der Scholaren und

man ſah es den Jünglingen an, ſie hätten ihren Beifall noch lauter kund gegeben, wenn ſie die Gegenwart Juda's nicht geſcheut hätten. „Wer iſt denn das?“ flüſterten ſie einander in's Ohr, und halblaut rief Samuel dem Iſak zu: „Iſt das ein Lungerer, ein Faullenzer, ein Schmarotzer?“ Iſak murmelte nur: „Pöbel!“ in den Bart und ſchwieg.

„Ich muß der Anſicht unſers Freundes Abraham beipflichten“, hob Juda an, „und ſo wenig man ſo tiefgreifende Gegenſtände in einem Tiſchgeſpräche abmachen kann, ſo will ich nur auf ein Anderes aufmerkſam machen. Wir leben nicht mehr in den geheiligten Grenzen des gelobten Landes. Wir leben unter den Völkern. Da iſt es unſer höchſtes Intereſſe, uns die Achtung derſelben zu erwerben, um ſo mehr, da wir mit der Achtung vor uns auch die Achtung vor unſerer heiligen Lehre erlangen. Wie anders können wir aber dieſe erreichen, als indem wir wetteifern mit Allen in Allem, was den Geiſt und die Sitte veredelt und ziert. Wir wiſſen Alle, daß die Muſe Zion's ſeit lange geſchwiegen, oder, wenn ſie laut wurde, ſehr harte Töne aus ihrer Harfe hervorlockte. Wir ſtanden geſchmacklos da, den Arabern gegenüber. Um ſo mehr müſſen wir die erſt in unſerer Zeit wiedererſtandene Poeſie in unſerer heiligen Sprache pflegen, damit wir auch hierin mit Muſtern und leuchtenden Beiſpielen aufzutreten vermögen. Das können wir aber nicht erlangen, wenn wir uns nicht in allen Gattungen üben und nach allen Seiten die Form künſtleriſch ausbilden, wodurch dann unſere religiöſe Dichtung nur gewinnen kann und ſich läutern und ausbilden wird.“

Die Scholaren nickten den Worten des Rabbi mit vielem Eifer ihren Beifall zu.

Nach einer Pauſe ſprach Abraham: „Ich habe im Lande Italia eine neue Art der Dichtkunſt kennen gelernt, die zwar niemals die höchſte Gattung derſelben werden kann, aber jedenfalls den höchſten Grad der dichteriſchen Fähigkeit und Begeiſterung bezeichnet. Man nennt ſie dort Improviſation, und

sie besteht darin, daß man dem Dichter Gegenstand und Form aufgiebt und er sofort, ohne es niederzuschreiben, ein Gedicht darüber spricht. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, solche Dichter zu hören und war über diese Fertigkeit und Begabung sehr erfreut, von der ich glaube, daß, wenn sie sich ausbreitet, auf Sprache und Geschmack des ganzen Volkes sehr vortheilhaft wirken muß."

„Das ist erstaunlich", rief ein Scholar aus, „aber ob dies in der heiligen Sprache möglich ist?"

„Auch ich möchte zweifeln, ob Jemand unsers Volkes es vermöchte?" fügte Juda hinzu.

„Ich glaube es, denn ich habe es selbst versucht, ob zwar es noch sehr schwach ausgefallen", erwiederte Abraham.

„Nun so wünschte ich", fiel Isaak ein, der dem verhaßten Fremden eine Niederlage zu bereiten gedachte, „Rabbi Juda gäbe dem Herrn jetzt gleich eine Gelegenheit, uns den Beweis zu liefern."

Juda sagte: „Ich muß gestehen, eine solche Probe wäre mir eine große Freude; doch das, Abraham, kommt auf Euren freien Willen und Eure Stimmung an."

Abraham erwiederte nach einigem Zögern: „Ich bin bereit, weil es Euch, Rabbi, eine Freude wäre, doch rechne ich auf Eure Nachsicht. Vielleicht gelingt es mir, und das würde ein Sporn für diese meine jugendlichen Genossen sein."

„Nun, so sei's!" antwortete Juda. „Doch müsset Ihr so gut sein und hier in meine Nähe kommen, um Euch nicht anstrengen zu dürfen. Behandelt, wenn Ihr wollt, ungefähr den Gegenstand des eben gepflogenen Gesprächs und zwar in drei Strophen zu zwei Versen, von denen jeder aus zwei Halbversen besteht, die sich reimen. Ihr seht, ich mache Euch die Sache nicht allzu leicht".

Abraham stand auf, nahm den Platz neben Juda ein, den man ihm bereitwillig einräumte, sann eine kurze Weile nach, erhob sich dann, und sprach:

Es schweigt die Nacht, doch nicht der lichte Morgen,
Wenn vor dem goldnen Strahle Nichts verborgen;
Es schweigt der Winter, wenn aus starren Banden
Der Lenz, der lächelnde, noch nicht erstanden.

Die Trauer schweigt, des tiefen Schmerzes Wehe,
Indeß die Luft aufjauchzt zur Himmelshöhe;
Laut ruft die Kraft ihr Machtgebot in's Weite,
Doch flieht die Ohnmacht schweigend vor dem Streite —

Drum, Israel, hinweg mit Deiner Hülle,
Laß fröhlich strömen Deines Geistes Fülle;
Laß Tag und Lenz, laß Luft und Kraft auf Schwingen
Aus Deiner Harfe goldnen Saiten bringen!

Abraham sprach diese seinem Munde entströmenden Verse zwar einfach und mit auf sich selbst beruhender Gestalt, aber tief innigen und zuletzt gehobenen Tones, mit der vollen Färbung der Bilder durch den Klang der Stimme. Die Bewunderung fesselte alle Zuhörer, die in ihren Sesseln zurückgelehnt seinen Worten lauschten — da erhob sich Juda und rief aus der Fülle des Herzens aus:

„Wer bist Du, Abraham? Ja, Du bist entweder Aben-Esra oder der Satan!...."

„Ich bin Abraham Aben-Esra aus Toledo...." antwortete gesenkten Hauptes und mit bescheidenem, würdevollem Ausdruck Abraham.

Da konnte Juda nicht an sich halten, er ergriff den Arm Abraham's, zog ihn an seine Brust, küßte seine Stirn, und sprach leise: „Abraham, Du mußt mein Sohn werden'.... ich habe keinen andern...."

12.

Es war kein dem Munde im Augenblicke der Erregtheit entflohenes Wort, wenn Juda Hallevi dem Abraham Aben-Esra zugerufen: „Du mußt mein Sohn werden!" Es kam vielmehr aus dem Innersten seines Herzens. Die hohe Ach-

tung, die er durch die Schriften des jungen Aben-Esra vor diesem hegte, die Bewunderung, die er seinen erprobten Talenten und Geistesgaben zollte, die Freude, die er an der auch äußerlich so hohen und charakteristischen Erscheinung des jungen Mannes hatte, diese allein wären für Juda schon Bewegungsgründe genug gewesen, da zu aller Zeit in Israel, und bei Hallevi ganz besonders, der Werth des Geistes den des Reichthums überwog. Allein es kam bei ihm noch der lang gehegte Wunsch dazu, den der Familie Aben-Esra zugefügten Nachtheil, so wenig er ihn auch verschuldet hatte, möglichst auszugleichen. Darum hatte er Abraham so lange schon aufsuchen lassen, ihm nachgeforscht — nun war ihm Alles erfüllt und er konnte sich selbst sagen, einen höhern Schatz könne er seinem Hause nicht erwerben.

Auf Abraham selbst mußte dieser Ausruf Juda's einen tiefen Eindruck machen. Wir kennen seinen Seelenzustand, seine stille, aber tief gewurzelte Neigung zu Hulda .... so schnell sollte er nun am Ziele, am Eingang zum höchsten Glücke stehen? Aber er wußte ja auch um die Unbestimmtheit des jungen Mädchens, ihre kleinen Eitelkeiten neben ihren großen Vorzügen; er wußte, daß er dieses Herz noch nicht sein nennen könne. Er sagte sich, ich habe schon einiges Anrecht auf dasselbe, ja ich habe auch eine Verpflichtung, es zu gewinnen, und daß der Vater es wünscht, es heischt, legt noch mehr Gewicht in meine Wagschale, aber....

Juda hatte, unbekümmert um den Eindruck, den dieser Vorgang auf die Herren Scholaren machen mußte, und um den wir hier ebenso unbekümmert sein wollen — obgleich der Name Aben-Esra's von so großer Wirkung sein mußte, daß er alle Bemerkungen niederschlug — Abraham's Hand ergriffen und führte ihn in seine Studirstube hinauf. Nachdem sie Platz genommen, sprach er:

„Mein theurer Abraham, Du begreifst sicher, daß zwei Menschen wie wir, wenn sie sich einmal gefunden, sich nicht

wieder verlassen dürfen. Ja, ich wiederhole es, ein festeres Band noch als die Freundschaft muß uns vereinen, ja, so weit es von mir abhängt, mußt Du mein Sohn werden! Kennst Du meine Hulda?"

„Ich kenne sie, verehrter Mann! Und warum sollte ich in dieser hehren Stunde, wo Du mir mit so vieler Liebe entgegenkommst, mich mit so vielem Glücke überschüttest, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten? Ich gestehe, sie kennen und sie lieben, aus dem tiefsten Grunde des Herzens sie lieben, war für mich Eines...."

„O so sei der Herr gepriesen!" rief Juda aus, „das macht sich ja herrlich! Fürwahr, das Kleinod hat gut gedeutet. So komm, lieber Abraham, ich will Dich zu ihr führen...."

„Bitte, bitte", unterbrach ihn Abraham, „nur noch Eines. Wenn es auch mehr ist, als meine höchsten Wünsche je zu erreichen trachteten, Hulda aus Deinen, aus ihres Vaters Händen zu erhalten, wenn dies der Preis meines Lebens ist: so fühlst Du doch mit mir, daß es nicht so geschehen darf, daß wir Hulda nicht überraschen und ihre Entschlüsse nicht überwältigen dürfen. Laß, Gütiger, ich bitte, der Sache ihren natürlichen Verlauf; mögest Du Deiner Tochter die Zuneigung, die Du mir geschenkt, und die fortan das Glück meines Lebens ausmachen wird, immerhin zeigen und offen legen; aber deute ihr mit Nichts Deine Absichten an. Ich will sie mir selbst zu erwerben suchen, um dann mit zweifellosem Herzen diese köstliche Gabe aus Deinen Händen entgegenzunehmen."

„Gut, Abraham. Es ist dies ein kleiner Umweg, aber ich hoffe und weiß es, Du bist der Mann, meine Hulda zu beglücken und ihr Herz und ihren Geist auszufüllen."

Er ließ sich wieder nieder auf den Diwan, von dem er sich bereits erhoben hatte, gab auf einer silbernen Pfeife einem draußen harrenden Diener ein Zeichen, befahl ihm, ihn und seinen Freund Aben-Esra bei seiner Tochter anzumelden, und sprach dann zu Abraham: „Indeß müssen wir uns näher kennen

lernen. Erzähle mir von Deinen bisherigen Schicksalen, damit wir das Weitere, was zu beginnen, in nähere Erwägung ziehen können."

Abraham erfüllte das Verlangen Juda's und berichtete ihm in gedrängten Zügen von seinen Jugendjahren. Daß er ihm von seinem Bittbrief an Juda und dessen Stillschweigen darauf, so wie von seinem Begegniß mit Hulda am Ufer des übergetretenen Waldstroms schwieg, wird der Leser voraussetzen. Oft standen Juda Thränen in den Augen und drückte er die Hand Abraham's mit Innigkeit. Als dieser geendet, sagte er: „Du bist sehr grausam, Abraham, in diesem Augenblicke. Ich hatte mir eingeredet, daß kein Verdienst im hispanischen Israel sei, das in der Stunde der Noth zögern sollte, sich an Juda Hallevi zu wenden, um Abhülfe, so weit sie ihm möglich, zu erlangen. Du hast mich enttäuscht."

Abraham war in Verlegenheit; doch sagte er zögernd: „Ich habe nie von Jemandem Wohlthaten empfangen wollen, mit dem mich nicht ein persönliches Band verknüpft."

Der Diener meldete, daß Hulda bereit sei, sie zu empfangen.

Sie begaben sich hinauf. Juda trat zuerst ein und Hulda kam ihm freudig entgegen. Da erblickte sie hinter ihm Abraham, und wie von einem Zauber gebannt blieb sie plötzlich stehen. Juda erschrak und rief ihr zu: „Was ist Dir?" Da fand Hulda das Wort und sprach: „Dies ist ja der Retter meines Lebens! Derselbe, der sich in den wüthenden Strom warf, um mein schon verlorenes Leben den Wogen zu entreißen!...."

„Abraham, Du?..." stammelte Juda vor Ueberraschung.

„Ich war der Glückliche, dem der Herr es in die Hand gegeben. Doch was ist es Großes, wenn nicht in dem Gegenstande, den es betraf?"

„Glaub ihm nicht, Vater!" rief Hulda. „Es drohte ihm dieselbe Gefahr wie mir. Ich habe später die Stelle noch mehrmal aufgesucht und die scharfen Kanten der Klippen und die

herabgerollten Steine und die dahingeschleuderten Baumstämme bezeugten mir, wie hundertfach der Tod in diesem Wasserschlunde lauerte. Nein! Vater, ich habe es mir wohl klar gemacht, er hat sein Leben daran gesetzt, um das meinige zu retten. Könnten wir es ihm je vergelten?" Und sie trat mit hochgerötheten Wangen und flammendem Auge zu Abraham hin und sprach: „Und dennoch konnten Sie so grausam sein, sich uns zu entziehen? Mußten Sie nicht fühlen, daß ich und mein Vater kein größeres Bedürfniß hatten, als Ihnen zu danken? daß es uns sehr schmerzen mußte, von dem verschmäht zu sein, der uns so tief zu verpflichten nicht angestanden?.... Doch was thue ich, Vorwürfe in dem Augenblicke, wo ich voll Freude sein sollte. Es ist ja vorüber, wir haben Sie ja, und lassen Sie nicht wieder los.... nicht wahr, Vater?"

Abraham war in den Anblick des liebenswürdigen Geschöpfes versunken, das vor ihm mit Liebreiz übergossen stand und ihn herauszufordern schien: „Widerstehe mir!".... Da hob Juda an: „Abraham, seitdem Du die Schwelle meines Hauses überschritten, komme ich aus den Ueberraschungen nicht heraus und jede Stunde wirft einen neuen Glanz, einen neuen unbegrenzten Werth auf Dich. Fast kann ich jetzt nicht mehr begreifen, daß wir ohne Dich gelebt, so schnell bist Du ein untrennbares Glied meiner Familie geworden...." Er sah hierbei bedeutungsvoll Abraham an, dieser aber schüttelte sanft das Haupt.... Juda verstand ihn und fuhr fort: „Ja, Hulda, wir lassen ihn nicht wieder, und Du, meine Tochter, wirst sicherlich das Deinige dazu thun...." Hulda erröthete. „Weißt Du denn aber auch, wen Du vor Dir hast?" — „Was brauche ich wohl den Namen zu haben, da ich den Retter meines Lebens vor mir habe!" — „Nun, Hulda", erwiederte Juda, „wenn nun aber dennoch in dem Namen noch ein bedeutend Mehr läge? wenn es ein Name, der eine höhere Bedeutung, der...." „Beschäme mich nicht, Rabbi", fiel Abraham ein.

„Nun gut, Hulda, es bedarf auch der vielen Worte nicht.

Es ist genug, wenn ich Dir sage, es ist Abraham Aben-Esra, der vor Dir steht....“

„Aben-Esra!“ rief Hulda aus, „der Dichter! dessen schöne, gedanken- und lehrreiche Gesänge mich, die Schülerin Juda Hallevi's, so tief entzückt....“ und sie trat einige Schritte zurück.

„Du mußt wissen, Abraham, daß ich, da mir der Sohn fehlte, meine Hulda auch in die Sprache und dichterischen Schätze unserer Nation eingeweiht, und sie kennt Dein Ormatha-Megima und Deinen Schir recht wohl und ist begeistert für sie eingenommen.“

„Es kommt mir heute des Glückes zu viel zu“, sagte Abraham, „als daß ich Alles ertragen könnte. Was sind die Mühsale der Vergangenheit gegen diese Stunde der Gegenwart? was die geringen Anstrengungen meiner Jugend gegen diesen Preis? Hulda, wie hoch beglückt es mich, daß Du Kenntniß von meinen schwachen Arbeiten hast. Es soll mich dies zu immer Größerm anfeuern....“

„Sag nicht schwache Arbeiten, Abraham!“ erwiederte Hulda, die von einem tiefen Ernste ergriffen schien. „Du hast in jungen Jahren die Krone von dem Gipfel der Palme abgebrochen und Dir zugeeignet, und das Höchste, was Du noch in Deiner Zukunft thun kannst, ist: Dir gleich zu bleiben.... Aber ich schaue jetzt auf mich selbst zurück und fühle mich wie ein Räthsel.... Einen Juda Hallevi zum Vater, einen Abraham Aben-Esra zum Lebensretter zu haben .... und was bin ich? .... Abraham, wenn Du Dein Leben um meinetwillen in den Wellen verloren hättest.... mein Name wäre zum Fluche der Nachwelt geworden....“ Eine Todtenblässe überzog das Antlitz der Jungfrau. Die beiden Männer standen bewegt da und blickten auf sie....

Endlich ergriff Juda das Wort: „Kinder, wir sind Thoren. Lassen wir den allzu strengen Ernst, sondern freuen wir uns aneinander. Wir haben uns, was wollen wir mehr?....“

Er umarmte Hulda, legte ihr schönes Haupt an seine Brust und küßte ihre weiße Stirn. „Hulda, laß diese Bewegung, mache unserm Freunde den Aufenthalt bei uns angenehm, zeigen wir uns von der liebenswürdigsten Seite, damit er Gefallen an uns finde.“

So verweilten die beiden Männer noch eine Stunde bei Hulda und in geist- und gemüthvollen Gesprächen verging diese Zeit wie im Fluge. Es war eine Stunde süßer Befriedigung, welche die Drei immer näher zu einander führte.

Das Geschick hatte sie ihnen gewährt: sollte sie ein Entgelt sein für die Tage, die da kamen?

13.

Abraham mußte in das Haus Juda Hallevi's ziehen. Dieser ließ ihn wenig von seiner Seite. Zu viele Anziehungspunkte fanden sich zwischen Beiden: Gelehrsamkeit, Geist, Sittenreinheit, gemeinsame Gluth für die Erhebung Israels, Besorgniß für die augenblickliche Lage der Dinge. Waren sie im Einzelnen verschiedener Meinung, so machte dies die Unterhaltung und den Verkehr nur desto belebter, aber die Urbanität, die Beide beseelte, und das väterliche Ansehen, welches Juda zur Seite stand, führte die Ausgleichung ohne Kunst und Verstellung von selbst herbei. Je näher Abraham Juda kennen lernte, desto mehr schwand auch der letzte Schatten aus seinem Gemüthe, den Abraham's Vater über das Bild Juda's in seines Sohnes Geist gebreitet. Er sah ein, daß es nur die finstere, aus seinem Unglück hervorgegangene Stimmung seines Vaters gewesen, die ihn die Dinge so ansehen gelassen. Aber dieser Verkehr in Juda's Hause führte ihn täglich wiederholt mit Hulda zusammen, und wenn auch die kleinen Schattenseiten dieses edlen Geschöpfes ihm desto erklärlicher wurden, so traten doch ihre großen Vorzüge um so lebendiger hervor und füllten

um so mehr sein ganzes Herz aus. Noch aber schwebte er in derselben Bangigkeit, in demselben Zweifel, ob Hulda ihm ihre Neigung, und eine volle, zugewendet? Ein Geist wie Aben-Esra begnügte sich nicht mit einem Wohlgelittensein, mit freundlichem Entgegenkommen, ungern Entlassenwerden, mit einem Erröthen und sanftem Blicke — der wollte ganz oder gar nicht besitzen, er duldete neben sich keinen Götzen.

Mose, der zarte, aber doch feurige Jüngling, schloß sich ganz an Abraham an; er sah zu diesem hinauf, wie zu einem Ideale; er folgte ihm auf Schritt und Tritt, ja bediente ihn eifrig, und seine Bewunderung ließ eine etwaige kleine Eifersucht auf die Gunst seiner schönen Base nicht in ihm aufkommen. Dadurch wurde er geheilt, wurde ernster und männlicher, Hulda unterließ es, ihn mit Neckereien zu verfolgen.

Aber Hulda selbst? Wir sehen sie in ihrem Closet auf- und niedergehen. Sie scheint mit sich selbst zu kämpfen. Oder sie ist auch schon entschlossen, aber sie weiß nicht, wie sie es anzufangen habe, um zu Ende zu kommen.

Blicken wir in ihre Seele hinein, in den jungfräulichen Schrein ihres Herzens. Dem Dichter ist es erlaubt, da er zunächst das Vorrecht hat, aus den nachherigen Handlungen seiner Helden und Heldinnen auf die vorhergegangenen Regungen ihrer Geister zu schließen. Er kann daher diese schildern, da jene ihm früher bekannt sind als dem Leser.

Nachdem die herrliche Erscheinung Abraham Aben-Esra's ihr so nahe getreten, nachdem sie in ihm den Retter ihres Lebens und ihren geheimen Mitwisser erkannt, nachdem sie die Liebe ihres Vaters zu ihm beobachtet, konnte sie über zwei Dinge nicht im Zweifel bleiben: zuerst, daß Abraham sie liebe, und dann, daß ihr Vater sie für ihn bestimmt habe. Da erwachte sie aus ihrem Traume. Wie wenn Jemand seinem häuslichen Kreise eine Zeit lang entzogen und rauschenden

Genüssen in der Ferne hingegeben war; er kehrt nun heim und begrüßt gern den eigenen Herd und seine liebliche Ruhe, aber die Erinnerung weilt ihm auch gern bei dem draußen Erfahrenen; bisweilen zieht ihn noch ein Drang des Herzens dahin, wo er gewesen und genossen; bald aber überkömmt ihn die Gewohnheit und Neigung zur Heimath wieder ganz und gar und fesselt ihn, daß er ungern wieder hinausträte — so erging es Hulda. Juda, Abraham, Mose, das war ihre Heimath, wohin sie gehörte, aus der doch für das Leben nicht heraustreten zu können ihr ganzes Gefühl ihr sagte — Arthur de Beaumont, der Hof, die Königin, die Feste, es waren die ferne Fremde, in der sie wohl eine Zeit lang weilen und unschuldig genießen konnte, die sie aber dennoch verlassen, vergessen mußte. So gab sie diese mit der Geisteskraft, die ihr eigen war, auf, und wandte sich voll Liebe zu den Ihrigen. Ja, sie erkannte es, noch liebte sie Abraham nicht; aber noch kurze Zeit, noch einige wenige Zeit an dem Busen seines großen Geistes gelegen, an dem Arme seines reichen Herzens gewandelt — und sie werde sich nimmer von ihm losreißen können, von ihm losreißen wollen....

Aber die Zeit drängte. Noch zwei Tage und das Stiergefecht, zu dem sie, vom Augenblick überrascht, dem Ritter Arthur zugesagt, fand statt. Schon wiederholt hatte Arthur ihr Anweisungen deshalb zukommen lassen, und sie hatte den Muth nicht gehabt, sie abzulehnen, sie hatte die Kraft nicht gefunden, wenigstens ihrem Vater davon zu sagen. Aber um so mehr empfand sie, ob auch das Wort noch nicht ausgesprochen war, welches ihrem Vater und Abraham auf den Lippen schwebte, aber erkenntlich aus ihren Augen blickte, das Wort der Entscheidung, daß, sobald sie mit Arthur zum Stiergefecht ginge, so unschuldig es an sich war, Abraham es doch als eine Antwort auf seine geheime Frage betrachten mußte, und für einen Mann wie Abraham gab es nur eine einmalige Antwort; eine andere würde er nie wieder annehmen.

Damit kämpfte sie in ihrem Herzen; darum wandelte sie immer wiederholt in ihrem Closet auf und nieder. Sie war entschlossen, das Stiergefecht abzulehnen. Ein Vorwand wäre nicht zu schwer zu finden. Aber Lügen? Lügen konnte sie nicht, eine Lüge verdiente der offenherzige und freundliche Ritter nicht....

Noch eine kurze Zeit des Kampfes.... sie hatte Alles erwogen, Alles bedacht.... sie war sich aller Folgen bewußt.... Ja, sie sah mit der Klarheit ihres Geistes, mit dem scharfen und zugleich zarten Gefühl, das der entfalteten Jungfrau innewohnt, sie stehe jetzt an einem Scheidewege, und was sie ohne Absicht und Gedanken gethan, das dränge sie jetzt zu einer bestimmten Wahl; sie könne dem Ritter nicht ohne entschiedenen Grund absagen, sie müsse ihm absagen, um nicht Abraham zu verlieren, und sie fühlte.... sie könne, sie dürfe ihn nicht verlieren....

Da ließ sie sich an ihrem Tische nieder, nahm einen Pergamentstreifen, einen Griffel, und schrieb. Nach freundlichen Worten des Eingangs erklärte sie dem Ritter: daß sie, wegen einer bestimmten Veränderung im Schooße ihrer Familie nicht im Stande sei, die ihr dargebotene Ehre anzunehmen, von ihm zum Stiergefechte begleitet zu werden. Wohl wisse sie das Glück zu schätzen, seiner ehrenvollen Aufmerksamkeit gewürdigt gewesen zu sein, und um so mehr würde er gewiß sein, daß sie ihm stets eine dankbare Erinnerung widmen werde. Sie schloß sorgfältig das Schreiben und übergab es einem Diener, es sofort zu besorgen.

Dann stieg sie zu dem Zimmer ihres Vaters hinauf....

14.

Juda empfing seine Tochter, wie immer, liebevoll, küßte sie auf die Stirn und befrug sie um die Ursache ihres Kommens.

Hulda bat um eine Viertelſtunde Gehör; er entfernte die Schreiber und ſchloß die Thür.

„Vater", ſagte ſie, „ich komme Dir zu beichten und zugleich begangene Fehler durch eine aufrichtige That wieder gut zu machen. Du biſt ein zu liebevoller Vater, um Deiner Tochter jene nicht zu verzeihen und in dieſer mit Deinem ganzen väterlichen Herzen zu rathen."

„Du ſuchſt vergebens mich zu erſchrecken, geliebte Hulda", erwiederte Juda, „ich kenne mein Mädchen. Indeß beichte nur, doch erwarte eine tüchtige Buße, bevor ich Dir Abſolution ertheile."

„Vater, und es iſt doch eine ſehr ernſte Angelegenheit, in der ich zu Dir komme, vielleicht die ernſteſte meines Lebens...."

„Nun, geliebte Tochter, ich gehöre Dir an, ich bin geſpannt, ſprich nur...."

„Ich hatte vor ungefähr zwölf Tagen, am Morgen nach dem letzten Hoffeſte, dem jungen Ritter de Beaumont auf ſein dringendes Geſuch bewilligt, mich von ihm zum übermorgenden Stiergefechte geleiten zu laſſen.... und ſoeben habe ich es ihm abgeſchrieben...."

Juda ſchwieg überraſcht. „Dies iſt allerdings ernſt, Hulda", antwortete Juda endlich. „Ernſter, als Du es vielleicht glaubſt, denn der Ritter hat ſeine Hand im Spiele bei einer überaus wichtigen Angelegenheit. Warum haſt Du es ihm zugeſagt, da Du ihn doch zunächſt an mich weiſen mußteſt? Ich hätte es ihm abgeſchlagen, ich hätte ihn auf ſeine und meine Stellung hingewieſen, und daß er unſeres Glaubens und unſeres Stammes nicht uneingedenk ſein ſolle.... oder haſt Du dies gerade gefürchtet, Hulda?...." fügte er mit etwas ſtrenger Betonung hinzu.

„Ich muß Deinen gerechten Unwillen als Strafe für meinen Leichtſinn hinnehmen, lieber Vater; aber was Du da berührſt, war es nicht. Es war Flatterſinn, vielleicht fühlte

ich mir auch zu sehr geschmeichelt. Aber ich sagte, Vater, daß es vielleicht die ernsteste Angelegenheit meines Lebens beträfe.... und das ist dies doch nicht...."

Juda schien dies zu überhören, denn er fuhr hastig fort: „Und warum hast Du es ihm nun abgeschrieben? Und was hast Du als Entschuldigungsgrund angegeben? Sprich...."

„Vater, Du hast mich die Wahrheit über Alles lieben und wahren gelehrt; ich möchte durch eine Lüge auch den größten Vortheil nicht erringen, den größten Nachtheil nicht abwenden; die Wahrheit daher offen Dir und ihm gegenüber — ich habe ihm geschrieben, Vater: eine Veränderung im Schooße meiner Familie nöthige mich dazu...."

„Nun, Hulda, wie habe ich dies zu verstehen?...."

„Du hast, geliebter Vater, sicher, ich habe es erkannt, Du hast die Absicht, Abraham Aben-Esra noch durch festere Bande an Dich zu fesseln, und siehe, ich bin bereit — er ist der Retter meines Lebens, er besann sich nicht, dem Tode ins Angesicht zu schauen um meinetwillen, wie sollt ich anstehen, dem Leben es zu thun um seinetwillen?...."

„Hulda, Tochter, geliebte Tochter...." fuhr Juda freudig auf und ergriff ihre Hand.

„Daß ich so den ersten Schritt thue, daß ich wider das Gefühl der Jungfrau hiervon zuerst zu Dir spreche, siehe, dies ist die Strafe, die ich mir für meinen Fehltritt auferlegt."

„O sei gesegnet für Deinen Fehler, und Deine Strafe sei gebenedeit. Mädchen, es ist dies einer meiner glücklichsten Augenblicke, und meine Hulda hat ihn mir bereitet.... Doch nein! Hulda, so weit noch nicht.... zuvor.... meine Tochter, willst Du mir damit ein Opfer bringen, einen, ich gestehe es, tief gewurzelten Wunsch, den Du mir abgelauscht, erfüllen? Dies würde ich nimmer annehmen! Gesteh es, offenbar es mir. Dein Herz...."

„Es ist dabei, geliebter Vater, beruhige Dich. Ja, in diesem Augenblicke fühl' ich es erst recht, an der süßen, stillen

Wonne, die mich erfüllt, an der Befriedigung, die mein ganzes Wesen durchströmt, und Nichts, Nichts übrig läßt an Wunsch und Sehnsucht: ich liebe Abraham; wenn nicht mit jener verzehrenden Gluth, von der öfter die Dichter singen, doch mit der ganzen, vollen Hingebung, die ebenso von der innigen Zuneigung wie von der hohen Verehrung für den zeugt, welchem ich angehören werde...."

„Hulda", sprach der entzückte Vater, „ich kenne Dich kaum wieder, Du, stets das leichte, fröhliche, scherzende Mädchen mit dieser tiefen Innigkeit.... doch nein, was will ich denn, Du bist, was Du immer warst, was Du stets unter dem leichten Schaum des jugendlichen Sinnes trugst.... wie werde ich es Abraham mittheilen?...."

„Vater, überlaß dies mir. Es war eine Nothwendigkeit, mich mit Dir darüber auszusprechen, da ich es selbst dem Ritter angedeutet. Nun aber laß die Entwickelung sich von selbst machen, laß Abraham und mich uns nochmals prüfen aneinander; verschweig ihm, was ich Dir, dem väterlichen Herzen, kund gethan...."

„So sei es, Hulda. Ich überlasse es meiner geliebten Tochter."

Und es umarmte, bevor sie schied, der glückliche Vater seine Tochter; sie fühlte ein erfreutes Vaterherz an dem ihrigen schlagen — und wie hoch gehoben empfand sie sich!

15.

Wir haben es Alle schon erfahren, wie bisweilen im Leben sich die glücklichsten Ereignisse zusammendrängen, wie Schlag auf Schlag die kühnsten Wünsche des Herzens erfüllt werden, daß das höchste Ziel bald erreicht zu werden scheint. Der Mensch kommt da sich und Anderen wie ein Günstling des Geschickes vor, das für ihn seine reichsten Gaben bereitet und ihm Alles gelingen läßt, wozu sein Geist kräftig genug ist, den Ent-

wurf zu bilden. Wohl dem, der sich in solcher Gunst des Schicksals nicht verblenden läßt, daß ihm sein Glück zur steilen Höhe werde, von welcher er rettungslos herabstürze; wohl ihm, wenn das Bewußtsein des irdischen Wechsels auch auf der Sonnenhöhe seines Lebens nicht aus seinem Geiste weicht.

Juda Halevi fand in seinem Hause alle seine Wünsche erfüllt. Er sah in Aben-Esra eine Stütze seines Strebens, einen neuen Edelstein in der Krone seines Hauses, und daß Hulda sich diesem zugeneigt fühlte, stellte die Erfüllung seiner Absichten in nahe Aussicht.

Unterdeß hatten sich aber auch in seinen äußeren Verhältnissen die Dinge so geordnet, daß der wirre Knoten einer Lösung sich zu nahen schien. Juda kannte die Oertlichkeiten zu Saragossa sehr genau und rieth seinem Könige, sowohl den Anträgen der Bürger als der Templer zuvorzukommen, durch Ueberrumpelung eine Besatzung in die Stadt hineinzuwerfen, und so Bürger und Templer im Zaum zu halten. Es gelang über alle Erwartung. Die Soldaten des Königs, als Bauern verkleidet, kamen an einem Markttage zu allen Thoren der Stadt nach und nach herein, sammelten sich, ohne Argwohn zu erregen, auf den Marktplätzen selbst, überfielen dann plötzlich, die verborgenen Waffen hervorholend, die Wachen, besetzten diese in starker Anzahl, nahmen die Führer des Bürgerheeres in ihren Häusern gefangen und ließen durch das Westthor einen starken Trupp königlicher Soldaten herein. Es war dies Alles so durchdacht und mit genauer Kenntniß der Personen und Oertlichkeiten angelegt und so pünktlich und kräftig ausgeführt, daß kaum in einigen entlegenen Theilen der Stadt das Hüfthorn die Bürger zusammenrufen konnte, als diese schon entwaffnet und nach ihren Häusern zurückgeschickt wurden. Mit Neid sahen die Templer, mit furchtbarem Ingrimm die Bürger das Gelingen dieses kühnen Handstreichs. Da aber der König auf das Genessenste befohlen hatte, Niemanden an Person und Eigenthum zu kränken, aber auf das Schonungs-

loseste Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, so mußten sich Alle in das Geschehene finden, wenn auch mit dem geheimen Vorbehalt, die erste Gelegenheit zu benutzen, das Joch wieder abzuschütteln. Die Bürger täuschten sich nicht über die erste Quelle dieses Ereignisses und wandten daher ihren bittersten Haß gegen die Juden Saragossa's. Hier aber trat der königliche Commandant aufs Entschiedenste ein, und erklärte jede Mißhandlung eines einzelnen Juden nach der Strenge der Gesetze, jeden Zusammenlauf aber an der ganzen Stadt strafen zu wollen. Auch hierüber beruhigten sich allmälig die Gemüther.

Bei den Nachrichten über diesen glücklichen Ausgang schwoll das Herz Juda's voll Freude. Es war ihm so ausnehmend gelungen, den Vortheil seines Königs mit der Rettung seiner Glaubensgenossen, und ohne daß die Templer sich verletzt fühlen durften, zu verbinden, daß die Freude eine ganz ungeschmälerte sein durfte. Um so eifriger nahm er nun die Verhandlungen mit dem Gesandten des Ordens, dem Ritter von Hersford, auf. Auch hier fand sein an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist eine glückliche Auskunft. Er hatte die Karte von Hispanien vor sich ausgebreitet, und sein Geist erwog, welchen Theil man wohl der Befriedigung des Ordens mit der geringsten Gefahr für die Ehre und die Größe seines Herrschers opfern könnte. Sein Blick fiel — auf die Balearischen Inseln. Diese halbwüsten Inseln an der Ostküste Hispaniens waren für dieses zu einer Zeit, wo es gar keine Schiffsmacht besaß, sondern nur kleine Fahrzeuge die Küstenstrecken mit einander verbanden, ganz ohne Bedeutung, während die Templer daraus ein mächtiges Bollwerk gegen ihre ungläubigen und gläubigen Feinde machen konnten, von dem sie aus die Herrschaft des Mittelmeeres zu erringen vermochten. Sie waren zugleich damit von der Macht auf dem Festlande ausgeschlossen und konnten Alphons in den ewigen Kämpfen gegen die Mauren sogar Beistand leisten. Wenn irgend eine Möglichkeit

vorhanden, die Interessen beider Gegner zu verbinden, so war es auf diesem Wege. Als in Juda dieser Gedanke aufblitzte, kam es ihm vor wie eine Eingebung Gottes, der Israel wohl erniedrigt, aber niemals verworfen hatte. Eine Ahnung, als ob doch noch Alles gut werden könne, durchschauerte seine empfindungsvolle Seele; er sank auf sein Knie und dankte dem Herrn voll Inbrunst. Noch um Mitternacht eilte er zu dem Lager seines theuren Abraham, theilte ihm diesen Vorschlag mit und besprach denselben mit ihm nach allen Seiten. Der kühlere Aben-Esra fand ihn höchst geeignet zum Vorschlage, aber täuschte sich auch nicht über die vielen Schwierigkeiten, die noch zu überwinden.

Vor Allem eilte Juda am anderen Morgen zum Könige, um ihm diesen Entwurf vorzulegen. Mit beredten Worten stellte er ihm die Nothwendigkeit vor, den Orden mit Etwas zu befriedigen, der mit einer Menge Besitzthümern, Burgen und Flecken auch durch die Länder des Königs verbreitet, in vorkommenden Fällen der noch lange nicht festgewurzelten Macht Alphons' großen Schaden, und durch seinen Einfluß an andern Höfen viele Feinde wecken konnte; mit großem Scharfsinn setzte er ihm die Vortheile seines Vorschlags auseinander und hob selbst klüglich die Schattenseiten hervor, um nicht in dem Herzen des Königs einen Argwohn von Parteilichkeit entstehen zu lassen.

Es gelang ihm vollkommen. Der König erklärte sich nach einigen Tagen und nach Berathung mit seinen übrigen Räthen damit einverstanden und beauftragte Juda, mit dem alten Ritter in diesem Sinne zu verhandeln. So sehr dieser auch sich anfangs sträubte und den Orden für nicht befriedigt erklärte, so sah doch Juda bald heraus, daß des Ritters Instructionen mit diesem Antrage wohl zu vereinbaren wären, und nach ungefähr einem Monate willigte der Orden ein, wenn auch immer mit der Versicherung, daß es seinerseits die edelmüthigste Hin-

gebung sei. Juda erhielt den Auftrag, den Friedenstractat zu entwerfen.

Hier aber war es, wo Juda auf den ersten Wendepunkt seines Glückes in diesen Angelegenheiten traf. Der König verlangte, daß in dem Vertrage die Abtretung der Balearischen Inseln einfach als eine Schenkung seiner königlichen Huld und seines christlichen Eifers, die Bekämpfer der Ungläubigen zu stärken, dargestellt werde. Er wollte in keiner Weise von einem Rechte des Ordens aus dem Testamente Alphons' des Schlachtengewinners Etwas wissen, und erklärte, den erbittertsten Kampf vorzuziehen, als jenes Testament anzuerkennen. Er wollte eben so wenig einem sterbenden Könige das Recht zugestehen, seine Länder zu verschenken, als dem Orden den Anknüpfungspunkt, immer größere Forderungen zu stellen. Gerade im Gegentheil wollte der Orden von der ausdrücklichen Erklärung im Vertrage, daß die Uebergabe jener Inseln aus dem Testamente des Schlachtengewinners geflossen, auch nicht ein Wort fallen lassen. So schwankten die Verhandlungen über diesen Punkt hin und her, und man erschöpfte allen möglichen Scharfsinn, um solche Ausdrücke zu finden, die in diplomatischer Weise Alles und Nichts sagen möchten. Während nun Freund und Feind sich dennoch dem Ziele nahe glaubten, geschah Etwas, was, wie es so oft im Menschlichen begegnet, unerwartet und entscheidend dazwischen trat.

16.

Hulda saß in ihrem Closet. Sie hatte aus der Truhe, welche ihre kleinen Schätze enthielt, die lange Zeit vergessene Schärpe hervorgeholt, welche sie für den Retter ihres Lebens begonnen hatte. Sie wollte jetzt den Denkvers zu Ende sticken, welchen er ihr damals zugerufen. Ihr Geist war abwesend, ihr Herz voll banger Gefühle. Bei aller entschiedenen Verehrung und Zuneigung mit inniger Dankbarkeit verbunden,

welche sie für Abraham Allen-Esra erfüllten, war ihr jugendliches Herz doch noch zu sehr auch von einem anderen Zuge bewegt, dessen Glanz und Duft ihren Sinnen so wohl thaten. Halevi hatte seiner Tochter einmal eine zwiefache Richtung gegeben und es als das Ziel ihrer Erziehung angesehen, beide harmonisch zu verbinden. Er hatte sie mit lebhaftester Empfindung für das religiöse Leben der Israeliten erfüllt, mit den Schätzen der jüdischen Literatur, mit den Gedanken der jüdischen Geschichte vertraut gemacht; er hatte sie zugleich in das weltliche Leben eingeführt, für die höhere Gesellschaft gebildet, und wie wir gesehen, hatte die Königin ein freundliches Auge auf sie geworfen. Das Leben am Hofe hatte sie oft entzückt, die schöne Gestalt Arthur's von Beaumont schwebte vor ihrer Einbildungskraft, die Harmonie, welche Juda bezweckt und erwartet hatte, war nicht vorhanden.

Als sie in solches Sinnen unbewußt verloren, von so verschiedenen Bildern in ihrem Geiste umgeben saß, öffnete sich etwas ungestüm die Thür, ihre Zofe trat herein, aber fast auf dem Fuße folgte ihr Arthur von Beaumont. Sein Antlitz war von einer hellen Röthe entflammt, sein Auge sprühte. Tief verbeugte er sich vor der überraschten Hulda und hob mit bewegter Stimme an; „Sie haben mich, mein Fräulein, mit einigen Zeilen Ihrer Hand beglückt, aber deren Inhalt zwingt mich, eine Erklärung zu fordern und einen Widerruf zu bewirken. Sie hatten mir auf meine Bitten gewährt, Sie als meine Dame zum großen Stiergefechte zu führen und unter dem Schutze Ihrer Farben einen siegreichen Kampf zu bestehen — alle Vorbereitungen sind getroffen... und zwei Tage vor dem Feste schreiben Sie es mir ab...."

„Es war mir allerdings, Herr Ritter, sehr schmerzlich, aber...."

„Kein Aber, Fräulein, es kann, es darf kein Aber eintreten", unterbrach sie Arthur.... „bedenken Sie die Schmach, die mich treffen, der bittere Schmerz, der mich erfüllen würde....

am ganzen Hofe ist es bereits bekannt, und was würde man vermuthen, wie mich verhöhnen, wenn es sich anders zeigen würde...."

„Wenn aber," erwiederte Hulda, „Ereignisse eingetreten, die nicht aus meinem Willen geflossen und zu ändern nicht in meiner Macht stehen? giebt es doch dergleichen schon im gewöhnlichen Laufe der Dinge, eine Erkrankung oder dergleichen, warum sollte nicht Außergewöhnliches geschehen können, was eine solche Aenderung, ohne Jemanden zu beschämen, herbeiführen könnte?"

Der Ritter trat näher, warf einen zärtlichen Blick auf das junge Mädchen und sprach mit sanfterer Stimme: „Und schätzen Sie, verehrte Hulda, das große Glück für Nichts, welches mein Herz mit dem Gedanken beseligte, mich als Ihren Ritter vor Ihnen und vor aller Welt zu fühlen und zu bewähren?" Er ergriff ihre Hand, die sie unbewußt ihm ließ, und fuhr fort: „Hulda, gönnen Sie mir diese selige Empfindung, lassen Sie mich diesen herrlichen Tag genießen, wie Sie ihn mir verheißen hatten — Sie gaben ihn mir, und ich lasse ihn mir nicht wieder rauben...."

Hulda erröthete und zog ihre Hand zurück; dann faßte sie sich, trat einige Schritte zurück und sprach ernst und kräftig: „Dies ist es gerade, Herr Ritter, was uns bewegen muß, die Sache fallen zu lassen. Ich bin nahe daran, den ernsten Weg des Lebens zu beschreiten, meine Entscheidung ist getroffen, und da muß jede Zerstreuung, welche einen Abweg verhüllt, vermieden werden. Unsre Wege, Herr Ritter, liegen auseinander; der Ihrige führt zu Glanz und Ehren, die Sie sicher erwerben werden, der meinige in den stillen Frieden des Hauses. Es war sehr leichtsinnig von mir, Ihnen vor vierzehn Tagen zugesagt zu haben, und wenn, wie es scheint, Sie mir etwas gewogen sind, so werden Sie darein willigen, meinen Fehl durch die Erfüllung meiner Zusage nicht zu verdoppeln."

Der junge Ritter hatte diese Worte und Geberden des schönen Mädchens mit Staunen, ja man konnte sagen mit Entsetzen wahrgenommen. Ein Sturm erhob sich in seiner Brust. Endlich kam er zu Worten. „Wie," rief er aus, „habe ich recht verstanden, Sie haben über Ihr Leben, über Ihre Hand entschieden, oder wollen es? Nun wohlan, so will auch ich mich entscheiden, auch ich kann um diesen Preis ringen, auch ich meine Hand darnach ausstrecken.... mich fesselt Nichts, und was mich bände, schüttelt' ich ab wie zerrissene Fäden...." und in leidenschaftlicher Aufregung erhob er die Rechte und bewegte sie.... „Hulda, es kann Ihnen nicht entgangen sein, wie theuer Sie meinem Herzen geworden, und ich habe sicherlich mich nicht getäuscht, daß ich Ihnen nicht gleichgültig geblieben.... Sie sagen, Sie stehen am ernsten Wege des Lebens, wohl, auch ich stelle mich dahin und sage: laß ihn uns gemeinsam gehen, hier ist meine Hand...."

Hulda erbebte.... ein Schauer flog über ihre Gestalt.... ein unendliches Bangen füllte die Tiefe ihres Herzens.... sie empfand, daß ein unnennbares Glück ihr nahe, aber sie empfand es zugleich als ein ihr fremdes, fernes, das nicht für sie bestimmt, für das sie nicht geschaffen.... ihre Hand drückte sich auf ihre Brust.... sie erhob ihr Auge, da fiel es auf die Worte, die ihre Hand in die Schärpe gestickt:

„Fliehe zu Deinem Gebirge, wie ein Vogel —
Denn der Bogen ist...."

Der Strahl der Sonne fiel golden durch die Fensterscheiben, fiel auf die silbernen Buchstaben, die funkelnd aus dem blauen Grunde sich erhoben. Die Worte trafen die Seele unsrer Hulda wie ein Blitz; es ward Licht in dem Chaos ihres bewegten Herzens; Begeisterung überkam ihren Geist; sie sprach leise vor sich hin:

„....ist gespannt
Und gerichtet der Pfeil auf der Sehne."

Dann erhob sie muthig das schöne Haupt, aller Zweifel war gewichen, alle Bangniß geschwunden. „Arthur", hob sie an, „was Sie mir da sagen, kann nicht sein. Es ist ein großes, bedeutungsvolles Wort, das sehr beglücken könnte, aber es kann nicht in Erfüllung gehen. Ueberwinden wir es, denn noch ist Zeit dazu; wissen Sie nicht, was uns trennt, auf immer trennt?...."

„Daß Sie Jüdin sind, Hulda", fiel ihr der Ritter ins Wort, „was macht dies aus, was macht dies in Hispanien aus, wo Christ, Jude und Maure neben einander wohnen, wo Juda Hallevi der höchste Rath des christlichen Königs ist, und der christliche und maurische Ritter, wann sie ihre Lanzen aneinander zersplittert, die Schwerter wechseln zum Zeichen der Freundschaft.... Meinest Du, Hulda, daß ich verlange, Du solltest Deinen Glauben aufgeben? So wenig wie ich den meinen; aber was thut dies? Auf der Erde überall Eines, nur in der Kirche verschieden, überlasse ich Gott die Sorge, uns im Jenseits auch darin zu vereinen.... Siehe, Mädchen, ich will um Deinetwillen Alles von mir werfen; Eltern habe ich nicht, meine Sippschaft achte ich nicht; Kampf und Kampfesgenossen, die Ehren der Welt und die Freuden der Höfe lasse ich hinter mir; wir ziehen nach meinem Erbschloß und verbringen mit einander das Leben im friedlichen Glücke...."

„Nein", antwortete sie; „lassen Sie diese Traumbilder fahren; nicht lange und vor dem glühenden Strahl des Lebens würden sie doch zerfließen. Ich bin anders gestellt; ich kann meinen Vater nicht verlassen, der in mir den ganzen Schatz seines Lebens sieht; ich kann mich von dem Leben nicht trennen, welches seit meiner frühesten Kindheit mit allen Fäden heiliger Befriedigung mich umsponnen; Euch Christen gehört die Welt, und darum könnet Ihr hinziehen, wohin Ihr wollt — wir, die Wenigen und Bedrängten, bauen uns eine eigene Welt, aber aus der können wir nicht hinaus.... Trennen wir uns,

Arthur, und bewahren wir uns unser Andenken lauter und heilig...."

„Nimmermehr, Hulda", rief stürmisch der Jüngling, „nimmermehr gebe ich Dich so leichten Kaufes los.... ich ringe Dich trotzdem und Allen ab...."

„Nun, Ritter von Beaumont, so erfahren Sie es denn: wenn auch noch nicht mit Worten, doch im Entschluß bin ich bereits versprochen, bin die Braut Abraham Aben-Esra's...."

Diese Worte trafen den jungen Ritter wie ein Donnerschlag; Leichenblässe überzog sein Angesicht; sein Auge füllte sich mit unheimlichem Feuer, seine Züge verzerrten sich.... Er stand einen Augenblick unbeweglich, dann stampfte er mit dem Fuße auf den Boden, wandte sich und verließ ohne Laut, ohne Geberde das Gemach.

17.

Auf der Alameda von Cordova ging es lebhaft zu. Die Sonne senkte sich schon zum Westen, und die Einwohner der berühmten Stadt benutzten die bereits beginnende Kühle zu ihrem täglichen Spaziergang. Reiter und Reiterinnen auf Rossen und Mäulern, Sänften aller Art wogten in der mittleren Allee in solcher Menge, daß es fast gefährlich war, sie zu durchschreiten; während rechts und links die breiten, geebneten Wege von den Fußgängern jeglichen Standes, Alters und Geschlechts belebt waren. Hier und da erklang eine Zither unter dem Balcone einer bekannten Schönen; hier und da lauter Gesang, in welchen andere Stimmen mehr oder weniger harmonisch einfielen; überall Gespräch, Gelächter, das Rauschen der Menge. Die Alleen endeten auf das königliche Schloß, vor welchem ein großer kreisrunder Platz, innen mit Rasen und Blumenrabatten bedeckt; hier war es, wo die Spaziergänger,

welche auf dem Wege rechts sich zum Schlosse hingeschlagen, umlenkten und auf dem Wege links wieder zurückkehrten. Die Zahl der Spaziergänger war gerade auf das Höchste geschwollen, als eine einfach geschmückte Sänfte durch das Portal des Schlosses herauskam, über die Zugbrücke schritt, welche das Schloß mit dem Platze verband, und, da sie nicht vermochte durch den Strom der Fußgänger nach der Mittelallee zu gelangen, eine Seitenstraße einschlug, welche bald in eine der Alameda parallel laufende führte. Die Straße war einsam, fast ganz verlassen, winkelig und düster. Die Sänfte war nur von einem Diener begleitet, der zur Seite derselben hinschritt.

Tief erschüttert war Hulda in ihrem Closet zurückgeblieben; der Sturm in ihrer Brust hatte sich völlig gelegt; in voller Klarheit sah sie, daß sie das Rechte gethan, daß sie mit dem Wege des Heils auch zugleich den ihres wahren Glückes eingeschlagen. Sie fühlte sich ruhig über sich selbst und ihre Zukunft. Mit desto größerem Bangen blickte sie auf den jungen Ritter, sie fürchtete sich vor ihm. Sein Abschied verrieth, daß er noch nicht abgeschlossen. Noch war sie in dieses Sinnen versunken, als ein Diener der Königin sie zu dieser beschied, wie es schon öfter geschehen. Sie folgte dem Rufe augenblicklich, und verbrachte einige Stunden bei der freundlichen Herrin, welche gern mit dem jungen Mädchen plauderte, sich Stadtneuigkeiten erzählen ließ und neugierig nach den Bräuchen und Sitten der Juden fragte. Sehr oft hatte sie sich dann an der hohen Begeisterung ergötzt, welche die Seele des Mädchens bei solchen Fragen überkam, die ihren Mund beredt, ihre Züge noch schöner und edler machte. Der tiefsinnige und gefühlvolle Juda hatte seine Tochter gewöhnt, die Form nicht blos um der Form willen zu üben, sondern als den Schlüssel zu den lebendigen Quellen der Gefühle und Gedanken; er hatte ihr Sinn und Inhalt des geschichtlich Gewordenen erschlossen. Jetzt kehrte sie gnädig entlassen aus dem Schlosse nach ihrem väter-

lichen Hause zurück. Still war es in der menschenleeren Straße; nur von fern scholl das Getöse der Alameda herüber. Kaum hatte aber die Sänfte einige hundert Schritte zurückgelegt, als aus der Pforte eines alten, stattlichen Hauses ein junger Ritter mit gezogenem Degen und von einer Anzahl Diener begleitet auf die Sänfte losstürzte, den Trägern gebieterisch befahl, zu halten, und den Diener von der Thüre der Sänfte hinwegstieß. Er riß die Thür auf, und die erschreckte Hulda sah noch einmal den Ritter von Beaumont vor sich, aber als eine ganz andere Erscheinung wie vordem.

„Hulda", rief er, „ich bin hier, um Dich noch einmal aufzufordern, am morgenden Tage Dich von mir zum Stiergefechte führen zu lassen; Du hast jetzt dies bei Allem, was Dir heilig ist, mir zuzuschwören, oder Du kommst nicht wieder aus meinen Händen, ich nehme Dich mit mir...."

Hulda hatte sich schnell gefaßt; mit fester Stimme sprach sie: „Ritter von Beaumont, wisset Ihr, was Ihr thut? Es ist eben so feige, ein schutzloses Weib zu überfallen, wie gefährlich, denn der König...."

„Weder Vorwürfe noch Drohungen!" unterbrach sie der Ritter. „Mag erstehen daraus, was da wolle; jetzt hast Du zu schwören oder...."

„Ich werde nimmer schwören, Nichts zusagen; ich gehöre einem Andern an und kann nicht!"

„Nun so...."

„So lasset Ihr die Sänfte ruhig ziehen," sprach eine kräftige, männliche Stimme. „Ihr werdet den Gottesfrieden der Königsstadt und Eure Ritterehre nicht verletzen; lasset meine Verlobte, Hulda Hallevi, in Ruhe, sie hat Nichts mit Euch gemein."

„So seid Ihr Abraham Aben-Esra; aber ein Ritter von Beaumont läßt sich von einem Juden Nichts vorschreiben; hinweg da, oder Ihr seid des Todes."

Abraham Aben-Esra stellte sich muthig vor die bebende Hulda. „Mein Traum, mein Traum", rief diese. Abraham aber hatte seinen großen Knotenstock erhoben, um sie und sich vor dem andrängenden Ritter zu schützen. Dieser, wüthend vor Zorn, schwang sein mächtiges Schwert und hieb auf Abraham ein. Aber Aben-Esra war nicht unerfahren in der Fechtkunst; geübt und gewandt sah er den Schlag voraus und parirte ihn rechtzeitig mit dem Stabe. Das Schwert ward abgelenkt von seinem Haupte, zerhieb den Stab und fuhr in den Oberarm des Mannes. In diesem höchsten Augenblicke der Gefahr eilte von dem andern Ende der Straße, laut Mord und Hülfe schreiend, ein Trupp Männer herbei, an deren Spitze Mose Hallevi. Die Diener des Ritters machten diesen darauf aufmerksam, schnell wollte er nach der halb ohnmächtigen Hulda greifen, um sie mit sich fortzuziehen; aber der blutende Abraham warf sich mit aller seiner Kraft dazwischen, hielt den Arm des Ritters, daß er des Schwertes sich nicht bedienen konnte, und da so Zeit gewonnen ward, daß die Männer immer näher kamen, und da hier und da schon Fenster und Thüren sich öffneten, um zu schauen, was es draußen gäbe — so sah sich Arthur genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben, riß sich von Abraham los und eilte mit seinen Leuten von dannen.

Mose half den zusammenbrechenden Aben-Esra in die Sänfte legen, Hulda stieg hinein, um ihm Beistand zu leisten, die Diener und Männer ergriffen statt der geflohenen Träger die Sänfte, und so bewegte sich der Zug mit möglichster Eile nach dem Hause Hallevi's.

Die Wunde Aben-Esra's war nicht gefährlich, aber der große Blutverlust und die gewaltige Aufregung fesselten ihn eine längere Zeit ans Siechbett. Hulda fühlte sich tief beschämt; sie mußte sich gestehen, daß sie nicht ohne Schuld, daß ihr Leichtsinn sie und den geliebten Mann, den Retter ihrer Ehre, wie früher ihres Lebens, in diese Lage gebracht. Das Bewußtsein, zugleich der Gegenstand des Gespräches in der

ganzen Stadt geworden, an ihrer jungfräulichen Reinheit in den Augen der Menschen durch dieses Abenteuer mit dem jungen, schönen Ritter nicht unverletzt geblieben zu sein, beugte sie tief. Viele Stunden verbrachte sie einsam auf ihrem Zimmer und nahm weder Vater noch Tante an. Als aber am andern Morgen die Sonne heraufgestiegen, schritt sie nach dem Zimmer, in welchem Aben-Esra lag. Sie sank an seinem Lager nieder, barg ihr Angesicht in seine ihr entgegengestreckte Hand und benetzte diese mit Thränen.

„Wirst Du mir verzeihen, Abraham?“ sprach sie, „kannst Du mich noch achten? Liebst Du mich noch?“

„Wie fragst Du, Hulda? Hast Du Dich mir nicht ganz bewährt? Was vielleicht noch lange nicht aus dem zagenden Herzen über die stockenden Lippen gekommen wäre, was wir im Augenblicke der Gefahr unumwunden und ohne Zögern vor Gott und den Menschen ausgesprochen, das laß uns nunmehr sein heute und für das ganze Leben.“

Hulda sprang auf, sie sank dem verehrten Manne an die Brust, der mit der gesunden Rechten sie umfaßte und an sich schloß. „Siehst Du, meine Hulda“, flüsterte er ihr zu, „ich habe Dich mir doch errungen; vor Allem aber der gütigen Vorsehung unsern heißen Dank. Ich kannte des Ritters Liebe zu Dir; ich ließ ihn und Dich, wenn auch nicht ungewarnt, Eure Wege gehen, überwachte aber mit Hülfe Deines jungen Vetters jeden Deiner und seiner Schritte. So konnte ich Dir zur rechten Zeit zur Hülfe kommen. Jetzt ist es klar in Dir und zwischen uns, und was einmal so in der Seele meiner Hulda steht, wird sich niemals wieder ändern.“

In diesem schönen, fast heiligen Augenblicke trat Juda Hallevi in das Zimmer; sein Auge gewahrte die Scene, das Ziel seiner Wünsche; er trat hinzu und legte seine segnende Hand auf die Häupter des herrlichen Paares.

Ja, es beglückte ihn ganz — aber warum war dennoch sein Auge umflort, seine Stirne umwölkt?

18.

Das Gerücht von dem Ueberfall Hulda's durch Arthur von Beaumont verbreitete sich schnell und gelangte zu den Ohren des Königs. Alphons zeigte sich, sei es, daß er den Vorgang als einen willkommenen Vorwand benutzen wollte, sei es, daß er ihn wirklich als eine ihm angethane Schmach ansah, außerordentlich ergrimmt über die Frevelthat des zum Gefolge des Templerordens gehörigen Ritters. Noch zur späten Abendstunde eilte ein königlicher Bote zu Juda, und befahl ihm, vor dem Könige zu erscheinen.

„Wie", rief ihm Alphons heftig entgegen, „in meiner guten Stadt Cordova wagt es ein Heerling dieses übermüthigen Ordens, eine Jungfrau zu überfallen, welche soeben von meiner Königin entlassen worden? Wagt es am lichten Tage, kaum hundert Schritte von meiner Residenz? Hast Du nun, Juda, an Deiner eigenen Familie erfahren, weß Geistes Kind dieser Orden ist, wie er nicht Recht und Gesetz, nicht König und Vasall scheuet? Hast Du nun eingesehen, zu welchem Fehltritt Du uns überredetest, daß Wir diesen Templern nur eine Handbreit Unseres guten Hispaniens zugestehen, daß sie sich einnisten und in sein Mark einsaugen könnten, bis sie es verzehrt?! Gott verzeih' es Dir, der Uns noch zur rechten Zeit diesen Abgrund hat schauen lassen, an dessen Rand Deine übergroße Besonnenheit uns geführt. Wohlan, die Sache ist abgethan. Dieses frechen Herrleins können Wir nicht habhaft werden, denn Wir wollen Uns nicht verleiten lassen, so viel Grund Wir auch hätten, das Asylrecht der Comthurei zu verletzen. Auch hat derselbe, wie Uns von Unsern Dienern berichtet worden, bereits Cordova hinter sich. Wir aber geben Dir auf, dem Abgeordneten des Ordens, dem Ritter von Hersford, morgen in der Frühe aufzugeben, binnen drei Tagen mit Allem, was dem Orden angehört, Cordova zu verlassen; und Du wirst das Dir übergebene Mandat zu den Verhandlungen

mit dem Orden in die Hände Meines obersten Rathes zurückgeben."

Sprach's, und bevor Juda antworten konnte, gab er ihm das Zeichen der Entlassung.

Das war es, was die Stirn Juda Hallevi's umwölkte. Aber mehr noch als die Ungnade des Königs — er kannte Alphons zu gut, um nicht zu wissen, daß dieses Benehmen absichtsvoll war — mehr noch, als daß das scharfsinnig entworfene Gebäude seiner Verhandlungen mit dem Orden durch die täppische Hand eines übermüthigen Knaben zusammengestürzt worden, beunruhigte seine Seele der Gedanke an das Geschick seiner Brüder in Jerusalem und der letzten, geringen, aber um so höher verehrten Heiligthümer Israels in der heiligen Stadt. Sein schwärmerischer Geist hing zu sehr an der Stätte seiner Väter, auf welcher einst der Tempel des Herrn gestanden und das Wort Gottes durch den Mund der Propheten ertönte, um nicht aufs Tiefste erschüttert zu sein durch die Befürchtungen, welche in ihrer ganzen Schreckhaftigkeit vor ihm wieder erstanden waren. Er kannte den eisernen Willen des Großmeisters zu genau, um nicht gewiß zu sein, daß er seine Drohungen verwirklichen würde. Und mußte nicht gerade der Umstand, daß die bereits bis zum Abschluß gediehenen Verhandlungen durch die Tochter Juda's selbst zum Abbruch kamen, auf den Haß der Templer gegen die Juden um so mehr einwirken?

Mit diesen Gefühlen und Gedanken trat Juda am Morgen in das Zimmer Abraham's. Was er hier gefunden, tröstete und beglückte ihn gar sehr, aber erleichterte die Last seines Geistes nicht. Er wollte die Sache mit dem scharfblickenden Abraham erwägen: es war ein Entschluß in ihm aufgetaucht, den er ihm zuvor mittheilen wollte. Aber theils mißfiel es ihm, Aben-Esra in seinem jungen Glücke zu stören, theils war dieser durch das Vorangegangene so erschöpft, daß er nothwendig der Ruhe bedurfte. In den nächsten Stunden und Tagen gesellte sich auch ein ziemlich heftiges Fieber zu den Schmerzen seiner

Wunde. Hulda verließ das Lager ihres Verlobten keinen Augenblick.

Juda Hallevi verließ daher bald darauf in vollem Galla seines Amtes, begleitet von Schreibern und Dienern, sein Haus, und begab sich nach jenem alten, stattlichen Gebäude, aus welchem Beaumont Hulda überfallen, nach der Comthurei des Tempelordens. Er ließ sich beim Ritter von Hersford melden und trat, seine Begleiter im Vorsaal lassend, in das Geheimzimmer des Ritters. Er fand diesen in voller Rüstung am Tische stehend, mit ernster, strenger, aber ruhiger Miene. Mit feiner Wendung beginnend, und die Worte mildernd, wie er vermochte, entlud sich Juda seines peinlichen Auftrages, und überreichte am Schlusse ein vom Könige unterzeichnetes Document, welches den Abbruch der Verhandlungen und den Befehl, die Stadt in drei Tagen zu verlassen, aussprach.

Der Ritter nahm die Schrift an und sprach gemessen: „Wir Beide, Herr Rath, sind an diesem Ausgange nicht schuldig. Schlimm genug, wenn man so thöricht, Unbesonnenheiten von Kindern in das ernste Werk von Männern eingreifen zu lassen. Die Folgen aber kommen auf Alle, die daran betheiligt sind, ich sage auf Alle.“ —

Juda hielt dies für einen Wink; er trat näher und sprach: „Ihr sprachet, Herr Ritter, daß es thöricht, Unberufene in das Werk von Männern eingreifen zu lassen; wäre es nicht eben so thöricht und ungerecht, die Folgen nicht aufzuhalten, wo sie aufgehalten werden können?“

„Was meint Ihr damit, Juda?“

„Ich will ohne Umschweif reden; ich meine, was haben meine Brüder in Jerusalem, was habe ich verschuldet in dieser Sache, daß ein so schweres Verhängniß jene treffen soll, weil der Ausgang hier ungünstig, wider unser Wollen und Bemühen?“

„Was der Großmeister ausgesprochen,“ entgegnete der alte Hersford, „das fürchte ich, wird er nun ausführen in dem

ganzen Umfange seiner Drohung. Es sollte dies an sich geschehen, die heilige Stadt sollte von keinem Ungläubigen mehr bewohnt werden. Gute Erfolge durch Euch würden ihm ein Wink von oben gewesen sein, Eure Brüder um Zion zu dulden. Da aber Alles fehlgeschlagen, was wir von Euch erwartet, in Saragossa und in Cordova, so ist es ein Wink von oben, den Dingen den beschlossenen Lauf zu lassen."

„Wohl," sagte Juda, „so will ich einen anderen Wink geben, vielleicht genügt der, um der Grausamkeit Einhalt zu thun. Ich bin entschlossen, dem Orden 30,000 Goldgülden zu zahlen, wenn er den Juden in Jerusalem die bisherigen Gerechtsame bestätigt."

Der alte Templer wich erstaunt zurück; das Anerbieten einer damals für einen Privatmann unermeßlich großen Summe, eine so ungewöhnliche und unerwartete Großmuth und Aufopferung versetzte ihn in eine so große Verwunderung, daß er, den Blick starr auf Juda gerichtet, einige Minuten still schwieg.

„Ihr habt ein großes Herz, Juda", sprach er endlich, „für Eure Stammesgenossen; ich werde dies Anerbieten dem Großmeister kund thun, und das Weitere wird sich finden."

Noch wurden einige Worte gewechselt und Juda schied. Aber er schied nicht mit Befriedigung. Wenn eine große Seele einen bedeutsamen Entschluß gefaßt und damit hinausgetreten zu den gewöhnlichen Menschen: dann pflegt in der begeisterten Brust die Gewißheit des Sieges eine farbige Flamme sicheren Triumphes zu leben. So war es diesmal Juda nicht. Er fühlte, daß er zu schnell und zu weit vorgegangen, daß er sich wehrlos in die Hände seiner Feinde gegeben. Statt der Hoffnung erfüllte ihn Angst, statt der farbigen Flamme des Sieges breitete dunkele Nacht des Schreckens in seinem Herzen sich aus. —

Nach wenigen Tagen erfüllte es sich. Die Templer waren abgezogen, aber in der Frühe des vierten Morgens traten drei Männer schwarz gekleidet in das Haus und Zimmer Juda's

Hallevi's ein. Sie kündeten ihm an, daß er angeklagt sei, den Feinden des Königs eine ungeheure Summe zur Bestreitung der Kriegskosten gegen denselben angeboten zu haben, um Vortheile dafür für sich und seine Glaubensgenossen zu erlangen; die Gnade des Königs belasse ihm, während der Untersuchung Stadt und Haus nicht zu verlassen.

Es kamen trübe Tage über das Haus Juda's. Seine Feinde strengten Alles an, ihn zu stürzen; aus Jerusalem langten Schreiben voll ärgster Befürchtungen und trüber Kunde an. Aber das Glück seiner Kinder, das lautere Glück, welches Abraham und Hulda genossen, so wie die Studien und die heiligen Stunden der Dichtung, denen er sich in Verbindung mit Aben-Esra überließ, schafften Frieden, Trost und Genuß in seine Seele.

19.

Folget mir noch einmal über die breite Wölbung des Meeres. Langsam bewegt sich das Schiff. Aber wohler ist uns mitten im wilden Stürmen der See, wenn die Masten des schwachen Fahrzeuges knarrend vor dem Winde sich beugen, als ob sie wie Glas zerspringen wollen, und die Wogen klopfen an die Planken, als ob sie Einlaß begehrten in den engen Raum des Schiffes — wohler, als wo Haß die Arme der Menschen bewaffnet, und mehr Mordlust aus den gerötheten Augen sprüht, denn aus den Blicken des hungrigen Tigers. Es war eine schreckliche Zeit für die Erde gekommen. Seit Jahrhunderten hatten die Mohamedaner die heiligen Stätten Jerusalems in Besitz gehabt. Plötzlich hatte sich, vor noch nicht einem halben Jahrhundert, in der europäischen Christenheit das Verlangen erhoben, jene den Anhängern Mahom's wieder zu entreißen. Von wannen kommt so ein Funken, der jach zur Flamme angezündet, einen Weltbrand bewirkt? Millionen zogen von West nach Ost; Millionen fielen auf dem Wege in den blutigsten Schlachten, nach den schrecklichsten Niederlagen. Wo die Züge

ihren Fuß hingesetzt, da war es öder und verheerter, als wo die Schwärme der Heuschrecken geweilt. Wo sie aber auf die Bekenner des Islam nicht trafen, da spritzten die entarteten Pilger ihr Gift über die harmlosen Söhne Juda's, überfielen sie in ihren friedlichen Wohnungen, plünderten ihre Habe, mordeten ihre Frauen und Kinder. Erst von da ab begann die unheilvolle Zeit für unsere Väter; denn während sie bis jetzt in der Mitte der Völker, schaffend und genießend, gebend und empfangend, rechtlich und berechtigt gelebt, geduldet in ihren Eigenthümlichkeiten und die der anderen Menschen ehrend, wurde jetzt Verachtung und Haß gegen sie in die Herzen ihrer Mitbürger gepflanzt. Ach! und während die Saat der Liebe so langsam sprießt und aller Gunst des Glückes bedarf, um ihre paradiesischen Früchte zu reifen — geht es schnell mit der Saat des Hasses, sie sprießt auf über Nacht und wölbt sich über die Häupter der Menschen, wie der Wunderbaum Jona's. — Hunderttausende waren schon auf den ersten Zügen untergegangen, als Gottfried von Bouillon die Schaaren der Kreuzfahrer in den Ebenen Syriens musterte. 100,000 Reiter und 200,000 Fußgänger standen unter seinem Befehl. Es begann ein furchtbarer Kampf. Denn die Söhne des Ostens waren nicht jene entarteten Römlinge, jene verslavten Westeuropäer, welche die rohen Väter der Kreuzfahrer einst so leicht überwältigten. Unter den Mauern von Jerusalem fanden sich nur noch 60,000 Kampffähige in den Reihen des Kreuzheeres, so Viele hatte die Beschwerde des Weges und die Wuth des Kampfes verzehrt. Aber der flammenden Begeisterung und der ungestümen Tapferkeit der Christen konnte die Befestigung Jerusalems nicht widerstehen. Als nun die Fahne mit dem Kreuze auf dem Thore von Salem flatterte: da begann ein Schauspiel, wie kaum jemals eine eroberte Stadt es dargeboten. Die Kämpfer Des, welcher gelehrt haben soll: „liebe Deine Feinde!“ wütheten mit cannibalischer Lust unter den Einwohnern, mordeten Greis und Kind, Mann und Frau,

Bewaffnete und Unbewaffnete, Alles, was da athmete. — Die Chroniken melden: die Ritter sanken auf ihren Pferden bis zu deren Bäuchen in Menschenblut. War dies das Sühnopfer auf dem Grabe ihres Erlösers?.... Gottfried von Bouillon nahm die Königskrone von Jerusalem nicht an; aber sein Bruder nach ihm nannte sich König von Zion, und stellte seinen Stuhl, wo einst der Stuhl David's gestanden. Sieben solcher Könige folgten auf einander, aber gering war ihre Macht und wurde immer geringer, denn von außen hatten die Ungläubigen Stadt nach Stadt, Landstrich nach Landstrich wieder eingenommen und immer engere Kreise um die heilige Stadt gezogen, und innen in der Stadt erhoben die Templer ihr mächtiges Haupt und rissen die Herrschaft an sich, während sie das Scepter dem schwachen Balduin ließen. —

Folget mir noch einmal über die breite Wölbung des Meeres, langsam bewegt sich das Schiff. Aber da wir das gastliche Hispanien verließen, landet nirgends an, denn überall schlagen die Herzen feindlich uns entgegen; führet das Fahrzeug bis an die Küste des Ostlandes; wir steigen in Joppe ans Land, ziehen über die Blumentrift Sarons, wandern durch die Wüste, ersteigen die dürren Höhen — da liegt Jerusalem. Von den Hügeln und Felsen steigt es hinunter in die Schluchten und Thäler, weit sich dehnend. Drinnen aber, Trümmer bei Trümmer; verfallene Häuser, schmutzige Gassen; aus der weiten Oede heben sich nur hier und da Burgen und Thürme und Kirchen; lautes Waffengetöse aller Orten; ringsum stattliche Mauern, stark befestigt, reich mit Bewaffneten besetzt. Ist das Jerusalem, wo Salomo den königlichen Bau und die erhabenen Zinnen des Tempels mit Gold deckte? wo zwei halbe Jahrtausende hindurch die Herrlichkeit des Ewigen thronte? wo der hohe Priester den Namen des Einigen nannte, und ein Volk von Millionen beugte das Knie? Mehr noch, wo der Mund der Propheten das schreckende Mahnwort an König und Volk richtete, und König und Volk erbebten und riefen: der

Ewige ist Gott, der Ewige ist Gott!?.... Ja, das ist Jerusalem, wo ein entartetes Volk Jeschajah getödtet und Jirmejah gegeißelt, wo Nebukadnezar das Strafschwert des vergeltenden Gottes geschwungen, wo der wuthentbrannte Römer die Fackel in das Allerheiligste warf; das ist Jerusalem, über welches Hadrian den Pflug der Verdammniß gezogen und das Salz des Fluches gestreut; wo vergebens Kampfhaufen nach Kampfhaufen erstanden, um das verlorene Vaterland und das Heiligthum und die Freiheit wieder zu erobern; und der wilde Araber zog ein nach dem feigen Griechen, und der noch wildere Kreuzfahrer nach dem Sohne von Kedar.... Jetzt ruhet die Stadt — aber schon sammelt sich dort am östlichen Himmel eine neue Wolke, noch klein und unscheinbar; bald aber größer und dunkler, wird sie heraufkommen und das schwarze Unheil aus ihrem Schooße entladen.... Jetzt ruhet die Stadt — sie ruhet? Als ob jemals in den Straßen von Zion Ruhe und Sicherheit wohnen könnten, seitdem die Erde das Blut der Kinder Juda's getrunken....

In dem engen und winkeligen Judenviertel von Jerusalem war es heute überaus lebendig. Männer in den verschiedensten Trachten — denn es waren Männer aus den verschiedensten Ländern, liefen eilig hin und her; die sonst in den Häusern gehaltenen Frauen quollen aus den engen Pforten der Häusermauern, ihnen folgten Kinder jeglichen Alters, und wo Frauen und Kinder, da ertönt bald Geschrei und Getöse. Es war auch nicht die Eile der Geschäftigkeit, welche die Schritte der Männer beflügelte, sondern Angst und Schrecken waren in ihren Zügen zu lesen. Sie eilten nach den fünf Synagogen, welche damals bestanden, denn die Gemeindeboten hatten Alt und Jung dahin berufen. Die Weiber folgten ihnen nach und füllten zum Erdrücken die engen Frauenschulen, und füllten die Treppen und Höfe der Synagogen. Es ist keine Zeit, diese Betstätten zu beschreiben, die mehr unterirdischen Höhlen glichen, als Räumen, in welchen der Mensch den Gott des Lichtes und der

Luft lobpreisend anbeten will. Als die Menge versammelt war, trat in jeder Synagoge je der Rabbiner derselben vor die heilige Lade und sprach ungefähr zu der ängstlich lauschenden Menge: „Es ist Alles vorbei, geliebte Brüder und Schwestern, ihr wißt, womit schon vor drei Jahren jener furchtbare Großmeister, jener Ritter mit dem weißen Mantel und den blutrothen Zeichen, uns bedroht hat. Es ist geschehen, was geschehen konnte. Haben wir ihm doch noch heute früh 30,000 Goldgülden geboten, die ein großer Sohn Israels in Bizanz für uns niedergelegt, um den Großmeister zu erweichen. Er aber ist unerbittlich und sagt, er habe es geschworen bei den Gebeinen seines Vaters. So haben wir denn nur noch eine Zuflucht, geliebte Brüder und Schwestern, das ist der Fels Israels, der nimmer wanket und weicht. Drei Tage sind uns gestattet; was wir tragen können, sollen wir mitnehmen, das Uebrige aber wird Edom an sich nehmen. Wohin wir ziehen sollen und wo eine Herberge für uns, das weiß nur der Allwissende. Er aber ist gerecht, und sicher ist es die Schuld der Sünden, die in unserer Mitte geschehen, welche seinen Zorn abermals über uns heraufgerufen. Darum hat das Beth-Din beschlossen: morgen und übermorgen soll ein großes Fasten gehalten werden von Abend zu Abend und wieder von Abend zu Abend, nicht Kind und Greis, nicht Schwangere und Kranke sollen ausgeschlossen sein. Alle sollen sich versammeln vor dem Kathal Maarabi, vor den letzten Ueberrest des Heiligthums, vor der westlichen Tempelwand. Da sollen sie beten und weinen, bekennen und büßen; wer weiß, ob der Allmächtige sich nicht unser erbarmet und uns Hülfe schickt, denn er ist der lebendige Erlöser — Amen!“ Aus der Menge erscholl Heulen und Wehklagen, Gruppen bildeten sich und disputirten laut miteinander, bis endlich die Schaaren sich lösten und immer noch schreiend und rufend durch die engen Gassen in die Häuser sich verliefen. Am andern Morgen geschah es also. Wo die westliche Mauer des ehemaligen Tempels sich erhebt, die einzig übrig gebliebene,

23 Steinschichten übereinander, wovon aber nur die unteren neun, aus großen, breiten Quadern bestehend, echt sind, davor ein geräumiger Platz, da stand am andern Morgen die ganze Menge des kleinen Restes Derer, welche einst hier Herren des Landes und der Stadt gewesen — meist abgerissene, verkommene Gestalten mit mageren, durchfurchten Angesichtern. Die Einen standen mit thränenvollem Blick bald gen die Wand, den Zeugen vergangener Größe, bald gen Himmel, den Zeugen der furchtbaren Gegenwart, gerichtet; die Anderen lagen auf den Knien, das Haupt auf die Brust gesenkt und die Arme darum geschlungen; den Einen entflohen die Worte des Gebetes leise von den zitternden Lippen, die Andern schrien mit aller Kraft ihrer Stimme ihr: „Wie lange noch, o Gott?“ „Warum sollen die Heiden sprechen: wo ist denn nun ihr Gott?!“ hinauf! Das waren keine Thränen aus schwärmerischer, erhitzter Phantasie, welche über die Trümmer der Vergangenheit das Licht der Gegenwart vergißt und höchstens in den Bildern einer erträumten Zukunft schwelgt — das waren Thränen des Elends, das über die unglücklichen Söhne Juda's in unermeßlicher Fülle gekommen, das war der Weheruf des Jammers, der sie von Land zu Land, von Küste zu Küste verfolgte. „Groß, wie das Meer, ist deine Wunde, wer kann dich heilen?! —“ So beteten und weinten, bekannten und büßten, fasteten und riefen sie, Mann und Weib, Greis und Kind, vom Morgen bis zum Abend, und wieder vom Morgen bis zum Abend. Als die Strahlen der untergehenden Sonne die höchste Steinschicht der „Klagemauer“ vergoldeten: da trat Rabbi Mose auf einen Stein vor der Mauer; seine weißen, flatternden Locken und sein silberner Bart und das begeisterte Angesicht erhoben sich hoch über die Menge. Und als der letzte Strahl zu weichen begann und oben über der Mauer hoch am lichtblauen Himmel ein silberner Stern hinunter schaute, da stimmte er an mit mächtiger Stimme: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einig!“ Und das ganze

Volk wiederholte die Worte. Und: „Gepriesen sei der Name der Herrlichkeit seines Reiches immer und ewig!“ Und das ganze Volk wiederholte die Worte drei Male. Und: „Der Ewige ist Gott! Der Ewige ist Gott!“ Und das ganze Volk wiederholte die Worte sieben Male. Und die Nacht senkte leise ihren Schleier auf die Erde nieder, und die trauernde Gemeinde Israels ging auseinander schweigend wie die Nacht. Nur noch einmal sollte die Sonne auf- und niedergehen über sie in der Stadt ihrer Väter.

Und an diesem lichtblauen Himmel fuhr die dunkle Wolke immer höher und entlud sich um Mitternacht.

Während die Juden noch an der alten Mauer versammelt waren, hatte sich in den andern Theilen der Stadt ein eigenthümliches Leben kund gethan. Es waren Besorgniß erregende Nachrichten eingetroffen, es hieß, es sei ein neuer Volksstamm durch die syrische Wüste angelangt, furchtbar an Aussehen, unermeßlich an Zahl. Die Seldschucken ihr Name. Bote auf Bote kam in der Stadt an, daß eine große Bewegung in dem durch die Seldschucken verstärkten Heere der Sarazenen jenseit des Jordans stattfinde. Alles eilte zu den Waffen, man rüstete sich, so gut es in der Eile geschehen konnte, man sandte Boten um Hülfstruppen nach Akko, doch hielt man die Gefahr für nicht so nahe und stellte nur verdoppelte Wachen aus. Um Mitternacht aber erhob sich ein großes Getöse. Die Sarazenen waren an zwei Punkten über den Jordan gegangen, der eine Theil hatte die Stadt umzogen und mit gewaltigen Heermassen griffen sie von der West- und Ostseite die Stadt zugleich an. Die Nacht war hell, der Mond goß sein volles Licht über die furchtbaren Scenen, die folgten; über der „Klagemauer“ strahlte ein silberner Stern. Die Wachen hatten die Heere nahen sehen. Die Hüfthörner und Trompeten durchschallten die Straßen der Stadt; bald waren alle Sammelplätze mit Bewaffneten bedeckt; die Truppen marschirten in hellen Haufen nach den bedrohten Seiten. Der Kampf begann, aber die Angreifenden

waren besser mit Kampfmitteln aller Art versehen, als die Vertheidiger, und an Menge zahllos. Jeder Einzelne unter den Christen that seine Pflicht, aber schon herrschte Zagen und Schrecken in ihren Reihen. Die Sarazenen erstiegen die Mauer. Man kämpfte Mann gegen Mann. Der Großmeister der Templer fiel von der Hand eines seldschuckischen Anführers, der König Balduin durch den Stahl eines Türken. Da, als noch der Kampf zweifelhaft schwankte, ertönte furchtbares Geschrei aus der Stadt: der Feind ist in der Stadt! In das Thal Ben-Hinnom führen unterirdische Canäle in die Stadt, durch welche unreines Gewässer seinen Abzug findet. Längst waren diese Canäle verfallen und vergessen und von der Sadt aus mit Steinen zugedeckt. Der Feind kannte sie. Ein Haufen Bewaffneter drang hinein, entfernte die Steine und gelangte in die Stadt. Sie überfielen von hinten die Wache am Thore Bab el Mugharibeh, sprengten dieses auf und ließen ihre Genossen herein. Breit schwoll der Strom der Sarazenen durch die Stadt: der Kampf war entschieden.

Mit der Morgenröthe hörte die Schlacht auf. Tausende der Streiter schliefen den längsten Schlaf; Tausende der Christen waren gefallen. Der Anführer der Saracenen machte bekannt, daß er die Gräuelthaten der Kreuzfahrer nicht vergelten wolle, daß die Christen mit Ausnahme der gefangenen Krieger binnen 24 Stunden die Stadt verlassen sollten, die Juden aber ungestört jetzt und fortan in ihrem Viertel ansässig bleiben könnten, denn der Koran befehle: „Schone der Kinder Abraham's, sie sind eure Brüder".

Einmal stand der Engel des Herrn auf den Höhen um Jerusalem und streckte das Schwert aus über die Lager Sanherib's zur Vernichtung; in einer Nacht ward Israel gerettet. Abermals war Rettung gekommen in einer Nacht und das Fasten und Weinen an der Klagemauer war erhört worden.

20.

Es war wieder ein schöner Frühlingstag, als aus dem Westthore Cordova's den uns wohlbekannten Weg eine Cavalcade zog, diesmal aus mehreren Personen bestehend, als beim Beginne unsrer Erzählung. Denn waren auch die beiden Frauen dieselben und hatte Mose Hallevi wiederum die Stelle neben seiner schönen Base eingenommen, so ritten doch zwei stattliche Männer neben der Muhme, der eine am Beginne des Greisen-, der andere des kräftigen Mannesalters. Einige zwanzig Schritte hinter ihnen folgte eine große Schaar wohlbewaffneter Diener, von einigen königlichen Reitern begleitet, welche eine ziemliche Zahl schwer belasteter Mäuler umgaben.

Die Stimmung unter den ersteren schien eine ernste, wenn nicht traurige. Aber der heitere Himmel, die balsamische Strömung der Luft, das leuchtende Aussehen der herrlichen Gegend hoben den Geist der Reisenden bald.

Mose summte ein Liedchen zwischen den Zähnen. „Ha", rief Hulda, „unser Mose scheint sehr vergnügt, uns nach unsrer glücklichen Ankunft in Toledo bald verlassen und nach dem lust- und schätzereichen Venezia sich begeben zu können."

„Was sollte ich auch nicht?" antwortete Mose; „ward doch meine heitere Base Hulda so ernst und besonnen, seitdem sie das ehrbare Ehegespons des gelehrten Abraham Aben-Esra geworden."

„Nun", sprach Abraham, und wandte sein Pferd an die Seite seiner schönen Gattin, wo ihm die Muhme gefällig Platz machte und neben Juda Hallevi ritt, „nun, wir gedenken in unsrem Hause zu Toledo auch des Scherzes und Spieles zu pflegen, gerade weil wir durch Gottes Hülfe so trübernste Zeit

hinter uns haben". Er blickte zärtlich auf seine junge Gattin, welche ihm den Blick voll innigster Liebe zurückgab.

„Und dann", sprach Mose, „hat mir ja mein verehrter Oheim Don Juda verheißen, mich nach Jahr und Tag in Venezia aufzusuchen, wenn er seine Wallfahrt nach der heiligen Stadt vollführt."

„Daran, lieber Mose, werden wir ihn zu verhindern suchen aus aller Kraft", sprach Hulda ernst.

„Nicht doch, liebe Tochter, dies ist mein Gelöbniß, und wenn die Zeit der Erfüllung kommen wird, werde ich „mein Gelübde bezahlen dem Herrn wie gern doch vor seinem ganzen Volke." Als jener Proceß, den meine zahlreichen Feinde am Hofe des Königs mir zugezogen, noch schwebte und eine gefährliche Lösung zu nehmen schien, da gelobte ich es mir in meiner Seele: und als ich im kühnen Entschluß vor den König selbst trat, ihn an meine vieljährigen Dienste erinnerte, und um deretwillen um ein gerechtes Urtheil aus seinem eignen, geheiligten Munde flehete, und als mir darauf eine feierliche Lossprechung geworden: da wiederholte ich mein Gelübde, wenn Alles geordnet worden, auf dem heiligen Boden von Zion mein Knie vor dem ewigen Retter der Unschuld zu beugen. Ihr wisset, ich zahlte alsdann freiwillig die 30,000 Goldgülden, welche der Großmeister der Templer zurückgewiesen, in die Schatzkammer des Königs, und nahm meine Entlassung von allen Würden und Aemtern. Wir haben nun den brennenden Boden des Hofes verlassen, siedeln uns in der Stadt, von welcher wir ausgegangen, in dem alten Stammsitz unsrer Familien, in dem ehrwürdigen Toledo, wieder an. Einige Jahre, Abraham, wollen wir da im süßen Genusse des Friedens zusammen in Studien und Arbeiten verbringen. Dann, wenn das, was ich noch zu wünschen habe in meinem Leben, in Erfüllung gegangen, werde ich freudig und dankbar mein Haupt nach dem heiligen Osten tragen."

Abraham warf noch einmal einen Blick der Liebe auf seine Gattin.

Was Juda Hallevi noch in seinem Leben gewünscht, es ging in Erfüllung. Das Geschlecht Aben-Esra's blühete noch lange Zeit im spanischen Israel. Juda Hallevi trug sein Haupt nach dem heiligen Osten.

Förderung und Hemmniß.

Eine Skizze aus dem Leben.

Förderung und Hemmniß.

Eine Skizze aus dem Leben.

1.

Im Bade E. sollte ich die Hypochondrie los werden und sitzen lassen, die seit Jahren von mir Besitz genommen hatte. Die Verheißung hatte mir mein Arzt gegeben, der mich wenigstens eben so gern los sein wollte, wie ich die Hypochondrie. Ich war voll Hoffnung hergeeilt. Aber wie ich von den nächsten Bergen das Städtchen in der Feier des Sonnenuntergangs reglos, und nahe daran die Badegebäude still wie eine Dorfkirche am Wochentage liegen sah, entfiel mir Glaube und Muth, ich verzweifelte das Leben zu finden, wo Alles todt schien, und wünschte mich schon wieder weit hinweg.

Doch was quäle ich mich mit der Wiederholung der Qualen, die nur verschiedene Abdrücke eines und desselben Leidens sind? Ein Sonnenblick in meiner Badesaison war die Bekanntschaft eines Mannes, dessen Andenken um so lichter in meinen wirren Seelenzustand hineinfällt, weil er selbst licht wie der Strahl der Sonne am Frühlingsmorgen ist, und, da sich gerade die Extreme suchen, desto besonnter auf mein eigenes Bild fiel, das sich meinem Auge nur als Silhouette, also als Schatten, darstellt.

Und warum schloß er sich so freudig mir an? Je weniger ich ihm glich, je verschiedener unsere Charaktere waren und sich erkannten, desto enger umfaßte seine Seele die meine, und wir

wurden Freunde. Und welche Bedeutung hat dieses Wort bei Männern, die schon auf die Höhe des Lebens gerückt sind! Hatte er Mitleid mit mir, der sich unter dem Drucke einer Krankheit wand, welcher man immer als Boden die Einbildung zuschreibt, und die mir die bitterste Wesenheit dünkt? Oder bleibet unter den Narben und Brandmalen des Lebens doch noch so viel Ueberrest der himmlischen Psyche, daß sie sich zu erkennen und in schwesterlicher Einigung die Staublasten der Erde abzuschütteln vermag? Oder war ganz äußerlich nur der Umstand schuld unserer Annäherung, daß wir beide allein unter den Badegästen und im Städtchen Juden waren? Doch wenn dies die Brücke war, auf der wir zu einander heranschritten, so hätten wir ja wieder vorüberschreiten können, wie ich so manchem Glaubensgenossen vorübergegangen, weil er eben nur im Glauben, und auch da nur eine kurze Strecke mein Genosse war.

Dennoch kam dieser Umstand mehrere Male unter uns zur Sprache, denn er liebte, mehr als ich, Gegenstände aus dem Bereiche des Judenthums zu besprechen, weniger transcendentale, als historische und sociale.

Ich sprach mich oft darüber aus, daß wir jeden Separatismus vermeiden und zurückweisen müßten, daß wir die Verschiedenheit der Ansichten durch die Gleichheit der Lebensweise und materiellen Interessen verwischen müßten, und verurtheilte hart alle die mancherlei Versuche in neuerer Zeit bei den Juden, sich mitten im neuern Leben wieder ein besonderes Plätzchen zu schaffen, wo man unter sich sei, und mit neugierig-scheuen Blicken über die Umzäunung blicke.

Er lächelte und fragte mich einst auf solche Expectoration: warum ich denn nun schon acht Tage auf Spaziergängen, im Bade, in Gesellschaft immer mit ihm, dem Juden, zusammenträfe, so daß die anderen Badegäste uns eine jüdische Gesellschaft en miniature nennen könnten und vielleicht schon nennten? Meinem Grundsatze gemäß müßte ich, wenn ich auch,

wie er sich schmeichele, ein wenig Gefallen an ihm fände, wie er so vieles an mir, dies opfern, ihn vermeiden und die Anderen, von christlichem Glauben und Ursprung, aufsuchen.

Ich gestehe, dieses argumentum ad hominem frappirte mich, und da ich just nichts zu sagen pflege, was ich nicht wirklich zu meinen glaube, schwieg ich still, und forschte bei mir selbst nach der Ursache. Und ich gestehe ferner, daß ich fand, eine Hauptursache sei gewesen — weil die Anderen mich nicht haben wollten. Da ich nämlich, gerade weil ich Jude bin, zurückhaltend, fast möchte ich sagen stolz mich benehme, um nicht oft gehörten Vorwurf über Zudringlichkeit der Juden meinerseits zu rechtfertigen, und daher im strengsten Sinne mich aufsuchen lasse, und selten Jemanden aufsuche — so hatte mich eben Niemand gesucht, als mein Freund und Glaubensgenosse. — Ich glaube — der Leser rechne diesen Glauben unter die Fehler meiner Hypochondrie — ein ganz reputirlicher Mann zu sein. Auch verberge ich meine Leiden vor der Welt, und falle Niemandem damit zur Last. Auch bin ich dienstfertig in hohem Grade, meine schönste Freude ist, Einem einen Dienst zu erweisen, der mir recht sauer wird. Die gesellschaftliche Sitte kenne und beachte ich sorgfältig, und eine reife Erfahrung mit stetem Streben der Fortbildung kömmt mir zur Hülfe, meinen genügenden Theil zu einer Unterhaltung beitragen zu können. Selbst einige Empfehlungsschreiben hatte ich mitgebracht von gewichtigen Personen, und dennoch suchte mich keiner, als — mein Freund und Glaubensgenosse.

Ich begann, mich zu ängstigen darüber, unruhig und unsicher zu werden, ich blickte mich in der Gesellschaft um, welche Blicke man auf mich werfe, ich glaubte schon, nicht blos kalte, sondern verächtliche zu gewahren; schon wollte ich bemerkt haben, daß man sich von unserm Kaffeetische zurückgezogen, daß der Kellner erst auf zweimaligen Ruf zu uns käme, und uns weniger prompt bediene; es fing an mich zu drücken, die Luft ward mir schwül im Saale, ich athmete hörbar, ich sprang

endlich auf, und flüsterte dem Freunde zu: Freund, führen Sie mich hinaus, ich sinke um!

Da lag es vor mir, das sonnige Thal, in Blüthen- und Sonnenpracht. Mein Blick stieg schnell zu den Höhen der grünen Berge umher, die in grotesken, aber scharfen Linien das blaue Himmelsgewölbe abschnitten. Auf den Matten des Thales weideten die zerstreueten Heerden und arbeiteten die Landleute. Ein Silberband schlang sich der kleine Fluß um die Wurzel der Höhen, und dort links im Winkel drängten sich die rothen Dächer des Städtchens zusammen.

Ich athmete freier, meine Brust entfaltete, meine Gestalt hob sich, und in dem leidengetrübten Auge zerdrückte sich eine Thräne. Doch gewahrte mein Freund nichts von ihr, als einen Händedruck.

Freund, sagte Bernhard (die Leser werden mir gestatten, ihn nur bei seinem Vornamen zu nennen) zu mir, es ist ein großes Unglück für den Menschen, wenn er zu viel in Vergangenheit und Zukunft lebt. Habe ich die Vergangenheit kräftig abgethan, so ist sie mir nichts mehr, als der Kalender eines frühern Jahres, den man liegen läßt in seinem Winkel. Woher aber kömmt diese Unsicherheit, diese Furcht des gebildeten Juden in geselliger Beziehung, wenn nicht, weil er zu viel rückwärts schaut, zu viel des Juden früherer Zeit gedenkt? Ich sehe, in der Oeffentlichkeit läßt man mich ungestört und ungenirt weilen, alle öffentlichen Plätze stehen mir so gut offen, wie jedem Christen. Man weicht mir eben so höflich aus, macht mir seine Verbeugung, respectirt meinen Platz. Was will ich mehr? Was den persönlichen Umgang betrifft: nun, da leitet mich und jeden Andern Stand, Bildung und Charakter, Ruf, Familie ꝛc., warum soll der Glauben nicht auch ein Moment der Wahl für denselben sein? ist der Glaube so nichtssagend, so unbedeutend, so einflußlos für den Menschen, daß er sich in seinem persönlichen Umgang nicht von ihm sollte bestimmen lassen? Wir müssen dies dem Christen zugestehen.

Und warum sollten wir es dem Juden verargen, um so mehr, da es ihm, gerade wegen des Zurückziehens der Christen, noch eher zur Nothwendigkeit werden kann? Ich kann nur darüber das Verdammungsurtheil aussprechen, wenn man von öffentlichen Vereinen und Plätzen den Juden ausschließen will, blos weil er Jude ist. Im Uebrigen liebe ich, wer mir mit Liebe naht, behandle offen, wer sich mir offen zeigt, und bleibe kalt, wo man kalt geblieben ist. Die Zukunft wird wahrscheinlich Manches ändern. Nun, so sei dies der Zukunft überlassen. Der Jude hat jetzt nur eine Aufgabe: sich zu bilden, und sich überall auf gebildete Weise zu benehmen, daher weder zudringlich, noch theilnahmlos zu sein und zu erscheinen. Dann aber zähle ich meine Lieben nicht nach dem Glauben, sondern bin seelensfroh, daß ich nur noch welche habe.

Ich fühlte mich frei und gehoben unter den Worten meines Freundes, aber antworte: Wir können jedoch nicht leugnen, daß der Glaube oder die Confession noch immer im praktischen Leben so viele Einwirkung auf die Schicksale der Individuen hat, also in eine Region herabgezogen wird, wohin sie gar nicht gehören sollte. Sie, die der höchste Friede sein, die Religion, die den Hauch des Friedens in die Kämpfe der Menschen bringen, die alles Irdische ausglätten und abplaniren sollte — wird nicht blos zum Zankapfel der Ideen, sondern wirft auch Hemmniß und Schranke in das bürgerliche Leben, so daß das Individuum das Heiligste, das an ihm haftet, oft verwünschen, die religiöse Ueberzeugung, zu der er herangewachsen ist, beklagen muß, so sie doch das theuerste Besitzthum sein müßte? Wie oft verleugnen Juden augenblicklich ihren Glauben, um ungestört Städte und Länder passiren, in nothgedrungener Gesellschaft, z. B. auf Postwägen, ungeschoren zu bleiben. Ja, das Alles ist sehr traurig. Ich selbst, es sei Ihnen offen gestanden, habe zu tiefes Leid, hervorgegangen aus diesen Verhältnissen, empfunden während meines Lebens — o, mein Theuerstes ist hieran zu Grunde gegangen — als daß

ich es nicht mit voller Geisteskraft anders wünschen sollte für die kommenden Geschlechter.

Die Sonne war untergegangen. Wir wandelten einsam durch die Laubgänge, während die Musik aus dem Gesellschaftssaale lustig herüberscholl. Tausend Leuchtkäfer durchschwirrten das Gebüsch, und ein balsamischer Luftstrom zog von den nahen Zierbeeten durch die Boskets. Mein Freund antwortete mir:

Ich ehre diesen Wunsch, und theile ihn. Noch mehr achte ich Ihre Gefühle, wie diese aus ihrem Lebensgange sich entwickelt haben. Aber, da wir vom Allgemeinen und im Allgemeinen einmal sprechen, so dürfen wir uns gerade von individuellen Gefühlen nicht hinreißen, unsern Blick durch sie nicht trüben lassen, und die Landschaft nicht durch farbige Gläser betrachten. Ich kann Ihnen sofort einen Gegenbeweis geben, und diesen Gegenbeweis sehen Sie lebendig und verkörpert — in meiner Wenigkeit. Wenn ich zurückschaue auf die Lebensbahn, die mir zu durchschreiten die gütige Vorsehung gestattet hat — so gewahre ich, daß gerade mein Judenthum in den verhängnißvollsten Augenblicken für mich eingeschritten, daß meine Religion mir mehre Male als glücklicher Talisman gedient, ja, daß mein Lebensglück allein auf dieser Basis sich erhoben. Soll ich es leugnen, daß es mir dadurch noch theurer geworden? daß ich unzählige Male dem Herrn auf den Knien gedankt, daß er mich in diesem Glauben hat geboren werden lassen? Nun werden Sie zwar sagen, auch das sollte nicht sein, die Religion sollte so objectiver Haltung sein, daß die irdischen Lebenswege ganz darunter weglaufen, ohne daß die Strickleiter der Schicksale an ihr hinauf- und herabfielen. Aber, Freund, wie wäre das möglich! Das heiligste, edelste, beseligendste Gefühl nächst der Religion ist — die Liebe. Und nun schauen Sie sich um, welches Gefühl hat den meisten Einfluß auf das wirkliche Leben, welches wird mehr gemißhandelt vom wirklichen Leben, welches öfter verleugnet, verdrängt, ge-

mißbraucht vom Leben, als die Liebe? Es liegt durchaus nicht in der Natur des Menschen, seine höheren Prädicate so in ein Sanctuarium seines Innersten zu verschließen, daß sie auf seine Handlungsweise, folglich auf die Gestaltung seines Lebens, auf seine ganze gesellige Stellung, auf sein Geschick keinen Einfluß üben. Und sollte dies denn geschehen? Bringen Sie die Religion nicht auf diese Weise in eine ganz schiefe Stellung? Wir sollen uns ja von ihr durchdringen und beherrschen lassen, als die höchste Mission der Religion wird anerkannt, daß sie uns leiten soll, und unser Thun bestimme. Sie soll kein Gedanke bleiben, sie soll auch zur That werden. Und wie können Sie es dann dem Menschen verdenken, wenn er, von seiner Religion und ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt, zweifelnd und zurückhaltend auf die Religion eines Andern schaut, von dem er glaubt, daß er sich eben so von der seinigen bestimmen läßt? Dies kann und soll zwar durchaus nicht den Zustand der jetzigen Wirklichkeit rechtfertigen, aber einen aufhellenden Blick wirft es jedenfalls hinein. Doch lassen Sie uns von diesem Felde endlich weichen. Schlagen wir diesen Seitenweg ein, der zum Flusse führt, und lassen Sie uns so vom Gebiete des Allgemeinen in ein Nebengäßchen einlenken. Ich fühle mich berufen, meinen ersten Worten als einen Commentar eine gedrängte Skizze meines Lebenswandels zuzufügen. Ich glaube so, daß dies uns noch näher bringen und Ihnen einige Erheiterung gewähren wird. Einem Freunde aber solche zu bereiten, halte ich mich stets zunächst verpflichtet.

Sie werden mir ein werthvolles Geschenk machen, antwortete ich, und es wird mir sehr angenehm sein, wenn ich es werde zurückgeben können.

Wollen Sie in meine frühesten Jugendjahre hinabsteigen, so lassen Sie mich Ihnen ein Bild aus denselben vorführen. Sie sehen mich als Knaben von zehn Jahren in einer elenden Hütte, die zu einem armseligen Dorfe im Elsaß gehörte, auf niedrigem Schemel sitzen. Ein brennendes Kienscheit ist in eine

Spalte der Lehmwand gesteckt, und wirft ein flackerndes Licht umher, denn ein starker Nordwind pfeift durch die Löcher der den Einsturz drohenden Wände. Alles ist armselig, eine Streu das Lager, ein paar zerbrochene Stühle und ein Kasten als Tisch das ganze Meublement, wenn man nicht einiges alte Küchengeräthe dazu rechnen will. Mein ziemlich starker Körper ist mit Lumpen behangen, die als Kleider verschiedenen Jahrhunderten und Ständen angehört hatten. Und in der dunkeln, stürmischen Nacht ist nur ein lebendiges Wesen um mich, eine Vatersschwester, taub und fast gelähmt. Meinen Vater hatte man denselben Tag hinausgetragen zur ewigen Ruhstätte, und meine Mutter zwei Tage früher, ein hitziges Fieber hatte sie beide hingerafft. Eine Brodkruste lag in meiner Hand, und meine Thränen erweichten sie, daß ich des Wasserkruges nicht bedurfte. Ich hatte schon begriffen — denn ein Judenknabe von zehn Jahren, der täglich eine Stunde weit in einem Nachbardorfe ins Chedar gegangen, und schon sein Stück Mischnajot verstand, was sollte der nicht begreifen — ich hatte schon die Frage begriffen: was soll nun aus mir werden? Nichts gehörte mir, denn meinem Vater hatte auch Nichts gehört, und wir waren die Miethe für die elende Hütte noch schuldig. Womit sollte ich hausiren? Und die alte Tante, sollte sie mein Schutz, oder ich der ihrige sein? Sollte ich zum Bauer als Bursche, als Hirtenjunge gehen? Wo bliebe der Sabbath? Was sollt' ich da essen? Und in diese Sorgen, die den kindlichen Geist in dumpfes Grübeln versenkten, mischte sich immer wieder der letzte Schaufelton vom Grabe meiner Eltern, und überschauerte mich mit dem feuchten Riesein des Verlassenheins. Ich begann einige hebräische Gebete zu lispeln, aber die Lippen bewegten sich nur, und die Angst stieg mir dabei immer höher. Schatten huschten an mir vorüber, wenn der Wind durch die Flamme der Kienfackel fuhr, die Bilder des Sterbens, die ich so eben erlebt hatte, stellten sich um mich; ich schloß die Augen und fing an zu wimmern, aber niemand hörte mich,

die taube Tante war wohl hinter dem Ofen in Schlaf gesunken. Fieberfrost schüttelte mich, mein Wimmern ward zum Wehklagen und Schreien, und mitten drein ward mir's so dumpf im Kopfe, daß ich Nichts mehr dachte, Nichts empfand, als einen großen, schweren Druck im Herzen. Wie lange dieser Zustand dauerte, weiß ich nicht — plötzlich wurde stark an die Thüre geschlagen, ich fuhr auf, und hörte Rufen, Pochen, Pferdewiehern und Hundegebell. Ich sprang zur Thüre und öffnete.

Ein stattlicher Herr in grünem Flauschrock, Lederhosen und Reitstiefeln sprang draußen vom Pferde, befahl einem Knechte, die Pferde fest zu halten, und trat ein. Er sah sich in der Hütte um, ich hatte an der Sprache schon den Elsasser Juden erkannt.

Bist Du allein, mein Junge, und warst Du es, der so jammerte? frug er mich, und der Ton seiner Stimme gewann schnell mein Herz. Bald hatte ich ihm meine Schicksale erzählt und sein Mitleid geweckt. Ich mußte ihm noch berichten, wie das Dorf heiße, denn er war vom Wege abgekommen. Er war ein Pferdehändler, der im Lande umherzog, Pferde von den Bauern für die Remonte aufzukaufen. Seinem Knecht befahl er, seinen Mantelsack hereinzubringen und mit den Pferden sich nach der Schenke zu begeben. Der Mantelsack entlud sich von Fleisch, Wurst und Brot, ich griff wacker zu, und auch die taube Tante, die vom Lärmen erwacht war, fiel gierig über die seltenen Speisen. Alsdann holte ich ein Bund Stroh vom Nachbar, und schüttete ihm ein Lager auf. Der Sturm hatte sich gelegt, und er streckte sich behaglich nieder.

Nun, mein Junge, fing er an, was soll aus Dir werden? Darauf wußte ich nicht zu antworten, und begann wieder zu weinen.

Halt, sagte er, grein' mir Nichts vor, das kann ich nicht vertragen. Willst Du mit mir kommen? Ich habe keine Kinder, freilich auch kein Weib, aber wir wollen uns schon ein-

richten. Du sollst auch dein Brot nicht umsonst verzehren, ich brauche eine treue Seele zu Hause, wenn ich auf Reisen bin. Du gefällst mir, und da Du so wacker „lernen“ kannst, wie ich merke und Du sagst, so denk' ich, du bist ganz gescheidt.

Und die Babe? — Für die muß die nächste Kehilla sorgen, und ich will morgen dem Parneß drüben in M. schon zusetzen.

Centnerlasten fielen mir vom Kindesherzen, schon tanzten fröhliche Bilder von Pferden und Gäulen, von Städten und Flecken vor meiner Einbildungskraft, ich vergaß selbst das Nachtgebet.

Wie schnell heilen die Wunden eines Kindes! Ich fühlte mich wohl im Hause meines neuen Vaters, der mich sehr verhätschelte, und da ich der alten Sara, die das Regiment führte, zu schmeicheln wußte, wurde ich auf Händen getragen. Selten gedachte ich der verfallenen Hütte, fern vom Dorfe, selten selbst der einsamen Gräber meiner Eltern. Aber ich war mir ganz überlassen, mein Pflegevater meist entfernt vom Hause, und mich schon für gelehrt haltend, die alte Sara nur besorgt, wenn ich zu kühn auf den Pferden mich tummelte. Für meine Erziehung geschah daher Nichts, als eine unbegränzte Güte. Doch auch hier stellte sich ein schützender Genius ein. In unserm Hause wohnte ein Candidat der Theologie, der mich zufällig einmal in einem hebräischen Buche lesend fand. Er wollte selbst gar zu gern diese Sprache tüchtig kennen lernen, und so nahm er mich zum Mentor an. Freilich mußte er selbst geschickt genug sein, aus mir herauszulocken, was er wissen wollte, aber es ging, und zum Lohne unterrichtete er mich dafür einige Stunden des Tages. Er war dabei weit entfernt von jener Lust, die den christlichen Lehrer jetzt so häufig stachelt, den Missionär bei den Judenkindern zu spielen, sondern mahnte mich im Gegentheil zur Treue und Gewissenhaftigkeit in meiner Religion. Ich lernte schnell Lesen, Schreiben, die Landessprache und die deutsche und allerhand Wissenswerthes. Bald erntete mein Pflegevater die Frucht davon, denn ich schrieb

ihm, der nicht schreiben konnte und dessen Gedächtniß anfing schwach zu werden, seine Rechnungen auf, und stand ihm überall zur Hand. Drei glückliche Jahre waren mir im Hause dieses edelherzigen Mannes vergangen, als die Scene schrecklich sich änderte.

Eben war ich Bar Mizwa geworden, mein Pflegevater hatte mir eine silberne Uhr, seine Freunde eine Menge von Schaustücken, die alte Sara einen kleinen Goldreif geschenkt. Da hatten die Verbündeten den Champagnefeldzug gegen die französische Republik eröffnet. Wir nahmen an allem Dem wenigen Theil, als plötzlich — es war wenige Tage vor dem Pessachfeste — die Gegend sich mit Soldaten füllte, nahe unserer Stadt schlugen sich zwei Corps, die Republikaner wichen, die Feinde rückten auf die Stadt los, und da diese sich vertheidigte, berannten sie dieselbe. Sie wurden abgeschlagen; aber am andern Morgen spielte das feindliche Geschütz ohne Aufhören, Tumult tobte durch alle Straßen, die Franzosen verließen die Stadt, und mitten in diesem Tosen, während dessen wir uns in einer Stube verbarricadirten, fiel eine Bombe in das Haus, in das Zimmer, und tödtete — meinen Wohlthäter. Ich und Sara eilten hinaus, aber die Flamme loderte schnell auf. Sara wollte ihre Ersparnisse retten und eilte die Treppe hinauf — ich sah sie nicht wieder, in einer Stunde lag das Haus in Asche. Unterdeß rückten die Feinde in die Stadt, es wurde geplündert, die Einwohner flüchteten sich, und die Stadt verbrannte zum größten Theile.

Ich hatte Nichts gerettet, als meine silberne Uhr und den kleinen Goldreif der alten Sara. Die Angst verdrängte den Schmerz um meine Verlorenen, aber ich schwor mich nie von diesen Andenken zu trennen, sie sollten meine Heiligthümer, die einzigen Bande sein, die mich noch auch an diese Vergangenheit knüpften.

Mitten durch die Feinde, mitten durch die flüchtigen Schaaren führte mich die Hand der Vorsehung unbeschädigt.

Die Angst beflügelte meine Schritte, bald kam ich vom Heerwege ab, der Lärm der Flucht blieb hinter mir, ich floh auf ungebahnten Wegen. So irrte ich umher, bettelte mir in Dörfern einiges Brot, übernachtete in den Forsten, als ich am dritten Tage, nachdem ich einen Hügel überschritten, eine kleine, aber zierliche Stadt vor mir liegen sah.

Eine freudige Zuversicht durchzog mich bei diesem Anblick wie von selbst. Ich wanderte durch das Thor, auf der ersten Straße begegnete ich einem sauber gekleideten Juden. Da es Vortag des Peßach war, redete ich ihn an, und befrug ihn um den Vorsteher der Gemeine. Er war es selbst. Ich bat um Osterkuchen und eine Herberge während des Festes. Ich mußte ihm meine Umstände näher schildern, und da ich unter der Anleitung meines Candidaten richtig französisch sprechen gelernt, so schien mein Ausdruck, im Verein mit meiner traurigen Lage, seine Theilnahme zu wecken. Ich mußte ihn nach seinem Hause begleiten, und während des Festes bei ihm meinen Aufenthalt nehmen. Ich fand eine anständige in Eintracht und Liebe einige Familie, die aus einer würdigen Frau und zwei erwachsenen, gebildeten Töchtern bestand. Nach dem Feste schlug er mir vor, bei ihm die Handlung zu erlernen. Er fand mich höchst bereitwillig, ich lag meinen Pflichten treulich ob, man ließ mich meine untergeordnete Stellung nicht fühlen, sondern behandelte mich stets liebevoll, und wenn auch oft mein Alleinstehen in der Welt schmerzlich zu meinem Bewußtsein kam, so mußte ich doch mit meiner Lage zufrieden sein, und fühlte, daß mein Fortkommen für die Zukunft begründet werde.

Ich übergehe die nächsten Jahre; ich ward Diener, unabhängiger, aber blieb bei meinem Herrn. Die größten Kämpfe gingen über die Welt, unser Städtchen empfand wenig davon. Ich hatte die Zwanzig überschritten, und sehnte mich nach keiner Veränderung. Die Töchter hatten längst das Haus ihres Vaters verlassen, es war so still und einförmig geworden, aber ich blieb gern, in der Stadt liebte man mich, zu allen Festlich-

keiten ward ich meiner gemessenen Heiterkeit wegen gezogen, mein Herr hatte mir die Nachfolge in seinem Geschäfte gesichert.

Aber es sollte anders kommen. Eines Tages — es war bei dem neuen Ausbruch des Krieges nach dem kurzen Frieden von Amiens — wurde die Trommel gerührt, auch ich zum Stadthause gefordert und — eingekleidet. Mit Thränen verließ ich meinen alten Herrn, der mir weinend seinen Segen und eine ansehnliche Baarschaft übergab, mit Thränen das Städtchen, das mir eine so still-fröhliche, ungetrübte Jugend geschaffen — aber die Welt, eine kämpfende Welt, rollte ihre großen Bilder vor mir auf, und vor dem Getöse der Waffenplätze zerrann das Gedächtniß der entwichenen Idylle.

Ich kämpfte wacker mit. Schlachten schlug ich mit, die auf die Tafeln der Geschichte ihre Namen unverwischlich eingezeichnet, leichte Wunden verharschten wieder, Beschwerden verschwanden im Taumel des Sieges. Das Nähere kann sich Jeder ausmalen, der solchem Leben einmal nahe stand. Lassen Sie mich nur eine Begebenheit hervorheben.

Es war im Jahre 1807. Wir hatten die Preußen bei Jena geschlagen, bei Halle allen Widerstand vernichtet, wir waren triumphirend in Berlin eingezogen und nach kurzer Rast auf die Verfolgung des Feindes ausgezogen. Bei Eylau hatten die Franzosen eine tüchtige Scharte bekommen. Aber wir waren mehr als je entschlossen, dieselbe bei erster Gelegenheit wieder auszuwetzen. Es war am 23. Juni, als die Feinde sich wieder gegenüberstanden, und am folgenden Tage sollte der Schlachtengott abermals die eisernen Würfel werfen. Mein Regiment lag gerade dem feindlichen Lager am nächsten gegenüber, die Vedetten konnten gegenseitig den Anruf ihrer Feinde hören. Ich stand mit einem lieben Cameraden auf einem entfernten Posten, es war die erste Stunde der Nacht. Noch sehe ich vom Hügel, der mit Eschen umwachsen war, herab die weite Ebene, vom Mondesglanz beschienen, vor mir liegen. Ich stand auf mein Mordgewehr gestützt und betrachtete das Thal.

Weithin erstreckten sich in zwei Schlangenlinien die Wachtfeuer, Alles war still, nur aus einem nahen Cavallerielager hörte man das Stampfen und Wiehern der Streitrosse.

Ernste Gedanken zogen durch meine Seele, ernster als je. Es war mir, als kämen auf den Flügeln des Nachtwindes die Geister der verlebten Zeiten zurück, um meinem einsamen Herzen einen lang entwöhnten Besuch abzustatten. Begebenheiten, an die ich ewig lang nicht gedacht, traten verkörpert aus Wind und Wolke, Mondesglanz und Baumesschatten an mich heran. Ich sah wieder den Leichnam meiner Mutter vor mir liegen, den Vater das schweißkalte Haupt röchelnd auf die Brust senken; ich sah die taube Tante hinter dem Ofen gekauert; die Bombe schlug auf das greise Haupt meines Wohlthäters ein, und Sara jagte in Todesangst die Stiegen hinauf; dann kamen die Freunde, denen ich auf dem Schlachtfelde die Augen zugedrückt; in weite Todtenhemden gekleidet zogen Schaaren in öde Lazarethsäle ein, und nickten vorüberwandelnd mir zu; brennende Städte gingen am Horizonte auf, Schlachtgetöse umwogte mich, und — als Alles um mich versammelt war, riefen sie im Chorus mir zu: Morgen bist Du.... „unser!“ glaubte ich in den Lüften zu hören — als mein Camerad meinen Arm ergriff und mich schüttelte, mit dem Ausruf: Schläfst Du, Bernhard? stehst Du doch eine halbe Stunde schon, als hätte der Mond dich zur Salzsäule gewandelt, und rührst Dich nicht!

Kein heiteres Lied diese Nacht zur Beschleunigung der trägen Zeit, kein Scherz, kein muthiger Kampfesdrang. Ich trug die Ahnung des Todes in meiner Brust. Als ich abgelöst ward, eröffnete ich meinem Freunde meine Gefühle, und trug ihm die Verwendung meines kleinen Nachlasses auf. Ach, ich hatte Keinen, dem ich ihn überantworten konnte zum heiligen Andenken, er sollte ihn für verwundete Kameraden verwenden. Mein Freund lachte mich aus, aber an meinem Ernste wurde auch er ernst.

Trübe drangen die Sonnenstrahlen durch die Wolken, zu denen sich bald die Dampfwolken des donnernden Geschützes gesellten. Ich war gefaßt, ruhig, fast heiter. Ich hatte meine Rechnung geschlossen, und gefunden, daß ich mich der Gnade des Allerbarmers ohne Zagen übergeben konnte ob meines Lebenswandels.

Mein Regiment ward beordert, die Stellung des Feindes zu umgehen und einer Batterie in die Seite zu fallen. Wir mußten hin und her marschiren und kamen nicht zum Ziel. Es war schon Mittag und rechts hörten wir immerfort das Schlachtgetöse. Endlich erreichte uns wieder ein kaiserlicher Adjutant, und befahl uns, im Geschwindschritt rechts abzuschwenken. Wir jagten durch ein Gebüsch, und als wir heraustraten — lag die Batterie, die Schlacht', die ganze durchwühlte Ebene vor uns. Doch wir besannen uns nicht, und hinauf ging es den Hügel, von dessen Höhe die Batterie herabdonnerte. Kartätschen wütheten unter uns, aber wir gewahrten es nicht. Immer hinauf, Cameraden, zum Tanz! rief ich, und war Allen voran. Da fühlte ich einen dröhnenden Stoß auf meine Hüfte, ein stechender Schmerz folgte, ich sank zusammen, eine Gewehrkugel hatte mich getroffen.

Als ich erwachte, war es still um mich, und der Abend sank feucht herab. Es mußte hier noch einen harten Strauß gekostet haben, denn um mich, vor mir, neben, hinter mir lagen die Leichen aufgehäuft. Von der Schlacht war nichts mehr zu vernehmen auf dem fernen Hügel, es hatte sich Alles verzogen. Ich fühlte eine tödtliche Ermattung, ich konnte mich nicht regen, die Zunge klebte am Gaumen; auf meiner Wunde mußte das Blut geronnen sein, denn ich fühlte es nicht rieseln, der Schmerz war dumpf und allgemein. Ich glaubte, erwacht zu sein, um noch einmal zu sterben. Eine Stunde mochte ich schon so gelegen haben, und es begann zu dämmern. Wenigstens dämmerte es vor meinem Geiste, die Gedanken und Bilder verwirrten sich. So habt ihr nicht gelogen, Geister meiner

Jugend, und ich sterbe! rief es in meinem Innern. Und wieder kam der Zug heran, von der Spitze des Hügels, aber langsam diesmal, gemeßnen Schrittes, in einer langen Linie. Doch Alles wich vor mir aus, und nur mein Vater, meine Mutter, mein Pflegevater und Sara sonderten sich aus dem Zuge, und stellten sich um mich. Sie neigten ihre Häupter nieder zu mir, immer tiefer und tiefer, und ich sah in ihre glanzlosen Todtenaugen hinein, die geronnen waren. Wir wollen Dich, wir wollen Dich! sprachen sie. Aber Du bist ja Jude, und wenn Du nicht stirbst wie ein Jude, können wir Dich nicht hinauftragen! Ja, ich bin ein Jude! rief es in mir, und das langvergeßne Wort war wieder lebendig worden in mir. Und ich sehnte mich, ihre Hände zu fassen. Da begann ich das jüdische Sündenbekenntniß eifrig, eifrig herzusagen, meine Zunge stammelte geläufig die alten Laute. Oschamnu, bogadnu und sofort begann ich immer wieder, bis zu Ende. Da war meine ermattete Seele wieder kräftig geworden. Weiter, weiter! riefen die Geister mir zu. Noch eine Erinnerung blitzte mir durch die Seele. Schema, Jsrael, kreischte ich auf, Adonai Elohenu, Adonai echod! Und ich sank in die Arme des Todes. — — —

Aber ich kehrte dennoch zum Leben wieder. Ich erwachte auf einem ärmlichen Lager in einem niedern Zimmer. Wie lang ich da gelegen hatte, wußte ich nicht. Ich sammelte mein Bewußtsein. Ich sah mich im Zimmer um, und erblickte einen Greis mit langem Silberbarte, stierend in einen großen Folianten. Dort an der Wand hing ein schlecht gerahmtes Papier, auf welchem mit großen Buchstaben — Misrach stand. Daneben ein großer und ein kleiner Beutel. An der Thürpfoste war ein länglicher Blechkasten befestigt, aus dessen Oeffnung das heilige Wort Schaddai entgegenschaute. Ich wußte, ich war bei Juden.

Doch ich will Sie nicht aufhalten. Später theilte man mir mit, daß einige polnische Juden unter dem Schutze der

Dämmerung auf dem entlegenern Theile des Schlachtfeldes herumgestreift, um Beute zu suchen. Da hörten sie ein lautes Schema, und überzeugt, daß hier ein sterbender Jude läge, waren sie herangeeilt. Sie fanden mich, als ich eben bei dem Worte echod wieder zusammensank. Darauf hatten sie mich aufgenommen, in das nahe Städtchen getragen und bei einem aus ihrer Mitte niedergelegt. Sie hatten mich verbunden, so gut sie konnten, und später einen Wundarzt gewonnen. Ich war bald in ein heftiges Wundfieber verfallen, und aus diesem in todesähnlichen Schlaf. Doch ich war gerettet.

Mehrere Wochen blieb ich bei meinen polnischen Juden, und erfuhr auch hier, welch falsches Bild wir uns von dem Volksleben dieser Schattirung unsrer Glaubensgenossen zu machen pflegen, indem wir die Farben von den vagabundirenden Subjecten, die uns behelligen, leihen. Ein tiefes Gemüthsleben, ein raffinirter Witz, eine Scharfsicht in den drückendsten Lebensverhältnissen, dieses sind ihre Mittel, ihre Waffen, ihre Wehr. Erst nach Jahren gelang es mir, meiner Dankbarkeit in Etwas Genüge thun zu können. Damals hatte ich ihnen Nichts zu bieten, als den Segen Gottes, denn mein Soldatenkleid war Alles, was ich hatte.

Ich führe Sie schnell wieder über die nächsten Kriegsjahre hinweg und all ihren Wandel, um zu dem entscheidendsten Momente meines Lebens zu kommen. Mein Regiment hatte in Spanien blutige Lorbeeren geerntet, ich war zum Sergeanten avancirt. Jetzt wollte Napoleon an den nördlichen Koloß all' seine Kräfte wagen. Wir wurden beordert, Spanien zu verlassen, durch Frankreich nach dem Rhein zu ziehen, weiter durch Deutschland nach dem Norden zu folgen. Der Befehl war erst spät bei unserm Regiment eingetroffen, es befand sich gerade im elendesten Zustande der Equipirung, weshalb einige Zeit verlief, bevor wir wieder einigermaßen montirt waren, dazu kam der weite Marsch. Kurz, diese Umstände verursachten, daß wir im nördlichen Deutschland anlangten, als die

große Armee bereits in voller Flucht aus Rußland begriffen war. Alsbald wurden wir gebraucht, die Stellung in Deutschland bis zum Frühjahr 1813 behaupten zu helfen.

Einige Monate später zog der Kaiser seine Heere auf Leipzig zusammen, wohin ihm die Armeen der Alliirten nachdrangen. Es war im September, gegen Ende des Monats, als mein Regiment in dem kleinen D. eintraf, um einige Rasttage zu halten. Es war am Vortage des Versöhnungstages, und ich erhielt die Erlaubniß, mich in die Mitte meiner Glaubensgenossen zu begeben. Aus dem Innersten meines Herzens quollen die Gebete, die ich nachlas. Ich hatte das dreißigste Jahr meines Lebens erreicht, unsägliche Strapazen lagen zwischen damals und jenen stillen, heiteren Jahren meines Kaufmannsstandes, aber sie hatten nicht hingereicht, mir einen bestimmten Standpunkt für das Leben zu erringen, und die unglücklichen Zeitverhältnisse konnten nur meine Aussichten trüben. Wie ich so unter den mit Todtenhemden bekleideten Betern weilte, ergriff mich das Gefühl, wie ich so nirgends hingehörte, und Alle bei den Todten weilten, die je Theil an mir genommen. So überließ ich mich ganz dem Strome der Empfindungen, die mich überwältigten und über den Augenblick und seinen Inhalt hinwegführten. Ich vernahm nicht, wie schon seit geraumer Zeit zu der hinter Gärten und Hintergebäuden versteckten Synagoge Getöse und Waffenlärm herüberschallte. Plötzlich erschienen einige Glaubensgenossen, die meldeten, daß die Preußen das Städtchen überfallen, viele Franzosen gefangen genommen, die anderen vertrieben hätten, so daß sie sich in schleunigster Flucht unter dem Schutze der Nacht entfernten. Dies Alles war das Werk einer kurzen Stunde, die wir im lauten Gebet verbracht hatten. Aller Blicke wandten sich auf mich; eben wollte ich mich rathlos entfernen, als der Vorsteher der Gemeinde und die angesehensten Mitglieder über mich herfielen, mir die Montirungsstücke in aller Eile vom Leibe rissen, diese in den Stätten und Pulten ver-

steckten, mir einen schnell herbeigeholten Civilrock anzogen, während Einer aus Fürsorge sogar sich seines Todtenhemdes entkleidete und mir es überwarf. Trotz des heiligen Festes wurde bald eine Scheere herbeigeholt und der Schnauzbart mir unerbittlich heruntergeschnitten. So war ich im Nu aus einem kaiserlichen Soldaten in ein jüdisches Gemeindemitglied verwandelt. Ich mußte mich in mein Schicksal ergeben, und dem Herrn, wie diesen braven Glaubensgenossen, die sich an meiner Inbrunst erbaut hatten, danken. Denn, wie ich später einsah, konnte nur drückende Gefangenschaft mein Loos sein, da ich von meinem Corps völlig abgeschnitten war. Bald darauf ward die Schlacht bei Leipzig geschlagen und die Trümmer des französischen Heeres eilten im Fluge zum Rheine.

So hatte mich abermals mein Glauben aus großer Gefahr gerettet. Aber was nun? Zehn Kriegsjahre ließen mich hülfloser zurück, als sie mich beim Beginne gefunden hatten.

Die Gemeinde, mit der ich mich offen über meine Lage besprach, gelobte einstimmig, mich nicht zu verlassen, sie wollte mich als gemeinsamen Sohn annehmen. Vorerst wurde ich vom Vorsteher willig und gastfreundlich empfangen.. Dieser biedere Mann, der vom heimlichen Kamin aus für sein Leben gern in das wechselnde Spiel des Krieges hinausrückte, fand den Lohn seiner Gastfreundschaft in der Erzählung meiner Kriegsabenteuer. Abends, wenn seine Familie um den Tisch sich versammelt hatte, mußte ich erzählen, und mein Stoff ging so wenig aus, wie die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer. So verging das Laubhüttenfest, und schon hatte ich alle Herzen im Hause gewonnen.

Mein Wirth war Kaufmann. Als daher die Werkeltage begannen, bat ich ihn, mir zu gestatten, mit Hand ans Werk zu legen, und ehe ich es mich versah, hatte ich alle meine kaufdienerischen Künste wieder hervorgeholt. Mein Eifer, meine gute Handschrift, die dem Alten sehr zu Statten kam, machten mich bald unentbehrlich. Was soll ich Sie lange aufhalten?

Ich blieb. Ich gewann bald das Herz der ältesten Tochter des Hauses, die durch ihr liebenswürdiges Aeußeres, durch die Sanftmuth ihres Charakters, durch die Treue und Reinheit, die aus ihren blauen Augen sprachen, auch mich fesselte. Der Vater war es zufrieden, er erwirkte mir durch seine Connexionen das Einwohnerrecht, und als der Frühling kam, sah ich mich in einer Gegend, an die ich nie gedacht, in einem Städtchen, das ich nicht dem Namen nach gekannt, als Ehemann und etablirten Kaufmann, glücklich und beglückend. Mein Geschäft hatte guten Fortgang, meine Familie mehrte sich.

Als nach Verlauf einiger Jahre mein Vater zu seinen Vätern versammelt worden, erwählte mich die Gemeinde zu ihrem Vorsteher. Auch dies sollte von wesentlichem Einfluß auf mein Schicksal sein. Es war jene betrübende Zeit, wo eine allgemeine Reaction in den Welthändeln sich bemerklich machte. Volk und Regierung strebten auf ihre, allerdings verschiedene Weise nach früherm Zustande der Dinge zurück. Die deutschen Alterthümler begannen ihre weltbeglückenden Proceduren mit der gehässigsten Behandlung der Juden, aber auch von oben herab, obgleich man die Juden an Leib und Eigenthum schützte, führte man alte Verhältnisse größerer Abhängigkeit und benachtheiligter Stellung für die Juden wieder zurück. Auch in unsrer Gegend äußerten sich helle Symptome dieses Geistes. Da nun unser Städtchen die Hauptstadt eines großen Kreises war, so führten mich diese Umstände oft zu unserm Landrathe persönlich. Bald mußte ich bei ihm Beleidigungen von außen zur Klage bringen, bald gegen Beschränkungen protestiren. Ich fand an ihm einen humanen, aufgeklärten, billig denkenden Mann, dem aber, zu eignem Mißbehagen, die Hände vielfach gebunden waren. Er war nicht Herr der Verhältnisse, sondern mußte nach Instructionen handeln, und ging offen in meine Klagen ein.

Doch auch diese Zeiten vergingen, und man beruhigte sich wieder. Der kurze Taumel verschwand, und Viele wollten

wieder gut machen, was sie in der Verblendung des Augenblicks Bedauertes gethan. Da erging plötzlich der Ruf des obengedachten Landraths an mich, an die Spitze eines großartigen Fabrikgeschäftes zu treten, das dem Kreise eine lebendigere Nahrungsquelle eröffnen sollte, und zu welchem die Mittel herbeigeschafft worden. Er hatte, wie er sich ausdrückte, bei mannigfachen Berührungen mich als pünktlichen, ordnungsliebenden, umsichtigen und vielerfahrenen Mann kennen gelernt, und ich sollte dem äußern Vertriebsgeschäfte der Fabrikate mit großem Avance vorstehen. Voll Muthes und Eifers gab ich mich meiner neuen Bestimmung hin, nachdem ich mein Geschäft einem jüngern Schwager überlassen. Ich ward in zwölf Jahren eifriger Geschäftsthätigkeit ein wohlhabender Mann und habe wegen vorgerückten Alters im vorigen Jahre meine Stellung mit vielen Ehren verlassen. Ein schöner Kreis von Söhnen, Töchtern und Enkeln umgiebt mich, ungetrübt sind die Jahre verflossen, und nur einige aus den Soldatenjahren zurückgebliebene Schäden, die mit dem Alter wieder zum Vorschein kamen, haben mich hierhergeführt, wo ich das Glück habe, Ihre Freundschaft mir zu gewinnen.

Dies sind in der Kürze die einfachen, aber doch vielbewegten Lebensbegebenheiten meines Freundes Bernhard, der ein offenes, gemüthliches, sonnenklares Herz als Preis eines reinen Lebens in das Grau des Alters hinübergerettet hat. Er sprach noch mit wenigen, aber kräftigen Worten sich darüber aus, wie allerdings das Judenthum in allen diesen seinen Ereignissen offenbar das Werk der Vermittelung übernommen, und ihn vom Abgrunde des Verderbens immer wieder zurückgezogen hatte. In dem Zauber, den ein gleiches Bekenntniß, gleiche Religionsceremonie, gleiches Gebetwort ausübt vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, hatte die Vorsehung immer wieder das Mittel gefunden, ihn aus bodenloser Tiefe zu erheben. Was er sei, was er habe, seinem Glauben allein habe er es zu danken, und vor solchem Gewinn schwänden ihm irgend kleine

Schäden und Benachtheiligungen wie Nichts auseinander. Lächelnd endete er, daß es Schade sei, daß er kein großer Mann in Israel geworden, weil er dann Alles als unmittelbaren Wink der Vorsehung hätte zurecht legen können. Nichts desto weniger liebe er seinen Glauben ebenso stark, wie nur irgend ein großer Mann, mit ganzer Seele und mit allen Lebensfasern. Dieselbe Liebe habe er in seinen Kindern, insonders durch Erzählung seiner Schicksale, geweckt und genährt. Was einmal der Mensch sei, müsse er ganz und ungetheilt sein.

Nachdem mein Freund geschlossen, dankte ich ihm innigst für den genußreichen Abend, und verhieß ihm meine Gegengabe in der offenmüthigen Darlegung meiner Lebensverhältnisse, die leider! ein so entgegengesetztes Bild darbieten. Ich will sie dem Leser nicht vorenthalten, da ich ihn einmal so weit geführt habe.

2.

Es war einige Tage später. Nach einem schwülen Vormittage war Nachmittags frühzeitig ein Gewitter heraufgezogen und hatte sich mit Blitz und Donner und dann in einem starken Landregen entladen. Eine Stunde später befand ich mich mit Bernhard lustwandelnd am Flusse. Die Sonne warf milde Strahlen herab, die Flur war erfrischt, die Pflanzenwelt hatte sich mit flimmernden Thautropfen bekränzt. Etwas angeschwollen rauschte der Bach stärker als gewöhnlich, und warf leicht und kräftig seine Wellen über die kleinen Hindernisse, die ihm das Gerölle der nahen Felsen schuf.

Sehen Sie, Freund, sprach ich, das Bild Ihres Lebens, das mir um so näher tritt, je mehr ich mich gedrungen fühle, Ihnen Ihr Geschenk verheißner Maßen heute zurückzugeben. Munter und frisch, wie dieser Bach, floß es hin, und die vom Schicksal hineingeworfenen Hindernisse dienten nur dazu, es lebendiger fortschießen zu lassen. Vom elsassischen Pferdejuden

an haben Menschen, Religion und Gott wie ein freundliches Dreigestirn Ihren Pfad beleuchtet, und für jede Zeit des Kampfes ward Ihnen ein reicher Sieg und eine lange Benutzung desselben. Leider! kann ich dies nicht sagen von meinen Erlebnissen! Glauben Sie, nicht der Hypochonder spricht so, Sie werden es mir bald zugestehen. Und gehört dieses Leiden, das ich mit mir herumtrage, nicht auch mit zu den Ergebnissen meines Lebens? Mag es nun zum Theile in der gestörten Stimmung des Sonnengeflechts, mag es zum Theil in psychischer Complication seinen Boden haben, immer bleibt es doch auch Wirkung von voraufgegangenen Ursachen, und wird es so zum schattenreichen Hintergrunde, auf welchem sich die dunklen Gestalten des Lebensgemäldes ohne scharfen Umriß herstellen. Doch wozu schon wieder Reflexionen darüber! Also, ich finde mich heute gestimmt, Ihnen als Entgelt eine Skizze meines Lebenswandels zu geben. Mangelhaft bleiben solche Erzählungen immer. Denn das Beste und Tiefste verleben wir in uns ohne Bewußtsein, folglich ohne Erinnerung. Und nicht Jedem wird das Leben von einigen bedeutsamen Momenten so keck hingezeichnet, wie Ihnen. Doch ich habe überhaupt vielmehr auf Ihre Nachsicht zu rechnen, denn wahrscheinlich werden Sie mehr verstimmt als erbaut davon.

Nun, lassen Sie einmal Ihre Aengstlichkeit, fiel mir Bernhard ein, und fangen Sie frischweg an. Ich gebe Ihnen mein Wort, ich ziehe mir nur das Beste heraus.

Wir schlenderten langsam quer durch das Thal zu einem Dörfchen hin, dessen Schenke auf einem Hügel lag. Hier, unter mächtigen Linden, von der untergehenden Sonne beschienen, wollten wir unser Abendbrod einnehmen. Ich begann.

Ich bin in der Provinz Posen geboren, der erste und einzige Sohn meiner Eltern, denn meine Geburt hatte meiner Mutter das Leben gekostet. So ist sie für mich immer nur ein in die Nebel des Jenseits gekleideter Engel geblieben, der in meiner Idee recht lebhaft existirte und vielen Verkehr mit mir

hatte bis in mein Mannesalter. Mein Vater war ein reicher Gutsbesitzer, der sich aus einem habelosen Bachur durch Fleiß und redliche Anstrengung, durch kluge Benutzung der Umstände und unbeschränktes Zutrauen so hoch gehoben hatte. Das Gut war ihm vom frühern Besitzer überlassen worden, als dieser vor dem Arm der politischen Gewalt flüchtig werden mußte. So wohl aber mein Vater sich emporzuheben verstanden hatte, so wenig wußte er sich zu behaupten. Er war ungemessen fromm und als er daher Gutsherr geworden, konnte die Wirthschaft nur Rückschritte machen. Von Freitag Mittag bis Montag früh, es mochte Saat- oder Erntezeit*) sein, ruheten Vieh und Leute; die Zehenten, die Ecken ꝛc. nahmen kein Ende und brachten den Ertrag herunter; die Benutzung des Bodens bewegte sich in tausend Schranken; dazu kamen andere Verluste, wie einmal ein Kornmagazin, dessen Schlüssel vor dem Peßachfeste nicht verkauft worden ꝛc. Kurz, so schön sich die Capitalien meines Vaters früher verdoppelt und verdreifacht hatten, so schnell verkürzten sie sich, als er selbst Landwirth geworden. Wie es aber zu geschehen pflegt, daß aus einem einmal verwirrten Verhältniß selbstthätig nicht herauszukommen ist, so ging es auch meinem Vater. Er hatte zu viel Umsicht, als daß er das Uebel nicht erkennen sollte, aber er blieb umwunden von den Umständen, die ihn einmal umstrickt hatten, um so mehr, da er nur durch Betrug sich hätte frei machen können. Er ging mit vollem Bewußtsein dem Abgrunde zu und sah nun mit der Abnahme seines Vermögens auch seine körperlichen Kräfte abnehmen. Sorgenvoll weilte sein Blick allein auf mir.

Was ich Ihnen da in wenige Worte zusammengedrängt, war das Ergebniß vieler Jahre. Ich war schon ein straffer Junge, als das Unglück zum Ausbruch kam. Meine Erziehung bestand, wie es sich leicht denken läßt, nur in der orthodoxen Weise. Denn was war von jener Zeit in der Gegend von

*) 2. Mose.

Gnesen wohl zu erwarten? Ich lernte Talmud und die Commentare bei einem eigenen Rabbi, und hatte es im funfzehnten Jahre gewiß schon weit gebracht. Meine natürlichen Anlagen waren nicht gering und ich sollte Rabbine werden. Doch ich gestehe es, das Eine ließ mein Vater zu, ich mußte heimlich einige Stunden die Woche zum Geistlichen des Dorfes gehen, um dort lesen und schreiben und einiges Elementarische zu erlernen. Das Bestreben meines Vaters ging nun dahin, sich so lange halten zu können, bis ich seiner Unterstützung nicht mehr bedürfe.

Aber es brach abermals ein Mißjahr herein, und dies vollendete das Unglück meines Vaters. Vergebens hatte er bei Vielen, denen er früher oft beigestanden und ihr Glück begründet, um Vorschüsse angepocht, sie ließen ihn rathlos ziehen. Dazu kam noch, daß ein Nachbar, auch ein Jude, auf meines Vaters Gut brannte; dieser hatte alle Obligationen auf meinen Vater aufgekauft, und die Verfallzeit war nahe. Ich sehe noch wie heute eines Morgens den ehrwürdigen Greis, bleich wie der Tod, aber stolz aufgerichtet, wie immer, in mein Zimmer treten, den großen Folianten, in welchem ich gerade mit meinem Lehrer las, zuklappen, dem Rabbi winken und seinen Quartallohn auszahlen. Der Rabbi ging mit mitleidsvollem Blicke davon, nachdem er die Hand segnend auf mein Haupt gelegt. Jetzt nahm mich mein Vater an der Hand und führte mich zum Sopha. — Samuel, sagte er feierlich, heute Abend um $11^1/_2$ Uhr bist Du eine Waise. Still, glaube nicht, daß ich meinem Leben ein Ende mache. Aber Du weißt, daß es in unserer Familie erblich ist, die Todesstunde vorauszuempfinden. Dein Großvater und Dein Urgroßvater starben zur vorausbestimmten Stunde, und ich fühle, auch meine Ahnung wird mich nicht täuschen. Dort in der grünen Stube auf dem Feldbette werde ich meine letzten Seufzer aushauchen. Morgen früh kommen die Gerichtsleute und werden Alles in Beschlag nehmen. Es bleibt Dir Nichts übrig, als dieser

Brief. Mit dem gehst Du nach P. zum Onkel. Alles, was ich habe, gehört meinen Gläubigern, Sie werden, Gott sei Dank, finden, daß sie wenig durch mich verlieren. Nur Deiner Mutter Heirathsgut habe ich für Dich zurückbehalten, es sind 50 Thlr., sie liegen in dem Briefe. Mein Segen wird auf Dir ruhen und Dich geleiten.

Wer beschreibt die Gefühle, die bei Anhörung dieser Worte mein jugendliches Herz zerrissen! Wer beschreibt die Stunden, die wir nach dieser Eröffnung mit einander verlebten. Mein Vater besaß die Kraft der Rede in einem hohen Grade. An diesem Tage schien ein Ausfluß des Jenseits schon von seiner Zunge zu fließen. Ich fühlte mich bald in eine himmlische Sphäre versetzt, von der aus die Erde so klein, das Leben so kurz erschien, daß ich morgen schon dem Vater in die Versammlung der Geister zu folgen glaubte. Mit der sinkenden Sonne nahmen die Kräfte meines Vaters merklich ab. Um nichts Irdisches zu verabsäumen, hatte er schon früher nach einem Arzte gesandt. Dieser kam, ließ den Vater auf das Feldbett in der grünen Stube legen — es war die Stelle, wo auch meine Mutter verschieden — und gegen 9 Uhr, da der Tod wirklich sich auf das Antlitz des Vaters legte, Leute unsres Glaubens holen. Die Todtenvögel kamen und füllten das Zimmer. Sie wollten mich entfernen, aber ich sträubte mich mit aller Kraft, und mein Vater winkte mir; ich setzte mich an sein Bett, er faßte meine Hand. Noch einige Mal neigte er sein Haupt mir zu und murmelte Worte des Segens in mein Ohr. Seine Hand erkaltete, und die meine in seiner, daß sie auch abstarb. Um $11^1/_2$ Uhr riß man mich gewaltsam von der Stelle, ein leises Aufröcheln, und er war nicht mehr!

Lange lag ich auf der Schwelle des Sterbezimmers, und nur über meinen Körper sollte man den seinen entfernen. Aber man hob mich auf, und trug mich auf ein Bett, wo mich Jammernden der Schlaf überwältigte. Lassen Sie mich die nächsten Wochen übergehen. Es kam Alles, wie mein Vater gesagt.

Man lobte seine Rechtlichkeit, aber stellte mich vor die Hausthüre, mit dem Wanderstab in der Hand.

Ich war in das Marktgewühl von P. eingezogen. Mein Onkel hatte geschrien über das Unglück seines Bruders, und sich eben so schnell wieder beruhigt. Er hatte ein zänkisches Weib, ein Haus voll ungewaschner Kinder und ein lebhaftes Geschäft. Welche Veränderung! Aber ich war Mann geworden. Mein Oheim verwandte die 50 Thaler, die mein Vater mir hinterlassen, gewissenhaft. Er berechnete, wie viele Monate er mich dafür zu einem billigen Preise erhalten könnte. Es waren neun Monate. Er gab mich daher bei einem Schächter in die Lehre, um mich während dessen zu diesem Amte zu qualificiren. Allein ich war in vier Monaten ausgestellt. Daher übergab mir mein Oheim eines Sonntags Morgen ein neues Kleid, meine Approbation als Schächter und 20 Thaler, mit der Anweisung, mich auf den Weg zu machen und mir eine Stelle zu suchen. So war der an alle Bequemlichkeiten gewöhnte, fremder Leute ungewohnte Knabe in seinem 16. Jahre auf die Heerstraße gestellt, um sich ein Unterkommen zu suchen.

Es war natürlich, daß ich vorerst so lange wanderte, wie meine paar Thaler ausreichten, und das war, bei sonstigem Zufluß der Mildthätigkeit, die ich bald zu benutzen lernte, nicht kurze Zeit. So befand ich mich bereits im Herzen Deutschlands, als mich meine versiegende Baarschaft mahnte, ein festes Bleiben zu suchen. Ich mag Ihnen diese Wanderung nicht schildern. Ich litt viel, aber ich blieb gesund und reinen Herzens. Die Zurücksetzung, der Hohn, die der jüdische Pilger damals noch überall zu ertragen hatte, hatten das Gute, daß sie ihn auf sich selbst verwiesen, und so vor Hingebung an böse Gesellschaft wahrten. Ich fand allerlei Stellen, die ich bald wieder aufgeben mußte. Keiner weiß sich die namenlosen Plackereien zu denken, denen ein Schächter in einer kleinen, meist rohen Gemeinde unterworfen ist. Und ich, mit meiner Erziehung, mit meinem heimlichen Anspruch auf das Rabbineramt,

Unsägliches litt ich, aber dies hatte wieder das Gute, daß es mich der blos jüdischen Welt entzog, daß ich mit christlichen Nachbaren mich bekannt machte und Etwas zu lernen trachtete. Mit unermüdlichem Eifer warf ich mich auf deutsche Bücher, welchen Inhalts sie auch waren, und kramte mein Gehirn mit vielem Wissenswerthen, aber auch mit Romanen, Empfindeleien und phantastischem Bilderwerk voll.

Ich hatte nach mancherlei Wechsel N. erreicht, ein Städtchen in Thüringen, wo eine wohlhäbige Gemeinde wohnte. Ich erhielt die vacante Cantor- und Schächterstelle, übernahm aber auch zum ersten Male, die Kinder im Hebräischen und nebenbei im Deutschen zu unterrichten. Ich war 20 Jahre, für mein pädagogisches Amt entbrannt, und mein Erfolg sehr gut. Die Eltern erkannten es an und man behandelte mich auf eine feinere Weise Ich fühlte mich freier, gehobener, mein Blick ward mild und weniger scheu, ich schaute mich um, und das Leben schlug mit höheren Wellen an meine ahnungsvolle Brust.

Ich hatte ein kleines Stübchen inne in einem kleinen Häuschen neben dem Gebäude, in welchem die Synagoge und ein großes Unterrichtszimmer sich befanden. Die Gemeinde hatte mich da eingemiethet bei einer armen Wittwe, christlichen Glaubens, meinen Tisch hatte ich wochenweise bei den Mitgliedern der Gemeinde.

Die Wittwe war aus einem höhern Stande. Sie hatte eine feine Bildung in ihrer Jugend erhalten, und war einem Officier verheirathet worden, der seinen Abschied als Hauptmann und einen einträglichen Posten erhalten. Aber er gewöhnte sich den Trunk an, vergeudete seine Habe, vernachlässigte sein Amt, veruntreute Gelder und versank immer tiefer. Lange Zeit ernährte die Frau ihn und ihre Tochter, die einzige Frucht ihrer Ehe, mit ihrer Hände Arbeit. Endlich befreite sie ein schrecklicher Tod von ihm, er verbrannte an dem entzündeten Geiste der genossenen Spirituosa. Der Fürst hatte ihr eine

unbedeutende Pension ausgeworfen, und von dieser und ihrem kleinen Erwerbe lebten Mutter und Tochter spärlich, aber friedlich und höchst eingezogen, ja einsam.

Der Umgang mit diesen beiden weiblichen Wesen, den ersten, denen ich etwas näher kam, wurde bald sehr anziehend für mich, je mehr ich zugleich fühlte, wie lehreich und bildend er für mich sei. Der feine Ton, der die Wittwe auszeichnete, und den sie, ohne Ziererei, selbst auf ihre ärmlichen Umgebungen übertrug, ihr bedeutendes Wissen, womit sie mir in meinem Drange nach geistiger Ausbildung aushalf und Winke gab, einen rechten Weg einzuschlagen, machte große Wirkung auf mich. Die gemeinsame Noth führte uns noch näher zusammen. Eine Augenkrankheit hatte die Wittwe befallen und sie in ihrem Erwerbe gestört. Ich half öfters mit meinen Nothpfennigen aus. Der Winter kam und die langen Abende wurden gemeinschaftlich verbracht. Die Wittwe hatte als einzigen Ueberrest aus früherem Wohlstande eine kleine Sammlung guter Bücher gerettet, aus diesen las ich vor, während die Tochter arbeitete und die Mutter eine Tasse Thee bereitete. Dann entspann sich eine lebhafte Discussion über das Gelesene, und die Wittwe reihte ihre feinen Beobachtungen, aus einer reichen Erfahrung und einem bewegten Leben geschöpft, daran. O, wie steht die Erinnerung jener trauten Abende noch vor meiner Seele, wo ein heiliges Stillleben durch meine Brust zog, während draußen Sturm und Schneegestöber tobten. Welch eine eigene Welt hatten wir uns geschaffen, in die die Wirklichkeit kaum hineinreichte. In religiöser Beziehung hatten wir uns verständigt, wir hielten uns stets auf dem Gebiete des Allgemeinen, in das Besondere der bestehenden Culte gingen wir nie ein.

Ich habe Ihnen noch nichts von der Tochter gesagt. Ihr Schatten steht heilig vor meiner Seele, ich habe ihn aufgestellt im innersten Schrein meiner Seele, und selten ließ ich ihn heraustreten, wenn nicht vor den Blicken eines so hochherzigen Freundes, wie Sie sind. Ich bin Greis geworden, und mein

Scheitel ward seiner Zierde beraubt unter den Bürden des Lebens; aber alles Feuer, welches die Asche verloren gegangener Bestrebungen erstickend bedeckte, hat sich lebendig erhalten in diesem Mittelpunkte meines Gemüthslebens. Sie wissen, ich bin Junggeselle. Was soll ich Ihnen nun noch bekennen? Sie haben es errathen. Ich liebte Theodore, und daß meine Liebe getheilt war, bezeugte mir oft ein Blitz aus ihrem dunklen Auge, wenn eine herrliche Stelle des Classikers die Flügel der Seele gelüftet, oder das traute Beisammensein den süßen Duft des Wohlbehagens um die Herzen gebreitet hatte. Aber unsre Liebe schwelgte nur im stillen Rausche des Selbstbewußtseins, und Wort und Berührung lagen uns fern, wie eine andere Welt.

Freund, haben Sie nie bemerkt, daß das Ueberglücklichsein des Menschen von der Welt stets mit Mißbilligung und Feindseligkeit angetastet wird? und daß — o, ich will dem Lenker unsrer Schicksale, der in der Höhe schaut, wenn wir in der Tiefe wandeln, keinen Vorwurf machen — das Verhängniß hierin immer sich zum Genossen der bösen Menschenwelt macht? Man will uns solches nicht gestatten, es soll nicht geduldet werden auf Erden, und die Zeit einer solchen Beseligung nur eine kurze sein! — Ich war in der Erfüllung meiner Pflichten so eifrig, ich betete so inbrünstig vor der Gemeinde, nie hatten mich solche Schauer der Andacht durchdrungen, wenn ich vor die heilige Lade trat, meine Zöglinge pflegte ich mit so inniger Liebe, und das Wort drang so beflügelt von meinen Lippen in ihre Herzen, selbst das unbehaglichste Geschäft, das Tödten der Thiere, ward mir zur Weihe, und unter den Worten des Segensspruches fühlte ich mich an den zertrümmerten Altar meines Volkes, an den ewigen Altar meines Gottes versetzt, dessen Naturgesetz ich ein Opfer brachte. Und wenn ich dann heim eilte, und meine theuern Wirthe empfingen mich, und die Stunden eilten unter belehrendem und entzückendem Dreigespräch dahin — wer war seliger, wem leuchtete das Leben

heller unter dem Doppelstrahl der Pflichterfüllung und der reinsten, unschuldigsten Liebe!

Eines Tages — es war der erste Sonntag nach dem Beginn des Frühlings und der erste Frühlingstag — ließ mich der Vorsteher der Gemeinde rufen. Nach einigen, mit einer gewissen Aengstlichkeit von dem guten Manne vorgebrachten Lobsprüchen, die die Zufriedenheit der Gemeinde mit meinen Leistungen aussprachen, machte er mir mit vielen umschweifigen Worten kund, daß Einige aus der Gemeinde sich beschwerten, ich hätte einen zu häufigen und zu genauen Umgang mit der Frau und deren Tochter, bei der ich wohnte, daß, so unschuldig dieser Umgang auch sei, er sich doch für den jüdischen Lehrer nicht schicke, und daß man daher verlange, ich solle nächster Tage ausziehen, oder die Stelle aufgeben. Welche Wirkung brachten diese Worte in mir hervor. Mag ich auch später, bei ruhiger Beschauung, sie ganz natürlich gefunden haben: damals kam mir ein so bitteres Gefühl der Abhängigkeit in die Seele, ich fühlte mich empört, daß man, trotz eifrigster Erfüllung meiner Pflichten, um die wenigen Thaler Lohn, sich berechtigt glaubte, mein untadelhaftes Privatleben willkürlich zu beherrschen, und mir Schritt und Wege vorzuschreiben, daß ich vor Zorn und Erbitterung kaum Worte finden konnte. Endlich faßte ich mich, und sprach mich ohne Rückhalt aus. Nicht zum Sclaven hätte ich mich verdungen, willenlos ein Spiel der Laune zu sein; man solle mir zeigen, worin ich wirklich gefehlt, und dann mich zurechtweisen: sonst aber wäre ich, außer den Stunden meines Dienstes, freier Herr meiner selbst. Meinen heftigen Aeußerungen gegenüber wurde auch der Vorsteher heftig, und als ich das harte und selbstgefällige Wort geäußert, man wisse meine Leistungen nicht zu schätzen und verwechsle mich mit anderen Subjecten meines Standes — überwarfen wir uns gänzlich, und der Dienst wurde aufgekündigt, womit ich mich einverstanden erklärte.

Wuth im Herzen kehrte ich nach Hause zurück. Und was

wartete da meiner? Freund, Sie wissen, wie nach einer Zeit der Ruhe der Sturm mit doppelter Kraft erwacht, und dann aus allen Enden der Welt über den schwachen Sterblichen hereinbricht, als ob er höhnisch uns zuriefe: Halte Dich, wenn Du kannst, Du Schwacher! Ich fand meine Wirthin ringend mit dem Tode, nachdem ein Schlagfluß plötzlich sie überfallen, und völlig gelähmt hatte. Theodore stand jammernd an ihrem Lehnstuhle, vergebens ihre wenigen Mittel der Belebung versuchend. Und Keiner stand ihr bei, Niemand theilte ihren Jammer. Ich lief im Fluge zum Arzt des Städtchens — er war verreist. Ich holte aus der Apotheke einige Essenzen und eilte zurück, und fand — eine Leiche und eine verzweiflungsvolle Waise. Ich war selbst erstarrt bei diesem Anblick, wie zu Stein gewordene Gestalten standen wir uns, ach! wer maß die Zeit — gegenüber an dem Todtenstuhle der Mutter, in der schwülen Stille des Zimmers, durch welches so eben der Tod mit geflügelter Sohle gezogen — endlich löste sich mein Schmerz, Thränen entrangen sich meinen Augen, und in der geheimen Sympathie der Seele, begann auch Theodore zu weinen, sie fiel in meine Arme, und mit dem Ausrufe: „Nun haben wir Beide nur noch Einen Vater!“ legte ich sie an meine Brust, an der ihre Zähren herabrannen.

Ich gewann das Wort des Trostes wieder; die Stunden gingen auch da zu Ende; die Todte wurde begraben. Ich mußte nun, der Schicklichkeit wegen, sofort ausziehen, aber mit der Gemeinde einte ich mich nicht wieder. Theodore hatte nur einen Ausweg, sie schrieb an eine Verwandte in einer benachbarten Stadt, ihr eine passende Dienststelle zu verschaffen. Aber die Antwort blieb lange aus, und bevor ihr Schicksal sich nicht entschieden, wollte ich den Ort nicht verlassen. Ich bekümmerte mich um Niemanden, einen Erwerb zu suchen, ekelte mich an, wenn ich auch einen hätte finden können; einige Sparthaler erhielten mich und Theodoren eine Zeit lang; dann veräußerte ich meine entbehrlichen Effecten, meine Bücher, auch

sie griff nach manchem kleinen Schatze und selbst die kleine Sammlung von Classikern konnte nicht bei uns bleiben. O, wie viele Thränen benetzten vorher diese theuren Reliquien einer verehrten Frau! Regelmäßig begegneten wir uns am Grabe der Mutter auf dem einsamen Kirchhof, und die von uns gepflanzten Blumen und Sträucher schossen unter unsrer Pflege schnell auf. Trotz unsres Kummers verbrachten wir hier süße Stunden der Herzensergießung, wir sprachen offen unsre Gefühle aus, aber all die unzähligen Schranken, die uns entgegenstanden, verhehlten wir uns nicht. Ja, ich gestehe es, mehrere Male stand der Gedanke des Religionswechsels vor meiner Seele. Ich wußte, daß ich als Preis dessen leicht eine mäßig gute Anstellung erhalten würde, in der ich Theodore zu der meinen machen könnte. Aber die Erinnerung an meinen sterbenden Vater, das Gefühl der Erniedrigung, um ein Glück auf Erden meine Ueberzeugung mit Füßen zu treten, das Bewußtsein, an Gott und Menschen eine ewige Täuschung zu üben, und meinen Ursprung, meine Stammesgenossen, mein bisheriges Dasein und Bestehen abzuleugnen: diese sträubten sich mit unüberwindlicher Kraft gegen jenen Gedanken. Und als ich Theodoren diesen Kampf meines Innern eröffnete: mit welcher Entschiedenheit wies sie mein Ansinnen zurück, mit welcher Entsagung sprach sie sich von diesem los. Nein! so gläubig sie gerade in ihrer Kirche war, so zeigte sie mir klar und voller Weihe den Zwiespalt, der unausbleiblich Folge dieses Schrittes sein, und wie zu jedem Ereigniß in der Zukunft das drückende Gefühl der Unwürdigkeit, der Charakterlosigkeit sich gesellen, und all unser Glück mit einem Fluche ersticken würde. Wir hatten uns schnell verstanden und traten aus dieser Besprechung geheiligt, erhoben und wie im Lichtglanz der Verklärung heraus. Unsere Zusammenkünfte, unsere Gespräche gewannen auf diesem Boden eine tiefere Bedeutung, eine höhere Weihe. Die erhabensten Interessen des Menschen wurden von uns mit höherer Begeisterung und aus den Tiefen unsrer Geister

besprochen, und mit immer größerm Gewinn öffneten wir uns die heimlichsten Schachte unsrer Herzen. So erhoben wir uns über die Sorgen und Fragen des Tages, und immer in der Gewißheit bald von einander scheiden zu müssen, bereiteten wir uns dazu vor, ohne diesen schmerzlichen Punkt zu berühren. Wir wandelten, bisweilen Hand in Hand, durch die Schlafstätten der Todten und durch die nahen Gebüsche. Aber das Unvermeidliche kam.

Eines Tages erwartete mich Theodore am Grabe ihrer Mutter. Sie hatte einen Brief in der Hand. Als ich diesen von ferne bemerkte, zog die Ahnung seiner Bedeutung beklemmend in meine Brust ein. Sie reichte ihn mir stumm, mit einer Thräne im Auge; die Tante schrieb ihr, sich sofort beim Empfange auf die Reise zu begeben, und zeigte ihr den sehr entfernten Ort ihrer Bestimmung an. Die Abschiedsstunde hatte geschlagen, sie war sogar sehr kurz, denn noch den Nachmittag ging die wöchentliche Post vom Städtchen ab. Soll ich Ihnen diese kurze Stunde beschreiben? Eine Welt lag in derselben für mich, ihr wehmüthiger Nachhall ging durch mein ganzes Leben, und vibrirt noch heute, nach so vielen Jahren, nach so vielen Schicksalen, in den Winkeln meines Herzens nach — — „Wir scheiden, sprach sie, wir werden und wollen uns hienieden nimmer wiedersehen, aber das Band, das uns verknüpft, soll nie loser werden — vor Allem bleiben wir unser würdig!“ Mit diesen Worten reichte sie mir die einzige Kleinodie ihrer Mutter, einen einfachen Goldreif — ich hatte ihr keinen dafür zu bieten. Dann sanken wir uns in die Arme, ich drückte den ersten und letzten Kuß auf ihre Lippen, sie riß sich los und eilte zur Stadt zurück.

Da war ich in die Knie gesunken auf dem Grabe ihrer Mutter, ich blickte ihr nach, so lang ich sie erschauen konnte, dann fiel mein Haupt auf meine Brust. So ging der Tag über mich hinweg. Der Himmel bedeckte sich mit Wolken, ich gewahrte es nicht. Er entlud sich in Regengüssen auf mein

unbedecktes Haupt, ich gewahrte es nicht. Die Nacht stieg herauf, ich gewahrte sie nicht. Als es dunkel geworden, stand ein Schatten neben mir und sprach eifrig in mich hinein. Es war der Schatten meines Vaters, und er lispelte mir Worte des Trostes zu. Ich hielt die fallenden Regentropfen für Zähren, die er über das Schicksal seines einzigen Sohnes weine, des früh verlassenen. Da entlud sich auch meine Brust, ich warf mich nieder auf das Grab und betete, betete. Meine Seele rang sich los und ward ihres Schmerzes Meisterin. Endlich erhob ich mich, eilte nach der Stadt, packte die geringen Ueberreste meiner Habe zusammen und, ohne mich aufzuhalten, verließ ich noch in der Nacht die Stadt und wanderte unter den dunklen Schatten rastlos fort, bis der Tag aufstieg und den einsamen Pilger beruhigte.

Lassen Sie mich, Freund, hier sogleich hinzufügen, was aus Theodoren geworden. Anfangs hatte ich einige Briefe — noch bewahre ich sie, und Sie sollen sie lesen — von ihr erhalten, aber bald, es war kaum ein halbes Jahr vergangen, blieben diese aus. Auf mehrmaliges Schreiben theilte mir die früher erwähnte Tante — ihr Ende mit. Sie hatte sich in ihren neuen Verhältnissen nicht heimisch machen können, da sie sehr drückend waren. Sie hatte bei der Tante auf Veränderung gedrungen, da eine beständige Beklemmung ihre Gesundheit untergrabe. Und diese Veränderung kam so schnell. Eines Nachmittags fuhr sie mit dem Fräulein, dessen Erziehung ihr anvertraut war, aus. Da wurden durch einen Leichenzug, der beim Umbiegen um eine Ecke ihnen entgegenkam, die Pferde scheu, warfen den offenen Wagen gegen einen Prellstein, und Theodore wurde von der Gewalt des Anpralles herausgeschleudert; sie fiel gegen eine Pfoste — in einer halben Stunde hatte sie vollendet. Nach Empfang dieser Nachricht trieb es mich unwiderstehlich nach ihrer Ruhestätte hin. Da verbrachte ich einige schmerzliche Tage an ihrer Gruft, bis ich mich mit aller Manneskraft losriß. O, ich bin Deiner würdig geblieben,

theurer Schatten, Dein ist das Verdienst, der Du mich treu durch alle Wege begleitetest! — — —

Dies, Freund, war das einfluß- und schmerzensreichste Ereigniß meines Lebens. Was konnte mir hinfort Betrübenderes begegnen? Treu bin ich dem geheiligten Andenken geblieben, und einsam setzte ich meine Pilgerung fort, einsam werde ich sie vollenden, bis der Ruf des Herrn mich zu den theuren Versammelten bescheiden wird. — Doch ich will den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen.

Ich hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Schächteramt und seine Anhängsel und Requisiten bekommen. Mein geistiger Standpunkt war im letzten Jahre ein viel höherer geworden; die Nahrung, die mein Geist, selbst aus seinen Unglücksfällen, gezogen, wollte sich mit der Speisung dieses Standes nicht mehr vereinigen. Und was hatte ich denn Anderes gelernt? So zog ich lange im Lande umher, ohne Ziel und Plan. Je höher das Weben meiner Gedanken sich erhob, aus je reinerm Aether der innere Athemzug meiner Seele schöpfte: desto weniger gab ich auf mein Aeußeres Acht, desto geringfügiger erschien mir dieses, und es gerieth deshalb in gänzlichen Verfall, ehe ich es vor dem Brüten meiner Phantasie bemerkte. Nicht das Achselzucken und scheue Zurücktreten anständiger Personen, nicht die häufig mit Mühe angeregte Mildthätigkeit, nicht der öftere Mangel am Nöthigsten weckte mich aus dem träumerischen Schlummer meiner Seele — endlich übernahm dieses Geschäft die Zudringlichkeit und Schlechtigkeit eines jüdischen Cameraden.

Auf dem Wege nach einer Stadt im Baier'schen hatte sich ein solcher zu mir gesellt, und, obgleich ich ihm wenig auf seine Anreden erwiederte, schnell Vertrauen zu mir gefaßt. Als wir nun in einer Schenke eingekehrt, kehrte er bald von einer Bettelour durch das Städtchen zurück, nahm mich auf die Seite und entdeckte mir, daß er durch öfteres Verweilen am Orte sehr bekannt sei und die Oertlichkeiten im Hause eines reichen

Mannes so genau kenne, daß wir in nächster Nacht unter seiner Leitung einen tüchtigen Fang thun könnten. Er habe soeben in Erfahrung gebracht, daß der Mann von einer Reise mit vielem Gelde zurückgekehrt sei, und mit seinen Leuten sehr ermüdet scheine. Ich stand wie vom Donner gerührt. Vernichtend durchdrang mich die Frage: Also so tief bist du gefallen, daß ein Dieb dich für seinesgleichen hält? und da du dir einbildetest, daß mitten unter den Merkzeichen der Armuth der Stempel des Geistesadels dir aufgedrückt bleibe, überzeugt dich die Wirklichkeit so bitter vom Gegentheil? — — Ich konnte lange nicht zur Sprache kommen, und der Dieb, der dies für ein Zeichen der Einwilligung nahm, machte mich schnell, ehe ich es wehren konnte, mit vielen Einzelheiten bekannt. Ich fühlte mich tief beschämt, und mit aller Wärme der Unschuld suchte ich den Dieb von seinem Irrthum in mir zu überführen, schreckte ihn von seinem Vorhaben zurück, und drohte ihm mit der Anzeige. Anfangs glaubte er, ich wollte die mitgetheilten Details mir allein zu Nutze machen, und suchte mich hiervon durch die Versicherung zurückzuschrecken, daß allein es doch nicht auszuführen sei. Als er endlich meinen Ernst erkannte, entwich er aufs Schnellste, ich aber hielt es für rathsam, jenen Mann, den der Diebstahl treffen sollte, zu warnen. Ich ging, obschon es bereits dunkelte, zu ihm, ließ ihn aus dem Schlafe wecken, und theilte ihm Alles umständlich mit. Er ersah bald, wie nahe die Gefahr, und wie leicht das Beabsichtigte auszuführen gewesen. Er schaute mir lange verwundert ins Angesicht, und sein Blick glitt voller Theilnahme von meinem Munde den löcherigen Bettlerrock hinunter. Er frug mich nach mir selbst, ich theilte ihm das Nöthige mit. Er forderte mich auf, in seinem Hause zu bleiben, wo ich Beschäftigung aller Art finden würde. Leicht willigte ich ein, aber als ich am andern Morgen wieder zu ihm kam, berichtete er mir mit Bedauern, daß die Polizei mir, als fremdem Juden, den Aufenthalt, selbst als Knecht nicht gestatten wollte. Er gab

mir eine bedeutende Unterstützung, anständige Kleidung und entließ mich unter mancherlei Ermahnungen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als ich meine Wanderung wieder antrat. Aber wie anders erschien ich mir heute, als gestern! Der Hochmuth, der mich gestern auf meine vermeintlichen geistigen Vorzüge noch erfüllte, hatte einem unsäglichen Gefühle der Demüthigung Platz gemacht. Ich wurde mir bewußt, wie ich zu Nichts geworden, und alle Die, welche mir je Theilnahme und Achtung geschenkt, umstanden mich im Geiste, und frugen mich: „wohinaus, träger Knecht?“ Und doch, wo lag ein Ausweg vor mir? welche Bahn sollte ich einschlagen? Ueberall war ich als Jude zurückgewiesen worden, überall hatte ich Hohn und Verachtung erfahren. Und jetzt gesellte sich das Gefühl hinzu, daß ich diese Verachtung verdient. — — Kennen Sie, Freund, einen solchen Seelenzustand aufrichtiger Selbstverachtung? Er gränzt an das unsäglichste Elend. Alles, was man gewesen, gethan und ist, verschwindet zu Schemen vor dem scheelen Blick des Bewußtseins, man wird so durchsichtig vor diesem Blicke, daß man nichts Anderes als ein Schatten bleibt, während Alles um Einen als fester, solider Körper erscheint. Krampfhaft zog sich mein Inneres zusammen, mein Kopf brannte mir vor dem Zerknittern und Zermalmen der Gedanken. Da schaute ich plötzlich auf, und vor mir lag eine große, weite, geräuschvolle Stadt im Lärmen des Tages. Wie von einem Zauberschlage fühlte ich mich berührt — wie, sprach ich zu mir, wo so viele Tausende Herd und Wesen haben, solltest du mit so gutem Willen keine, auch nicht die geringste Stelle lebendigen Schaffens finden? Ich raffte mich auf, und that mir das Gelübde, diese Stadt nicht zu verlassen, ohne über meine Zukunft gewiß zu sein.

Und es kam so. Ich kehrte in einem der besten Hotels der Stadt ein, was ich mit meiner jetzigen Kleidung wagen konnte. Nachdem ich Etwas genossen, frug ich den wohlgelaunten Wirth nach etwas Neuem. Da führte er mich lächelnd in ein

Nebenzimmer, und zeigte mir ein gedrucktes Blatt. Es war — der Aufruf Friedrich Wilhelm's an sein Volk! Begeisternd ergriff mich dieses Wort. Dies ist der Wink der Vorsehung! rief es in mir laut. Hier ist es, wo Christ und Jude sich begegnen, hier, wo jegliches Opfer angenommen, ein heiliges Ziel erstrebt wird, da bist auch du willkommen! Und wie immer, wenn mich ein großer Gedanke erfaßte, rannte ich eilends aus der Stadt, und befand mich in einer Stunde wieder auf der Heerstraße, um zum ersten preußischen Werbeplatz zu eilen. Ich trat als Freiwilliger in das preußische Heer ein, wozu mir die edle Unterstützung jenes Mannes, den ich vor Diebstahl geschützt, die Mittel gab.

Das Kriegsleben ergriff mich auf eine eigene Weise. Ich war in den letzten Jahren zu innerlich geworden, mein Geist hatte eine sehr günstige Entwickelung genommen, aber er spann sich in sich selbst ein, und trug sein ganzes Gespinnst an und mit sich selbst herum. Mein ganzes Dasein war nach innen gewandt, und die Außenwelt war kaum für mich da. Jetzt galt es, des Leibes Kräfte immerfort übend zu erhalten, und übend zu bilden, und in regster Wachsamkeit sich selbst und das Ganze zu wahren. Man stritt und kämpfte für ein außer sich Vorhandenes, und wovon man dennoch ein lebendiges Glied war. Und endlich unterdrückte die körperliche Anstrengung alle Reflexion. Auch schaute es sich aus dem Sturmbande des Tschako's ganz anders in die Welt. Hier war jeglicher Unterschied zwischen Menschen und Menschen gefallen, die gemeinsame Noth, das gemeinsame Loos und das gemeinsame Ziel trug jedwede Schranke ab, und der Hieb der blanken Waffe schien nicht blos den Feind, sondern auch das feindliche Vorurtheil niederzuhauen. Wer aber so vielfach die Hemmnisse des letztern empfunden, versenkt sich am meisten in den Jubel, in welchem es schwindet. Eine Beschreibung unserer Kriegszüge will ich Ihnen nicht geben, saure Jahre waren es, die Jahre 1813, 1814 und 1815, aber auch herrliche, wie sie so leicht nicht wieder-

kehren. Ich focht tapfer mit, ich blutete für die heilige Sache der deutschen Unabhängigkeit, und trage die Narben an meinem Leibe. Aber ich kehrte doch ganz anders wieder. Jetzt erst war ich Mann geworden, gewandt an Körper, gesund und kräftig an Seele. Ich trug die Gewißheit, daß ich mit dem Siege auch den Sieg meines Lebens erringen helfe, mit mir herum, daß ich mir ein Vaterland erkämpfe und eine Aussicht. Als der Krieg zu Ende war, war ich Feldwebel und hatte die Anwartschaft auf das Kreuz.

Unser Regiment kehrte zurück, und zog mit Sang und Klang in die heimathlichen Fluren zurück. Wer aus dem Dienste treten wolle, wurde aufgefordert, seine Entlassung einzureichen, so wie wer von den Avancirten in den Civildienst übergehen wolle, seine Qualification und Ansprüche. Ich zögerte nicht, und da meine Oberen mir sehr wohl wollten, und versprachen, mich besonders zu fördern: so suchte ich um die Vergünstigung nach, ein Jahr ein Seminar besuchen zu dürfen, um dann an einer städtischen Schule ein mäßiges Lehramt zu versehen. Ich hatte um so eher gegründete Hoffnung, da das preußische Gesetz den Juden das Lehrfach geöffnet hatte. Ich glaubte längst jeden Gedanken an Judenbeschränkungen in das Blut und die Leichengruben der Schlachtfelder versunken.

Aber ich erhielt keine Resolution. Ich kam nochmals ein, und unterstützte mein Begehr durch Zeugnisse meiner Vorgesetzten. — Da ließ mich eines Tages der Oberst rufen, und forderte in höherm Auftrage meine Erklärung ab, ob ich — mich taufen lassen wolle, so stünde der Erfüllung meiner Wünsche Nichts im Wege. Ich gab eine verneinende Antwort, und sie ging ab.

Diesmal brauchte ich nicht lange zu warten, ich erhielt meine Entlassung, und zugleich — einen abschläglichen Bescheid: als Jude könne ich nicht in den Staatsdienst treten. Ich gestehe, solch fürchterliche Stunde habe ich nie wieder erlebt. Nicht die Verzweiflung meiner Lage, nicht das Gefühl,

abermals am Grabe aller Hoffnungen zu stehen, und wieder keinen Ausweg, keine Lebensbahn eröffnet zu haben — nein alle Persönlichkeit verschwand mir in diesem Augenblicke, und nur die schreiende Ungerechtigkeit regte ein niegefühltes Toben meiner Brust auf. Bis jetzt war mir mein Glauben feindlich entgegengetreten, diesmal trat die Welt feindlich meinem Glauben entgegen. Bis jetzt hatte ich geglaubt, der Jude habe sich der Welt entschlagen, jetzt zeigte sich, die Welt habe sich des Juden entschlagen. Die Dienste, den Enthusiasmus, das Blut des Juden annehmen, und dann doch ihn allwege zurückweisen, das ging mir über alle Menschenmöglichkeit. So hatte die Glocke mit dem ersten Ton des Friedens wieder angeschlagen die Töne des Hasses, der Kleinlichkeit, der Widerlichkeit, alle Mißklänge der Ungerechtigkeit und Zurückstoßung. Im ersten Augenblicke wollte ich die Kriegsmedaille, die Anwartschaft aufs Kreuz, den ehrenvollen Abschied, alle Erinnerungen meiner Kriegsjahre einpacken und den Herren überschicken. Aber ich wartete doch den Moment der Ueberlegung ab, und da ich doch wenigstens die Erlaubniß, im Preußischen zu wohnen, behalten wollte, um nicht wieder vagabundiren zu müssen, so hielt ich mich zurück. Doch that ich mir ein feierlich Gelübde, nie wieder das Band einzuknüpfen, nie mein Anrecht auf das Kreuz geltend zu machen und dies nie anzunehmen, und dieses Gelübde habe ich gehalten.

Als meine wenigen Sparpfennige zu Ende gingen, und ich zu ruhiger Ueberlegung kam, nahm eine fürchterliche Angst in meiner Seele Platz. Ich wußte gar nicht aus und ein. Ich hatte gealtert, das Haar ward dünner auf meinem Scheitel, und ich stand nach als alter Knabe auf demselben Punkte, wie damals, als ich aus P. wanderte, ein Schächter zu werden. Und der Schmetterlingsstaub der Jugend war längst abgewischt, und ich wußte, daß ein alternder Mensch, wenn er einsam steht, ganz verlassen ist — — was nun? Wie oft wandelte ich an dem Ufer des Stromes, und blickte sehnsüchtig in das

offene Grab, welches die Wellen dem müden und beſtaubten Pilger lockend bieten. Nur das Auge meiner Theodore blickte bald ſtreng, bald milde mahnend aus dem blauen Waſſer mir zu, und wenn ich mich hinunterneigte, hob ſie drohend einen Finger.

Ja, ich war verlaſſen. Meine früheren Obern mieden mich, denn ſie fühlten aus mir den Stachel des Vorwurfs heraus, meine Cameraden hatten ſich zerſtreut, das bürgerliche Leben hatte ſeinen rollenden Lauf wieder begonnen, in welchem ich ſo überlei erſchien. Da nahm ſich das Geſchick meiner an.

Eines Tages ging ich wieder auf dem Glacis der Feſtung längs des Fluſſes, die Kühle des Abends genießend, als der Strahl des Vollmondes mir ein blinkendes Stück in den Augenwurf brachte. Ich hob es auf, und es war ein Ring mit einem ziemlich großen Diamant; innen waren Buchſtaben und Datum eingegraben. Ich nahm es mit nach Hauſe, und ſuchte in den nächſten Tagen unter den Anzeigen der Zeitung die Bekanntmachung des Verluſtes. Auch fand ich dieſe bald unter Zuſicherung einer Belohnung. Ich überbrachte den Ring dem Eigenthümer, der ſehr erfreut über die Wiedererlangung war, da er das einzige Vermächtniß eines früh verſtorbenen Vaters war. Es war ein Juſtizcommiſſar, der, da ich die Belohnung zurückwies, ſich nach meiner Lage erkundigte. Ich legte, da ſein offenes Geſicht mir Zutrauen einflößte, dieſe ihm freimüthig dar, und er bot mir ſofort Beſchäftigung in ſeinem Bureau an. Bald betrachtete ich dies als einen Wink des Schickſals, und zögerte nicht, die Gunſt des Augenblicks wahrzunehmen. Bald hatte ich mich hineingearbeitet, und mein durch durch ſo viele Bedrängniſſe geſchärfter Verſtand, wie ein unermüdeter Fleiß machten mich ihm mit der Zeit als Secretair unentbehrlich, und in einem anſehnlichen Gehalte bezeugte er mir ſeine Anerkennung und Erkenntlichkeit. Ich verſäumte nicht, mich in meinem neuen Fache heimiſch zu machen, und ſtudirte in den Nächten das Landesrecht, ſo weit dies nur ohne Vor-

bildung ging. Als ich dadurch im Stande war, selbstthätig nicht zu sehr verwickelte Processe zu führen, so übergab mir mein edler Gönner eine Menge von Geschäften, die ich unter seiner Unterschrift zu eigenem Gewinne unabhängig betrieb. Dadurch erlangte ich viele Bekanntschaft und vieles Vertrauen, und obschon ich meiner Religion wegen und aus Mangel am Studium nie darauf Anspruch machen konnte, eigenständisch im juristischen Fache zu werden: so war doch das Verhältniß so leicht und durchaus nicht drückend, daß ich es mir gar nicht anders wünschte. Meine Sparsamkeit und der bedeutende Gewinn meiner advocatorischen Geschäfte brachte mir ein mäßiges Capital, welches immer im Wachsen blieb. Aber mit dieser sorgenlosen Existenz kam der Dämon der Krankheit zu mir. Das anhaltende Arbeiten, die sitzende Lebensart, verbunden mit der Einsamkeit und gesellschaftlichen Abgeschlossenheit, in der ich vegetirte, legten den Grund zu dem hypochondrischen Uebel, gegen das ich vergebens ankämpfte, und das mir die Tage meines irdischen Daseins verbittert. Zwar habe ich, als vor zwei Jahren mein Freund starb, und ich aus der übrigen, längst neidischen Advocatenwelt keinen neuen Beschützer zu finden hoffen durfte, meine Geschäfte aufgegeben, zwar weiß ich meine jetzige Muße angemessen auszufüllen, indem ich ein regelmäßiges Studium der deutschen und französischen Classiker für mich begonnen, und die vielfachen Lücken meiner geistigen Ausbildung so gut als möglich auszufüllen strebe, nebenbei auch mit Lust überall, wo ich nützen und helfen kann, mit meinen schwachen Kräften zu nützen und zu helfen suche — aber mein körperliches Leiden schafft mir unsägliche Kämpfe, und verfinstert auch meine Seele oft so sehr, daß sich mein ganzes Leben mit einem trüben Schleier bedeckt. Ach, wenn ich oft auf meinem einsamen Lager die Nächte durchseufze, und mein Auge irrt über meine ganze Vergangenheit hinweg: wie erscheint mir dann mein Leben so nichtig und leer, so innern Gehaltes und tüchtiger Kraft bar. Mein Leib ist gebrochen, meine Seele

muthlos, mein Geist so schwach und mangelhaft, Nichts habe ich gethan, Nichts hervorgebracht, wobei ich weilen, was meinem frühern und spätern Leben einen Anhalt gebe; ich fühle, wenn ich das Auge schließen werde, wird kein anderes sich mit einer Thräne füllen, und mein Name über Nacht vergessen sein.

Das war ich, Freund, das bin ich. Und dennoch habe ich Ihnen nur die Hauptmomente geschildert, und das Meiste, weil es äußerlich unbedeutend, ging in der Bewußtlosigkeit des Verlebens unter, oder ich wollte nicht zu breit und weitläufig sein. Aber sie haben es in Händen, was mein Leben so widerwärtig gemacht, und ich will es nur mit Stillschweigen übergehen. Jedes Opfer, was als solches in Anschlag gebracht wird, hört auf, Opfer zu sein. Und zumal die Religion ist ja als Ueberzeugung nur wir selbst, nichts Aeußerliches, sondern ganz wir selbst, und was wir ihr opfern, bringen wir uns selbst, unserm eigensten Ich dar. Und Sie haben Recht, wenn ich einmal unglücklich und des Leidens voll sein sollte, hätte ich es unter anderen Umständen eben so gut werden können. Nichts desto weniger habe ich die schmerzlichsten Verluste gehabt, weil ich Jude bin. Doch ich murre nicht, sondern klage nur die an, welche es bis dahin bringen, und wünsche, daß unsern Enkeln solche Kämpfe erspart bleiben. —

Freund, antwortete Bernhard, ich bin Ihrer Erzählung noch zu voll, als daß ich Ihnen über Ihre Bemerkungen vom Judenthume und seiner Stellung antworten könnte. Aber Eines fehlt Ihnen, Freund! Eines mangelt Ihnen! Eines muß ich Ihnen empfehlen — die Bibel. Ja, Ihnen, mit Ihrer Innigkeit, mit Ihrer Tiefe des Gefühls, mit Ihrem verwundeten Herzen und anhaltsloser Seele, Ihnen fehlt die Bibel. Ergreifen Sie sie, lesen, studiren Sie sie, in der Ursprache, in der Fülle des Wortes, und Sie werden einen kräftigen Stab für den Rest Ihres Lebens haben. Ich bin selbst kein eifriger Leser derselben, aber es ist mein Instinct, Ihnen ist sie nothwen-

dig. — Außerdem, ich bin einmal Geschäftsmann, fallen mir hundert Pläne ein, lassen Sie mich erst zur Ruhe kommen, ich lasse Sie nicht, ich schleppe Sie mit mir; Sie müssen gesunden und noch fröhlichen Alters werden, darauf schwöre ich, so Gott will!

Bernhard hat seinen Schwur gehalten. Nach Beendigung der Badecur begleitete ich ihn zu seiner Familie, wo es mir herzlich wohl erging. Alle Glieder derselben beeiferten sich, mir gefällig zu sein, ich gewann sie lieb, und sie mich. Kurz, da mich an meinen Wohnsitz gar Nichts fesselte, beschloß ich, mich zu ihm überzusiedeln, und in der Nähe solches Freundes und so vieler lieber Wesen meine Tage zu enden. Aber ich bin noch nicht zu Ende. Nachdem ich kaum hier angekommen, und eine Wohnung genommen, wollte die löbliche Polizei mich als ausländischen Juden nicht dulden. Kaum konnte mein Freund es bewirken, daß ich nicht sofort die Stadt verlassen mußte. Noch schwebt die Sache bei den höheren Behörden, und es werden noch einige Monate vergehen, bevor ich dem theilnehmenden Leser das Resultat werde mittheilen können. Du siehst, mein Leser, ich weiß noch nicht, wo ich mein Haupt zum Sterben niederlegen werde.

Die Gegensätze.

Eine Zeitnovelle.

Die Gegensätze.

Eine Zeitnovelle.

I.

Wenn einer meiner Leser im Jahre 1820 am Abende des neunundzwanzigsten Februars durch die große Reiterstraße der Residenzstadt H. bedächtigen Schrittes gegangen wäre, würden ihm wohl zwei Häuser aufgefallen sein, die durch den scharfen Gegensatz, den sie darboten, sich bemerklich machten. Aus dem großen Hotel auf der rechten Seite der Straße tönte eine lärmende Ballmusik dem Wandrer entgegen, daß die Lust des wirbelnden Tanzes ihm, wenn er noch auf der Stufe fröhlicher Jugend stand, die Füße tactmäßig in Bewegung gesetzt hätte; aus allen Fenstern strömte das Licht, „die Nacht zum Tage erhellend", nur bisweilen von vorüberhüpfenden Schatten wenig unterbrochen; auch mußte wohl in Nebenzimmern eine lustige Schaar von Zechern, die dem Bachus ihr Opfer zu bringen vorzogen, sich Raum geschafft haben, denn von Zeit zu Zeit tönte wüthendes Vivat auf die Straße hinab, die von nahender Mitternacht schon einsam gemacht worden. Das war das Haus des reichen und bekannten Banquiers Kaspar, welcher den alle Jahrviert nur wiederkehrenden Geburtstag seiner einzigen, blühenden, an Geist und Körper ausgezeichneten Tochter mit geziemendem Glanze feierte. Der Erzähler gesteht aber, daß er zu dieser Zeit selbst noch im Hause des Banquiers unbekannt war und, erst später die Gastfreundschaft desselben

erfahren konnte, so daß es ihm unmöglich ist, so gern er auch möchte, den Leser in die „strahlenden“ Gemächer einzuführen, ihn selbst der Königin des Festes vorzustellen und an den Freuden dieser Nacht Theil nehmen zu lassen. Er kann ihm nicht die von zarten, duftenden Stutzern umschwärmte Heldin zeigen, so gern diese wohl selbst einen männlichern Mann um sich zu sehen gemocht, er darf ihn nicht zu den Spiel- und Zechtischen der zahllosen Hof-, Forst-, Regierungs- und Geheimräthe, der Professoren, Doctoren, Post- und Steuer-Beamten führen, die sich die Weine des reichen Juden wohlschmecken ließen, und sich, wenn nicht vom Manne, doch von seinem Keller sehr befriedigt fühlten — denn die Zunge, lieber Leser, welche so oft den Samen der Zwietracht ausstreut, ist nicht seltener die gütige Vermittlerin tausendfacher Extreme — wir müssen, der Schreiber wie der Leser, beide allen diesen Herrlichkeiten den Rücken wenden und der Thür des gegenüberliegenden Hauses zuschreiten. — „Wenn Du ein Schatten bist, wie ist Dein Name?“ könnten wir mit jenem Geisterseher fragen. Das bescheidene Gebäude liegt in völliger Dunkelheit begraben, und das zitternde Licht aus dem höchsten Fenster, das unserm überschauenden Auge begegnet, macht die Finsterniß und Einsamkeit nur desto merkbarer. Aber wer weiß nicht, daß unter dem Mantel der Bescheidenheit öfterer ein größeres Herz schlägt, als das lärmende Gepränge vergebens zur Schau zu tragen sich bemüht? Halten wir es daher nicht für überflüssig, sacht die Treppen des uns viel vertrauteren Hauses hinaufzuschleichen und in das Studirzimmer des Sohnes des alten Großhändlers Marcus Löwe unbemerkt einzutreten. Dies nämlich war das Zimmer, aus welchem jener einsame Lichtstrahl auf die Straße hinabglitt, der uns nun den engen Raum und die vielen darin gehäuften Gegenstände spärlich erleuchtet. Denn ringsum haben die großen und kleinen Ausgeburten großer und kleiner Autoren an den Wänden einen willkommenen, doch nicht ununterbrochenen Ruheplatz gewonnen — nur an den Fensterpfeilern hatten

die körperlichen Contrefeie etlicher Schriftsteller über ihre geistigen gesiegt, und ein geübter Blick konnte schnell insbesondere die markirten Gesichter eines Spinoza, Mendelssohn, Eibeschütz, Cologna u. A. erkennen. Auch über den Repositorien waren die Büsten antiker und neuerer deutschen Scribenten aufgestellt, und Sokrates stand ruhig neben Wieland, Herder bestritt Platon und Demosthenes den Platz nicht, Göthe und Schiller neigten die starken Nasen und todten Augen sich zu. Diese Halbmesser der menschlichen Leichname, die wohl die Freude des Besitzers bei der Ausstaffirung des Zimmers gewesen sein mochten, trugen jetzt unbeachtet die Last des zur Ruhe gekommenen Staubes auf ihren weißen Schultern und Häuptern. An die Bücher selbst lehnten ringsum mathematische Instrumente, Globen und Ferngläser, die jedoch willig einer Guitarre und Violine den Platz vergönnten. Aber es würde uns gewiß ängstlich zu Muthe sein, lieber Leser, sollten wir um so späte Stunde die todten Menschen allein um uns sehen; diese waren jedoch zum Glück nur die Diener und Herolde jener lebendigen Personen, von denen die eine, ein ernster, hochgewachsener, junger Mann, die wenigen Schritte, welche die Bücher und Instrumente erlaubten, unermüdet hin- und zurückthat, die andere sich behaglich auf dem Sopha streckte.

„Es ist mir schon seit geraumer Zeit aufgefallen", sprach eben der Candidat beider Rechte, Ludolph, zu dem wandelnden Jüngling, mit dem jener in traulichem Gespräch vertieft war, so daß sie die Schritte der leise hinschleichenden Nacht nicht bemerkten: „es ist mir schon seit geraumer Zeit aufgefallen, daß jene erhabenen Griechen, denen Du während Deiner Universitätsstudien alle Deine Zeit und Kraft zuwandtest, immer mehr von Deinem Schreibe- und Lesetische verschwinden, und ihre Stelle von der ältesten, auch von mir hochgeachteten, doch jenen nicht gleichgestellten Urkunde, der hebräischen Bibel, eingenommen wird. Auch sehe ich, Freund, mit einem gewissen

Schauder Eure alten Rabbinen, die während jener Zeit in den hintersten Winkeln Deiner Bibliothek verstäubten, allmälig hervorrücken, sie, die mir mit ihren kleinen krausen Lettern ohne Vocale immer die beredtesten Zeugen der Dunkelheit und Verworrenheit des Mittelalters schienen. Ich gestehe, daß ich den Grund dieser bedeutsamen Veränderung Deiner Richtung wohl kennen möchte. Darum thue ich diese Frage, die mir längst schon auf der Zunge schwebte, jetzt an Dich."

„Die Frage kommt mir nicht unerwartet, Ludolf", antwortete der Andre, „und da ich gewohnt bin, Dir über meine Beschäftigung Rede zu stehen, will ich Dir den Grund Deiner richtigen Bemerkung angeben. Die Griechen und Römer, Freund, und die Bibel, verhalten sich für mich, wie eben Universität und Familie. So lange ich an jener weilte, fern von der Heimath, von den geliebten Meinigen, allein stehend, ohne jene Genüsse, welche dem edlen Herzen die theuersten sind, die Genüsse des häuslichen Glücks und der Familienfreuden: so lange gab ich mich auch dem fremden Kreise hin, und dem Zuge widerstehend, der mich an den verlassenen Vaterherd zurückrief, mochte ich mich auch von dem heimathlichen Leben in unserm göttlichen Religionsbuche fern halten. Das ist nun vorüber. Zurückgekehrt bin ich nun an die Plätze meiner Kindheit, und nun wieder ganz heimisch zu werden, eilt mein Geist auch wieder zu dem unerschöpflichen Buche zurück, das das Buch meiner erwachenden Seele war."

„Gut gesprochen, Jonathan, aber noch wenig befriedigend. Denn einen alten lieben Freund wiederzusehen, kehrt man wohl dann und wann bei ihm ein, läßt aber doch nicht alle seine sonstigen Bekannten im Stich und wirft sie mit einem Male fort. Bei Deinem festen Geiste und bei dem klaren Bewußtsein, mit welchem Du alle Deine Schritte beachtest und leitest, wirst Du es mir nicht verdenken, wenn ich Deine Antwort noch nicht für erschöpfend halte!"

Jonathan blickte den Freund, halb sinnend, halb lächelnd, mit den großen freundlichen Augen an, und fuhr dann ernster fort: „Die alten Classiker gleichen einem glücklich begabten Knaben, von der Natur allein erzogen; er hatte das Leben, das wirkliche, verworrene Leben, nicht kennen gelernt, nicht die Familie, mit allen ihren bald fröhlichen, bald traurigen, heute friedlichen und morgen stürmischen Verhältnissen; es fehlt ihm Eines — das Herz, das Gemüth. Was daher die Alten so erhaben und unübertrefflich macht, ist die Ruhe, die Einfalt, in der sie weben und die in ihnen webt. Da ist kein Kampf, kein Sturm, keine Zerrissenheit des Innern, und um so mehr hat das Aeußere, die Form, Kraft und Raum sich zu gestalten und zu vollenden, und wie ein Gewächs der Natur steht endlich das Product, harmonisch in Wesen und Form, da. Ganz anders verhält es sich mit den heiligen Schriften der alten Hebräer. Wie das Volk selbst, im Kampfe geboren, im Widerstreben gegen den immer wiederkehrenden Sturm von außen erzogen, enthalten sie das Abbild eines markvollen Lebens. Die ganze Verwirrung, welche über die menschliche Gesellschaft hereingebrochen, liegt schon in ihnen entziffert da, und die Waffen, mit denen der Mensch dagegen kämpfen soll, werden uns durch sie in die Hand gegeben. Darum gilt hier die äußere Form gar nichts, keine Mühe wird darauf verwendet, ein kunstvolles Gebäude aufzurichten mit Grund- und Schlußsteinen, mit Sockeln und Capitälern, alle Kraft wird aufgespart, um jedem einzelnen Worte die höchste Innigkeit, das stärkste Gewicht zu geben — jeder einzelne Gedanke ist sich selbst Bestimmung. Wie nun, theuerster Freund, wenn ich mit jenen Griechen vorerst fertig zu sein glaubte, wenn ich sie genugsam begriffen zu haben meinte, um, die Hauptansicht in mir davon tragend, das weitere Studium und den Genuß der einzelnen Autoren einer spätern Rückkehr vorzubehalten? Jetzt, da ich im Begriff bin, dem wirklichen Leben selbst näher zu treten, müßte es mir nicht Bedürfniß sein, die Erwartungen und Mei-

nungen von diesem Leben in mir zu vergewissern und zu befestigen, und mich für und gegen dasselbe zu rüsten?"

„Je unerwarteter mir Deine geäußerten Gedanken kommen", antwortete Ludolf, „und je weniger ich in beiden Feldern Herr bin, desto mehr muß ich sie jetzt gelten lassen. Aber die Frage möchte ich an Dich thun, warum, da doch unstreitig das jetzige Leben am besten in den neueren Schriftstellern begriffen ist, Du Dich nicht lieber zu diesen wendest, um so mehr, da Du mir immer sie zu wenig zu berücksichtigen schienest?"

„Deine Frage, lieber Ludolf, ist von äußerstem Gewichte, und Du wirst erlauben, sie deshalb etwas umständlich zu beantworten, um Dich ganz auf meinen Standpunkt zu versetzen, den ich jedoch durchaus nicht für einen allgemein giltigen ausgeben will. Du weißt, mein Vater ist noch einer jener alterthümlich gebildeten Juden, die mit unveränderter Strenge an dem alten Judenthum hängen, und außer ihm nur nothgedrungen Etwas gelten lassen. In diesem Geiste ward ich erzogen, und obschon ich das Gymnasium besuchte, so mußte ich meine übrige Zeit ausschließlich dem Studium des Talmud, seiner Commentatoren und der rabbinischen Literatur widmen. So wie von Kunst und systematischer Wissenschaft überhaupt in diesem Kreise nicht im geringsten die Rede ist, und sich alle diese Schriften nur um die eine Frage drehen, wie das Leben in jedem einzelnen Momente mit höchster Gewissenhaftigkeit zu einem gotterfüllten, auf das religiöse Heil — auf welche Weise nun dies auch gefaßt sei — hinstrebenden zu machen sei: so drängt sich unwillkürlich und tief in die innerste Seele des Studirenden die Geringachtung jedes andern Strebens ein, das eben auf die Frage: wozu dies? nicht mit einem Aehnlichen zu antworten vermag. Auch ich, Freund, konnte diesem besonnenen Charakter nicht widerstehen, er machte sich mir eigenthümlich. Bei den Griechen nun beantwortete sich die Frage: wozu sie da sind? leicht dahin, daß sie die Menschen an und für sich in der vollkommensten Harmonie als Mensch erzielen,

ohne auf höheres, jenseitiges Leben einzugehen. Wie aber konnten, als ich späterhin Muße und Gelegenheit hatte, die Schriftsteller der neueren Völker kennen zu lernen, und sie mit allem Eifer benutzte, wie konnten nach diesen schweren, das ganze menschliche Sein scharf abwägenden Fragen, die Märchen des Arioſt, die Träumereien des Dante und Taſſo, die Spielereien des Voltaire, die ſelbſt bewußtloſen Verworrenheiten des Shakeſpeare Stand halten, um ihr Studium zu einer Lebensaufgabe zu machen? — Nein, Ludolf, nicht wie Du ſagſt, haben die neueren Autoren das neuere Leben am beſten begriffen und verſtanden; höchſtens ſchattiren ſie uns die Verwirrung des neueren Lebens ſelbſt treulich ab; denn in den verſchiedenen Werken eines und deſſelben Autors findeſt Du, in dem einen die Ehre, in dem andern das Vaterland, in dem dritten den Glauben, in dem vierten die Tapferkeit, im fünften die Liebe und den Frauendienſt als das höchſte Princip, als das Ideal des Menſchen aufgeſtellt. Ein wahres Begreifen des Lebens kann ich aber nicht nennen, wenn man durch ſich ſelbſt nur ein Bild davon giebt, wie denn eine Spiegelung keine Beleuchtung iſt — ſondern nur, wenn wir die Tendenz deſſelben durchdringen, uns darüber erheben, und die Mittel zur Beherrſchung deſſelben erkennen und darbieten. So wie aber die Neueren keine Einheit in ihrem innern Weſen beſitzen, ſo können ſie eben deshalb auch nicht Herr über die Formen werden, und ein endloſer Streit zwiſchen Weſen und Form waltet in ihnen vor, den Keiner, nicht einmal Göthe, der den Griechen doch am nächſten ſteht, zu ſchlichten vermag. Wehe alſo dem, der dem Studium der Neueren ſein Leben weiht; iſt er nicht an und für ſich flach und fade, ſo geht die Einheit ſeines Lebens unrettbar verloren: wie ein maſtloſes Schiff ſchwankt er von Granada nach Toscana, von Frankreich nach England, ſucht überall den verlorenen Groſchen, und findet ihn nicht. Nur als dritte mächtige Erſcheinung neben Bibel und Griechen, zwiſchen dieſen beiden einem ewigen Anziehen und Abſtoßen hingegeben,

kann ich sie betrachten und verstehen. — Insbesondere aber, Ludolf, mußt Du wissen, daß wir Juden selbst noch mitten im Alterthum stecken, und die Eigenthümlichkeit des letztern noch gar nicht so abgestreift haben, als es die Annahme des äußern Firnisses scheinen läßt. Wir können uns daher noch lange nicht genug den Neueren assimiliren, daher denn die neuern jüdischen Autoren, ein Börne, ein Heine, gar die Zerrissenheit selbst sind, da sie sich von ihrem Mutterboden losgerissen, und ihr Schifflein in ein fremdes Element hineingestoßen haben." -

Ludolf schwieg; er wußte dem nichts zu entgegnen. Da endigte nach einer kleinen Pause Jonathan seine Rede mit den Worten: „Und nun, Freund, wenn ich dem Gesagten endlich hinzufüge, daß die Freude, die ich meinem alten Vater durch die Erneuerung dieses Studiums mache, nicht wenig dazu beitrage, mich zu demselben zu bestimmen, wirst Du dann ganz zufriedengestellt sein?"

„Halt", fuhr hier Ludolf mit Hitze auf, „da fällt mir eben das wieder ein, wovon ich erst schon gesprochen, und was mich nicht wenig um Dich besorgt macht. Gut, ich will Dir glauben, daß Du in Deiner Bibel all Das findest, was Du sonst überall vermissest, daß die curiosen Quadrätchen und Halbkreischen mit ihren Stengeln und Stiftchen im Stande seien, Dir das Räthsel des Lebens zu lösen, wozu Dich aber von Neuem in die Gespinnste des Talmuds, in die Selbstquälereien der Rabbinen, in die Salbadereien der Commentatoren verlieren? Jonathan, fürchtest Du nicht, daß das edle Blut, welches durch Dein großes Herz strömt, verstocken und verbleichen wird, daß Du aus den Irrgängen dieser lichtlosen Höhlen Dich nicht wieder herausfinden wirst — Jonathan, wenn ich einst erleben müßte, daß Dein geschwächtes und erblindetes Auge nicht mehr das Licht ertragen könnte, das jetzt wie ein volles Morgenroth hineinströmt — ich könnte aus bloßer Befürchtung heimlich in Dein Zimmer kommen und alle diese Folianten verbrennen. Jonathan, was soll Dein glattes

Kinn auf Büchern, über die sich sonst nur große, schattige Bärte niederbeugten?"

Der Angeredete beendigte seinen Spaziergang durchs Zimmer, blieb am Tische stehen, strich sich die schwarzen Locken aus der Stirn und setzte sich dann ruhig zu seinem ängstlich lauschenden Freunde aufs Sopha nieder.

„Habe Dank, Freund Ludolf, für Deine Theilnahme; aber beruhige Dich, die Leiter steht noch unter meinem Fuße, keine Sprosse ist gebrochen, laß mich zu Dir sprechen, wie auch Dieses nicht mit Unmuth abzuschneiden, sondern spinnend und webend aus einer rohen Wolle zu einem gesunden, wärmenden Gewande zu bereiten ist. — Der Talmud und die rabbinische Literatur sind für Denjenigen, der ein Studium aus der Bibel und aus dem Judenthume macht, von zwei Seiten unentbehrlich. Denn erstens enthält die Bibel sowohl linguistisch als exegetisch unzählige dunkle Partien, und werden wir nun, um eines weitverbreiteten Vorurtheils willen, verschmähen wollen, Männer darüber zu vernehmen, welche, genau gerechnet, zwölf Jahrhunderte, und, da sie selbst nur Ueberliefertes geben, um so viel mehr der Zeit der Psalmisten und Propheten näher standen, und dem Schauplatze, auf welchem diese ihre erhabene Rolle spielen, nicht fern und entrückt waren? Lassen wir uns doch die Mühe nicht verdrießen, bei Homer, bei Aeschylus und Aristophanes einen Eustathius, einen jeden elenden Scholiasten nachzusehen, bei einem Aristoteles uns aus den abstrusen Paraphrasien eines Aphrodisiakus zu winden, die an Sprache und Gedanken unendlich ärmer als die Talmudisten sind! Es hieße das Band der Geschichte auflösen, es hieße fast ein egyptisches Monument dicht an die Hebe von Canova fügen, wenn wir den Talmud vom Studium der Bibel lösen wollten. Zweitens ist die Bibel nur die Basis des Judenthums: werden wir aber, um ein Gebäude ganz und gar kennen zu lernen, nur das Fundament und das Dachwerk betrachten wollen, die Treppen abbrechend, und die Stockwerke unbeachtend? Ja selbst, wenn

die neuern Juden seit Mendelssohn das ganze Dachwerk des Judenthums schon vollendet hätten, da sie doch, um im Gleichniß zu bleiben, kaum die Sparren und Latten angeschlagen, an denen erst tüchtigere Enkel die frischgebrannten Ziegel anlegen werden — selbst also, wenn nicht Sonnenschein und Regen durch die Lücken noch unabgehalten hineinströmten, würde ich die untern Stockwerke nicht vernachlässigen dürfen, wenn auch die Stimme, die vom Sinai tönte, nicht durch alle hindurchtönt. Lasset doch auch ihr Juristen nicht ab, den wirren Codex Theodos., die Institutionen des Justinian, die Capitularien der fränkischen Könige zu durchforschen, obwohl es wahrlich nicht das Licht allgemeiner Menschenrechte ist, welches jene enthalten. — Natürlich, daß ich hier nicht von einem jeden Juden spreche, sondern nur von dem, der, höherer Erkenntniß nachgehend, das Judenthum in seiner ganzen Gestaltung kennen will. Dann auch, mein Freund, würdest Du Dir die Gesellschaft eines Maimonides, Albo, Vidal, Ibn Esra, Abarbanel wohl bisweilen gefallen lassen, wenn Du sie näher kenntest, und, was das unendlich Hohe in ihnen ist, diese freudige Entsagung alles Irdischen für das Bewußtsein ihrer Religion und ihres auserwählten Volkes, die durch ihr Leben und ihre Schriften ging — zu bewundern Gelegenheit hättest. Damit Du aber auf keine Weise neidisch auf diese längst begrabenen Heroen der Judenwelt werdest, werde ich Dir dann und wann, wie bisher, die allgemeinen Resultate meiner Forschungen in gedrängter Darstellung mittheilen."

Der Candidat zeigte sich nun hiermit beruhigt, und entfernte sich nach einigen unerheblichen Reden in sein Quartier im großen Hintergebäude, welches ihm auf Bitten Jonathan's der alte Löwe nolens volens unentgeltlich eingeräumt hatte. Der Candidat nämlich, Sohn eines armen und schon längst verstorbenen Beamten, hatte zufällig auf der Universität Jonathan kennen gelernt, und nachdem die beiden jungen Leute sich gegenseitig angezogen fühlten, fiel es dem edelmüthigen

Herzen nicht schwer, den unbemittelten, kämpfenden Ludolf durch die sauren Universitätsjahre vermittelst eifrigster Unterstützung zu bringen. Nachdem nun Jonathan vor beiläufig einem halben Jahre mit dem Doctorhute der Philosophie zurückgekehrt war, hatte es sich gefügt, daß Ludolf bald nachfolgte, um die Hungerjahre der Auscultatur und des Referendariats bei den Obergerichten in H. zu absolviren. Die Universitätsfreundschaft, die so selten zu einem Bündniß fürs Leben wird, hatte sich hier sogleich aufs Innigste erneut, um zu gegenseitiger Förderung und Unterhaltung ein Mehreres hinzuzufügen.

Als der Candidat sich entfernt hatte, begann Jonathan wieder von Neuem, das Zimmer mit seinen Schritten zu messen. Bald aber trat er ans Fenster und schaute durch die Nacht in die noch immer lebensvollen Gemächer des gegenüberliegenden Hauses. Aengstlich betrachtete er die vorüberhüpfenden Schatten und schien sie nach ihrer Größe und ihren Umrissen zu bemessen, um die Personen zu errathen, denen sie angehören mochten. Dann legte er die weiße Stirn an die kalte Scheibe, und war es ein Seufzer, den er über sie hinhauchte, oder eine Thräne, die über die bleiche, aber edel umrissene Wange rollte, daß die Glasscheibe leise gefeuchtet ward. „Entsagung!“ sprach er vor sich hin, „Entsagung war das Losungswort, war die Parole der Israeliten von der Grenze Egyptens an — Entsagung war die Randschrift meiner Kindheit und Jugend — wird es nun auch hierin eine Entsagung gelten?“ — — Plötzlich wandte er sich ab, ermannte sich, löschte das Licht und begab sich mit dem frommen Abendsegen: „Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiges, ewiges Wesen!“ u. s. f. auf sein Lager.

2.

Einige Tage, nachdem dieses Gespräch unter den Freunden stattgefunden, finden wir unsern Jonathan in den Gän-

gen des Kastanienwaldes vor der Stadt lustwandelnd. Die Morgensonne flimmerte durch die weiten blattlosen Aeste und der Rasenteppich hatte durch den geschmolzenen Schnee frische grüne Spitzen getrieben. Eine laue Luft umfächelte den Wandler, dem es bedünkte, als ob der Süden wieder nach dem Norden rücke. Zu dieser Zeit hebt sich die Brust des Menschen in freieren Athemzügen, und das Auge schaut leicht wechselnd von der grünenden Erde zu dem duftig blauen Himmel. Auch der innere Mensch richtet sich wieder auf, und mit den Hüllen des Winters fallen alle Lasten des Geistes ab. Die Hoffnung, die Frühlingssonne des menschlichen Herzens, die gerade nach den bängsten und kältesten Winterstürmen des Lebens am lächelndsten aufgeht, treibt Schneeglöckchen und Crocus schnell hervor, und wenn sie einen warmen Boden findet, bald das duftende Veilchen. Innen aber, unvermerkt, gährt und schäumet das Leben und verkündet nahe Knospen und Blüthen. Der Frühling weckt auch die Erinnerung im Menschen — an genossene Freuden der verflossenen Zeit, zwischen die sich der Winter gelegt hatte.

Auch Jonathan weilte in der Vergangenheit. Nicht daß ihn der Anblick der wohlbekannten Gänge an seine Knabenjahre gedenken machte, wo er in kindischem Leid und Freud so oft sie durchstürmte. Solches geschieht Einem nur, wenn alle Stimmen des innern Menschen in schöne Harmonie zusammenfließen oder schweigen — aber wenn nur eine Sehnsucht, ein Schmerz, so ist die Seele zu befangen von der Gegenwart. Die Unschuld der Kinderwelt nahet uns nur bei unschuldiger Ruhe des Gemüthes. Er gedachte der erst kürzlich verflossenen Studienjahre, besonders aber der schönen Stunden, die er im Hause einer befreundeten Dame verlebt, als Julie, die Tochter des Banquiers Kaspar, mehrere Monate bei dieser, ihrer Tante, verweilte. So sehr auch ihre beiderseitigen Familien wegen der ganz entgegengesetzten religiösen Ansichten und Lebensart in ihrer Heimath getrennt, ja feindlich gegenüber

ſtanden, ſo hatten ſich doch auf dem neutralen Gebiete der Tante und Univerſität die Herzen der beiden jungen Leute achten und lieben gelernt; ſie hatten ſich in tiefem Schmerze getrennt und die wehmüthige Sehnſucht, die ſie ſeitdem in ſich nicht beſchwichtigen konnten, ſagte ihnen, wie viel ſie ſich wären.

Hier, in der Heimath, war es ihnen nicht einmal geſtattet, ſich zu nähern; oft war er vorübergegangen, und ſie vermochte nur, ihm nachzuſchauen, und er nicht einmal zu grüßen.

Es wallte unſerm Jonathan heiß durch das Herz, denn der erwachende Frühling erhöht alle unſere feineren Empfindungen — daß er bald langſam, bald ſchneller durch die verſchlungenen Gänge eilte. Als er um eine Ecke bog, ſtand vor ihm — Julie; in weiter Entfernung folgte ihr ein Diener. Sie ſchaute ihn mit erſtauntem Blicke an; er verbeugte ſich und ging vorüber. Da bemerkte er ein Taſchentuch, das ihrer Hand entfallen ſein mußte, er deutete es willig auf die Ueberraſchung. Ehe er ſich deſſen bewußt war, hatte er es aufgehoben und eilte ihr nach.

„Sie haben dies wohl verloren, Fräulein", ſprach er mit ungewiſſer Stimme, „und ich gebe mir die Ehre, es Ihnen zu überreichen."

Sie ſprach ihren Dank mit ſüßer Stimme aus, ohne ihre Schritte aufzuhalten, und da ſie ſo vorwärts gelangten, war es natürlich, daß er an ihrer Seite verblieb.

„Ich habe Sie längſt zu ſprechen gewünſcht, ſagte das holde Mädchen, beſonders um von jener hohen Frau, meiner mütterlichen Freundin, reden zu können, auch nebenbei zu erfahren, ob nach meiner Entfernung eine kleine Lücke in dem ſchönen Kreiſe geblieben, und wie ſie ausgefüllt worden. Ich bin hierauf ſo eitel."

„Die Lücke war ſo groß, daß ſich die getrennten Theile nicht wieder zuſammenfanden", antwortete Jonathan. „Ihre Tante begab ſich bald darauf auf ihren Landſitz, und ich ward von dem Beſtreben, die letzten Monate meiner Univerſitäts-

jahre bestens zu nutzen, ganz auf mich selbst beschränkt. Doch habe ich das Glück gehabt, vor meiner Abreise die verehrungswürdige Dame noch einmal zu sehen und viele Grüße mit hierhergebracht."

„An mich?"

„So ist's."

„Und warum haben Sie sich dieser Last nicht entbürdet, warum haben Sie mir nicht überliefert, was mir gehört?"

„Wußte ich, ob der Werth der Botschaft dem Unwerthe des Boten gleichkommen würde?"

„Da haben Sie beide zu gering angeschlagen, und ich habe unter diesem Irrthume gelitten. Es ist gut, daß wir hierauf gekommen. Werden Sie unser Haus gar nicht besuchen?"

„Ach Gott! Sie wissen, Fräulein, unter welchen eigenthümlichen Verhältnissen wir beide hier stehen. Ich bin schon glücklich, daß Sie mich nicht vergessen zu haben scheinen. Wenn ich aber dürfte, wozu die Sehnsucht mich nur zu oft ermuntert, wäre es Ihnen gestattet, mich zu empfangen?"

„Jonathan", fiel Julie hier rasch und betonend ein, „ich bin frei. Sie aber befinden sich in Banden, von denen der starke Mann sich frei machen sollte. Was ich empfinde, worüber wir uns schon in H. klar geworden, giebt mir ein Recht, so zu sprechen. Ich glaube, Sie leben im Götzendienste; ob gezwungen oder ungezwungen, weiß ich freilich nicht. Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit, der Muth kommt mir aus dem Herzen."

„Und wer hat Sie so gelehrt zu sprechen, Julie? Kennen Sie das, was Sie mit diesem schrecklichen Ausdrucke belegen, und worin Sie mich befangen glauben, genauer?"

„Sie ist freilich nur wie der Klang eines Wiegenliedes, und dann wie ein Gemurmel aus der Ferne zu mir gekommen, die Kunde vom alten Judenthume. Es vermischt sich damit die

Stimme meiner früh verblichenen Mutter, nach deren Tode mein Vater unsere jetzige Stellung eingenommen. Aber was sich mir zufällig davon von Zeit zu Zeit aufdrängt, kam immer in so abschreckender Gestalt zu mir, daß die Meinung, die mir mein Vater davon gegeben, nur bestärkt worden ist. Ich achte und liebe die mosaische Religion über Alles, weil ihre Lehre mit meinem Verstande übereinkommt, und mein Herz sich darin beruhigt und befriedigt fühlt — hat aber diese mit dem Judenthume, diesem Producte des Mittelalters, etwas zu thun?"

„So viel, mein Fräulein, als der Wein mit dem Gefäße, in welches er gefaßt ist. Mag immerhin das Gefäß im Laufe der Zeiten und Schicksale seine Beulen und Flecken bekommen haben, werden Sie aber darum das Gefäß ganz und gar zerschlagen wollen, und den edlen Inhalt so dem Sande preisgeben?"

„Wäre dieses Gleichniß wahr!"

„Und es ist wahr, Julie. Die Lehre der göttlichen Offenbarung, trennen Sie dieselbe von der Geschichte des israelitischen Volkes, es wird Ihnen nimmer gelingen, sie zerrinnt Ihnen dann in der Hand. Das Judenthum ist nichts Anderes, als das fortgesetzte Leben desselben Volkes um die Offenbarung umher. Israel ist die Stiftshütte der Offenbarung; und wenn nun auch auf dem langen Wege durch die rauhe Wüste des letzten Jahrtausends die äußere Bekleidung gelitten hat und unscheinbar geworden, darf ich sie darum niederreißen, und so das „Allerheiligste" den Winden und Stürmen preisgeben?"

„Gut. Es sei so. Müssen wir dann aber ewig das Gefäß in seiner zerstoßenen Gestalt, müssen wir diese Stiftshütte mit ihrer zerrissenen und verfalbten Bekleidung erhalten, wie sie sind? Ich fühle, Jonathan, und es gehört hierzu nicht mehr, als Mensch zu sein, ich kann das „Allerheiligste" in mein Herz verpflanzen, und es soll da vor den Stürmen der

Außenwelt wenigstens, wenn auch nicht der Schicksale, verwahrt sein."

„Das kann und muß es auch, Julie, so weit wir uns selbst angehören. Aber da Sie die geheiligten Bande, die den Menschen an Verwandte, an Familien-, Stamm- und Glaubensgenossen knüpfen, gewiß anerkennen und mit aller Zartheit des schönen weiblichen Herzens pflegen — werden Sie es auch nicht verkennen, daß wir die Erscheinungen des Lebens auch in ihrem allgemeinen Bezuge zu nehmen haben. Nun gebe ich recht gern zu, Julie, daß es an der Zeit ist, dem Judenthume wieder Frische und Reinheit zu geben, den Rost der Zeit abzureiben, und den alten verborgenen Glanz zum fröhlichen Tageslicht zu fördern — aber das kann ja nicht der Einzelne allein, sondern nur die Gesammtheit, und um in diese den Impuls der Bewegung zu bringen, muß man wohl auf ihren Standpunkt zuvor zurückkommen, um von da aus das neue Leben zu verbreiten und organisch zu entwickeln."

„Jonathan, ich fange an, Sie zu verstehen, und es enthüllt sich mir eine große Idee Ihres Lebens. Werden Sie aber darum den, der es für sein eigenes Seelenheil für nothwendig hält, sich möglichst am reinen Menschenthum zu halten und so Alles, was die Geschichte nur dem Lebendigen aufgeheftet und umgeschlagen, von sich abzuweisen, der Abtrünnigkeit und Treulosigkeit beschuldigen?"

„Gewiß nicht, Julie. Abtrünnig ist nur der, welcher falsch und ein Heuchler ist. Jeder darf nur dem nachstreben, was er für wahr und heilig erkannt, so ist er wahr und heilig. Aber da der Irrthum so leicht ist, so muß wohl ein Jeder zusehen, nicht allein zu wandeln, und das, was Leben und Erfahrung lehrte, zu befragen und aufzunehmen. Weil eben, Verehrte, das reine Menschenthum nur Ideal und noch nirgends erschienen ist, dürfen wir nicht hoffen, es selbst zu erschaffen, sondern müssen von der Wirklichkeit aus darnach streben."

„Und was halten Sie demnach mit einem Worte von

den Juden, die sich vom Judenthume entfernt und nur auf die Lehre halten, die in der Offenbarung gegeben, als Gesetz ihres Lebens aber nur das Gesetz der Moral erkennen?"

„Unter denen, Freundin, die sich vom Judenthume entfernt halten, sind zwei verschiedene Classen. Solche, die nur vom bürgerlichen, materiellen Leben wissen wollen, und überhaupt alle Religion als Geschöpf der Phantasie, also auch das Judenthum, ansehen, dem sie höchstens in den Augenblicken der Schwäche einigen Raum gönnen wollen — diese sind freilich sehr verächtlich und wir sprechen allerdings von diesen gar nicht. Die aber, wie Sie sagen, nur die Lehre und Erkenntniß aus der Offenbarung ziehen, als Gesetz nur das Gesetz der Moral anerkennen — ich habe die höchste Achtung für diese, aber ich glaube, sie stehen auf gefährlicher Höhe, wo ihnen das Verhängniß leicht den Boden unter den Füßen hinwegrücken könnte. Denn die Menschheit ist noch längst nicht hingelangt, wo jene sich schon sicher glauben, und die bedeutendsten Fragen auf diesem Gebiete sind noch nicht erschöpfend gelöst. Abgesehen also, daß sie so manchen Schaden ihren schwächer gebildeten Mitmenschen und Glaubensgenossen zufügen, haben sie sich aller der Hülfe im Leben entschlagen, welche für das Seelenleben aus der äußern Veranschaulichung, aus sinnbildlicher Darstellung, aus von außen kommender Erinnerung und Mahnung entspricht." —

„Sie haben heute Vieles in mir angeregt, Jonathan, sprach Julie nach einer kleinen Pause. Ich fühle um so dringender das Bedürfniß, an Ihrem kräftigen Worte mich weiter aufzurichten. Ich fühle, wir müssen einen Weg der Vermittelung finden. Jetzt erscheint mir noch Alles in zu scharfem Gegensatze."

Sie waren während dieses Gesprächs in einen abgelegenen Theil des Lustwaldes gelangt, kaum bemerkte man in der Ferne den nachfolgenden Diener. Da ergriff Jonathan mit Feuer die Hand Juliens und rief aus voller Seele: „Wie wäre ich

glücklich!“ — Dann sich fassend, fügte er hinzu: „Lassen Sie uns offen über die Verhältnisse sprechen. Unsere Väter, wissen Sie, stehen sich leider in unfreundlichem Verhältnisse gegenüber. Je innigere Freundschaft sie früher verband, desto mehr mögen sie jetzt Grund haben, sich von einander abgestoßen zu fühlen. Es könnte die Ruhe unsrer beiden Familien kosten, sollten wir uns innerhalb derselben nähern wollen. Lassen Sie uns jetzt nur hoffen. Was die Zukunft bringt, dem wollen wir entgegensehen. Wenn ich nur hoffen dürfte, Ihnen öfter hier zu begegnen?“

„Das sollen Sie, Jonathan! Ich kann es um so eher, je öffentlicher es ist, und da ich seit lange hier um die Mittagsstunde zu lustwandeln pflege.“

Er beugte sich auf ihre Hand und küßte sie. Dann trennten sie sich, und während Julie nach dem nahen Thore einlenkte, hing Jonathan noch lange in den Gängen seinen Gedanken und süßen Träumen nach.

3.

Als Jonathan später nach Hause zurückkehrte, fand er daselbst eine Veränderung. Freund Ludolf war im Begriff, seine wenigen Effecten zusammen zu schnüren und aus dem gastfreundschaftlichen Hause zu scheiden. Die Veranlassung kam von außen.

In der Residenzstadt H. lebte ein Onkel und zugleich der Vormund Ludolf's, ein Kriegsrath Faller. Dieser hatte sich nun zwar wenig oder gar nicht um Ludolf bekümmert, und ob ihn dieser auch mehrere Male während seiner Studienjahre um Unterstützung angegangen: er hatte stets ausweichende Antwort erhalten. Jetzt war Ludolf einige Male im Hause seines Oheims gewesen, ohne daß dieser merklich Notiz von ihm genommen. Der Kriegsrath hatte keine Kinder. Man

war über seinen Charakter nicht recht einig. In früheren Kriegesjahren hatte er, wie man sprach, wesentliche Dienste in Angelegenheiten zarter Natur geleistet, so daß ihm höhere Behörden verpflichtet geblieben, obschon sie ihn ziemlich fallen gelassen. Doch wußte er sich so geschickt zu geriren, daß ihn die Welt noch immer eine höhere Wichtigkeit, wenn man diese auch nicht bestimmt anzugeben wußte, beimaß. Hierzu trug nicht wenig der bedeutende Aufwand bei, den er machte und den er mit unbekannten Mitteln bestritt. Dieser nun hatte plötzlich unsern Bekannten rufen lassen, hatte ihm eröffnet, daß er von den Vorgesetzten einstimmig das Lob des Neffen vernommen, über seine Tauglichkeit die besten Zeugnisse erhalten habe, daß er nur diesen Zeitraum abgewartet, um für ihn wirksam zu sein, ihn in eine höhere Carrière einzuführen. Er bedeutete ihn, daß er ihn die juristische Laufbahn mit der diplomatischen vertauschen lassen wolle, wies ihn an, wo er Behufs der Einführung in höhere Kreise die nöthige Ausstattung beziehen könne, und bat, in seinem Hause einige unbewohnte Zimmer zu seinem Gebrauche zu nehmen.

Ludolf war von dieser plötzlichen Glücksänderung wie betäubt. Ein jeder junge talentvolle Mensch lernt sich sehr bald im Bewußtsein seiner Kraft, als den würdigen Gegenstand eines höhern Willens, Berufes und Bedürfnisses ansehen, und die Aussicht, in eine rege, höhere Thätigkeit versetzt zu werden, kam ihm als Erfüllung lang gehegter und oft ausgesponnener Träume bald schon als natürlich und rechtmäßig vor, daß er vergaß über die Ursachen, die wohl bei seinem Oheim der schnellen Sinnesänderung zu Grunde lägen, nachzudenken. Er begnügte sich mit der Erwägung, daß bei der Kinderlosigkeit jenes es sehr natürlich sei, daß er sich seines Neffen zu erinnern angefangen, um einen Nachfolger und Erben seines Ansehens und seiner Stellung zu gewinnen. Schon drängten sich tausend Pläne von großartigen Einwirkungen auf das Allgemeine, es weiter zu fördern, das Loos

der Menschen zu verbessern, in sein menschenfreundliches Herz.

Jonathan ward von dieser Nachricht sehr betroffen. Er wußte sehr wohl, daß jetzt eine größere Entfernung zwischen sie treten würde, als selbst bei der Trennung von der Universität; und bei der Isolirung, in die ihn sein väterliches Haus versetzt hatte, verlor er jetzt den letzten persönlichen Zusammenhang mit der Außenwelt. Das Glück des Freundes lag ihm aber zu sehr am Herzen, als daß er ihm Hindernisse in den Weg legen mochte. Bald half er ihm, das kleine Eigenthum zu verpacken und fortzusenden, und als dies vollendet war, beschlossen die Freunde, den letzten Abend recht innig zu genießen, und eine Flasche guten Rheinweins half bald, die Geister ihrer Niedergeschlagenheit zu entkleiden und die Schwingen zu lüften.

Als man die neuen Verhältnisse Ludolf's sattsam durchgesprochen hatte, nahm dieser die Gelegenheit wahr, seinen Dank für die vielen Beweise wahrer Freundschaft gegen Jonathan auszusprechen, er versicherte ihm, stets eingedenk zu sein, was er hier im Schooße einer jüdischen Familie erfahren, und daß er in seiner zukünftigen Laufbahn, wohin diese auch führen möchte, dieser Erfahrung gemäß handeln werde. Er sprach sich frei und ledig aller Vorurtheile gegen Juden, die er im Umgang mit ihnen selbst ablegen gelernt, und wollte die Quelle aller Gehässigkeiten, die man immer noch gegen sie hege, nur in der Unkenntniß der jüdischen Lebensmomente finden.

„Wann", sprach er, „wird man aufhören, die Juden als Fremdlinge, als zu dem eigentlichen Staatsleben nicht Gehörige anzusehen? Alle Grundsätze des neuern Staatsrechts sprechen hiergegen. Denn selbst, wenn wir von außen eine fremde Masse jetzt in unsere Landschaften aufnehmen, ist es unser eifrigstes Bestreben und erstes Princip, sie alsbald auf das Niveau unserer Staatsgehörigen zu stellen, — wie können wir die Juden vom Staatsverbande ausschließen, die

bei uns seit vielen Generationen geboren, in unsern Schulen unterrichtet, von unserer Bildung erzogen, nach unseren Gesetzen leben? die unser Glück und Unglück theilen, unsere Gefahren gleicherweise bestehen, und also alle wirkliche und nicht ein- und angebildete Momente des Lebens mit uns gemeinschaftlich haben? — Das jüdische Verhältniß ist der einzig zähe Stoff, den das neuere Leben noch nicht auflösen konnte, und wir tragen es als mittelalterliches Schaustück an und mit uns herum. Denn diejenigen irren sehr, die mit Erleichterungen und Uebergängen etwas gethan glauben, da nur die völlige Vernichtung der Beschränkungen ein Anerkenntniß der Wahrheit und des Rechts ist. Jene gestehen damit nur, daß sie viel zu wenig das Recht lieben, um etwas, anders als gezwungen, dafür thun zu können!"

Jonathan hatte schweigend, fast mit Unmuth zugehört. „Laß uns hiervon schweigen, fiel er ein, Du weißt, es ist dies meine verwundbare Seite. Bringe mich nicht aus meiner Zufriedenheit heraus. Ich habe stets in Schriften wie Gesellschaften hierüber geschwiegen, weil ich es für zu gering hielt, von einem schlechten Zahler eine Schuld zu fordern, weil ich die Gewalt der Worte an den nicht verschwenden wollte, der die Gewalt der Zeit und Umstände nicht einmal anerkennt. Uebrigens werden die Juden nicht dem europäischen, aber dem deutschen Leben dadurch entfremdet, die höheren Geister derselben erkalten für dasselbe ganz, und da die Geschichte lehrt, daß jedes Factum seine Wirkung hat, und darin gerade die Ahndung besteht, so kann eine Zeit kommen, wo dies Deutschland empfinden wird."

Ludolf machte ihn aufmerksam, er habe seine Gesinnung in diesem Augenblicke auch nur geäußert, um sie gleichsam als eine Bürgschaft für die Zukunft bei ihm niederzulegen. Jonathan meinte, er hoffe, daß es einer solchen nicht bedürfen würde. „Und nun, Freund Jonathan, will ich noch eine Freundesfrage an Dich richten", fuhr Ludolf fort. „Was gedenkst Du zu

thun? Kannst Du, so mache mich mit dem Ziele und Zwecke bekannt, den Du Dir vorgesetzt. Du bist zu tiefer und besonnener Natur, um Dir darüber nicht klar zu sein, und wem Du auch zeither das Drängen und Streben des akademischen Lebens zur Ruhe kommen lassen wolltest, so weiß ich doch, daß Du diese Muße angewendet haben wirst, um die Zukunft vorzubereiten."

„Die Antwort auf Deine Frage, lieber Ludolf, wird Dich nicht überraschen. Du brauchst nur in meinen Bildungsgang und meine Verhältnisse einen Blick zu werfen. Ich habe Philologie studirt und bin Jude. Beamter des Staates kann und möchte ich nicht einmal werden, dazu ist die Selbstständigkeit meiner Denkungsart zu überwiegend. Die philologische Literatur ist jetzt auf einen Standpunkt der Ruhe und innern Festigkeit gelangt, daß sie des einzelnen Literaten leicht entbehren kann, und ich bin jetzt zu regsam nach außen, die Fühlfäden meines Geistes sind zu sehr der Außenwelt zugewendet, um der philologischen literarischen Thätigkeit, die stets des Arbeiters ganze Hingebung in Anspruch nimmt, mich überlassen zu können. Dagegen eröffnet sich ein weites Gebiet tiefen und großartigen Strebens für mich da, wo meine Wurzel und mein Stamm. Ich werde für meine Glaubensgenossen, ich werde für ihre Entwickelung und Erhebung thätig sein. — Ich glaube, so leicht wird hier Niemand in günstigeren Umständen auftreten. Ausgerüstet mit jüdischer wie mit europäischer Wissenschaft, durch meine Familie mit den Altgesinnten, durch meine Laufbahn mit den Neugesinnten verbunden, und so gewissermaßen über beiden stehend, dabei unabhängig, mit äußern Glücksgütern versehen. — Ich will kein jüdischer Geistlicher werden, denn auch das würde mich in Abhängigkeit setzen. Aber ich werde mit Schrift und Wort und That auf sie einwirken. Es ist jetzt unter den Juden vermöge der vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen eine Erschlaffung eingetreten, die höchst schädlich ist. Es fehlt an bedeutenden Persönlichkeiten.

Ich werde einige Lücken ausfüllen. Man soll sich an mir aufrichten im engern und weitern Kreise. Das ist mein Lebenszweck. Ich habe ihn erkannt und werde ihn zu erfüllen suchen. Dann hat mein Vater, und haben alle meine Lehrer ihr Genüge an mir. — — Du siehst, Ludolf", setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, „wir haben Beide Vieles und Großes vor, mögen wir Beide uns einst nicht getäuscht finden. Aber der Wille ist ja schon ein ganzes Heiligthum!"

Die Zeit der Trennung war genahet. Eine Umarmung, ein herzlicher Bruderkuß, und die Freunde trennten sich, Jonathan sah ihm einige Augenblicke sinnend nach, dann stieg er hinunter zu seinem greisen Vater.

4.

Es waren einige Monde verflossen. Jonathan lebte den Vorbereitungen des zukünftigen Hervortretens. Er wollte erst noch einmal den Kreis der rabbinischen Forschungen möglichst durchmachen, sich mit den Aussprüchen des Maimonides, mit den Ansichten Albo's, Bechai's, und den Tendenzen Abarbanel's vertraut machen, um alle Waffen des Judenthums zu seiner Disposition, um Gewalt über das ganze jüdisch-theologische Arsenal zu haben. Viele Stunden schenkte er seinem Vater, im talmudischen Pilpul gegenseitig Scharfsinn und Gelehrsamkeit, freilich oft an sehr unbedeutenden Gegenständen, zu üben. Aber die Wirkung der orthodoxen Richtung des Judenthums blieb auch bei ihm kaum aus. Er vergaß fast die ganze Welt ringsum. Er isolirte sich immer mehr, und empfand schon in dieser Isolirung eine Heiligung und Erhebung. Politische und Zeitblätter blieben ungelesen, Plato und Seneca verstaubten, mathematische Instrumente, ja fast die geliebte Violine, wurden selten aus ihrer Ruhe gestört. Es ward wieder ganz in das alte jüdische Leben hineingelebt. Doch waltete ein Glücksstern über ihm. Denn einer Seits schützten ihn

seine frühern philologischen Studien davor, über den Buchstaben den Geist und seine Bewegung, über das Specielle das Allgemeine und seine Betrachtung zu vergessen, theils hielt ihn das häufige Zusammentreffen mit Julie, sobald es das Wetter gestattete, ab, seine Freiheit zu verlieren an den abgestorbenen Geist vergangener Jahrhunderte.

Diese Gespräche mit Julie waren von großer Wirkung für Beide. Sie gingen Beide, beflügelt von der Liebe, von der Sehnsucht, sich zu begegnen, zu verstehen und zu verständigen, tief in den Gegenstand ein, ohne natürlich aus den Grenzen blos geistiger Anschauung zu treten. Jonathan sollte hier zuerst sein System prüfen, und Julie brachte mannigfache widerstrebende Elemente mit, da ihre Erziehung fast ganz allein auf socialem Fuße geschehen und Religion und Gemüth nur allein in ihrer schönen Natur von selbst sich erhalten, dabei die Menschheit in ihrer Allgemeinheit ohne die Schranken der Wirklichkeit ihr erschienen war.

Jonathan suchte daher vor Allem sie auf diese Wirklichkeit zurückzuführen, sie ihr zum Bewußtsein zu bringen, und auf die Gestaltung derselben innerhalb der Geschichte hinzuweisen. Er zeigte ihr, wie die allgemeinen Resultate der Menschheit nur Früchte dieser geschichtlichen Gestaltung seien, wie diese Früchte seit ältester Zeit immer mehr reiften, und eben so an innerem Gehalte und an Sicherheit, als an Ausdehnung und Verbreitung gewönnen, und wie um dieselben herum die verschiedenen Erscheinungen der Menschenwelt sich gruppirten.

Indem sie nun Beide darin übereinkamen, daß der wahrhafte Lebenssaft dieser Früchte die Religion sei, die religiöse Erkenntniß und Empfindung, das Verhältniß des Menschen zu seinem Gotte, ohne welche die Süßigkeit der Fäulniß nur in ihnen sein könne: ergab es sich, daß die Lauterkeit dieser Erkenntniß, so wie ihr Wechselverhältniß mit der Menschenwelt und der Entwickelung dieser die eigentliche Aufgabe wäre. Man

erkannte, daß es hier sowohl einen alten Stoff wahrhafter Religion gebe, der theils aus der eigenen Natur des Menschen, theils aus göttlicher Influenz hervorgegangen, als daß auch seit derselben Zeit die gesellschaftliche Welt jene bei Seite zu drängen und durch eigene Producte, die ihr bequemer wären, zu ersetzen strebe. Es sei im Heidenthum und Christenthum — dieses mit seinen ursprünglichen großen Elementen — nicht zu verkennen. Hier angelangt, erwies nun Jonathan, daß das Judenthum von frühester Zeit berufen sei, den alten Stoff wahrhafter Religion aufzubewahren und jeweiliger Zeitigung stets entgegen zu bringen. Darum trete das Judenthum jedes Mal in die Außenwelt ein, wenn eine Zeit reif ist, den Stoff wahrhafter Religion anzunehmen und zu verarbeiten, trete aber immer wieder zurück, sobald der abgegebene Stoff von der gesellschaftlichen Welt aufgelöst und — nicht zerstört — sondern nach dem Zeitverhältniß modificirt und aptirt zu werden beginne.

Diese Erscheinung zeige sich schon durch den Eintritt in Egypten, durch die Wanderung nach Babylonien, durch die Zerstreuung in die heidnische Welt mit dem Beginne des Christenthums. Darum sei auch das Judenthum stets in Conflict mit der gesellschaftlichen Welt gestanden, weil sich ihre beiderseitigen Tendenzen gegenüber standen und entgegen arbeiteten. Die gesellschaftliche Welt habe sich aber dadurch bewogen gefühlt, die Juden mit dem Judenthume, das Individuum mit der Idee zu verwechseln, und habe dadurch das Geistige in das Reich des Materiellen hinabgezogen. Je mehr aber die Welt gegen das Judenthum stieß und trieb, desto mehr mußte sich dieses wiederum von den Resultaten der gesellschaftlichen Welt zurückziehen, und durch innere und äußere Vernachlässigung des ästhetischen Ueberzuges zu der Stufe der Veralterung in seiner äußeren Erscheinung sinken, auf der es stände. Unläugbar nahe sich aber eine Zeit, die wieder einer ähnlichen Emanation des Judenthums Raum schaffen wolle, eine Zeit, die desto großartiger sein wird, je mehr das Selbstbewußtsein

der Menschheit indeß gewachsen. Das Zeichen dieser nahenden Zeit wäre eben die abermalige Annäherung des Judenthums in sich und seinen Anhängern an die gesellschaftliche Welt, der Zustand der Auflösung, in welchem diese sich befinde, was Alles, wenn auch, nach den glücklichen Resultaten der verflossenen zwei Jahrtausende, in viel höherer Anlage, den Verhältnissen des Römerreichs gleiche. Mit wahrhafter Begeisterung vertiefte sich Jonathan in diese prophetische Gedankenwelt, und diese frische und lautere Begeisterung des theuren Mannes schuf eine neue Welt voll geistiger Reize für Julie. Ihre herrliche Seele füllte und berauschte sich mit dieser Strömung neuer und anregender Seelenthätigkeit, wo die Gestalt des Geliebten mit der Befriedigung der höhern Bedürfnisse Hand in Hand ging. Die gewöhnliche Gesellschaft verlor für sie an Reiz, sie fing an, sich zurückzuziehen.

5.

Julie saß in ihrem Zimmer und arbeitete an einer Stickerei, die sie für Jonathan bestimmt hatte, dessen baldigen Geburtstag sie in Erfahrung gebracht. Leise Seufzer stahlen sich aus ihrem Busen, denn mitten in der Arbeit fiel ihr der Gedanke schwer auf das Herz, wohin diese Verbindung eigentlich führen werde? Es war ihr klar geworden, daß das Ziel ihres Lebens die Vereinigung mit dem, der ihr Herz so ganz eingenommen, sein müsse. Sie erwog, wie günstig ihrer Neigung die äußerlichen Verhältnisse eigentlich wären, weder Religion in ihrer Aeußerlichkeit, noch Vermögensumstände traten störend dazwischen, ja die frühere, herzliche Freundschaft der Väter hätte, so sie fortgesetzt worden, die Vereinigung Allen selbst wünschenswerth gemacht — und doch hatten sich durch die religiöse Spaltung unübersteigliche Hemmnisse dazwischen gelegt, und die Zukunft erschien nur düster. Mit sich war sie einig geworden. Jonathan hatte ihr das Judenthum ganz zur Erkenntniß ge-

bracht, und wenn sie, den geistigen Kern festhaltend, in der Reinheit ihrer Seele auch noch nicht die Nothwendigkeit, die Ceremonialgesetze zu beobachten, und das Bedürfniß, sie als Stützen der Innerlichkeit und als Verband mit der geschichtlichen Entwicklung der Offenbarung in Israel, dem religiösen Bewußtsein unterzulegen, fühlte — so wußte sie doch, daß diesem sich in ihr wenigstens nichts mehr entgegenstellte, und daß es ihr, schon um des geliebten Mannes willen, leicht werden würde, sie zu übernehmen, um so mehr, da sie bei dem ihr nicht unbekannten Wechsel der menschlichen Gesinnung für die spätere Lebenszeit eine Beruhigung darin erblickte.

Und wie denn der Mensch nie vom Urtheil der Außenwelt ganz unabhängig ist, so hatte sich für Jonathan eine Stimme von einer andern Seite erhoben, von der sie es am wenigsten vermuthet hatte, von christlicher. Der Kriegsrath Faller hatte seinen Neffen, den uns wohl bekannten Ludolf, auch bei ihr eingeführt, und dieser war zufällig, denn das Verhältniß Jonathan's mit Julien war ihm unbekannt, im Gespräche auf jenen gekommen, wo dann das Lob und die innigste Würdigung von seinen Lippen floß. Da er bemerkte, daß Julie nicht ungern davon hörte, so wiederholte sich dies öfter und that Julien sehr wohl, so wenig sie sich auch äußerte.

Indem diese Gedankenreihe vor ihrer Seele vorüberging und die bittersüße Empfindung, die sich in der menschlichen Seele aus der Hoffnung und dem Zweifel zusammenmischt, ihren Busen füllte — trat ihr Vater ein.

Der Banquier Kaspar war untersetzter Gestalt, doch wohlbeleibt. Einfach in seinem Anzuge, aber mit einigen werthvollen Solitären geschmückt; im Ganzen eine angenehme Präsentation, und auf der glatten Stirn viel Berechnung, aber wenig Gedanken.

„Liebe Julie", hub er an, als er sich auf ein Sopha niedergelassen, „ich denke an Deine Zukunft."

„Sehr verbunden", erwiederte lächelnd Julie, „wann denken Sie nicht daran, mein gütiger Vater?"

„Ich meine es aber diesmal im buchstäblichern Sinne, à votre futur, Julie."

„Sie machen mich bange, Vater."

„Du weißt, meine theure Julie, unter uns muß es stets klar sein. Ich habe Dich erzogen als meine Freundin, da die Mutter so früh geschieden; ich erwarte von Dir Entgegenkommen, verständigen Entschluß und Sicherheit des Weges. Du bist mir dies doppelt schuldig, da mir ein Sohn verweigert ward, und ich um Deinetwillen eine zweite Ehe, zu der ich so berechtigt war, mir versagte."

„Vater, zu Allem, Allem bin ich bereit", erwiederte Julie in Aufregung und ließ die Hand von Ihrer Arbeit sinken, „nur nicht zu Unmöglichem."

„Liebe Julie, Unmögliches verlange ich auch nicht. So weit ich Dich kenne, in Deiner Ruhe, Leidenschaftslosigkeit und festen Gesinnung, wird sich Dir kein Hinderniß darbieten. Du wirst dabei für Deinen Vater viel thun, worauf er Gewicht legt, und in angenehme Verhältnisse kommen."

„Sprechen Sie, kommen Sie zur Sache" — rief Julie mit halberstickter Stimme aus.

„Es ist nicht gut, Julie, daß Du von vorn herein Dich afficiren läßt. Das wünsche ich nicht. Es gehört auch nicht dazu. Ich wünsche, daß wir mit dem Kriegsrath Faller in ein nächstes Verhältniß treten. Der Neffe des Kriegsraths, der junge Ludolf, ist ein gemachter Mensch, dabei schön, angenehm, voll Kenntnisse, seine Carrière ist sicher. In einigen Jahren wird es zu spät sein. Er wird in einigen Wochen entweder Attaché bei unserer Gesandtschaft in P. und erhält den Titel Legationsrath, oder er tritt als Assessor in das Departement des Auswärtigen. Faller will die Verbindung, und er wird mir die Erhebung zum Commissionsrath verschaffen, so wie mannigfachen Einfluß für meine Speculationen gewähren.

Du siehst, es ist Alles, wie man nur wünschen könnte. Ich weiß, daß wir als Gegengewicht Geld in die Schale legen müssen, und das können wir zur Genüge. Und laß es mich noch sagen, Du bist ein höchst liebenswürdiges Mädchen, und wirst die Honneurs eines großen Hauses mit Ehren machen. Siehst Du, Du hast eine glänzende Zukunft."

Julie war dieser Erklärung mit großer Spannung gefolgt, eine Todtenblässe hatte ihr Gesicht bedeckt, sie war zurückgesunken in den Stuhl. Jetzt ermannte sie sich und stieß die Frage heraus:

„Und meine Religion — —?"

„Das macht sich, Julie. Diesen Einwand erwarte ich nicht einmal. Du bist in den höheren Kreisen der Gesellschaft nicht unbekannt und weißt, daß diese Formen dort nichts gelten, und im Staate nur für das Volk erhalten werden. Eine Stufe darin zu überspringen, kann Dir nicht viel gelten."

„Und Sie — —?"

„Ich bin im Judenthum erzogen, und bleibe darin, so weit ich noch darin bin. Du bist es nicht, und Dich hält Nichts. Was weißt Du denn gar davon? Das ist abgemacht."

„Vater, Sie sprechen gotteslästerlich — —"

„Daß ich nicht wüßte? Ist Gott das unendliche Wesen, das alle Welt umfaßt, was kann ihm daran liegen, ob ein winziges Geschöpf von der einen Million, die ihn in jener Form anbeten will, und so selten anbetet, zur andern Million übergeht? Wie wird er so eigennützig sein, zu verlangen, daß wir gerade da stehen bleiben, wo er uns hat geboren werden lassen, weil es den Menschen gefallen hat, sich so zu trennen und zu sondern?"

Julie, ermuthigt, auf ein ihr vertrautes Gebiet gekommen zu sein, hatte sich gefaßt und erwiederte:

„Und gesetzt, es wäre ihm gleichgültig, Vater, kann es uns gleichgültig sein, unser bestes Selbst, unser eigenstes Dasein, unsre Erkenntniß und unsern Glauben wegzuwerfen

und ein andres aufzunehmen, wie ein Kleid nach der jüngsten Mode?"

„Ach, Julie, das ist Nichts. Was das Rechte und Wahrhafte ist, glaubt alle Welt gleicherweise. Das ist wahrlich nicht Eigenthum blos eines Bekenntnisses; die Menschen haben es von jeher gewußt."

„Lieber Vater, Sie sprechen von denen und wie die, welche eigentlich Nichts erkennen und glauben, sondern überhaupt nur leben, und Religion und Moral höchstens als ein Regulativ für die Geselligkeit ansehen, das nebenbei bestehen kann und auch wohl nützlich ist, so lange es ihren Wünschen nicht entgegen steht, das sie aber verachten und von sich stoßen, sobald es sie auf ihren Wegen hemmt. Mit solchen läßt sich aber gar nicht zu Ende kommen, da sie den Inhalt der Sache gar nicht kennen, und wunder wie hoch sich zu erheben wähnen, wenn sie der Menschheit ein solches Besitzthum schaffen. Das, was die Menschheit allgemein als recht und wahr besitzt, das ist freilich nicht wenig, aber bezieht sich nur auf das äußerliche Verhalten gegenseitig, und ist höchstens noch die Gewißheit einer Gottheit und irgend eine Hoffnung auf das Fortleben unserer Seele. Aber was innerlich liegt und in der Tiefe des Menschengeistes Wahrheit ist, das ist nicht allgemein in den Händen Aller, und doch ist dies gerade des Menschen wahrhaftes Wesen."

„Du sprichst sehr hübsch, meine Julie", antwortete der Vater und lächelte. „Ich weiß auch, daß dergleichen jetzt wieder in den Köpfen zu spuken anfängt, nachdem wir es längst herausgedrängt glaubten. Am wenigsten vermuthete ich es bei Dir. Aber es soll auch nichts weiter als Rede bleiben, und wenn es Dir will zu Herze steigen, so schau nur ein wenig hinüber in das todte Haus drüben, um zu bemerken, wohin es führt. — Ich habe Dir nun gesagt, welches meine Absichten sind; eingeleitet ist schon die Sache und wird sich in der nächsten Zeit von selbst weiter machen. — Ich habe Dir, Julie,

eine neue Equipage gekauft, mach' mir die Freude, sie heute zu benutzen."

Hiermit küßte er sie auf die Stirn und verließ leicht und gefällig das Zimmer.

Julie fühlte sich vielfach und tief verletzt. Daß der Vater von einer Verbindung fürs Leben so leicht wie von einem Kaufe dachte, und dabei noch voraussetzte, daß sie gleicher Gesinnung wäre, daß er einen Wechsel der Religion wie eine Veränderung der Wohnung ansah, wovon er kaum der Mühe werth hielt zu sprechen, das zerstörte ihr ganzes Gemüth. Und die Aussicht, hierdurch nur noch weiter von dem Gegenstande ihrer Wünsche geworfen zu sein, regte ihren tiefsten Schmerz auf. Vor ihr stand das Bild des hochherzigen Jonathan, der mit kräftigen Worten die ganze Halbheit jener sogenannten Weltbildung ihr klar gemacht, deren traurige Wirkung sie jetzt so wesentlich fühlen sollte, und er gewann desto mehr an Verklärung in ihr. Ihre Kraft wankte, sie sah sich ohne Stütze, und in dem großen Weh, das sie empfand, blieb ihr nur das eine Gefühl, mit unerschütterlicher Festigkeit den angemutheten Schritten sich zu widersetzen und nie einzuwilligen. Nur das Eine gab ihr eine gewisse Festigkeit, daß sie dachte, in dem geistigen Interesse ihres Vaters dabei eben so zu handeln, wie in ihrem eigenen.

6.

Um dieselbe Zeit hatte sich Jonathan bei seinem Vater eingefunden. Er fand diesen verstimmt in seinem Arbeitszimmer umherwandelnd.

Jonathan schaute in das ehrwürdige bleiche Antlitz des Greises, das eben so durch die Sorgen für das Geschäft, das er früher eifrig, jetzt lässiger betrieb, gefurcht war, als durch das unermüdliche Studium der talmudischen und rabbinischen Literatur, dem er seine Nächte weihte, und durch die strengen ascetischen Uebungen, denen er sich öfters, besonders seit dem

Tode seiner geliebten Sarah, der Mutter Jonathan's, ergab. Er blickte auf die hagere Gestalt, die ziemlich gebückt, sich dennoch mit Würde und Festigkeit trug, und fühlte bald eine gewisse Unruhe, die ihn zu der Frage zwang:

„Was ist Dir, Vater? Hast Du eine unangenehme Nachricht gehabt? Einen Verlust erlitten? Oder beunruhigt Dich eine noch nicht gelöste Frage? — Ich bringe Dir so hier die Teschuwoh (Antwort) auf die jüngste Schaaloh (Frage), die Du mir vorgelegt, und glaube, daß Du damit zufrieden sein wirst. Doch wünsche ich wohl Mitwisser dessen zu sein, was Dich drückt."

Der Greis blickte ihn durchdringend an, und erwiederte nach einigem Zögern:

„Kennst Du nicht, Jonathan, das Wort unsrer Weisen: Schischoh Deworim genai lau letalmud Chochom und das vierte davon: Weal jessapeir im ischo waschuk? —*), aber Du handelst dagegen! —

Jonathan merkte, worauf der Greis ziele, aber die Ehrfurcht vor dem Vater hielt ihn ab, zu antworten, bevor jener zu Ende gekommen.

„Ach, mein Sohn", fuhr dieser fort, „Koloch eizel schekmaussoch, weal tossim ketotoh bebeissoch**)! — Du wirst verstanden haben, was ich meine, und ich sehe, daß ich nicht falsch berichtet bin. Vieles habe ich zum Ruhme der Tochter jenes gottvergessenen Mannes gehört, und sie trägt die Schuld ihres Vaters nicht, den ich einst den Freund meines

*) Berachot 42. „Sechs Dinge geziemen nicht dem Gelehrten: er gehe nicht duftend von Wohlgerüchen auf die Straße; und nicht mit geflickten Schuhen (d. h. weder stutzerhaft noch vernachlässigt), er gehe nicht des Nachts allein aus, und spreche nicht auf der Straße mit einer Frau, er komme nicht zuletzt ins Lehrhaus, und speise nicht mit pöbelhaften Leuten zusammen."

**) „Geselle Dich zu Deinesgleichen, und bringe keinen Zank in Dein Haus."

Herzens nannte. Aber, mein Sohn, Du weißt es wohl, wie es mir nicht gleichgültig sein kann, Dich diesen Umgang pflegen zu sehen. So Du mir erlaubst, werde ich Dir meine Meinung eröffnen."

„Sprich, Vater, ich bin aufmerksam."

„Ich habe Dir bis jetzt hinlänglich Freiheit gegeben, zu thun und zu lassen, was Dir gut schien. Du hast Dich vielfach vorbereitet, ich habe Dich nie beschränkt; selbst da, wo mir der Nutzen nicht deutlich war, gab ich Dir die Mittel gern und freudig. — Es ist aber nun mein Wunsch, daß Du nunmehr ein festes Ziel ins Auge fassest. Ich bin kein Freund von dem schelomeid bazmau weeinau melammeid laacheirim*), und bedaure jetzt, daß mich die Umstände zwangen, in diesen Fehler zu verfallen. Aber die Zeiten haben sich geändert, denn was früher bei der großen Zahl unsrer Gelehrten ziemlich gleichgültig war, Einer mehr oder weniger, ist jetzt von hoher Wichtigkeit. Ueber Deine Befähigung habe ich genügendes Urtheil. Ich habe Unterhandlungen mit meinem Freunde in M. angeknüpft, und Du wirst den erledigten Rabbinatssitz erhalten. Ist der Wirkungskreis auch nicht so groß, so ist es doch die erste Stufe, und, was die Hauptsache ist, Du wirst gern gesehen. Ich erwarte Deine Zustimmung."

„Kannst Du, lieber Vater, meine Zustimmung zu diesem wichtigsten, entscheidenden Schritte meines Lebens in so kurzer Zeit erwarten?" erwiederte Jonathan. „Daß meine Absicht anderswohin ging, ist Dir bekannt. Ich wollte, ledig des Vorurtheils, das die jetzige Welt vor diesem Titel „Rabbiner" hat, ledig der Fesseln und Rücksichten, welche die Stellung des Geistlichen unmittelbar auferlegt, in das Getriebe der Zeit einwirken und zu dem möglich besten Ziele führen. Die Functionen des geistlichen Amtes zu leisten, die ich dabei habe, fühle ich mich noch nicht kräftig und bestimmt genug."

*) „Der für sich selbst lernt und Andere nicht belehrt."

„Ich werde Dir recht gern, mein Sohn, einige Bedenkzeit gewähren, und gehe nur in Gottes Namen mit Dir zu Rathe. Du bist mein „Gottgegebener (Jonathan)“, und meine Freude werde ich immerdar an Dir haben. Was aber den ersten Punkt unserer Unterredung betrifft, so ist es wohl genug, daß ich es nun weiß.“ —

Jonathan verließ seinen Vater in widerstrebenden Gefühlen. Eines Fehls war er sich nicht bewußt, wohl aber fühlte er sich seinem Wege, den er so sicher beschritt, entrückt. Noch immer mußte er sich die Frage vorlegen: „wird es nun auch hierin eine Entsagung gelten?“ — Er wußte, daß er auch dies ertragen würde; aber nur mit dem Verluste des Blüthenstaubes seiner Seele, des freudigsten Glanzes seiner schönen Jugend.

7.

So befanden sich nun Jonathan und Julie in den eigenthümlichsten, drückendsten und drängendsten Verhältnissen. Sie hätten so herrliche Mittelglieder zur Versöhnung jener beiden scharfen Gegensätze abgeben können; ihre Herzen und Geister neigten sich in den innersten Tiefen einander zu — aber die Gewalt der zwiespaltigen Gesinnung stellte sich zwischen sie und wollte ihre Vereinigung stören. Gerade darin äußerte jene sich am Offenkundigsten, daß sie unsere Freunde gleichfalls zu den Extremen hindrängen, und Julie in die Arme des kältesten religiösen Indifferentismus, Jonathan in die Reihe der entschiedenen Anhänger der Stabilität führen wollte. Abermals bewies es sich, daß nicht ohne traurige Folgen eine jede Stellung zwischen zwei streitenden Parteien bleibt, und daß selbst der redlichste Wille hier nur auf Hindernisse stößt. Es scheint einmal das Naturgesetz der Menschheit zu sein, entweder in eine bewegungslose Ruhe, oder einen erbitterten Kampf führen zu müssen, und diesem Naturgesetze darf man sich ungestraft

nicht entziehen wollen, fast, wenn man so sagen darf, als wenn die Vorsehung eifersüchtig wäre auf die höheren Naturen, die, den Kampf und seine nur theilweise Wahrheit überblickend, die geliebten Menschen zum Frieden und zur ganzen Wahrheit bringen wollen.

Jonathan war sich der Nothwendigkeit, kräftig in den Gang der Ereignisse einzugreifen, wohl bewußt, aber er suchte vergebens nach dem Mittel hierzu. Denn wenn er es hierbei nur mit dem einen Vater, sei es dem seinigen oder dem Juliens, zu thun gehabt hätte, wäre er der Zustimmung des andern nur gewiß gewesen, so wäre er ohne Zögern vor ihn hingetreten und hätte eine offene Erklärung gegeben und verlangt. So aber hatte er beide seinen Wünschen entgegen: wo sollte er anfangen? Das vermehrte denn das Niederdrückende und Bängliche seiner Stimmung und machte sie bitter.

Daß er unter diesen Umständen wenig an die Mahnung seines Vaters dachte und eine Zusammenkunft mit Julien vielmehr suchte, war natürlich. Er bat sie daher schriftlich um eine Unterredung, bestimmte den Ort und die Zeit des Zusammentreffens, und erhielt freudig bebend die feste Zusage.

Es war in einem wenig besuchten Garten eines nahen Dörfchens, wo sie sich treffen sollten. Julie kam diesmal ohne Begleiter. Sie fühlte, daß die Außerordentlichkeit ihrer Lage sie zu diesem besondern Schritte berechtigte. Jonathan harrte ihrer in einem einsamen Bosket bang entgegen. Als er sie nahen sah, sprang er bewegt auf und führte sie unter lebhaften Dankfagungen zum Sitze.

„Julie", hub er an, „ich stehe jetzt am Wendepunkte meines Schicksals. Eine Lebensfrage, die ich nun schon seit Jahren in mir unentschieden hege, nähert sich jetzt ihrer unabweislichen Antwort. Es gilt jetzt vor Allem zu wissen, ob die Entsagung meiner tiefsten Empfindung meine Zukunft traurig und öde gestalten und den Schmerz meines Daseins verwischen soll, oder ob ich unter dem Panier der Sicherheit fest und männlich

um das höchste Gut meiner irdischen Tage kämpfen kann. Julie, werden Sie es mir daher nicht verübeln, wenn ich eine offene Erklärung an Sie richte, und von Ihren Lippen das Entscheidungswort vernehmen möchte?“

„Sprechen Sie, Jonathan —“ erwiederte Julie beklemmt. Ihr Herz schlug mächtig an seine Hülle, ihre Augenlider senkten sich; sie wußte schon, was kommen würde.

„Julie, ich liebe Sie, ich bete Sie an! In mein innerstes Sein hat sich dies Gefühl eingesenkt und mich ganz durchdrungen — meine ganze geistige Welt ist ihm unterthan geworden. Julie, sprich, theilst Du dies Gefühl? Habe ich mich getäuscht, hat es mich belogen, was mich so oft schon der süßesten Gewißheit überreden wollte, oder ist es selige, selige Wahrheit? — —“

Und als Jonathan so sprach und sein Auge begeistert auf ihr ruhete und seine Hand unwillkürlich die ihrige faßte — da erhob sie ihren Blick zu ihm, und ein Strom von Thränen brach sich Bahn aus ihrem Auge und ihre Lippe lispelte: „ich wußte es ja längst, daß ich Dein wäre — —“ und sie lag an seiner Brust, und sie weinten Beide, und ihre Lippen begegneten sich.

„Jetzo“, sagte Jonathan, „weiß ich wohl, was ich zu thun habe, und der Kampf soll mir willkommen sein. Ja, ich will Dich erringen, Julie. Du bist ein Wesen, an das der Mann sein Höchstes setzen muß, es kann ja gar nicht anders sein!“ —

Nachdem der Sturm der Gefühle sich etwas gemildert und sie Beide neben einander Platz genommen, besprachen sie die obwaltenden Verhältnisse. Julie theilte ihm den Willen ihres Vaters mit, aber Jonathan erschrak nicht einmal hierüber. Im Nothfall, meinte er, würde er von Ludolf ein Opfer erlangen können, und dieser selbst zurücktreten. Vor Allem müsse er seinem Vater die Einwilligung abgewinnen, er hielt die Liebe seines Vaters zum einzigen Sohne für stark genug, als daß sie seine Ansichten nicht überwinden würden.

„Wie aber, theuerste Julie", fuhr er fort, „werde ich von Dir so manche Opfer fordern können, die durch die Vereinigung mit mir bedingt würden? Die Sitten meines väterlichen Hauses sind so verschieden von den Deinigen; und wenn auch in unserm Hause jene alte Strenge sich, nach meiner Ueberzeugung, mannigfach mildern und abschleifen würde, so wäre doch Vieles, was Dir ungewohnt, was Dir Entbehrung und Mühewaltung auferlegen würde."

„Jonathan", erwiederte Julie, „hältst Du mich für so beschränkten und geringfügigen Geistes, um nicht Alles mit wahrem Feuer aufzufassen, was in Deinem Kreise liegt? Und dann sind ja die Beschränkungen, denen ich mich so willig fügen werde, nur kleine Dankopfer für die Rückkehr zu meinem Gotte und zu meiner Religion, die mir geworden? Jetzt weiß ich ja Alles, wie jene Gesetze nur ein Abbild sind der Gesetze der Natur, denen Gott uns untergeben, und das üppig wuchernde Wesen des Menschen in seinen Maßen erhalten, und den Weg zur Gottheit verkürzen und ebnen. Ja, mein Freund, lassen wir denen die Klage über das Joch und die Strenge des Gesetzes, die nur in ungebundener Freiheit der Sinnlichkeit ihr Heil finden; mir erscheint es eine wahrhafte Apotheose, und ich sehe auf meiner künftigen Laufbahn mit Dir nur einen Schleier des Geistes und eine Verhüllung der Göttlichkeit nach der andern abfallen."

Nach diesen Worten des holden Mädchens schloß Jonathan sie von Neuem begeistert in seine Arme. Ach, wie pries er sein Geschick, das ihm so Herrliches unverdient zugeführt, sein Geist erhob sich immer freier und höher, und kannte keine Schranke mehr. Der Abend zog still und feierlich über sie herauf, und schlug den sanften Schleier seliger Sehnsucht um sie, der alle Außendinge verhüllt und alle Mißhelligkeiten des Lebens verdeckt — bis sie in heißer Befriedigung und süßem Weh von einander schieden. Julie bestieg ihren Wagen, der im Dorfe

ihrer harrte; Jonathan saß noch bis um Mitternacht auf der Rasenbank, durchwandelte die Gänge, die ihr Fuß betreten.

8.

Was aber unseren Liebenden in der sichern Stellung, die sie selbst zu einander eingenommen, so leicht schien, war es in der Wirklichkeit noch immer wenig. Der Kriegsrath Faller drängte den Banquier Kaspar, sich bestimmt zu erklären, und einen öffentlichen Schritt in dieser Angelegenheit zu thun; er stellte die Bedingungen, die ihm selbst gesetzt waren, als zur Erfüllung reif dar; ja, die Verbindung mit ihm wurde schon eine unmittelbare, indem der Banquier theils Geldvorschüsse leistete, theils sich mit ihm in nähere Geschäfte einließ, die einen gewagten, aber durch des Kriegsraths angeblichen Einfluß gesicherten Charakter hatten. Auch schienen wirklich die von ihm angegebenen Speculationen den günstigsten Erfolg zu nehmen, die ersten Schritte glückten dermaßen, daß sich die Aussichten immer mehr erweiterten, und der Banquier sich daher ihnen immer vertrauensvoller hingab. Daß er demnächst immer weniger gewillt war, den wiederholt verlangten Aufschub seiner Tochter zu bewilligen, läßt sich voraussetzen. Hierzu kam noch, daß Ludolf selbst untrügliche Zeichen einer warmen Neigung gab, die er zu Julien gefaßt, jeder Blick des offenen, treuherzigen Jünglings, jede Geberde, jeder Laut verkündeten es. Gerade deshalb konnte Julie ihm das Geheimniß ihres Herzens nicht mittheilen, wie sie es Anfangs gewollt, der Mund versagte ihr den Dienst, wenn sie beginnen wollte; sie zog sich nur schüchtern zurück und zitterte in peinlicher Banguiß. Oft, oft sah sie des Tages nach dem Hause hinüber, das ihr Glück und ihr Weh umschloß; da bemerkte sie auch oft den Gegenstand ihrer Sehnsucht, aber es war nicht der Geist der Hoffnung, den sie aus seinen Zügen las. Mit ihrem reinen Herzen wandte sie sich dann zu Gott; die heilige Schrift lag

vor ihr aufgeschlagen, und ihre Seele entbrannte von der Flamme heiliger Zuversicht. Daran richtete sie sich auf, daraus zog sie ihre Kraft.

9.

Das jüdische Neujahrsfest war eben vorübergegangen. Die Tage der „Buße" zogen langsam dahin, Vorbereitungstage zum heiligen Versöhnungstage. Jedermann kennt die feierliche Stimmung, die um diese Zeit über jedes wahrhaft israelitische Herz kommt, und wie namentlich die Bußtage angewendet werden, mit seinem Erdenbruder abzurechnen, und sich einen Zustand allgemeinen Friedens zu verschaffen. Alten Feinden verzeiht man, denen man Unrecht gethan, man bittet sie um Verzeihung; die Schäden des Lebens sollen geheilt werden. Diese Zeit hatte sich Jonathan ausersehen, seinen Vater mit seinen Wünschen bekannt zu machen. Denn über diesem schwebte schon deshalb ein ganz eigener Geist in den genannten Tagen, weil am dritten derselben sein Vater, seine Mutter und seine Frau in drei aufeinander folgenden Jahren verstorben waren, und er ihnen die vorgeschriebenen Trauergebräuche mit strengster Pünktlichkeit leistete. Das Andenken der geschiedenen Lieben entrückte ihn da der Erde mehr als je, und ließ ihn das Gewirre der Menschenwelt mit höherem Blicke überschauen.

Am Morgen nach diesem Trauertage begab sich Jonathan zu seinem Vater. Der ehrwürdige Greis las in dem unübertrefflichen Lehrgedichte von der Eitelkeit der Welt (Bechinot Olam), und recitirte eben laut die Worte: „die Stützen der Zeit wanken; ihre Riesengebirge sind an einem Haare befestigt, das sich mit jedem Winde dreht" ꝛc.*) Als Jonathan eingetreten, zog ihn sein Vater an sich, küßte ihn, und hielt ihn

*) Cap. XI.

lang umfangen. Schon fühlte Jonathan eine Unruhe seines Gewissens, ob es nicht sündlich sei, gerade diese weiche Stimmung seines Vaters zu seinem Vortheile zu benutzen. Aber der Gedanke, was er zu gewinnen und zu verlieren hätte, beschwichtigte bald diese Seelenbewegung.

„Vater", hub Jonathan endlich an, „ich halte es mit unsern Weisen für eine Sünde, wenn der Sohn dem Vater etwas verschweiget, selbst was nur in den geheimsten Falten seines Herzens vor sich geht; und nun zumal Dir, mein theurer Vater und Lehrer!"

„Ich bin das auch gar nicht von meinem Jonathan gewohnt", erwiederte lächelnd der Greis.

„Ja, Vater, es ist mein ganzer Ernst. Nicht als wenn jedes kleine Ereigniß, jede geringfügige Empfindung, jeder nächste Gedanke mitgetheilt werden müßte; aber wenn der Sohn eine Willensmeinung, eine Lebensrichtung in sich groß getragen, vor der Erfüllung soll sie vor den Vater treten und offen und ungehindert sich hingeben."

„Das ist eine Hakdomoh oder Pessichoh, Jonathan — komm nur zur Sache."

„Verzeihe. Ich meine, selbst wenn sie des Vaters Billigung nicht gleich, oder gar nicht zu erwarten hätte, wenn sie des Vaters Ansichten nicht ganz entspräche —"

„Sprichst Du von Dir, Jonathan?"

„Vater, ich wünsche, daß Du jetzt mich ganz zu Ende hörtest und in Alles das aufrichtig eingingest, was ich jetzt in aller Fülle kindlicher Ehrfurcht Dir vorlegen werde, dafür will ich Dir auch die höchste, vollste Wahrheit sagen, Nichts hinzusetzen und vergrößern, sondern wie es der reinen Thatsache gemäß. Willst Du mir fest vertrauen?"

„Du machst mich nicht neugierig, sondern besorgt, Jonathan. Du hast mir Gott sei Dank! noch nicht Gelegenheit gegeben, Dir nicht zu trauen. Laß es mich in diesem Augen-

blicke Dir gestehen, daß Du nicht allein ein Kind meiner Wünsche, sondern auch nach meinen Wünschen warst und bist."

„Ich hoffe zu Gott, Vater, daß ich es immer bleiben werde. Auch wüßte ich kein Opfer auf Erden, was ich nicht Dir zu bringen vermöchte. Um so mehr aber werde ich Deiner Nachsicht bedürfen, da Du Dich eigentlich schon dagegen ausgesprochen. Aber ich nehme das große Herz voll väterlicher Liebe in Anspruch, das in Deiner Brust schlägt, und das Andenken meiner verewigten Mutter, das nicht aus Deiner Seele gewichen."

Der Greis seufzte.

„Theuerster Vater, schon als ich in B. weilte und meinen Studien oblag, lernte ich im Hause von Mad. K., an die Du mich selbst empfohlen, die Tochter des Banquier Kaspar kennen."

„Seit der Zeit, ich gestehe es Dir offen, habe ich eine unüberwindliche Neigung zu diesem herrlichen Wesen gefaßt, und so mannigfach ich mich bemüht habe, sie zu erdrücken in mir, Du weißt ja: Ahawa mewateles haschura *). — Wenn Du sie kennen würdest, Vater, Du würdest gestehen, keine sei würdiger, Deine Tochter zu sein — und dann, sie ist fern von dem Unglauben ihres Vaters, ist Israelitin im vollsten Sinne und ist bereit, als solche zu leben in allen Bezügen. Ihr Geist hat sich der Eitelkeiten ihres bisherigen Lebens entschlagen und ihr Herz den unendlichen Inhalt unsers Gesetzes in sich aufgenommen ——"

Tiefer Ernst hatte sich auf das Antlitz des Greises gelagert, er antwortete nicht.

„Vater", fuhr Jonathan fort, „ich weiß, daß diese Wahl vielfach Deinen Gefühlen widersteht. Wohl kann ich in Bezug auf die Religiosität aufführen, daß es noch mehr Mizwoh (Verdienst) ist, einen Verirrten zurückzuführen, als einen Starken

*) Die Liebe vereitelt das Gleichgewicht. Sanhedrin.

zu befestigen, und Du weißt dies zu würdigen. Ihre Liebe wirst Du in ihrem eifrigen Bestreben nur desto mehr erkennen."

„Glaube nicht, daß dies ein flüchtiger Rausch in ihr ist, sondern vollkommene Ueberzeugung, der sie ewig treu sein wird. Aber es ist die Tochter dessen, der Dich tausendfach beleidigt, gekränkt, zurückgestoßen hat, der frühere Liebe in spätern Haß verwandelt hat, um so mehr, weil er keine Ursache dazu gehabt — aber der Tag der Versöhnung ist nahe und ich weiß, mein Vater ist ein wahrer Jude. Auch sehe ich wohl, daß die Laufbahn, die Du mir jüngst bezeichnet hast, dadurch vereitelt wird — — so viele Opfer liegen für Dich hierbei in der einen Schale. Aber in der andern liegt das ganze Glück meines Lebens. Wenn Dir Dein Jonathan dies sagt, so weißt Du, daß es Wahrheit ist. Und unter den flüchtigen Eitelkeiten des Lebens, der einzigen Wahrheit, dem einzigen wahrhaften Gute entsagen zu müssen, ist eine schwere, mühselige Arbeit." —

„Und wenn man diese übernehmen muß?" —

„Dann werde ich sie auch vollenden, aber — "

„Und ihr Vater?" fuhr der Greis nach einer Pause fort.

„Zuerst mußte ich Deinen Willen wissen, zuerst Deine Zustimmung haben — Vater." —

„So Du mir sie bringst, Jonathan, werde ich sie annehmen, aber holen kann ich sie Dir nicht!"

„Das sprach mein Vater!" rief Jonathan aus, und ergriff dessen Hand und küßte sie innig. Aber der Greis zog ihn an sich und legte seines Sohnes Haupt an seine Brust und die Hand ihm auf die Stirn und segnete ihn. Dann sprach er:

„Jonathan, daß ich Dir keine Einsprüche thue, soll Dich nicht wundern. Thät ich einen einzigen, so könnte ich Dir nicht zu Willen sein. Aber ich bin Deiner sicher und Du wirst bleiben wie Du bist; ein paar Jahre für Dich verkürzen Dir Deinen Weg nicht viel, und das Werk der Religion wird durch Dich doch gedeihen, so es des Herrn Wille ist. Aber das

Schwerste bleibt Dir noch zu thun. Doch jedenfalls Chasak weamaz!"

Es war ein seliger Tag, den der Sohn verlebte, aber der Vater nicht ganz erleichtert.

10.

Jonathan hatte einige Tage seine neuen Hoffnungen mit sich umhergetragen. Nach seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit ließ er erst das Erlangte in sich zur Ruhe kommen, damit er Herr dessen werde und sich nicht davon hinreißen lasse. Er hatte Julie in einem kurzen Schreiben die Einwilligung seines Vaters zu wissen gethan und sie um Benachrichtigung ersucht, wann er ihren Vater zunächst offen angehen könnte. Julie bedachte sich lang; sie war zweifelhaft, unter welchen Umständen dies am Angemessensten auszuführen wäre. Sie hatte an ihrem Vater in den letzten Tagen eine schwer zu verbergende Unruhe, eine Unsicherheit bemerkt, die eben sowohl glückliche als unglückliche Erfolge erwarten ließ. Diesen Zustand der Spannung, in welcher ihr Vater wohl am Wenigsten geeignet wäre, von seinem eingeschlagenen Wege mit einem Male abzugehen, wollte sie vorübergehen lassen. Jetzt hatte sich diese verloren, und da ihr Vater sich ihr nicht mittheilte, so schloß sie, daß derselbe sich nicht gerade befriedigt fühlte. Um so mehr eilte sie, Jonathan eine nächste Zeit festzusetzen.

Jonathan rüstete sich zu diesem schweren Gange. Sein frommes Gemüth wandte sich nach oben und die Zuversicht, die er zu seinem Gotte hatte, in welchem er die waltende Fürsehung kindlich verehrte, hob seine Kraft.

Der Banquier Kaspar saß an seinem Arbeitstische, mit Documenten und Berechnungen beschäftigt, als ihm Jonathan angemeldet wurde. Er hatte flüchtig von dessen Rückkunft von der Universität und vieles Löbliche über ihn gehört, sonst aber ihn nicht gesehen. Ueberraschend kam ihm die Meldung, da

er die Ursache des Besuches nicht finden konnte. Deshalb stand er auf und ging ihm einige Schritte entgegen. Als nun der hochgewachsene Mann mit den feinen, geistreichen Zügen, mit dem strahlenden Blicke eintrat und ihn die Aehnlichkeit mit dem einstigen Jugendfreunde unwillkürlich betraf, wurde sein eigenes Antlitz sanfter, und nach gewechselten Höflichkeitsbezeugungen führte er ihn nicht ungern nach dem Divan.

Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Doctor?

„Das Verlangen, die Nothwendigkeit, Sie um eine Viertelstunde Gehör zu bitten, so Sie Muße haben, es mir zu gestatten."

„Mit Vergnügen bewillige ich Ihnen dieses und bin bereit, Ihre Wünsche zu vernehmen."

„Mein Herr", hob Jonathan an, „in dem reichen, wechselvollen Leben, das an Ihnen vorübergegangen, werden Sie wohl bemerkt haben, daß der Knoten der Verhältnisse, der sich oft unbewußt dem Menschen schürzet, bisweilen unerwartet Fremde oder Fremdgewordene nöthigt, in unsern nächsten Kreis hereinzutreten und mit überraschenden, nur in der Nothwendigkeit der Umstände begründeten Forderungen an uns zu kommen. Sie haben da gewiß die Person nachsichtig betrachten gelernt, sofern die Sache unumgänglich geworden."

„Und was bezweckt diese Bemerkung, deren Wahrheit ich gern eingestehen will?"

„Sie soll mir zur Entschuldigung dienen, erwiederte Jonathan, wenn ich mich unumwunden an Ihr Herz mit einer Anfrage wende, deren Inhalt nicht hoch genug zu stellen ist. — Ich bin, wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist, seit fast einem Jahre von der Universität zurückgekehrt, die ich nicht ohne Resultat verlassen zu haben glaube. Es ist meine Absicht, mich fortan in einer ganz unabhängigen, gesicherten Stellung zu bewegen, und ohne Amt und Geschäft nur der Verwaltung meines Vermögens und literarischer Thätigkeit zu leben, wozu

sich mir ein schöner Kreis eröffnet hat. Zu diesem Ende wird mein Vater sein Geschäft gänzlich aufgeben, seine Capitalien in Grundstücken anlegen und diese mit einem mäßigen Vorbehalte mir übertragen. — Und nun, Herr Kaspar, nehmen Sie ein offenes Geständniß hin. Ich habe in B. studirt, habe dort im Hause von Mad. K. Ihre Tochter kennen gelernt, ihre hohe Anmuth, der unwiderstehliche Liebreiz ihres edlen Herzens hat mich mit unendlicher Liebe für sie erfüllt; auch sie hat im Umgange mit mir nicht mißfällig meine Gefühle wahrgenommen und so komme ich, ganz im Bewußtsein meiner Kühnheit, aber im Vertrauen zu Ihrem edelmüthigen Sinne, der mich begreifen wird, offen zu Ihnen, von des Vaters Willen die Hand der Tochter zu erbitten" — — —

Der Banquier war äußerst betroffen. Er schwieg einige Zeit, und das Wort: „sonderbar! höchst sonderbar!" drängte sich ihm leise von den Lippen. Dann fragte er hastig: „Und Julie? Und Ihr Vater?"

„Beide wissen von meinem Schritte und sind damit einverstanden!"

Der Banquier sprang auf und wandelte mehrere Male durch das Zimmer. Endlich schien er sich gefaßt zu haben und trat vor Jonathan hin, der gleichfalls sich erhoben hatte.

„Mein Herr", sprach er, „ich entschuldige recht gern den Schritt, den Sie gethan haben, aber es thut mir leid, Ihren Wünschen nicht genügen zu können. Was einmal getrennt ist, kann nicht wieder vereinigt werden. Unsere Wege liegen zu weit auseinander, ich kann nicht zurückkehren, Sie nicht zu mir kommen. Lassen Sie den Gedanken an eine Verbindung fahren, die beiderseits nur Quelle von Mißverständnissen und Mißhelligkeiten werden könnte. Uebrigens ist schon über die Hand meiner Tochter bestimmt."

„Sie glauben gewiß nicht", erwiederte Jonathan dringend, „hiemit die heißen Wünsche jugendlicher Herzen abgewiesen zu haben. Die Gefühle, die uns beseelen, haben zu tiefe Wurzel

in uns geschlagen, und Sie machen mich und, ich kann es sagen, Ihre Tochter unsäglich unglücklich. Hätte dies keinen Werth in Ihren Augen?“ —

„Ich habe meine Tochter“, fuhr der Banquier fort, ohne auf Jonathan's Einrede zu achten, nicht für die Observanzen des Judenthums erzogen, ich habe sie für eine freie Stellung in der Gesellschaft, aber nicht für ein todtes, abgezäuntes, altjüdisches Haus gebildet. Ich kann nicht einwilligen!“

„So sollte das uns scheiden, erwiederte Jonathan mit wehmüthig begeistertem Tone, was uns gerade in höherer Weihe vereinigen sollte, die Religion? So sollte diese auch hier als Vorwand gelten, zu trennen, zu zerreißen, was das Geschick verbinden wollte? So sollte unsere Religion wirklich so zerfallen sein in sich, daß sie auseinander hielte, was sie zu vereinigen berufen wäre? Mein Herr, ich fühle es, es ist nicht blos mein Interesse, welches ich in diesem Augenblicke vorstelle, es ist zugleich ein höheres, es ist das des Stammes, der Glaubensgenossenschaft, der Sie Ihren Ursprung und Ihren Heranwuchs verdanken. Es gilt die Frage, ob eine Vereinigung zwischen den Gegensätzen, die sich unter ihren Bekennern aufgethan, unmöglich sei. Willigen Sie ein, lassen Sie unsern Glaubensgenossen zeigen, daß es eine Bahn giebt, die mitten hindurch führt und die Fragen der Zeit zur Lösung bringt. Ja, ich unterfange mich, Ihnen für das Gelingen einzustehen und den Frieden allseitig zu bewirken!....“

Der Banquier sah den begeisterten Jüngling ernst an, aber schüttelte den Kopf. „Die Fragen“, antwortete er, „von denen Sie sprechen, kümmern mich nicht. Ich bin längst entschieden, und lasse einem Jeden die Freiheit, die er für sich in Anspruch nimmt. Ich wiederhole, über die Hand meiner Tochter ist bereits bestimmt.“

„Und so wird es Ihnen gleichgültig sein, wenn Sie durch diese Weigerung zwei Herzen zerdrücken, von denen das eine das Theuerste ist, was Sie besitzen? — Lassen Sie mich nicht

vergebens flehen, geben Sie uns wenigstens einige Frist, ob wir Ihre Zuwilligung erringen, und Ihnen beweisen könnten, daß wir nur so glücklich zu werden vermögen!...."

„Sie haben rasch und zuversichtlich gehandelt", entgegnete der Banquier, „lassen Sie mich eben so rasch und zuversichtlich meine Entscheidung geben. Die Empfindungen der Jugend verwischen sich bald im langen Leben, und dieses soll jenen gar nicht unterthan sein. Ich muß Ihnen noch einmal wiederholen, ich selbst bin nicht mehr frei über meiner Tochter Hand."

„So werden Sie mit diesen Worten das Lebensglück zweier Menschen, die für einander geschaffen waren, vernichtet haben. So haben Sie das letzte Band, das Sie an die Religion, der Sie dem Namen nach angehören, knüpft, zerrissen. Mögen Sie es einst nicht bereuen, uns eine freundliche Zukunft genommen zu haben, und den Ersatz dafür vergebens suchen."

Noch schwebten viele Worte des Unmuths auf Jonathan's Lippen, aber er bedachte sich, und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung. —

So fest und entschlossen der Banquier Kaspar bei seiner Weigerung sich gezeigt, so waren doch die Worte Jonathan's nicht ohne Eindruck geblieben. Als dieser seinen Antrag gestellt, war dem Banquier eine Scene seines frühern Lebens ins Gedächtniß gekommen: es war die Sterbestunde seiner Gattin, an deren Lager er mit dem alten Marcus Löwe gestanden, und die ihn mit ihrem letzten Odem bat, ihre Tochter einst mit dem hinterlassenen Söhnchen ihrer unlängst vorangegangenen Freundin, der geliebten Sarah des Marcus, zu verbinden, so sie sich einst finden sollten. Bisher hatte ihn die Trennung von dem Löwe'schen Hause nicht zu dieser Erinnerung kommen lassen. Nun hatten sie sich gefunden — also die Bedingung war in sonderbarer Fügung verwirklicht. Das hatte ihn eine kurze Zeit schwanken lassen, das ihm den Ausruf: sonderbar! entlockt, und ob er auch seiner wieder mächtig geworden, so

wollte ihm doch der Gedanke daran, selbst nach der Entfernung Jonathan's, nicht aus der Seele kommen, und er fühlte seit langer Zeit zum ersten Male, daß es noch eine andere Macht in unserm Geiste gebe, als den berechnenden Verstand. Erst nach geraumer Zeit konnte er sich wieder an seinem Tische niederlassen und seine Arbeiten fortsetzen.

Jonathan war tief getroffen. Er rang mit sich selbst, aber der Riß seines Herzens wollte sich nicht schließen. Julie verlebte einsame Tage, und die Rosen ihrer Wange verblichen. Oefters wollte Jonathan zu Ludolf, und von diesem den Rücktritt fordern; aber er verwarf dies immer wieder, denn er erkannte es für Eigennutz, und wollte wenigstens von dieser Seite nicht zwischendrängend erscheinen.

11.

Da wo der Mensch, in den Consequenzen seiner Ansichten, die Aussicht in die Zukunft verliert, da, wo die Gegensätze der menschlichen Gestaltungen, in ihren scharfen Umrissen sich gegenüberstehend, keine Hoffnung der Vereinigung mehr zurücklassen, und das Glück des Einzelnen, wie das Heil des Ganzen darin aufzugehen scheinet — da ist es die höhere Vorsicht und Waltung, welche eingreift, und indem sie die Schlüsse des menschlichen Verstandes durch mächtige Erschütterungen zu Schanden macht, eine unerwartete Bahn mitten hindurch führt.

Es war ein stürmischer Spätherbst, der über die Erde zog, Tag für Tag fuhr der Orcan über die Wohnungen der Menschen hinweg, die sich über viele Verluste und erlittene Schäden zu beklagen hatten. Eine gleich stürmische Zeit ging durch die menschliche Gesellschaft. Jahre des Friedens waren vorübergegangen, und während diese von der einen Seite die beste Sicherheit der Verhältnisse garantirten, war es bei der Beruhigung und Zurechtstellung der letzteren doch klar zum Vorschein gekommen, daß die Gesellschaft noch Momente ent-

halte, die noch gar nicht zur Aussöhnung gediehen seien, und die der plötzlich über die Welt gekommene Friede noch ganz in ihrer schroffen Gegensätzlichkeit getroffen und belassen hatte. So sehr man daher einer Seits auf den Besitz, den die errungenen Siege zurückgegeben, baute, so bewußt war man sich, daß die Gesellschaft noch auf vulcanischem Boden ruhe, und mannichfaltiges Schwanken dieses Bodens konnte selbst den Sichersten darauf aufmerksam machen. — Wie aber aus Ansprüchen aus vergangener Zeit, die dem gegenwärtigen Besitzthum gegenüberstehen, und doch befriedigt werden wollen und sollen, sich ein Zustand des Scheinbesitzes entwickeln mußte, der am Ende nur auf dem Papiere oder in der Idee besteht: so entstand hiermit ein Thermometer und Calcinirofen der öffentlichen Verhältnisse zugleich, und diese wurden mehr als je Herren der privaten Zustände, je mehr diese ihren reellen Besitz jenen zugewendet hatten. Die leiseste Berührung mußte diese beweglichen Elemente in die fürchterlichsten Schwingungen bringen. Heute im Gewinne von Millionen, konnte der morgende Tag nicht zu deckende Verluste bringen, die dem ideellen Reichthume noch den reellen opferten. — In dieses Bereich fielen auch die Speculationen, in die der Kriegsrath Faller den Banquier Kaspar hineingezogen. Durch seine nahen Beziehungen mit den Chefs der Regierung, wie er sie wenigstens angab, öfters im Besitz von authentischen Nachrichten, ehe sie ins Publicum kamen, gab dies die Basis für die Operationen ab, die, nach der Meinung der Urheber, nicht fehlschlagen konnten. Nach und nach hatte der Banquier sich und sein Vermögen ganz aus dem gewöhnlichen Geschäftskreise gezogen, und allein dem Papierhandel zugewendet. Beträchtliche Summen wanderten in die Hände des Kriegsraths, wodurch dieser in den Stand gesetzt werden sollte, einen desto größern Einfluß auf den Stand der Dinge zu gewinnen. Wie wir schon früher angedeutet, hatten diese Speculationen den erwünschtesten Erfolg. Kaspar sah sein Vermögen aufs Enormste wachsen, und

es war natürlich, daß die neu erlangten Kräfte auch wieder als Mittel zu neuen Operationen verwendet wurden. Schon sah er sich auf einer nie erträumten Höhe stehen, und in fieberhafter Hast mußte er Bedenken und Vorsicht hinter sich lassen.

Da erhoben sich am Horizonte Europa's drohende Sturmwolken. An allen drei Südenden Europa's, in Spanien, Neapel und Griechenland brach das lang zugedeckte Feuer durch, und bei dem Zündstoffe, der überall verbreitet war, konnte Europa nur zittern. Die Börse überfiel ein panischer Schrecken, der Werth der Papiere ging um ein sehr Bedeutendes herunter, und Tausende, die gestern über Millionen geboten — waren Bettler. Unter diesen Tausenden war auch — der Banquier Kaspar. Noch hielt ihn einige Tage der Schein, noch war der Ausbruch nicht offen, aber Jedermann berechnete schon die Unmöglichkeit, in der er sein mußte, die Verluste zu decken. Dennoch verlor er die Hoffnung nicht. Was er nicht fassen konnte, sollte nicht sein. Er suchte baare Gelder von allen Seiten aufzuhäufen, aber Niemand wollte ihm beispringen. Er stürmte von Einem zum Andern, knüpfte Unterhandlungen aller Orten an, aber keine fiel glücklich aus. Da eilte er zum Kriegsrathe und verlangte die vorgeschossenen Summen zurück; aber sei es, daß diese eben so geschwunden, sei es, daß jener sie in Sicherheit gebracht: sie wurden verweigert, und es zeigte sich, daß der Banquier so rücksichtslos verfahren, daß rechtlicher Anspruch darauf wohl kaum Folge gehabt hätte. Vergebens erinnerte er ihn an die Verbindung seines Neffen mit Julie, der Kriegsrath entschuldigte sich, daß der allgemeine Sturm auch dieses Band zerrissen habe. Auch habe Ludolf eine veränderte Bestimmung und sei im Begriffe — eine untergeordnete Landgerichtsstelle anzunehmen — bei den veränderten Verhältnissen hatte er ihn wieder zu entfernen gesucht.

Der Banquier war wie vom Donner gerührt, ohne Worte des Abschiedes, ohne Hut eilte er davon, ein heftiger Regen-

guß hielt ihn nicht zurück, durch die Straßen rannte er unaufhaltsam, und da er nach Hause gekommen, sank er zusammen, und eine lange Ohnmacht hielt seine Sinne gefangen. Herbeigerufen, schrie Julie entsetzt nach Hülfe, sie warf sich über den Körper ihres Vaters, und suchte ihn durch die liebkosendsten Worte zu erwecken. Endlich kamen Aerzte herbei, man schlug ihm eine Ader, worauf er die Augen öffnete und sein körperlicher Zustand wieder beruhigender ward.

12.

Die Freunde des Banquiers Kaspar hatten sich zurückgezogen. Von den Hof- und Forst-, Regierungs- und Geheimräthen, von den Doctoren und Professoren, Post- und Steuerbeamten ließ sich Niemand sehen. Der Banquier selbst befand sich in einem Zustande der Abspannung, daß er Nichts zu leisten vermochte. Ueberall herrschte Verwirrung. Da sandte Julie zu Jonathan.

Auch in das Haus des alten Marcus Löwe war das Gerücht vom Sturze des Banquiers Kaspar gedrungen. Jonathan stand schon denselben Tag öfters an der Schwelle des Nachbarhauses, aber die Unbekanntschaft mit dem wirklichen Zustande des Banquiers hielt ihn immer wieder zurück. Lebhaft fühlte er sich angeregt, als ihn der Diener zu Julie entbot, und folgte ihm auf dem Fuße. Julie warf sich erschüttert an seine Brust, aber zum Vater führte sie ihn nicht.

Schnell begab sich Jonathan an die Arbeit. Da frühere Theilnahme an seines Vaters Arbeiten ihn nicht unbekannt mit kaufmännischen Angelegenheiten gelassen, und die Schärfe seines Geistes die fehlende Gewandtheit und Erfahrung schnell ersetzte, hatte er bald eine Uebersicht über den Stand der Dinge gewonnen. Dieser war so, wie er im kaufmännischen Leben sich öfters herausstellt, daß nur momentan das früher zu Leistende sich höher beläuft, und dadurch eine Stockung eintritt,

während später zu Forderndes zur Ausgleichung genügen würde. Man bedurfte eines augenblicklichen Opfers, um wenigstens die Trümmer des Vermögens zu retten. Aber waren bei diesen beweglichen Zeiten die Forderungen sicher? Wer verbürgte die nächste Zukunft?

Jonathan begab sich zu seinem Vater. Er wünschte sein mütterliches Vermögen, um den Angelegenheiten Kaspars damit aufzuhelfen. Lang währte die Unterredung. Der Greis fand sich gewillig, aber er verlangte Sicherheit und einen gemessenen Gang. Sein Scharfblick wußte ihm den rechten Weg zu bezeichnen. Bei dem großen Ansehn des Löwe'schen Hauses war übrigens, sobald es ruchtbar ward, daß dieses Kaspar vertrete, die Angelegenheit so gut wie geordnet, und man ließ sich gern zu Fristen heran. Mehrere Monate vergingen, Jonathan arbeitete unabläßig, und die Lage der Dinge war klar geworden. Die Reste des Vermögens wurden in Sicherheit gebracht, das Geschäft aufgelöst, die Leute entlassen, der unnöthige Aufwand aufgegeben.

Werfen wir nun einen Blick in den Seelenzustand Kaspar's. Der plötzliche Sturz von der Höhe, auf der er so sicher stand, und die er nur wachsend denken konnte, die schnöden Kränkungen, die ihn so schnell hintereinander getroffen, hatten seine Seelenkräfte gelähmt. Er hatte als rüstiger Mann sich gelegt und stand als müder Greis wieder auf. So wie er Zeit seines Lebens am Materiellen gehangen, die Formeln des Judenthums ehemals materiell erfüllt, und die Freiheit der Lebensart und Ansichten auch nur materiell sich angeeignet hatte, so konnte er auch jetzt nicht eine etwaige geistige Rückkehr finden, sondern nur Gleichgültigkeit bemächtigte sich seiner, und er folgte dem, wozu man ihn leitete. Leicht willigte er später in die Verheirathung seiner Tochter mit Jonathan, dem er sich durchaus anschloß. Erst am Tage vor der Hochzeit traf er mit Marcus Löwe zusammen. Sie begegneten sich wie Fremde,

die ganze, frühere wie spätere Vergangenheit wurde mit dem Schleier der Vergessenheit zugedeckt.

Jonathan führte seinen frühern Entschluß aus; er kaufte sich in der Nähe der Stadt an, und verbrachte daselbst mit Julie mehrere Jahre im höchsten Glücke. Diese war ganz die hingebende Gattin. Kaspar bewohnte einen Flügel des Landsitzes, freute sich der Pflege seiner Kinder, erfüllte gern deren Wünsche, und wenn der Abend kam, fanden sich einige alte Freunde zu einer Spielpartie bei ihm ein. Der alte Löwe fand reichliche Beschäftigung, da der Rabbine der Gemeinde starb, und er die Functionen eines Stellvertreters unentgeltlich übernahm, bis er, betrauert von den Seinigen, die Augen schloß und zu seinen Vätern versammelt ward.

Der Berichterstatter bittet daher seine Leser nur noch um die Vergünstigung, ihnen zum Schlusse ein Fragment aus einem Briefe vorzulegen, den Jonathan kurz nach seiner Verheirathung an einen gleichgesinnten Freund schrieb. Es heißt da:

„— Du bist nun von dem Gange der Begebenheiten unterrichtet, die mich so schnell und unerwartet zum Ziele meiner Wünsche gebracht. Nun kennst Du aber meine Art, die Dinge anzusehen, und in den Ereignissen des Einzelnen den allgemeinen Weltgang abgespiegelt zu sehen, zu sehr, um nicht folgende Betrachtungen zu erwarten."

„So sind denn allerdings die Gegensätze in uns versöhnt worden, ohne daß aber eine wahre geistige Vermittelung stattgefunden; denn eben so ist der Standpunkt meines Vaters derselbe geblieben, als mein Schwiegervater ja nur den äußeren Umständen nachgegeben. Aber es ist eben deshalb ersichtlich, daß es eine eitele Hoffnung ist, die alten Geschlechter, in denen jene Extreme sich selbst geboren, und die aus denselben hervorgegangen, selbst zur Vermittelung zu bringen; aber sie thun es in den jüngern Geschlechtern, die sie gepflanzt und groß gezogen, und so ist es doch ihr eigenes Gewächs. Das alte Judenthum in seinem Extrem ist das Aufgehen der Erkenntniß in

das Gesetz, das neue Judenthum in seinem Extrem ist das Aufgehen des Gesetzes in die Erkenntniß; die Zeit will aber eine organische Verschmelzung beider, so daß die Erkenntniß selbst das Gesetz reproducirt, und das Gesetz nur in der Erkenntniß sein Leben findet. Daher muß das alte Judenthum aus dem Gesetze zur Erkenntniß streben, das neue aus der Erkenntniß zum Gesetze. Jene Operation habe ich, diese meine Julie vollführt, und darum sind wir glücklich und die Religion in uns zur Wesenheit geworden. —“

Erzählungen eines Grossonkels.

Erzählungen eines Grossonkels.

Ach! mein väterliches Haus war herrlich! Viele Jahre sind seitdem verronnen, seitdem ich es zum letzten Male sah, seitdem ich zum letzten Male unter der hohen Esche auf dem Hügel mit dem Hute darauf hinwinkte und die Zähre des Abschiedes mir aus den Augen rollte — aber, fürwahr, es war herrlich, mein väterliches Haus! Warum ich jetzt so oft, so viel, so lange daran denke? So oft mich meine Enkel auf dem großen Stuhle in die Sonne rollen — denn meine Glieder sind seit Jahren gelähmt — und der warme Schein sich dann sanft auf den Körper legt, und dieser wie unter einer leichten, wohlthuenden Decke ruht — da schließe ich die Augen und sofort steht das niedliche Haus, das rothbemalte, mit dem Schieferdach, das zweistöckige, reinliche, zu beiden Seiten von einer Gruppe Pappeln umgebene, vor mir; es ist mir, als sollte ich den blanken messingenen Löwen fassen, der den Klöppel bildete, oder die Klinke niederdrücken und die Thüre öffnen. Und das Bild verläßt mich nicht, stundenlang....

Ja, ich merke schon seit einiger Zeit, daß ich dieser Zeit nicht mehr angehöre. Zu oft bewegt sich schüttelnd mein Haupt, wenn ich die jetzigen Jünglinge reden höre; zu oft frage ich mich, was wollen denn die eigentlich? Ihre Behauptungen, ihre Beweise, ihre Wünsche, selbst ihre Worte und Geberden erscheinen mir oft so fremd, so nie gehört und gesehen, daß ich nicht umhin kann zu glauben, mit mir geht es heimwärts. Denn oft wohl im Leben begegnete es mir, daß mir Neues

und Unerwartetes entgegentrat — aber es zog mich stets an, ich war begierig, es näher kennen zu lernen, je neuer, je sonderbarer, desto begieriger — aber jetzt? nein! ich fühle mich zurückgestoßen und doch wieder fast ganz gleichgültig — — ich schließe die Augen und das rothe Häuschen erscheint mir und sagt mir: komm zu mir, was sollen dir die Häuser, die du hast, und die Häuser, welche die Jünglinge bauen wollen, und die, wie es scheint, auf dem Giebel stehen sollen, ich gehöre dir, und du mir, denn hier stand deine Wiege; siehst du, in jenem Winkel stand das Lager, auf dem deine Mutter dich gebar mit Schmerzen — heilige Stätte! — und dort ist das Zimmer des ernsten, sittenreinen und ceremoniösstrengen Mannes, der dein Vater war — heiliges Wort! — und siehst du, da unter der Treppe ist das Kämmerlein noch, wo die alte Sitte, die Magd, hauste, und in das du so oft schlüpftest, um dir Naschwerk und Obst zu erschmeicheln — und komm nur weiter, höher steig, hier ist der Boden und die dunkle Kammer, in der du deine — erste Sünde verbüßen mußtest, du hattest gelogen — und der Vater züchtigte mich nicht, sondern er ergriff nur meine äußersten Fingerspitzen und sah mir kaltverachtend in die Augen und sprach — wie erschauerte mein Knabenherz — ich verachte den, der gelogen, denn es steht geschrieben: „Keine Lüge soll aus deinem Munde kommen!“ und führte mich in diese Kammer und sprach: Hier weile, bis du eingesehen, was geschrieben steht: „was giebt dir, und was mehrt die Lügenlippe?“ und „nur die Wahrheit besteht für immer.“ Ach, seine Schriftsprüche verstand ich noch wenig, aber den Spruch seiner Augen und die Kälte seiner Hand verstand ich und da wurden mir die unverstandenen Bibelsprüche zu Verdammungsurtheilen, und ich weinte nicht, aber sank zusammen — bis meine Mutter sich gen Abend heraufschlich und mich holte. Sie weinte. Und dieses Weinen meiner Mutter gab der Lüge den Todesstoß in mir. Ich habe nie wieder gelogen. Der Vater sprach bis zu dem einige Wochen später eintretenden Neujahrsfeste kein Wörtchen

mit mir. Erst als er an dessen Vorabend aus dem Tempel kam, rief er mit weicher Stimme — ich höre sie noch — mich zu sich, segnete mich, umarmte mich, küßte mich — — o, und ich warf mich heulend um seinen Hals.... still, still, ich bin noch höher im rothen Häuschen hinaufgestiegen, blicke jetzt durch die Dachluke nach Abend hin, still, siehst du, dort drüben sind die Schlummerstätten deines Vaters und deiner Mutter, noch strecken sie bemoosten Leichensteine sich in die Höhe, ob sie auch sehr eingesunken; sie ruhen da mit Vielen, die du kanntest, mit Vielen, von denen du noch erzählen hörtest.... und du solltest mich nicht lieben, mich, das rothe Häuschen, mehr als die Lusthäuser der Jünglinge? .... Ach, aber es steht nicht mehr, der schreckliche Krieg 1813 hat es von der Erde genommen — — schadet Nichts, ich habe es doch noch....

Ich sitze im herrlichen Sonnenschein; wie wohl er thut! Es ist wieder Frühling worden, ringsum in meinem langgepflegten Garten haben wieder viele Blumen ihre Kelche erschlossen, und ein linder Südwind säuselt schon durch die jungen Blätter der Bäume. Um mich spielen meine lieben jüngsten Enkelchen, der wackere Joseph von zehn, die liebliche Meta von zwölf Jahren; sie winden sich Kränze, die sie ihrem jüngsten Brüderchen auf die Wiege legen wollen. Ich habe die Augen geschlossen und träume vom rothen Häuschen. Es lag am Ende eines offenen Städtchens; ringsum freies Feld, Wiese, Wald; aber drüben erhoben sich die Vorberge eines stattlichen Gebirgszuges, der seine bewaldeten Gipfel in der Ferne hoch aufthürmte. Hinter dem Garten rieselte in großer Eile ein murmelnder Bergbach, in seinem Bette große Steine rollend. Vor dem Hause führte die Landstraße vorüber, die ziemlich belebt war, so daß Alles vor uns vorbeipassiren mußte. Wer tritt da aus der Thür des Hauses und gehet stattlich steif in die Stadt hinein? O, ich weiß, wer es ist. Wie er hoch aufgerichtet dahinschreitet, den Kopf auf die linke Seite gewendet, aber fest in den Nacken geworfen; wie rein und geleckt Alles an

ihm ist, von den breiten blanken Lederschuhen mit großen silbernen Schnallen, den weißen, fleckenlosen Strümpfen, den schwarzen, manchesternen Beinkleidern zierlich am Knie festgebunden, der großen Schooßweste, der reinen Brust- und Halswäsche, dem braunen Oberrock mit Stahlknöpfen, bis zu dem dreieckigen Hute mit den breiten Krämpen, unter dem ein langer wohlgewickelter Zopf, unten mit einer tüchtigen Bandschleife versehen, hervorkommt. Die gerade, magere Gestalt schreitet ernst dahin, in der Hand den langen Rohrstock mit silbernem Knopfe — aber aus den gebräunten Wangen mit scharfen Zügen, aus den schmalen Lippen, aus den braunen Augen über der scharfkantigen Nase, aus der hohen, mit dünnen greisen Locken umkränzten Stirn blickt eine lange Lebensgeschichte voll Strebens, Täuschung, Resignation und kindlicher Gutmüthigkeit neben der strengen, gemessenen Haltung heraus. Ich, der Knabe voll Feuers, eile ihm nach, aber er winkt mir abwehrend mit der Hand, lächelt und klopft auf die Rocktasche, als ob er sage: wart nur, ich komme bald zurück, und dann soll diese gefüllt sein....

Ich will es dir sagen: der stattlich steife Mann ist mein Großonkel; der Vatersbruder meiner Mutter; ein Junggesell, mit sehr mäßigem Vermögen, das er von einem großartigen Betruge, den man ihm vor vielen Jahren gespielt und womit man ihn um seine Liebe und um die Früchte seines Fleißes betrogen, übrig behalten, und womit er sich in meiner Mutter, seiner einzigen Verwandtin, Haus hinübergerettet hatte. Ach, er war so gut und mild; selbst in seinen geregelten Gewohnheiten, von denen er sonst um Nichts abwich, ließ er sich durch mich stören. Er war es, der mich gehen gelehrt, der an meinem Krankenbette wachte, der mir die ersten Gebetworte vorsagte, der überhaupt, da mein Vater vielbeschäftigt und meine Mutter bald sehr kränklich war, sich meiner annahm und sich stets mit mir beschäftigte. Als ich heranwuchs, wurde er mein Lehrer in Bibel und Talmud und so manchem Andern, was damals

bei meinen Glaubensgenossen unbekannt, ja verpönt war. Er war ja bei Mendelssohn gewesen und hatte sich viel mit dem Weisen aus Dessau unterhalten; er hatte ja Paris und andere große Städte besucht; er war ein tüchtiger Mathematiker und spielte den Astronomen ein wenig .... Nach den Lehrstunden siehst Du den langen, hagern Greis mit dem vierschrötigen, rothbäckigen Knaben, dessen schwarze Augen Feuer blitzten, dessen schwarze Locken um den Kopf wallten, durch den nahen Forst schreiten, ja, jenen schreiten, diesen hüpfen, springen, laufen.... Wenn sie aber dann tiefer hinein an eine trauliche Waldstelle gekommen, wo sie sich eine Rasenbank an der Silberquelle unter den hohen Tannen gebaut und der Großonkel sich niedergelassen und der Knabe sich ins Gras geworfen, und wenn sie dann Beide ihr Frühstück verzehrt hatten, dann schlich sich der Knabe zwischen die Knie des Oheims und hob den bittenden Blick zu ihm auf und sprach: eine Geschichte erzähle mir, Oheim, eine so recht schöne Geschichte aus Deinem Leben....

Dann blickte der Greis tiefsinnig in die dunkeln Augen und das blühende Antlitz des Knaben und sprach: wenn Du es wünschest und dafür heute Nachmittag fleißig lernen willst, so soll es geschehen.... Dann hob er in der Regel einen Talmudspruch an, den er mir mehrere Male wiederholte und fügte hinzu.... siehst Du, Du wirst aus meiner Geschichte erfahren, daß dies die volle Wahrheit ist, was unsere Weisen gesagt.... und nun begann die Geschichte.

Das war mein Großonkel, der stattlich steife Mann — und siehe, ebenso schmiegen sich jetzt, nicht im traulichen, schaurigen Waldwinkel, sondern im lichten Blumengarten, zwischen die Knie des Großvaters die lieblichen Enkel, und heben die bittenden Blicke und die blühenden Kindergesichter und rufen: eine Geschichte, Großvater, eine Geschichte!

Ich werde nicht hartherziger sein, als mein seliger Großonkel. Wie gut, daß ich jetzt so oft an ihn denke. Die lang verschlossene Pforte alter Erinnerungen öffnet sich und seine

Geschichten aus dem Waldwinkel unweit des rothen Hauses vererben sich jetzt durch meine Lippen auf die Seelen meiner geliebten Enkel im Blumengarten.... Es geht Nichts verloren in der Welt Gottes.

1.

Siehst Du, theurer Knabe, dort den Schmetterling flattern, den buntfarbigen, mit den glänzenden Flügeln, mit dem feinen, zierlichen Rüssel, mit dem schlanken, dunkeln Körper? Emsig fliegt er von Blume zu Blume, von Strauch zu Strauch; lustig hebt er sich in die Höhe, senkt sich dann nieder, setzt sich in den Kelch einer Blüthe, hängt sich an ein grünes Blatt und nach kurzer Rast flattert er weiter; bald ist er hier, bald dort, und von dannen ist er, wir wissen nicht wie. Ha! dieser glitzernde Sonnenstrahl scheint seine Nahrung, diese laue Frühlingsluft das Element, in welchem er lebt, das ihn trägt und hegt. Welch Lebensgenuß, welch Glück, wer doch wäre wie er!.... Aber die Natur hat's ihm doch nicht so gut gestellt, wie es scheint. Er flattert, und weiß nicht, welche Gefahren ihn umringen. Dort lauert schon der Vogel, der ihn verschlingen wird; da jagt ihm ein Knäbchen nach, dem er die Lust der Jagd mit dem Tode bezahlen muß; hier hat die garstige Spinne schon ihre Fäden gesponnen, die ihn umstricken werden; heraufzieht am Himmel das dunkle Gewölk, aus dessen Schooße der strömende Guß ihn niederschlagen und ertränken wird — und wenn er allen diesen Gefahren entronnen, wie kurz ist sein Dasein, das der Fortpflanzung seines Geschlechtes geopfert wird!

Ja, siehst Du, diese Natur, diese Schöpfung der Allweisheit — man darf nicht blos bei ihrer Oberfläche stehen bleiben, unser Auge muß auch ihre innere Oekonomie zu durchschauen suchen. Da gewahren wir allerdings Vieles anders, als es so scheint. Wir erkennen da, daß Alles ist um seiner selbstwillen, und doch wieder nicht um seinerselbstwillen, sondern

um des Ganzen willen, und daß auf das Einzelne gar Nichts gegeben wird, indem es stets Andern geopfert wird. Immer giebt sich Eines hin, um das Andere hervorzubringen oder zu erhalten, und diesem Andern geht's wieder ebenso.

Ich kann Dir natürlich nicht sagen, mein Junge, ob es in der Welt Gottes überall so ist, ob es nicht unter jenen Sternen viele giebt, auf denen ein anderes Gesetz waltet, und deshalb dort Alles ganz anders ist — ich kann dies mir nicht nur denken, sondern halte mich auch davon überzeugt, denn der Schöpfer hat sich nirgends copirt; er ist überall originell in der großen Einheit. Aber dieser Erdball ist in Allem ein Mittelgeschöpf; nicht zu groß, nicht zu klein; in einem mittlern Abstand von der Sonne; Tag und Nacht, Wärme und Kälte, Dichtigkeit und Flüssigkeit, Schwere und Leichtigkeit, Alles ist in einer mittlern Mischung vorhanden; und betrachten wir die Geschöpfe auf der Erde, insonders den stolzen Herrn der Welt — dann erscheint uns Alles an ihnen gemischt und in einem mittlern Grade. Ist es nicht ebenso mit dem Geiste des Menschen? Wahrheit und Irrthum, Erkenntniß und Verblendung, Tugend und Laster, Leidenschaft und Selbstbeherrschung, Fleiß und Trägheit, Hoffnung und Täuschung, Frage und Antwort, Glaube und Zweifel — kurz Alles tritt bei ihm in mittleren Maßen und sonderbar gemischt auf, daß er eben das eigenthümliche Chamäleon ist, welches wir beständig fassen und das uns stets entwischt, wenn wir es zu haben glauben.

Du siehst mich an, verstehst nicht Alles, was ich sage, und warteſt auf Deine Geschichte. Aber, lieber Sohn, ich werde alt und da mußt Du schon etwas Worte zu ertragen verstehen. Das Alter schweigt oder spricht viel.

Was ich Dir eigentlich sagen wollte, ist, daß Du im Leben niemals Etwas für ganz gut oder ganz schlimm halten mögest; erwarte vom Guten auch etwas Schlimmes und vom Schlimmen etwas Gutes. So von den Menschen, von ihren Eigenschaften, von den Ereignissen. Der alte Spruch „auch das ist

zum Guten", der in unseren Herzen so vielen Anklang gefunden, ist wahr, wenn wir ihn, wie er gesprochen worden, von den bösen Dingen des Lebens verstehen. Aber wir müßten ihn auch umwenden, und dem Guten auch eine üble Wirkung zutrauen. Dadurch allein werden wir erst recht aufmerksam und besonnen durch das Leben gehen, im Glücke nicht übermüthig, im Leide nicht zaghaft sein, das Gute nicht für vollkommen, das Böse nicht für ganz verloren erachten.

Wenn dies aber auf Etwas seine Anwendung hat, so besonders, mein Sohn, auf die Zunge. Welche köstlichere Morgengabe hat Gott dem Menschen verliehen, als die Sprache? Was wäre er ohne sie, und was ist er, das er nicht durch sie wäre? Und dennoch welch Unheil richtet sie nicht an? Welche Schmerzen, welche Leidenschaften zaubert sie nicht hervor? Da fällt mir ein niedliches Anekdötchen aus dem Midrasch ein. Höre.

„Rabbi Gamliel sagte zu seinem Diener Tabi: hol uns etwas Gutes vom Markte. Da brachte er eine Zunge. Ein ander Mal gab er ihm den Auftrag: hol uns etwas Schlechtes vom Markte. Und er brachte abermals eine Zunge. Wie, fragte der Rabbi, als ich Dir etwas Gutes zu kaufen befahl, brachtest Du eine Zunge, und da ich Dir etwas Schlechtes zu holen gebot, brachtest Du abermals eine Zunge? Der Diener antwortete: Herr, von ihr kömmt Gutes, von ihr Schlimmes. Ist sie gut, was giebt es Besseres? ist sie schlimm, was giebt es Schlimmeres?"

Fürwahr, der Mann hatte Recht. Aus meiner Jugend erinnere ich mich eines hochbetagten, ehrwürdigen Greises mit herabwallendem Silberbarte, langen Silberlocken. In dem dennoch frisch erhaltenen, gerötheten Antlitz stand es zu lesen: ich habe des Lebens heilige Uebel bis auf den Grund bestanden. Seine Lebenstage grenzten schon an die achtzig Jahre; aber noch wanderte er rüstig durch die Straßen von Tag zu Tag, um die Gemeindegelder zusammenzuholen, denn er bekleidete

das bescheidene Amt eines Gemeindeboten. Ach, er war so fromm in seiner Unwissenheit und so ehrlich in seiner Unschuld. Ich weiß, als er starb, da war es sein letztes Wort an seine Frau — da liegt das Kahalsbuch und zehn Thaler zwanzig Groschen drei Pfennige, die bring ab — nun, ist meine Rechnung fertig und ich sterbe als ehrlicher Mann.

Selbiger Greis war einst jung gewesen und seiner Profession ein Setzer, natürlich nur in hebräischer Druckschrift, denn deutsch verstand er weder zu lesen, noch zu schreiben. Ungefähr in seinem vierunddreißigsten Jahre stand er in einer Stadt in Arbeit, wo eine kleine hebräische Druckerei, die nur ihn allein beschäftigte, neben mehreren anderen großen existirte. Eines Sonntags Nachmittags nach dem Quartal war eine so genannte „Auflage" für die Setzer angekündigt, d. h. eine Versammlung der Gesellen oder, wie sie sich nennen, der Gehülfen. Unsern Salomon treibt der Kitzel, auch dahin zu gehen. Als er den Sabbatrock anzog, frug ihn sein Principal: wohin, Salomon? „Ich will auf die Auflage, bin ich doch auch ein Setzer."

„Geh nicht hin unter die Gojim", lautete die Erwiederung, „Du bist ein Jude, und sie sehen Dich nicht gern und werden Dich schikaniren."

„Ach was", sprach Salomon, „wir Juden sind immer voller Furcht! Hab ich doch gute Bekannte darunter, mit denen ich schon mehr als einen Schoppen Bier getrunken, und die mich ausgehöhnt, daß ich nicht zur Auflage käme, ich scheute mich wohl um die paar Pfennige. Und wenn sie mich schikaniren wollen, nun, so hab ich ein paar Fäuste, die mir durchhelfen werden."

So schlug Salomon die Warnung seines Prinzipals in den Wind und wandte sich, und ging davon zur „Auflage".

Hingelangt und geräuschlos unter den Haufen getreten, setzte er sich auf die Aufforderung des Altgehülfen mit an die Tafel. Hier wollte das Unglück, daß neben ihn ein rothhaariger,

wilder Geselle sich setzte, dessen Aussehen der Salomon, wenn er seine Geschichte erzählte, nicht finster und schrecklich genug schildern konnte. So wie dieser neben ihm Platz genommen, sah er ihn mit großen Augen an und schrie: „Was? ein Jude unter uns! ist das eine ehrliche Setzerauflage, wo ein Jude unter uns? Hinaus mit ihm, oder in ganz Deutschland wird die Genossenschaft in Verruf kommen, daß man uns nirgends mehr Platz vergönnt!“ Damit schlug er mit seinen Fäusten auf unsern Salomon los. Dieser, von jähzornigem Gemüth dazu, ließ seine Fäuste mit gehöriger Kraft spielen, daß der Rothhaarige bald zurückwich. Aber alsbald sammelte sich eine Rotte um ihn, die des Rothhaarigen Partei ergriff — ach, und es war Mancher darunter, der mit ihm einen Schoppen Bier, natürlich auf Salomon's Kosten, getrunken. Sie umringten ihn. Da trat der Rothhaarige hervor und gebot Ruhe.

„Wir wollen Rache nehmen an diesem Juden“, schrie er, „aber keine Hand soll an ihn gelegt werden; er muß Christ werden, und dies sofort, wo nicht, schlagen wir ihn zu Boden. Er hat unsere Auflage unehrlich gemacht als Jude, er muß sie wieder ehrlich machen als Christ. Sogleich muß er sagen: „Gelobt sei Jesus Christ!“ und dann mit ihm zum nächsten Pfarrer.“

„Was?“ rief Salomon im höchsten Zorne, „seid Ihr Menschen? Das thue ich nicht, und wenn Ihr mich todt schlaget!“

„Das soll geschehen, wenn Du nicht sogleich sagst: gelobt sei....“ und sie drangen auf ihn ein und ergriffen ihn.

„Wie!“ schrie er, „gelobt sei.... nein, verflucht sei....“

Dies hatte der Unglückliche ausgerufen, als ihm schon eine Faust ins Gesicht fuhr, daß ihm das Blut strömte.

„Gotteslästerung! Gotteslästerung!“ schrie der Haufe. Man warf ihn nieder, holte einen Strick, band ihn und führte ihn zum Strafgericht, wo man ihn der Gotteslästerung beschuldigte. Ein tiefer, feuchter Kerker nahm ihn auf.

Es wurde ihm der peinliche Proceß gemacht und nachdem man ein halbes Jahr ihn im Gefängniß hatte schmachten lassen wurde er, trotzdem er behauptete, er habe ausgerufen: „verflucht sei, nämlich der Rothhaarige, der ihn zwingen wolle, seine Religion zu verlassen" — nach dem damaligen Gesetze verurtheilt:

> als Gotteslästerer solle ihm die Zunge ausgerissen, und er dann über die Grenze (!) gebracht werden.

Du kannst Dir die Gefühle des armen Salomon denken. Mitten in der Vollkraft des Lebens, ohne sich das geringste Vergehen vorwerfen zu können, einem so qualvollen Tode entgegenzugehen — es war so etwas Ueberwältigendes, daß er es nicht zu fassen vermochte. Und doch, woher sollte die Gnade kommen? Wer nahm hier so vielen Antheil an ihm, um Gnade für ihn zu erwirken? Ja, er hatte zufällig in dieser Stadt seine Kunst auch erlernt, er hatte viele Bekannte: aber der Jude war damals sehr feig und wagte Nichts zu unternehmen, was ihm selbst übel aufgenommen werden konnte. Die Willkür hatte ihn so weit gebracht. Es war ein zu kitzlicher Punkt; Salomon sollte die Religion gelästert haben! Oder würde gar der Fürst um eines Juden willen Gnade üben wollen? War er nicht ebenso eingenommen wie das Gesetz, um die Bestrafung einer vermeintlichen Gotteslästerung gerecht zu finden, auch wenn sie noch so hart wäre?

Und wenn der Gefangene erst an die Heimath, an seinen alten Vater dachte, dessen einziger Sohn, dessen einzige Stütze er war — da rang er die Hände sich wund, da zog Verzweiflung in seine Brust ein, und oft sah er sich nach irgend einem Werkzeug des Todes um, um dieser Qual, ärger als der Tod selbst, zu entgehen.

Die Acten waren natürlich zur Bestätigung an den Fürsten gegangen.

Der damals regierende Fürst war ein eigenthümlicher

Herr. Für Jeden, der ihm nahe stand, mußte er ein Räthsel sein; denn es war platterdings unmöglich vorauszuwissen, was der Fürst in einem gegebenen Falle thun würde. Und dennoch war Jedermann gewiß, daß es nicht wechselnde Laune sei, was den Fürsten beherrschte, sondern daß alle seine Handlungen planmäßig und aus tiefer Idee hervorgingen — aber dieser Plan und diese Idee waren Allen ein tiefes Geheimniß. Hatte der Fürst keinen Vertrauten? Auch das ein Räthsel. Ein Jeder schien sein Vertrauter und Keiner. Ein Jeder, denn von den ihn umgebenden Personen hatte der Fürst fast jede in irgend einer Sache vor allen übrigen gebraucht und so mit seinem Vertrauen beehrt, und dennoch Keinen, denn es ging eben vorüber wie ein flüchtiger Sonnenblick; es war ihm vertraut worden, worin ihm vertraut werden konnte ohne Bedingung.

Also, wie gesagt, den noch jungen Fürsten umgab ein dichter psychologischer Schleier, und die feinen Herren vom Hofe suchten vergebens eine Seite, an der sie ihn fassen könnten. Freilich für den, der die Jugend des Fürsten und seinen Entwickelungsgang genau gekannt hätte, wäre des Räthselhaften viel verschwunden gewesen.

Als vierzehnjähriger Knabe hatte der Fürst am Sterbelager seiner, wie selten an den Höfen, heißgeliebten Mutter, deren einziges Kind er war, gestanden. Die Fürstin hatte ihn noch einmal an ihr Herz gedrückt, und mit schwindender Kraft zu ihm gesprochen: „Mein theurer Sohn, laß mich Dir einen Spruch empfehlen, den Du wahren mögest: Vertraue Niemandem außer Gott!“

Der alte Fürst heirathete wieder, und jetzt hatte der Erbprinz Karl eine Todfeindin, bevor er dies begreifen konnte. Ich kann Dir nicht die Pläne alle mittheilen, kenne sie auch nicht alle, welche die neue Fürstin schmiedete, um den jungen Prinzen zu vernichten, insonders nachdem sie selbst mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet worden. Zweierlei war ihr Hauptziel, den Prinzen auf den Weg des Lasters zu bringen

und seinen Vater ihm nicht allein zu entfremden, sondern sogar unübersteigliche Hindernisse zwischen sie zu bringen. Dadurch wollte sie den Fürsten dahin bringen, daß er seine Gaben allein auf ihre Kinder vertheile und gar dem Prinzen die Nachfolge entzöge. Das Erstere gelang ihr eine Zeit lang. Der junge Prinz, angeleitet von den Personen selbst, welche ihn zum Guten zu führen die Pflicht gehabt hätten, aber von der Fürstin gewonnen, den schändlichsten Verrath an dem Prinzen und dem Lande, das er einst regieren sollte, übten, stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen, der Leidenschaften, und hatte den Kelch der Ausschweifungen schon an die Lippe gesetzt. Aber durch eine glückliche Fügung, wie wir schaudernd den Becher Weines absetzen, wenn wir plötzlich eine Spinne darin erblicken, trat dem noch unschuldigen Herzen das Laster gleich Anfangs so frech und nackt entgegen, daß er voll Abscheu sich abwandte und seitdem — gewaffnet war.

Glücklicher war sie mit der Aussaat der Zwietracht zwischen Vater und Sohn. Tausend Mißverständnisse wurden zwischen Beiden angesponnen und ihre Aufklärung verhindert. Falsche, lügnerische Berichte untergruben die gute Meinung, die Achtung, die Liebe. Bald standen sie ringend mit einander gegenüber. Doch laß mich hiervon lieber schweigen. Freilich blieb der Prinz nicht ohne Schuld. Eine bittre Reizbarkeit hatte sein Herz erfüllt, und ließ ihn von seinem Vater nur Hohn und Ungerechtigkeit erwarten, die er wiederzuvergelten in seiner Weise sich bald berechtigt glaubte. So hatte Prinz Karl nur noch Einen Menschen, an dem er vertrauensvoll hing, dem er, vielleicht am Meisten aus Bedürfniß, Einen zu haben, dem er sich hingebe, anhing: ein Jüngling, der mit ihm erzogen worden, der Gespiele seines Knabenalters, ein armer Edelmann, Franz sein Vorname.

Der Prinz war in das Alter getreten, wo er sich vermählen sollte. Es graute ihm vor dem Gedanken, eine Gattin aus den Händen seiner Eltern entgegennehmen zu sollen. Und

als er gar den Namen seiner zukünftigen Gattin erfuhr, als er aus ihm zugekommenen Nachrichten oder persönlicher Kenntnißnahme erkannte, daß hier für ihn abermals eine unerträgliche Fessel geschmiedet werden sollte: da entschloß er sich, nicht darin zu willigen und lieber Alles zu opfern. Freilich sah er ein, daß damit das ganze Streben der Fürstin mit bester Erfüllung gekrönt werden würde — aber auch das war ihm schon gleichgültig geworden, nur frei, frei wollte er werden.

Er entwarf mit seinem Freunde Franz einen Plan, zu entfliehen. Er wußte wohl, daß diese Flucht seinem Vater das scheinbare Recht, ihn der Erbfolge für verlustig zu erklären, geben würde — aber er wollte frei werden.

Am folgenden Tage sollte der Plan ausgeführt werden. Franz war nach einem Städtchen vorausgeschickt worden, um dort Alles für die schnellste Flucht bereit zu halten. Am frühen Morgen sollte der Prinz ganz allein, ohne Begleitung, wie zu einem Morgenritt, sich entfernen und sofort nach dem Städtchen reiten. Von da sollte es aufs Eiligste über die Grenze und nach dem nächsten Hafen gehen, um nach England überzusetzen.

Der Prinz hatte eine schlaflose Nacht. Wieder und wieder ging es durch seine Seele, wie er nun Alles, Alles aufgebe, und der ungewissesten Zukunft entgegenginge. Dann aber erschien ihm wieder die Freiheit in der verlockendsten Gestalt; er dachte an alle die Qualen, denen er ausgesetzt gewesen, und die ihm noch bereitet wären. Bald wurde er in seinem Entschlusse wankend, bald bestärkt. So traf ihn die Morgensonne. Er erhob sich von seinem Lager und damit mußte er sich entscheiden. Er gedachte, wie Franz auf ihn warten, wie er diesem schwach und unmännlich erscheinen würde, — er gab den Befehl, sein Roß zu satteln. Schnell war es geschehen. Jetzt rüttelte er sich aus seinen Träumereien auf. Noch einen Blick warf er durch die Gemächer, in denen er seit dem Erwachen seines Bewußtseins so Vieles durchlebt hatte; rasch aufs Pferd; die Pforte

wurde ihm geöffnet; hinaus in den frischen, duftigen Morgen, der die Spannkraft des Menschen stählt und den Drang zu handeln in ihm weckt.

Er ritt einen engen Waldgang hinauf und mußte langsamer reiten, um nicht gegen die Baumäste zu prallen. In der Düsterheit des Waldes neues Schwanken, neue Unentschlossenheit. Er gedachte dessen, was er hinter sich gelassen.

Da kommt plötzlich ein Wanderbursch den Waldgang herauf. Lustig schallt ein Lied von seinen Lippen, und die Vögel des Waldes scheinen davon erweckt zu werden und ihm einzustimmen.

Der Prinz in einem schnellen Gedanken, stellt ihm sein Pferd entgegen und ruft ihm gebieterisch ein „Halt!“ zu. Der erschrockene Bursch, der den Prinzen natürlich nicht kannte, stand still und wartete dessen, was da kommen sollte.

„Mensch“, rief der Reiter dem Wandrer zu, „sag mir einen Spruch, welcher es sei, der Dir in die Seele kommt...“

„Einen Spruch, gnädiger Herr? ....“ stammelte der Bursch.

„Ja, einen Spruch, dann kannst Du gehen....“

„Dann kann ich gehen?....“

„Ja, und Du sollst noch ein Wandergeschenk haben, aber schnell muß es sein, ohne Besinnen.“

„Nun, das kann geschehen. Mein Vater gab mir den Spruch des Psalmisten mit auf die Reise: „„Besser ist's, dem Ewigen vertrauen, als auf Menschen sich verlassen.““

Diese Worte fuhren dem Prinzen elektrisch in die Seele. „Vertraue Niemandem, außer Gott!“ hatte dies nicht seine sterbende Mutter ihm als Scheidewort zugerufen? Ja, was er verlangt, war ihm geworden, ein Orakel Gottes, ein Mahnwort. Was war er im Begriff zu thun? Einzugreifen in sein Geschick und seinem Vaterlande sich auf immer zu entziehen? Und auf wen vertraute er? Auf Menschen?.... Es ging ihm schauernd durch den Geist. Seine Mutter schien vor ihm zu

ſtehen und ihm zurückzuwinken. Sollte er mit ſeinem Pferde über die Geſtalt ſeiner Mutter ſetzen?....

Eben wollte der Burſch, dem es nicht geheuer wurde, ſich an ihm vorüberdrücken; da wandte er das Pferd, verrann ihm den Weg und rief ihm nochmals „Halt!“ zu. Der Wandrer blickte auf die Piſtole des Reiters und blieb zitternd ſtehen.

„Wer biſt Du? wie heißt Du?“

„Ich heiße Salomon, und bin meiner Kunſt ein Setzer.“

„Ein Jude?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Woher kommſt Du?“

„Aus dem Städtchen N.“

„Wann biſt Du da ausgegangen?“

„Geſtern Abend ſpät, bin dann die Nacht durchgewandert, weil ich früh in der Reſidenz ſein muß, um Arbeit anzutreten.“

„Iſt in N. Etwas vorgegangen? Haſt Du da etwas Beſonderes bemerkt?“

„Es iſt geſtern Abend eine Compagnie Soldaten eingerückt, dann aber in die Gegend hinter die Stadt hinausgelegt worden.“

Der Prinz ward betroffen.

„Weißt Du nicht weshalb? wozu?“

„Nein! Es geſchah ſehr verborgen. Ich habe ſie nur auf dem Wege um Mitternacht getroffen, und machte, um nicht bemerkt und aufgehalten zu werden, einen großen Umweg, weshalb ich auf dieſen Waldgang gerathen bin.“

„Gut, ich danke Dir.“ Der Prinz reichte dem verwunderten Burſch ein Goldſtück und ließ ihn paſſiren. Der Burſch trat ſogleich in das Dickicht ein und war verſchwunden.

Ha! was iſt das? frug ſich der Prinz. Soldaten hinter N.? Es iſt verrathen. Sie ſollen mich fangen. Dann erklärt man mich des Thrones verluſtig und die Freiheit habe ich doch nicht.... Wer hat mich verrathen? Sollt es Franz ſein? Sollte der ganze Plan mir nur an die Hand gegeben

sein, um mich zu vernichten? Vertraue Niemandem außer Gott?...."

In tiefes Sinnen, in schwere Aufregung gerieth der unglückliche Prinz — aber er kehrte um und in den vergoldeten Käfig zurück. Der Fürst that als wüßte er von Nichts, der Prinz nicht minder. Franz war außer Landes gegangen, der Prinz vereinsamte mehr als je.

Jahre waren vergangen. Der Prinz harrte geduldig aus, Alles vermeidend, was einen Bruch hervorrufen konnte. Der alte Fürst starb, der Prinz ergriff das Scepter, die Fürstin kehrte freiwillig an ihren väterlichen Hof zurück, aber der junge Fürst sandte ihr nur — Gnadenbezeugungen nach.

Eines Morgens sitzt der Fürst in seinem Cabinet. Acten liegen vor ihm aufgehäuft. Der Fürst ließ sich stets erst berichten, nachdem er die Acten selbst geprüft. Er wollte nicht durch die Brille seiner Minister sehen. Da greift er nach einem schwarz gesiegelten Packet; er wußte, dies bedeute einen schweren Criminalfall. Er öffnet, liest das Urtheil, schlägt zurück und blickt auf die Motive — ein seltner, ihm nie vorgekommener Fall, er sieht auf den Titel und erblickt:

„Acta wider den Juden Salomon, Buchsetzer, wegen Gotteslästerung."

Salomon? Buchsetzer? Jude? Der Fürst hat ein gutes Gedächtniß. War das nicht der Wanderbursch im Walde an jenem verhängnißvollen Morgen? Nicht der gottgläubige Mahner, der nur den einen Spruch hatte: Vertraue Niemandem außer Gott? Und dieser der Gotteslästerung beschuldigt? Nun, fürwahr, sein Spruch soll auch ihn nicht verderben lassen.

Zunächst studirte der Fürst aufs Genaueste die Acten selbst, die Anklage wie die Vertheidigung, schaffte sich ein getreues Bild des ganzen Vorganges und gestand sich die Schuld-

losigkeit des Beschuldigten zu. Dann verschaffte er sich die Gewißheit, ob es wirklich derselbe Bursche war, dem er damals begegnet. Es mußte das Wanderbuch desselben herbeigebracht werden, und siehe, Tag auf Tag stimmte, wann Salomon N. verlassen, wann er in der Residenz angekommen.

Der Fürst sprach die Begnadigung aus, „weil die Gotteslästerung nicht vollendet worden", belegte Salomon aber mit Landesverweisung, „weil die Gotteslästerung begonnen worden".

Aber an dem Morgen vor der Ausweisung öffnete sich die Pforte des Gefängnisses und Salomon sah einen Mann in seinen Kerker treten, der ihm in seinem Reitanzuge sehr bekannt schien. Der betrachtete den Salomon lang, dann sprach er die Worte: „Besser ist's dem Ewigen vertrauen, als auf Menschen sich verlassen!" Und bei diesen Worten übergab er ihm eine Börse mit einem bedeutenden Geldgeschenk gefüllt, und wandte den Rücken.

Durch den Gefängnißwärter erfuhr Salomon, daß es — der Fürst gewesen.

Der Kerker öffnete sich. Der Setzer wurde hinausgeführt. Draußen stand sein Principal, übergab ihm seine Sachen und drückte ihm noch einmal die Hand. Die Gensd'armen führten ihn bis zur Stadt hinaus. Draußen lag Gottes freie Natur vor ihm. Er stimmte ein Lied an und wanderte vorwärts. Ohne daß er es bedacht, befand er sich bald auf jenem Waldgange, er erkannte ungefähr die Stelle, wo jenes Abenteuer ihm begegnet. Da fühlte er nach seiner Zunge, die er zu verlieren in so großer Gefahr gestanden, und dachte: Liebe Zunge, ich kann Dir nicht gram sein, denn Du hast mich in Todesnoth gebracht, aber Du hattest schon vorher die Rettung Dir selbst bereitet. Von Dir kommt Schlimmes und Gutes.

2.

Wir wanderten durch den Wald. Immer tiefer führte der schmale Fußsteg uns in das Dickicht. Freilich gelangten wir nur langsam vorwärts, denn ich ließ mich oft in das dichte Gras nieder, um die reifen Erdbeeren zu pflücken, die ich mit jugendlichem Uebermuthe händevoll in den Mund preßte, daß mein Antlitz bald einem tättowirten Indianer ähnlich sah. Bald hörten wir Axtschläge. Wir waren in ein Revier gekommen, das abgeholzt ward.

„Komm, mein Sohn, laß uns hier im Schatten etwas ausruhen", sprach mein Großoheim zu mir. „Der Rasen ist einladend. Weißt Du, woran die Schläge der Axt, deren Schall zu uns bringt, mich erinnern? An eine artige Fabel im Talmud."

„Welche, Onkel, ich bin begierig...." und schon saß ich auf dem Boden. So schnell ging es nun mit dem Greise nicht; er holte sein schneeweißes Taschentuch hervor, breitete es zierlich auf dem Grase aus, und ließ sich dann langsam und behaglich nieder. Er hatte auch sein Plätzchen gut gewählt; mit dem Rücken konnte er sich an den Stamm einer herrlichen Ulme lehnen, welche ihre weittragenden Aeste schattengebend über uns ausstreckte; das große Rohr ruhte zwischen seinen Knien, so daß der silberne Knopf ihm gerade unter der Nase stand, und die Vorderfinger der rechten Hand daran herauf- und herunter rutschten.

„Nun, Onkel, die Fabel...."

„Als das Eisen erschaffen worden, heißt es im Sanhedrin, da zitterten die Bäume, denn sie sahen ihren Fall in der Fülle ihrer Kraft voraus. „Was zittert Ihr?" sagte das Eisen; „möge kein Holz von Euch sich zu mir gesellen, so wird Keiner unter Euch Schaden erleiden." Aber siehe da, es fand sich Holz, das

sich dem Eisen darbot, um es mit der Faust führen zu können, und seitdem stürzen die herrlichsten Bäume unter den Schlägen der Axt."

„Welchen tiefen Sinn hat diese Fabel! So groß auch eine feindliche Macht ist, sie wird erst gefährlich durch den Verräther, der aus dem eigenen Lager zu ihr schleicht, um ihr die Schwäche der Seinigen zu verrathen. Das Eisen war machtlos gegen die Bäume, bis ein junger Baumstamm in das Oehr der Axt gesteckt ward."

„Dies hat sich in der Geschichte jedes Volkes bewährt, und die Helden von Termopylä wären nicht erlegen vor dem zahllosen Heere der Perser, wenn nicht ein Grieche dieses über den Gebirgskamm in den Rücken der Sparter geführt hätte."

„Vor Allem erging es aber unserer Nation im Großen und Kleinen so. Nicht nur daß abtrünnige Juden von jeher den giftigsten Geifer über uns ausgespritzt, und den Stoff zu Verleumdung und Verfolgung mit geschäftigen, meist bezahlten Händen herbeigeschafft — tausend und abertausend Male sind von einzelnen Juden Mißhandlung, Verfolgung, Verjagung über ihre Brüder und ganze Gemeinden verrätherischer Weise gebracht worden, und unter hundert Fällen in neunundneunzigen über unschuldige. Denn sieh, mein Geliebter, es ist die Regel unter den kurzsichtigen Menschen, daß die wahre Schuld straflos sich von dannen macht, daß aber der Schuldlose durch Verdächtigung, dann durch Beschuldigung und blinden Eifer zu Grunde gerichtet wird. Indeß, es ist ein Auge offen, das auch in diese Tiefen klar schaut und jedem Maße sein Maß zu geben versteht...."

Der Oheim schwieg und ich wartete eine Zeitlang, daß er fortfahren würde. Als dies zu lange währte, ergriff ich seine Hand und sprach sanft: „Onkel, woran denkst Du?"

Er ergriff meine Hand seinerseits, drückte sie und sprach: „Jakob, ja, ich will Dir die tiefste Verachtung gegen solche Verräther einflößen, einen nie zu erstickenden Abscheu vor sol-

cher That und ihren Thätern. O, es gelingt ihnen doch nicht immer, ich habe es erfahren, und die göttliche Vorsehung weiß auch aus der Giftsaat dieser Menschen schöne Blüthen und Früchte zu ziehen — aber auf lange Zeit machen sie die edelsten Menschen unglücklich...."

„Doch lassen wir dies. Ich erzähle Dir lieber eine Geschichte, die sich in meiner Jugend nicht weit von meiner Geburtsstadt zugetragen und damals viel Aufsehen erregt hat."

Ich rückte mich neugierig an ihn heran, legte meine beiden Hände auf seine Knie, er die seinen auf die meinigen, und hob an:

In der Zeit, von der ich spreche, mein theurer Jakob, da war der Glaube an die Macht von Hexen und Hexenmeistern noch sehr verbreitet, und es gab Gegenden in unserm deutschen Vaterlande, wo der schon für einen solchen galt, der seine Zweifel daran verlautbarte. In solchen Landschaften wurden denn auch die alten Criminalgesetze gegen die Zauberei und Hexerei mit ungeheurer Strenge gehandhabt, und viele Seufzer stiegen zum Himmel auf, die den Lippen der solcher Verbrechen Angeschuldigten und darum Gemarterten und Gefolterten entflohen.

Nun waren unsere Glaubensgenossen damals, und viele sind es noch jetzt, durchaus von ähnlichem Aberglauben nicht frei. Du weißt, daß man eine gewisse Geheimlehre, d. h. eine Lehre, welche in den Worten der Schrift nicht blos den gewöhnlichen Sinn, sondern noch einen tiefern, aufzusuchenden voraussetzt, den herauszuziehen nun die Phantasie den unbeschränktesten Spielraum hat, auch in Israel gebildet hat, welche man Kabbala nennt. Diese Kabbala hat es allerdings nur mit dem Wort zu thun, und so phantastisch ausschweifend, so abenteuerlich grotesk viele ihrer Aussprüche und Anschauungen sind, so geben sie alle doch zu denken und zu grübeln, und sind jedenfalls vom erhabensten Aufschwung. Aber an diese theoretische Kabbala knüpfte sich mit der Zeit eine praktische. So-

bald man erst im Worte eine außergewöhnliche Kraft und Weihe findet, ist es leicht, diese Kraft auch in einer außergewöhnlichen Gewalt über die Natur und ihre Erscheinungen zu suchen. Das große Reich der Geister und Dämonen erschließt sich, und es giebt dann keine Grenze mehr für den sich selbst überschätzenden und seine Gebilde selbst schaffenden Menschen. Der an sich selbst Glaubende findet bald Gläubige, und die Wunderthaten sind fertig, ehe man es sich versieht. Jeder hat sie gesehen, war dabei. In einer Zeit, wo die Aufklärung noch gering, wo der Glaube noch so glühend und kindlich war, daß der an Kritik nicht gewöhnte Verstand Alles annahm, was ein anderer phantasiereicher Mensch oder die eigene Einbildungskraft aufschwatzte, in einer Zeit zugleich, wo der Kreis der geistigen Thätigkeit ein noch sehr geringer war: da mußten sehr edle Geister sich dem hingeben.

Damals lebte in der gedachten Nachbarstadt ein Rabbiner, der unter den Juden des Kreises im Rufe stand, die sogenannte schwarze Kabbala mit großem Erfolge zu üben. Ein sehr zurückgezogenes Leben, aus dem er nur zum Gottesdienste, und auch dazu nur sabbatlich hervortrat, eine außerordentliche Ascetik, von der die Magd des Rabbiners nicht genug zu erzählen wußte, und worin beständiges Fasten, Enthalten von Fleischspeisen, wiederholtes Eintauchen in der Mikwa, die er im eigenen Hause hatte, nächtliches Studium, ja Geißeln die Hauptrolle spielten, eine völlige Unkenntniß der weltlichen Verhältnisse, namentlich des Geldes, — alles dies vermehrte den Nimbus, der das Haupt des Rabbinen Jizchak umgab. Dabei hatte der fromme Mann den Grundsatz, keinen Schüler in seiner Wissenschaft bilden zu wollen, weil er die Ansicht hatte: in dieser Kunst müsse durch eigenes Ringen jede Stufe erklommen werden. Vergebens hatten sich Viele darum bemüht, viele Jünglinge ihn dringend angegangen, er hatte sie abgewiesen mit den Worten: wer den Schleier nicht selbst zu heben versteht, der lasse ihn hängen!

„Indeß hatte er in seinem Hause doch noch ein anderes Gebilde neben seinen heimlich schlurfenden, schnurrenden, prustenden Geistern, die seinem Winke gehorchten — seine einzige Tochter, die reizende Sarah.

Der Rabbi hatte keine Schuld daran, aber Sarah war eine der lieblichsten Erscheinungen. Wie es damals noch selten unter den Töchtern Juda's, sie hatte reiches blondes Haar und blaue Augen, die einen Himmel von Unschuld und Innigkeit enthielten; der zarte Teint, das schöne Colorit, die fein geschnittene Nase, der kleine Mund mit schwellenden Lippen, das kindlich gerundete Kinn; diese Senkung des Köpfchens auf die linke Seite, die graziöse und doch dabei ziemlich volle Gestalt; alles dieses trug ihr die Herzen entgegen, wo sie auftrat. Eine Jungfräulichkeit, eine Reinheit, ein Adel der Gesinnung und Empfindung war über sie ausgegossen, die für sie einnahmen, so wie sie erschien, und ein Gefühl der Erquickung einflößten, wenn man sie betrachtete. Bescheiden, kannte sie den Eindruck nicht, den sie machte, anspruchslos, würde sie sich gewundert haben, wenn sie ihn bemerkt hätte. So verlebte sie die Tage der Jugend in ihres Vaters Hause, ohne an etwas Anderes zu denken, als diesem alle mögliche Bequemlichkeit zu schaffen und über seine Ruhe zu wachen, die er für seine Arbeiten beanspruchte. Ihre Mutter war kurz nach ihrer Geburt verstorben, die alte treue Magd, welche deren Stelle für sie vertreten, ebenfalls vor einiger Zeit hinübergegangen, und so bildete sie mit einem jüngern Hausmädchen das ganze Hauspersonal des Rabbi Izchak.

Dieser saß eines Abends in seinem Studirzimmer, wo ärmliches Mobiliar, große Folianten und einige chemische Apparate ein wunderliches Durcheinander ausmachten. Der Rabbi saß vor einem Tische und hatte eben einige wunderliche Zeichnungen und Berechnungen vollendet. Er war zurückgefallen in den lederüberzogenen Großstuhl und hatte die Augen geschlossen. Silbern wallte sein Bart über den schwarzseidenen,

mit Sammetstreifen besetzten Kaftan, der vom Halse bis zu den Knöpfen zugehakt und von einem Gürtel um die Taille umschlossen war. Einzelne graue Locken quollen rings um das auf den Hinterkopf zurückgeschobene Sammetkäppchen hervor. Er hatte die Augen geschlossen, aber er schlief nicht, sondern sein Geist war in tiefe, seien es Speculationen, seien es Träumereien, versunken, und einzelne, leise gemurmelten Worte stahlen sich über die schmalen, bleichen Lippen.

„Also doch noch vorher....“ hätte der nach und nach vernommen, der zugegen gewesen — „kurz vorher“ .... „und von ihm hängt's ab“ .... „Er vermag das große Werk zu stören oder zu fördern“ .... „Lang ersehnte, lang vorbereitete Stunde, du wirst nun erscheinen, oder auf immer verschwinden“ .... „Wer mag es aber sein?.... Ich muß ihn zu gewinnen, an mich zu fesseln suchen.“

So murmelte der Rabbi vor sich hin. Doch ich will Dich nicht in Ungewißheit lassen, mein Jakob, ich will Dir das Verständniß erschließen, wie es sich späterhin herausstellte.

Der Rabbi hatte aus seinen Schriften und seinem Forschen herausgefunden, um die Herrschaft über die Geister zu erlangen und dadurch in der That Wunderbares vollführen zu können, bedürfe es einer gewissen Reihe von Kasteiungen, Beschwörungen und sonstigen Vornahmen, von denen eine immer die andere bedinge, deren glückliches Vollbringen nach einander nothwendig sei, um die geheimnißvolle Kette nicht zu brechen. Er war nun dem großen Ziele seit vielen Jahren zugestrebt, hatte Alles, nach seiner Meinung, glücklich überstanden, und befand sich jetzt dicht vor dem höchsten Augenblicke. Da zeigte sich in seinen Constellationen mit einem Male noch ein sonderbares Hinderniß. Der Rabbi fand, es würde auf dem mysteriösen Schauplatze plötzlich ein Mann auftreten, der unentbehrlich sei zur Vollendung der Operationen. An ihm würde es sein, den letzten Ring zu schließen oder nicht. Dem Rabbi

wurde es sehr bang um sein Werk, denn so viel ersah er, der Mann behielt seine volle Freiheit, einzuwilligen oder nicht.

Vergebens strengte er sich nun an, im Voraus zu erkennen, wer und wie dieser für ihn so wichtige Mensch sei, was sein Vorhaben, sein Verlangen, seine Beschaffenheit? Nichts wollte sich ihm auf immer wiederholte Berechnungen und Anschläge herausstellen. Es gelang ihm nicht. Da lehnte er sich ermattet zurück, fühlend, daß er dem Verhängniß seinen Lauf lassen müsse; er wußte, erscheinen müsse der Mensch, und so sah er bangend in die nächste Zukunft hinaus.

Während der Rabbi noch in seine Grübeleien vertieft war, erschien die Hausmagd und meldete ihm, daß ein junger Mann draußen sei, der zum Rabbi wolle und sich durchaus nicht abweisen ließe.

„Ein junger Mensch?“ rief dieser erwartungsvoll aus, „was will er? wie sieht er aus?....“

Die Magd erschrak über die ungewohnte Hast ihres Herrn und antwortete: „Was er will? Zum Rabbi will er, und ich kann ihn nicht zurückhalten. Wie er aussieht? Nun, häßlich genug; rothes Haar hat er, und mit den Augen schielt er, und Sommersprossen hat er über und drüber, und die Zähne stehen ihm fletschend heraus; aber kräftig ist er und drall, ich möchte seine Faust nicht fühlen....“

„Gut, gut, laß ihn hereinkommen.....“

„Hereinkommen? Das ist schön vom Rabbi, denn ich wüßte nicht, wie ich es verhindern könnte, wenn der Rabbi sagte Nein, und der fremde Bursch Ja! Doch da ist er schon....“

In der That erschien jetzt in der Thür ein Jüngling von ungefähr vierundzwanzig Jahren, dem Bilde, das die Magd entworfen, ziemlich ähnlich — nur daß sein schielendes Auge einen süßlichen Ausdruck hatte, hinter dem ein sehr harter zu lauern schien, um bei Gelegenheit des erstern Stelle einzunehmen. Mit gebogenem Rücken und auf den Fußzehen schritt er zum Rabbi hin, der aufgesprungen war und ihn mit großen

Augen anblickte. Er verbeugte sich noch tiefer vor ihm und sprach:

„Verzeiht, Rabbi, wenn ich Euch in Euren tiefen Forschungen störe — aber ich bin zu glücklich, nur vor das Antlitz des berühmtesten Baal schem, eines Mannes, der dem Siegel Salomonis nahe ist, treten zu dürfen, als daß ich mich nicht ein wenig zu diesem Glücke hätte hindrängen sollen."

„Ich bin kein Baal schem", erwiederte mit sehr höflichem und demüthigem Tone der Rabbi, „und bin dem Siegel Salomonis heute noch so fern, wie am Tage meiner Geburt. Wenn Ihr mir vielleicht dazu verhelfen wollet...."

Der junge Mann sah ihn betroffen an und sagte dann: „Rabbi, spottet meiner nicht, oder spottet auch, wenn Ihr wollt, nur befriedigt meinen Wunsch, und ich will Euch dienen, so lang Ihr es bestimmt."

Betroffen zu sein, war jetzt an der Reihe des Rabbi, der jedoch sehr erfreut war, daß der Fremde einen Wunsch an ihn habe. „Einen Wunsch", murmelte er in den Bart, „einen Wunsch hat er, nun, da kann ich ihn fassen." Er fuhr laut fort: „Sagt, Herr, was Ihr wünschet, und wenn es in meiner Macht ist, so seid der Gewährung im Voraus gewiß."

Nochmals Erstaunen für den Fremden, der einen Schritt vorwärts ging und schon Etwas zu sagen im Begriff war, was ihm auf dem Herzen zu brennen schien — als er sich faßte, zurücktrat und sprach: „Ich will Euer Schüler sein. Rabbi, so lang ich das Wort Sohar hakodesch kennen gelernt, so lang eine Kunde von der heiligen Kabbala in mir ist, so lange strebe ich schon, einen Lehrer zu finden, der mich in die Geheimlehre einweihe und mir den Schleier lüfte, hinter dem das Maasse Merkaba verborgen ist. O, Rabbi, Euer Name drang mir vor Allem in das Herz; Euch meinen Lehrer nennen, mich Euern Schüler rühmen zu können — das war die brennende Flamme, die in meinem Herzen loderte. Aber stets schlug mich das Schreckenswort nieder: Rabbi Jizchak nimmt keinen Tal-

mich an! Indeß so sehr ich zögerte, jetzt konnte ich die Sehnsucht nicht mehr überwinden, ich sagte mir: thu' wenigstens Deine Pflicht, wirf Dich ihm zu Füßen, küsse den Staub derselben, vielleicht.... Seht, Rabbi, hier bin ich, macht mit mir was Ihr wollt, gebraucht mich wozu Ihr wollt, legt mir Pön auf wie viel Ihr wollt, demüthigt mich.... nur nehmt mich zu Eurem Schüler an.... sendet mich nicht ohne Trosteswort von Euch...."

Der Rabbi schien den Sprechenden öfter unterbrechen zu wollen — aber es gelang ihm nicht, den Redestrom zu dämmen. Jetzt, als der Bittsteller ganz außer Athem gekommen, sagte er:

„Wollt Ihr Euch wohl dort auf einen Stuhl niederlassen, ich werde schnell fertig werden...."

„Gern." Und der Mann ließ sich nieder.

Alsbald nahm der Rabbi einige Instrumente zur Hand, trug einige Figuren auf einen Streifen Pergament auf, dann kamen Buchstaben und Ziffern dazwischen. Es dauerte eine viertel, eine halbe Stunde; der Fremde schwieg, der Rabbi rechnete — da schlug dieser die beiden Hände freudig in einander und murmelte: „Er ist es!.... Aber", setzte er zögernd hinzu, „was er soll, wozu er unentbehrlich ist, das sehe ich nicht.... Doch schadet Nichts, nur weiter, es wird sich zeigen."

„Ihr könnt bei mir bleiben und die Magd kann Euch die obere Dachstube anweisen. Ohne meine Erlaubniß dürft Ihr dieses Haus nicht verlassen. Morgen wollen wir das Weitere besprechen...."

Der Rabbi winkte und der Fremde verließ das Zimmer. Als die Magd ihn zur Dachkammer hinaufgeleitete, schien er sehr scharfe Blicke um sich zu werfen. Die Magd gewahrte es und murmelte: „Wann werden wir den wieder loswerden?"

Sie eilte dann zu ihrer jungen Herrin und berichtete ihr das außerordentliche Ereigniß. Diese ließ sich den Fremden näher beschreiben. Da rief sie voll Schrecken aus: „Wie? ist

das nicht der zudringliche Bachur aus dem Bet hamidrasch, vor dem ich am letzten Sabbath nicht ruhig auf dem Wall spazieren gehen konnte? Das hat mein Vater übel gethan. Ich muß morgen früh mit diesem sprechen."

Sarah legte sich diesmal etwas beschwerten Herzens nieder, denn sie meinte zu fühlen, daß ein böser Geist ins Haus gezogen, der den Frieden desselben stören, und daß sie schlimmen Zeiten entgegengehen würde.

Ich will Dich nicht mit der Aufzählung all der Kasteiungen aufhalten, denen der Schüler des Rabbi von diesem unterworfen wurde. Jonathan, so hieß der Bachur, machte schnelle, überraschend schnelle Fortschritte, die den Rabbi in seinem Glauben, dieser sei der vom Verhängniß zur Erreichung seines Zieles ihm nothwendige und zugesandte Mensch, nur immer mehr bestärkten. Der Rabbi vergaß die häßliche, lauernde und abstoßende Außenseite des jungen Mannes, und, je mehr er ihn wegen seines Scharfsinnes bewundern lernte, desto lieber gewann er ihn.

Der Rabbi äußerte sich bald hierüber gegen Sarah in solchen Ausdrücken, daß sie es nicht wagte, gegen den fremden Gast zu protestiren, und die Sache ihren Lauf nehmen lassen mußte.

Indeß begann Jonathan bald zu zeigen, daß er außer der Kenntniß in der Kabbala auch noch etwas Anderes im Hause des Rabbi bezweckte. Zwar vermied er sorgfältig jede Zudringlichkeit, jedes anstößige Wort, jede auffällige Geberde. Er war sehr bescheiden, ja demüthig in seinem Benehmen gegen Sarah; nur suchte er ihr Wohlwollen unzweideutig zu gewinnen. Bald fand sie in ihrem Zimmerchen die schönsten Blumen, die, wie es sich zeigte, Jonathan durch die Magd, welche der Schlaue durch kleine Dienstleistungen und Geschenke schnell für sich gewonnen, hatte hineinbringen lassen; einmal lag ein neues, prächtig gebundenes Gebetbuch auf ihrem Tische, das sie ihm aber sofort wieder zurückstellen ließ; er wußte immer, wohin am

Sabbath die jungen Mädchen dies oder jenes Mal spazieren würden, nach dem und dem Dörfchen, in den und den Garten, und ließ geschickt die Auskunft im Gespräche bei Tisch fallen, und dergleichen mehr.

Aber einen Eindruck machte er auf Sarah's Herz dadurch nicht; vielmehr blieb er für sie ein Gegenstand der Abneigung; niemals faßte sie Vertrauen zu ihm, sondern sah zitternd der Zukunft entgegen, wo der Plan dieses Menschen, den er offenbar geschmiedet hatte, zum Ausbruch kommen würde.

Nun, diese Zeit blieb nicht aus. Der, in seiner Sehnsucht nach der Herrschaft über die Geisterwelt hastige Rabbi hatte dem scharf blickenden Jonathan, welcher die Ursache der Bereitwilligkeit, mit der ihn sein Lehrer angenommen, zu erforschen suchte, bald verrathen, welche Hoffnungen Jener auf ihn setzte, und wie sehr er ihn dazu an sich zu fesseln suchte. Er hatte bald herausgebracht, daß die Herrschaft eigentlich in seinen Händen sei.

Zwar ließ er es sich gar nicht merken, daß er dies wisse, er fuhr in seiner kriechenden Demuth, in seiner geschwätzigen Bewunderung des Rabbi fort, er konnte des Lobes, des Dankes für jeden Fortschritt des Unterrichts nicht genug aussprechen. Aber als sie schon weit genug vorgeschritten waren, fiel Etwas vor, was den Burschen in Harnisch brachte, und bewog, mit kühnem Schritte zum Ziele zu schreiten, zur Entscheidung.

Eines Sabbaths, als Sarah die Absicht kund gethan, mit den anderen Mädchen nach einem nahen Dörfchen zu gehen, um sich dort zu vergnügen, trug sich Jonathan ihr zum Begleiter an. Es war dies an sich nichts Erhebliches, denn meist begleiteten einige junge Herren den Mädchenschwarm, oder machten es doch so, daß sie sich trafen. Aber Sarah schlug es ihm rundweg ab. Als er verdrießlich durch den Hof des Hauses schritt, sah er einen frischen Blumenstrauß, den er des Morgens in Sarah's Zimmer hatte stellen lassen, auf der Erde

unter dem Fenster von Sarah's Zimmer liegen: sie hatte ihn hinausgeworfen.

Da kochte es in seiner Brust, und er beschloß, die Sache weiter zu treiben. Er ging trotz der Abweisung nach dem Dorfe, trat hier mitten in den Kreis der jungen Leute, drängte sich immerfort an Sarah, und bot ihr endlich vor Allen den Arm zum Nachhausegehen an. Das war zu viel für Sarah. Sie wendete sich verächtlich ab, indem sie rief: „Was? bin ich denn Eure Verlobte? Nun und nimmermehr, Ihr zudringlicher, garstiger Mensch!"

Jonathan ballte die Faust, fletschte die Zähne und sprach: „Wart, Dirne, Du sollst es werden!" und verschwand.

Es war in derselben Nacht, um Mitternacht, als Lehrer und Schüler stillschweigend neben einander arbeiteten — da schlug Jonathan mit einem Male hart den Folianten zu, hob den Kopf in die Höhe und sprach: „Es ist sicher! es ist genug!"

Der Rabbi blickte sich erstaunt um und fragte: „Was ist sicher? was ist genug, Jonathan?"

„Daß Ihr es nicht ohne mich vollendet, daß ich es übernehmen muß."

Der Rabbi, der sein Geheimniß verrathen sah, sprach erschreckt: „Wie so wißt Ihr das?"

„Nun", antwortete Jonathan, „meint Ihr, Rabbi, daß ich Euern Unterricht nicht auch für mich selbstständig angewendet? meint Ihr, daß ich nicht auch zu berechnen verstehe? Ich stehe nicht mehr in den Kinderschuhen und überblicke Alles...."

Mehr noch als diese Worte setzte der Ton der Rede, den Jonathan anwendete, und den der Rabbi noch nie von ihm gehört, diesen in Schrecken. Er schwieg einige Minuten, um sich zu fassen, und fragte dann schüchtern: „Nun, Jonathan, wenn Ihr es gefunden, wollt Ihr es denn thun? wollt Ihr den Unterricht, den ich Euch, wie Niemandem zuvor, ertheilte, damit vergelten, daß wir Beide zu dem großen, noch nie erreichten Ziele gelangen, der uns die Welt zu Füßen legt?...."

„O, vergesset nur nicht, Rabbi, daß nicht ich, sondern Ihr durch mich dahin gelanget. Die Formel wisset nur Ihr, und nur Ihr seid befähigt, sie zu sprechen. Selbst wenn Ihr sie mir mittheilt, kann ich sie nicht gebrauchen. Also ich wäre nur der Schemel, auf dem Euer Fuß zum Throne sich erhöbe....“

„Nun, so sollet Ihr mein Nachfolger sein; ich will Euch dies mit einem Schwure bekräftigen, der niemals gebrochen werden kann. Ja, sagt mir nur, was Ihr als Preis haben wollt, und sobald vollendet ist, sollt Ihr ihn empfangen....“

Jonathan, der durchaus nicht so gläubig war wie der Rabbi, und dem sein Studium gar keine Ueberzeugung von der Wirklichkeit der erträumten zukünftigen Herrschaft über alle Geister geschafft hatte, schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, ich will meine Dienste nicht verkaufen; und dann, wer sagt und bürgt uns denn, daß Ihr im Stande seid, nachdem Ihr das Siegel Salomonis erlangt habt, zu erfüllen, was Ihr vorher versprochen; ich glaube vielmehr, daß die Geister Euch darin nicht zu gehorchen brauchen werden....“

„Und was verlangt Ihr denn, Jonathan?“ sprach der Greis voll Bebens und Erwartung.

„Ich will es Euch sagen — ich muß Euer Eidam werden....“

„Mein Eidam.... meine Sarah....“

Der Rabbi schien höchst überrascht. Er schwieg. Eine Fluth von Gedanken rollte ihm durch den Geist. So wenig Rabbi Jizchak mit der Außenwelt verkehrte, so groß war doch sein Scharfsinn. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen. Wie es immer geht, hatte der Bösewicht sein Spiel gerade am Ziele aufgedeckt. So hätte er mit dem Rabbi nicht sprechen sollen. Dieser Ton, dieser Uebermuth offenbarte dem Rabbi den Abgrund des Herzens, das vor ihm stand. Jetzt erblickte er das häßliche, abstoßende Aeußere seines Schülers, und im Geiste stellte er seine reizende Tochter an die Seite desselben, um sie zu vergleichen. Aber konnte er, des Jonathan entbehren? konnte er, so dicht am Ziele, sein Ziel aufgeben? Wer

kennt, dachte der Rabbi, des Weibes Herz? Vielleicht ist Sarah damit einverstanden. Nach einigem Zögern sprach er: „Ich will morgen mit meiner Tochter reden."

„Was, Rabbi, Ihr wollt mit Eurer Tochter reden? Seit wann wäre das Sitte, daß der Vater mit der Tochter über seinen Eidam rede? Das ist Chukkas hagojim. Ihr seid Vater, und — ich verlange Eure Antwort zur Stelle, sonst verlasse ich Euch auf der Stelle. Ich will mich nicht hänseln lassen...."

„Ihr scheint meine Tochter nicht sehr zu lieben, Jonathan, oder habt von ihr schon eine tüchtige Abweisung erhalten, sonst würdet Ihr es für recht befinden, daß ich erst mit ihr rede. Indeß was auch auf dem Spiele stünde, ich kann gar nicht anders handeln. Als meine verstorbene Magd, die treue Bitta, auf dem Sterbelager lag, ließ sie mich rufen, und nahm mir einen hohen heiligen Eid ab, Sarah nie zu verloben, ohne sie gefragt und ihre Einwilligung erhalten zu haben. Denn, Rabbi, sagte sie, Ihr seid mit der Welt zu unbekannt, um nicht leicht hintergangen zu werden. Ich habe geschworen und werde es halten...."

Der Bachur biß sich auf die Lippen und schwieg. Er fühlte, daß er sein Spiel verloren. „Nun gut", sagte er endlich, „morgen Mittag erwarte ich Antwort." Hiermit zog er sich auf seine Kammer zurück.

Sein Entschluß war gefaßt. Am andern Morgen stieg er hinunter und trat, als Sarah allein in der Wohnstube war, ohne Weiteres auf sie los.

„Sarah", sagte er in einem trotzigen Tone, „Ihr habt mir große Schmach zugefügt. Ich will nicht das Böse mit Bösem vergelten. Hört wohl zu, um Eures eignen Besten willen...." fügte er hinzu, als Sarah sich abwandte und das Zimmer verlassen wollte. „Ich trage Euch förmlich hiermit meine Hand an, und damit Ihr sie annehmet, sage ich Euch, daß Euer Vater den größten Werth darauf legt, und damit Ihr mich nicht abweiset, sage ich Euch, daß Euer Vater und

Ihr ins Verderben gestürzt werdet, wenn Ihr mich abweiset. Bedenket es wohl, jedes Wort, das ich Euch sage, hat Centnergewicht, und es kann die Zeit nicht ausbleiben, wo Ihr diese Stunde wehklagend zurückrufet, wenn Ihr mich abweiset. Noch diesen Morgen wird Euer Vater mit Euch sprechen, saget Ja, und Ihr macht uns Alle glücklich...."

Sarah stand wie angewurzelt; ehe sie noch antworten konnte, war Jonathan aus dem Zimmer verschwunden.

Welch ein Kampf ging in dem zarten Herzen des Mädchens vor. So unbestimmt der Bösewicht auch von dem Verderben gesprochen, das ihr und ihrem Vater drohe, wenn sie ihn abwiese: so fühlte sie doch, solch ein Mensch spricht nicht leere Worte, sondern ist entschlossen auszuführen, was er in seinem schwarzen Herzen ausgebrütet. Wie? sollte sie die Ursache eines schweren Unglücks sein, das über ihren edlen Vater hereinbräche? Doch wiederum, was könnte ihr tugendreicher Vater, der kein Kind beleidigte, gethan haben, dessen Folgen für ihn verderblich sein könnten? Und war nicht das Unglück noch größer, an der Seite solch eines Mannes zu leben? „Nein!" rief sie aus, „mein Herzblut geb ich hin, aber nicht mein Leben! Mag er drohen — droben wohnt ein Beschützer der Unschuld."

Sie faßte sich.

Ihr Vater kam und trug ihr die Sache in zarten und zärtlichen Worten vor. Sie berichtete ihm den ganzen Hergang der Dinge, sie zeigte ihm, daß Jonathan nur deswegen in ihre stille Hütte gedrungen, sie öffnete ihm ihr Herz und legte ihm den unüberwindlichen Abscheu dar, den sie vor dem Bachur habe. Der edelmüthige Rabbi seufzte nur; er sprach ihr Nichts von der Zertrümmerung seiner Hoffnungen, von der Täuschung, die er nun zu tragen habe.... er seufzte nur. Als Jonathan zu Mittag hereintrat, gab er ihm kund, daß seine Tochter seine Hand nicht annehmen wolle, und daß er sie weder zwingen könne noch werde. Jonathan erwiederte kein Wort, drehte sich

um, ging auf seine Kammer, nahm seine Effecten und verließ das Haus.

Als es Abend geworden, saß der Rabbi wieder in seinem Studirzimmer. Er hatte die Berechnungen wieder vorgenommen, denn noch lebte die Hoffnung in ihm, vielleicht könnte er auf andere Weise zum ersehnten Ziele gelangen.

Es schlug draußen eilf Uhr. Da entstand ein lautes Pochen an der Thüre des Hauses. „Aufgemacht! im Namen des Gesetzes" — erscholl es von unten herauf.

Wer da pochte um Mitternacht an die Pforte der stillen Hütte, das waren die Diener der Polizei, angeführt von einem rothhaarigen Israeliten, um hereinzubrechen in die Wohnung dessen, den er noch am Tage zuvor seinen Lehrer genannt. Er hatte den alten Rabbi der Zauberei und Hexerei angeschuldigt.

Zitternd hatte die Magd die Hausthüre geöffnet, als die Polizisten schnell das Haus besetzten, den ihnen entgegenkommenden Rabbi unter dem Jammergeschrei der beiden Mädchen zwischen sich nahmen, in seine Stube drangen und hier alles Mögliche in Beschlag nahmen. Und sie fanden genug, was den Unwissenden jener Zeit Grund abgab für die Anklage. Die Bücher, von denen Keiner nur die Buchstaben kannte, die Schriften mit den sonderbaren Figuren, astrologische Instrumente, chemische Apparate und dergleichen, das waren die corpora delicti in Menge. Auf Grund dessen wurde der Rabbi Jizchak nicht allein zum Gefangenen erklärt, sondern sofort geschlossen in den scheußlichsten Kerker geworfen und der Proceß instruirt.

Die Lage war schlimm für den Rabbi. Der allgemeine Ruf, der ihm Uebernatürliches zuschrieb, die Aussage des Denuncianten, daß er ihn aufgefordert, ihm zur Herrschaft über die Geisterwelt zu verhelfen, die verworrene Vertheidigung des Rabbi, welcher, selbst unter den Einflüssen des Aberglaubens stehend, seine anfängliche Behauptung, nur des Studiums wegen diese Dinge getrieben zu haben, nicht consequent durch-

führte und viel zu viel zugab — alles dies bereitete ihm ein trauriges Schicksal. Sobald der Proceß so weit gediehen war, wurde der Rabbi von aller Mittheilung nach außen abgesperrt, und selbst die unglückliche Sarah an der Pforte des Gefängnisses abgewiesen. Ja, es wurde ihr kund gegeben, daß der Proceß ihres Vaters in das zweite Stadium eingetreten und er binnen eines Monats auf die Folter kommen sollte.

Welche Verzweiflung im Herzen der Tochter! Ach, wie gern hätte sie jetzt selbst dem elenden Jonathan ihre Hand geopfert, wenn damit die Anklage zurückgenommen werden konnte. Der ruchlose Bachur suchte geflissentlich ihr zu begegnen, um sie sein triumphirendes Lachen hören zu lassen. Doch bald fühlte er selbst bereits die Folgen seiner That. Die Juden waren freilich zu furchtsam, um etwas Erkleckliches für ihren Rabbi zu unternehmen; sie fürchteten, der Verdacht der Zauberei würde bald auf sie Alle ausgedehnt werden — aber desto heller schlug ihr Grimm gegen den Verräther auf. Ausgeschlossen ward er aus aller Gemeinschaft; wo er erschien, wich man ihm aus; der Speisewirth wies ihn zur Thür hinaus; in der Synagoge leerte sich die Bank, wo er sich niederlassen wollte; im Bet hamidrasch trafen ihn die Ellbogen aller Bachurim dermaßen, daß er sich sofort vor der Pforte befand. Einige Tage hielt er es aus, dann lief er spornstreichs zum nächsten Pfarrer, um sich taufen zu lassen. Aber, da seine That ruchbar geworden, wies ihn auch dieser ab: erst müsse er sich von der Treulosigkeit gereinigt haben. Er verließ die Stadt, und man hörte nie wieder Etwas von ihm.

Der Proceß ging weiter; schon war der Tag der Folterung bestimmt. Sarah lief verzweifelnd von Richter zu Richter. Die meisten waren schon aufgeklärt genug, um den Rabbi höchstens als einen Schwärmer zu bemitleiden: aber was vermochten sie zu thun? sie mußten dem Buchstaben des Gesetzes Genüge thun, die Beweise waren zu schlagend. Sie versprachen ihr, dem Rabbi zuzureden, Alles zuzugestehen, um der Folter

zu entgehen, das Urtel würde dann freilich auf den Tod durch den Scheiterhaufen lauten, aber vielleicht daß der Fürst Gnade ertheilte.

Da kam die Rettung von oben. Es war Krieg ausgebrochen; die Preußen rückten in das Städtchen ein, die Preußen, deren Thron soeben von dem erleuchteten Friedrich bestiegen war.

Sarah eilte zum Befehlshaber der Schaar, welche die Stadt besetzt hatte. Dieser interessirte sich für die Angelegenheit, sie reizte seine Neugier. Er ließ den Rabbi vor sich kommen, befrug ihn über die Versuche, die er etwa zu zaubern schon unternommen, und als dieser sich hiervon gänzlich reinigte, und die ganze Anklage aus ihrem wirklichen Beweggrunde nachwies — befahl er ihm, sofort die Stadt zu verlassen, da er nicht wissen könne, wie lange er hier den Befehl führen werde.

Wie selig waren Vater und Tochter, als sie sich wieder in den Armen hielten! Schnell waren die wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen konnten, zusammengerafft; die Gemeinde unterstützte den Rabbi mit einigem Gelde — und so verließen sie mitten im Kriegsgetümmel den Ort, wo sie so friedlich gelebt, wo die Gräber ihrer Lieben sich befanden.

Ach, es ging ihnen lange Zeit traurig. Die schwierigen Zeitverhältnisse schreckten die Gemeinden ab, einen Rabbi anzunehmen, der Krieg brachte Verarmung zuwege, so daß auch die Unterstützungen spärlich flossen. Aber was that's, Vater und Tochter hatten sich doch, und ertrugen die härtesten Entbehrungen mit einander.

Es was ein Sommernachmittag, heiß, schwül; der Greis schwankte am Wanderstabe, die Tochter unterstützte ihn. Fern am Himmel zogen sich dunkle Wolken zusammen, kündend ein schweres Ungewitter. Ferner noch war der nächste Zufluchtsort. Zagend schauten unsere beiden Wanderer nach dem Horizonte, denn Sturm, Regen, Blitz drohten sie zu treffen. Und immer näher kam es. Schon vernahm man das Rollen des Donners; schon erhob sich der Wind und beugte die Wipfel

der Bäume, und warf die hohen Halme der Saaten wogend unter einander; einzelne schwere Tropfen fielen nieder. „Herr, wie wird es uns ergehen!“ seufzte der Rabbi. „Hab nur Muth“, hauchte das schwache Mädchen, aus dessen Auge sich nicht minder schon die Tropfen drängten, „hab nur Muth, theurer Vater, es wird vorübergehen.“

„Ja, vorübergehen, aber wie wird es uns zurücklassen?“

„Gott wird uns schützen, Vater! ist doch der Donner seine Stimme, und der Blitz sein Feuer.“

Immer näher kamen die Wetter; immer lauter rollte der Donner; immer stärker blies der Sturm; die Blitze begannen sich zu kreuzen —

Da wurde auch das Rollen eines Wagens hörbar; näher kam er, ein schöner, verdeckter Wagen; Sarah eilte ihm entgegen; es saß nur ein Mann darin, der selbst kutschirte; es schien ein Glaubensgenosse. „Erbarmt Euch eines alten Mannes!“ rief ihm das Mädchen zu, „nehmt uns auf, guter Mann, im Namen des barmherzigen Gottes!“

Die Pferde hielten an, der Mann blickte auf das Mädchen, den Greis. „Steigt nur ein, es ist ja Platz genug und die Pferde sind kräftig.“

Sie stiegen auf. „Gott, so sendest Du Deine Boten!“ rief der Greis, und blickte auf den wolkenbedeckten Himmel. „Vielleicht war das die letzte Sühne, Sarah!“

Nach einer halben Stunde hatte sich der Sturm gelegt. Der Mann ließ die Pferde langsam gehen, wandte sich um und fragte: „Wer seid Ihr? woher kommt Ihr? wohin wollt Ihr?“

Der Rabbi nannte seinen Namen, erzählte seine Geschichte und bat den Mann um Verzeihung, wenn er ihn belästige, indem er zugleich seinen Dank in warmen Worten ausströmte.

Der Mann hörte aufmerksam zu, ließ sich in ein weiteres Gespräch ein, fragte den Rabbi geschickt nach seiner Meinung in mancherlei Dingen des Glaubens und Gesetzes. Der Rabbi

antwortete gern und verrieth dabei leicht seine große Kenntniß und seinen bedeutenden Scharfsinn.

Endlich fragte der Mann: „Seid Ihr ein guter Baal Darscham (Prediger)?“ „Nun, meine Gemeinde war oft mit mir zufrieden.“ „Nun, so sollt Ihr in N., wohin wir fahren, den nächsten Sabbath Eure Probedrascha halten, wir wollen einen Rabbiner wählen, da unserer (Friede über ihn!) vor einem Vierteljahr verstorben. Ich bin Rosch hakahal.“

Die Pforten des Herzens öffneten sich dem verstoßenen Wanderer, und ließen die süße Hoffnung ein.

Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. Der Rabbi hielt mehrere Predigten, und entzückte seine Zuhörer immer mehr. Nach einem Monat bestieg er nach einstimmiger Wahl von Seiten der Gemeinde den Lehrstuhl. Sein Alter verfloß ruhig. Seine Tochter vermählte er nach ihrem Wunsche und sehr angemessen. Er sah, wie Joseph, seine Enkel zwischen seinen Knien erwachsen.

Aber die Kabbala trieb er nicht wieder. Sei es, daß er nun doch nicht die Kette zu schließen hoffte, sei es, daß er vom Glauben zurückgekommen.

Siehst Du, mein Jakob, so hatte sich der Stiel in die Oehre der Axt gedrängt, um den eichenen Stamm zu fällen — aber diesmal ließ es Gott nicht zu: die Eiche wurde nicht gefällt, sondern nur entwurzelt und in andern Boden gepflanzt.

Jüdiſche Mährlein.

Jüdiſche Mährlein.

1.

Der Mann mit dem ſteinernen Herzen.

War Einer aufgewachſen in großem Elend, Eiſeck genannt. Vater und Mutter waren früh geſtorben, Bruder und Schweſter hatte er nicht, die ganze Hinterlaſſenſchaft beſtand in einem abgegriffenen Gebetbuch, einem ſchmutzigen Gebetmantel und verſchimmelten Gebetriemen. War er ſo 'rumgeſtoßen worden in der Gemeinde von Hütte zu Hütte, daß er mager aufſchoß vor Hunger und verkümmert vor Mangel an Pflege. Aber er ward auch früh pfiffig im Handel und Wandel, und lernte bald einige Pfennige verdienen, und was noch mehr iſt, lernte dieſe erhalten und wieder verwenden in immer beſſere Waare; weßmaßen er auf das Geld große Stücke hielt, und ſelbſt als er erſt ſolches hatte, doch lieber darbte und ſparte. So ward er ein begüterter Junge, eh es Einer wußte, aber ohne daß man es wußte, traute man es ihm zu. Verſchloſſen war er und wollte keinen Freund haben, denn er dachte: hab ich doch keinen gefunden, als ich ihn nöthig hatte; verſchloſſen war ſein Herz und der Gedanke an ſeine frühere Noth öffnete es nicht für fremde Noth, denn er dachte: hab ich doch auch kaum einen Helfer getroffen; kein Wunder, daß auch ſeine Taſchen über die Maßen verſchloſſen waren für öffentliches Bedürfen und für Bedürftige. Mochte Einer bitten und flehen, ließ ihn umkommen um ein Glas Waſſer. Freilich hörte er, daß „Almoſen-

geben vom Tode rette", aber er war ja noch nicht so weit; und daß „Almosengeben von der Strafe befreie", aber er glaubte nicht gesündigt zu haben, da er streng die frommen Bräuche hielt, wie es dazumalen noch Sitte war bei allen Juden; und daß „der Herr tausendfältig wieder vergelte" — das machte ihm freilich einige Bedenken, denn „tausendfältig" ist ein gar gutes Geschäft — aber das mußte er doch einmal durchprobiren, und die Probe, das war das Uebel, da hätte er doch einmal erst geben müssen und das hätte ihm das Herz abgedrückt. So ging er und wuchs an Jahren, was ihm Jeder ansah, und an Gut, was ihm Keiner ansah.

Ging er einmal, nachdem er fast sein ganzes Päckel sehr vortheilhaft, nicht an den Mann, aber an die Leute gebracht, ging er in der Abenddämmerung vom Dorf zur Stadt, worin seine Heimath; er plärrte und pfiff heiter vor sich hin, denn das kostet Nichts, zuletzt sang er irgend eine Synagogenmelodie; seine Hand in der Tasche, worin viel Geld, aber bei Leibe klimperte er nicht, denn das hätte Wer hören können, und er ging darum auch sehr vorsichtig und setzte den Fuß langsam nieder. Wie es so dämmerig und immer schauriger wurde, kam bei einem Kreuzweg ein kleines Männlein daher; es war nur ein oder anderthalb Fuß hoch, aber doch ganz eben gebaut, hatte ein graues Kleid an von oben und unten, und einen Breitel auf dem Kopf, darunter aber große Augen hervorbrannten. Kam ganz nahe und blieb dann stehen und sprach: „Scholem aleichem, gebt einem armen alten Manne was!"

Sprach Eiseck: „Was? geben? Ich habe selber Nichts, gebt mir was!"

Aber da stieß, weil er ärgerlich worden, sein Fuß an einen großen Stein am Wege, und das Geld klimperte gewaltig in der Tasche, daß man es weit hätte hören können.

„Du hast Nichts, und das Geld in der Tasche straft Dich Lügen .... habe Mitleid, ich hab noch Nichts gegessen den ganzen Tag, und Du bist doch ein Jud und ich auch...."

„Ei was da, ein Jüd, ein Lump seid Ihr, geht mir aus dem Wege, das Geld in der Tasche gehört nicht mir, sondern den Leuten, die mir Waare geborgt, und es sind doch nur Kupferpfennige....“

Und wieder stieß im Fortgehen sein Fuß an einen andern Stein, und es klimperte wieder in der Tasche, und man hörte deutlich das Silber, denn es klang, und beinah klang es, als ob auch ein Goldstück darunter. Aber er achtete nicht darauf, stieß die Hand tiefer in die Tasche, und faßte das Geld, daß es nicht klimpere. Wandt er sich und ging seines Weges. Aber der Kleine ging ihm nach; und Eiseck eilte von ihm zu kommen, aber es half Nichts, lief er, so lief dieser auch, blieb er stehen, sich zu verschnaufen, blieb der Kleine auch stehen und schnaufte. Eiseck aber ward immer müder und müder und endlich konnte er nicht weiter, und warf sich an einen Hügel trotz des Thaues nieder, und wahrhaftig! er schlief schon. Alsbald machte sich der Graue über ihn her, — Ihr meint wohl, er nahm ihm das Geld aus der Tasche? Gott bewahre! aber er holte ein scharfes, blitzendes Messer aus seinem Röckchen und öffnete die Kleider Eiseck's und that ihm einen großen Schnitt in die Brust, ohne daß es blutete, und holte ihm das Herz aus der geöffneten Brust, und dann nahm er einen lederuen Beutel und that das Herz hinein, und holte einen mächtigen Stein und that diesen in die Brust Eiseck's an dieselbe Stelle, und schloß die Brust wieder zu, ohne daß ein Blutstropfen verloren gegangen, und ging von dannen und war um die Ecke verschwunden. Jetzt erwachte Eiseck und hatte von allem Dem Nichts gemerkt, griff schnell in die Tasche, ob sein Geld noch darin, und nach seinem Bündel und ging rasch nach der Stadt. Also wußte Eiseck gar nicht, daß er ein steinernes Herz in der Brust, nur war es ihm da so schwer, wie nicht zuvor, aber er glaubte, das wäre der Schlaf noch. Er wußte es nicht, und Keiner wußte es.

Aber seit dem Tage war es doch ganz anders mit dem

Eiseck. Hatte bis jetzt die größte Freude gehabt, wenn er einen guten Handel gemacht, und wenn er dann die gewonnenen Batzen zählte und wegschloß; oder wenn er überhaupt seinen heimlichen Schatz hervorholte und langsam in Haufen gleichartiger Münzen theilte, bis er genug gesehen. Wie das wuchs und wuchs, fühlte er die höchste Wonne, wie kaum ein liebender Jüngling bei seiner Braut. Aber das war jetzt anders. Die Freude war geschwunden. Hatte er was verdient und erworben, so war es ihm wie ein Centner in der Brust, und es drückte und drückte ihn, daß dies lange noch nicht genug, um so und so viel zu sein, und er fühlte eine unerträgliche Last, bis er so und so viel erschwungen hätte, daß es ihn nicht ruhen und rasten ließ; und wenn er dann dies „so und so viel" hatte, so war es ihm unterdeß klar geworden, er müsse gerade noch einmal so viel haben, und darüber war die Freude weg, und der Druck und die Last in der Brust noch einmal so groß. Niemand sah ihn mehr lachen, Niemand weinen, sondern stets nur arbeiten, außen wie innen, und zumeist die rechte Hand an der linken Brust.

Da er endlich ein hübsches Vermögen, dachte Eiseck ans Heirathen. Aber im Herzen war es ihm da nicht, wie einem Freier, der das Glück des Lebens vor sich sieht, sondern es drückte ihn nur die Sorge, ein recht vortheilhaftes Geschäft damit zu machen. Fand endlich eine reiche Jungfer, reich an Jahren, Keifen und Gut; hatte ein hübsches Häuschen und wohl über hundert polnische Gulden baar. Wurde die Hochzeit gefeiert, und die Jungfer ließ es hoch hergehen dabei, hatte sich sehr herausgeputzt und viele Freunde „genöthigt", und sie hieben wacker in den Braten ein, und tranken ihr Gläschen Anis und Kümmel dazu, und ließen das Brautpaar hoch leben und der „Spaßmacher" brachte alle seine Witze an — Alles jubelte, nur Eiseck schwieg, hielt die Hand an die Brust, und berechnete die Kosten gegen die erhaltenen Geschenke, die Teller, Tassen, zinnernen Löffel und so weiter.

Nach Jahresfrist beschenkte ihn seine Ehefrau mit einem Sohne. Aber Eiseck hatte keine Freude daran, sondern dachte nur an die vielen Kosten des Wochenbettes, und das „Bundesfest" machte auch Kosten, und seine Frau konnte lange Zeit nicht im Geschäft helfen.

Dauerte aber nicht gar lange, so kränkelte das Kind und schwand hin und starb. Aber am Begräbnißtage kam keine Thräne aus dem Auge des Vaters, und er ging zum „ewigen Hause" seines Kindes und von dannen schweigsam wie immer.

Seine Frau aber grämte sich sehr und verlor die Lust am Leben und starb auch. Aber ob Eiseck nun auch ganz einsam wieder war, vergoß er doch keine Thräne, und war wie immer, als man die Verstorbene neben ihr Kind bettete, und er die erste Schaufel Erde auf ihre Reste warf.

Aber allmälig stieg in ihm doch die Frage auf: warum bist du so anders wie alle Anderen? Du freu'st dich nicht, wo sich Andere freuen, du grämst dich nicht, wo sich Andere grämen — und da dachte er einmal, vielleicht ist's, weil du gar Nichts in die Armencasse (Zedoka) giebst, und er that sich Gewalt an und ging zum Vorsteher (Gabbai) und griff rasch in die Tasche und faßte zwei, drei Geldstücke — immer doch ein Anfang — aber als er sie herausholen wollte, fühlte er einen schweren, dumpfen Druck in der Brust, und er ließ die Geldstücke fallen und frug den Armenverwalter nur: ob er Nichts zu wechseln habe?

Ging von dannen und fühlte so Etwas wie eine dunkle Betrübniß. Ging aufs Dorf und machte Geschäfte. Ward's dunkel, und machte sich auf den Heimweg. Wie es immer schauriger wurde, kam er an den Kreuzweg, und siehe, der kleine Mann in grauem Gewande, mit dem Breitel und den großen, brennenden Augen kam daher geschritten, aber in der linken Hand hatte er diesmal einen ledernen Beutel, darin sich Etwas leise bewegte. Trat näher und sprach: „Scholem aleichem, gebt einem armen, alten Manne was!"

Stand Eiseck eine Zeit lang sinnend da, und antwortete: „Geben? Möcht Euch wohl was geben...."

„Nun, so gebt mir was, die kleinste Kupfermünze, ich hab heut den ganzen Tag noch Nichts gegessen.... und ich will es Euch gar sehr vergelten...."

Eiseck zögerte noch einen Augenblick, faßte in die Tasche und sprach: „Möcht Euch wohl was geben, aber.... ich kann nicht...."

„Nun, so seid verdammt, Ihr, mit dem Herzen von Stein, und behaltet's und tragt's so lang Ihr lebt...." Wandte sich und war verschwunden.

Da war es mit einem Male klar dem Eiseck, und da drinnen pochte und hämmerte es ihm nicht, aber es lag schwer und immer schwerer ihm in der Brust, denn er wußte nun: er habe ein Herz von Stein.

Und da ging er heim und begann sich dennoch zu grämen und härmte sich ab auf seinem einsamen Lager, daß er einen Stein in der Brust habe, und fühlte ein immer größeres und herberes Gebreste, und lag krank darnieder und Niemand ließ sich bei ihm blicken. Als er gestorben war, kamen die barmherzigen Brüder und wollten ihn waschen und bekleiden und begraben. Siehe, da fanden sie, daß er eine Beule an der Brust gehabt, und die war aufgegangen und da hatte ein mächtiger Stein sich herausdrängen wollen, aber hatte nicht gekonnt und war nur sichtbar geblieben. Sie waren sehr verwundert und deckten die Wunde doppelt zu, thaten dem Todten alle Ehre an und gelobten sich, niemals von dem zu sprechen, was sie gesehen.

Aber es kam doch unter die Leute, ich weiß nicht wie, und am Begräbnißtage flüsterte Einer dem Andern ins Ohr: „Eiseck hat ein Herz von Stein gehabt!" Und da antwortete der Andere: „Ah so.... darum auch...."

Und seitdem, wenn Einer durchaus Nichts geben will,

und wenn er die Miene macht, als wollt er wohl, aber er kann es nicht übers Herz bringen, und thut's wirklich nicht, sagt man: „Er hat ein Herz von Stein....“

2.

Der Geiger.

Daß die Meißim (Todten) die Synagoge und das Beiß hamidrasch (Lehrhaus) besuchen und ihre Andachtsübungen da halten und „lernen“, ist eine bekannte Sache, weniger aber, daß sie auch ordentlich Purim (Hamansfest) feiern und da sehr lustig und guter Dinge sind. Das hat mein Großvater von einem sehr glaubwürdigen Manne erfahren und ich will es Euch getreulich erzählen.

War vor Zeiten in unsrer guten Stadt ein kleines vergrautes Männchen, das von früh bis spät an der Thür des Hauses stand, mit halb vorgebeugtem Leibe in die Straße hinausstarrend, an der Thür des Hauses, in dessen Hintergebäude er eine Dachkammer bewohnte. Nannte man den Mann „Karpel mit der Geige“, was so zuging. Er hatte eine Geige, die hing Jahr aus Jahr ein an der Wand, und ob er sie früh und spät anschmunzelte wie eine Geliebte, an der Einem alles Sinnen und Trachten hängt, daß man sah, die Geige beschäftige ihn Tag und Nacht, so nahm er sie doch niemals herunter. Sein Lieblingswort war daher, wenn von den Jungen, die ihn zu verhöhnen pflegten, ein gutmüthiges Bürschchen einmal bei ihm stehen blieb: „Du, hör, ich will Dir auch ein Räthsel aufgeben; was ist das, wenn's an der Wand hängt, ist's traurig, wenn man's 'runter nimmt, ist's 'ne Violin?“ — Aber wenn am Purimfeste die Sonne die letzten Schatten geworfen, wenn die Dämmerung des nahenden Frühjahrs den duftigen Schleier über die Stadt breitete, wenn in den Häusern der Söhne

Juda's zur Feier des heitern Festes Kerzen über Kerzen sich entzündeten auf den bestgedeckten Tischen, und Kalbsbraten und geschmorte Pflaumen überall erschienen, und wenn diese aufgeräumt waren, mächtige Bowlen an die Stelle kamen, aus denen der starke Duft des Punsches in die Höhe stieg; und wenn dann bunte Gestalten, in Mäntel vermummt, durch die Straßen huschten, hinter drein im hellen Mondenschein die Jungen: „Maske! Maske!“ und bald in dieses, bald in jenes Haus schlüpften, auf der Flur die Vermummung abwarfen und in die hell erleuchteten Zimmer traten, um sich anstaunen, errathen und bewirthen zu lassen, auch lustige Sprüchlein zu sagen und in der „Maskenfreiheit“ sich Scherze und Schalkstreiche zu erlauben; oder es fuhren ganze Gesellschaften „Verstellter“ in einem Wagen herum und statteten ihre Visiten ab — da hatte auch unser Männchen längst seine Geige von der Wand genommen, hatte sie probirt und gestimmt, hatte mächtig darauf herumgestrichen (seine Feinde sagten „gekratzt“), und war hinausgegangen, um auch die Runde zu machen, und in allen „guten“ Häusern, hie und da auch in einer Hütte, vorzusprechen. Und wo er eintrat und sein „Gut Purim, gut Purim, ihr liebe Leut!“ entgegenrief, da ward er mit Jubel empfangen: „Karpel mit der Geig ist da! Gottswillkommen, Karpel!“ Und nun fing er an zu streichen. Zuerst strich er sich die Haare aus der viel- und tiefgefurchten, breiten Stirn, daß sie in die Höhe standen, dann strich er hochbegeistert mit dem Bogen über die Geige, und nun fing er an. Allerdings standen ihm nur drei Melodien zu Gebote, die er immer und immer wieder spielte, wenn auch nicht immer in derselben Folge, aber diese wie fertig und mit welcher Force! und immer den Bogen bis auf den untersten Knopf, und die Geige herumgeworfen nach links, daß er fast sich um sich selbst drehen mußte, um nur mit dem Bogen auf die Saiten zu kommen, und dabei den Kopf bald links, bald rechts, daß er manchmal wie auf den Nacken zu stehen kam — und nach jeder Melodie wurde ihm

ein Glas Punſch aufgezwungen, und da gerieth er in Feuer, und nun geriethen in ſeiner doppelten Begeiſterung ſeine drei Melodien untereinander, und ein paar Tacte der einen wechſelten mit ein paar Tacten der andern, das gab ein hölliſches Concert, daß er zuletzt alle drei mit einem Strich zu ſpielen ſchien, und die Leute lachten ſich halb todt und hielten ſich die Ohren zu und kreiſchten: „hör auf, hör auf!“ er ließ ſich aber nicht ſtören — und da ſprang wohl Einer in die Höhe und der Andere, und hielten ihm den Ellbogen feſt, aber er machte ſich auf Augenblicke frei und ſtrich weiter, da ſtopfte man ihm die Taſchen voll Kuchen und wenn der Lärm lang genug gedauert, ſchoben ſie ihn zur Thür hinaus — das war eine Purimluſt! Draußen auf der Straße ſchüttelte er dann mit dem Kopf, warf den Kuchen aus den Taſchen, denn der Inſtinct ſagte ihm, ſie müßten leer ſein, um anderwärts wieder gefüllt zu werden, ging ein paar Häuſer und ſtand ſtill — aber wie er wieder an ein hell erleuchtetes Haus kam, huſch! war er wieder hinein und der Spectakel fing von Neuem an .... Das war „Karpel mit der Geige“.

War er einmal auch ſo in vielen Häuſern geweſen, daß es ſpät in die Mitternacht gekommen war, und hatte den Heimweg angetreten. War's heut überaus gut gegangen, überall war er freundlich empfangen worden, und man hatte ihm des guten Getränks ſo viel geſpendet, daß, ſo viel Karpel auch zu faſſen vermochte, doch der Kopf ihm etwas ſtark umnebelt war. Curios, tanzt' ihm doch heut der Mond wie auf der Straße herum, daß er ſchier glaubte, er könnt ihn fangen, und er einige Male anſetzte, ihm nachzulaufen, und die Häuſer ſtanden alle auf den Dächern, und die großen, ſchwarzen Schornſteine waren die Beine, auf denen ſie marſchirten und hüpften, als wollten ſie mit einer großen Polonaiſe den Ball eröffnen; was Wunder, daß er ihnen auswich, aber darum nur um ſo eher auf ſie ſtieß und von der einen Seite zur andern geworfen wurde; bald war er daher aus dem Wege gekommen, und

gerieth hin, wo er sich nicht mehr zu finden wußte; und da fühlte er sich endlich sehr müde und setzte sich voll Grauens auf einen Eckstein, und fast war es ihm, als schliefe er ein....

Aber das kann doch nicht gewesen sein; denn kaum hatte er die Augen geschlossen, so fiel ein so starkes Licht ihm in dieselben, daß er sie wieder aufthun mußte, und, was er vorher gar nicht gewahrt hatte, gegenüber dem Eckſteine, auf dem er saß, stand ein großes Gebäude, aus dessen zahllosen Fenstern ein unendliches Licht strahlte. Plötzlich öffneten sich die Pforten und in dem gewaltigen Lichtglanz, der herausquoll, sah er zwei, drei Gestalten, die ihm winkten und winkten, bis er nicht mehr widerstehen konnte, und, die Geige fest an das Herz gedrückt, hinüberschritt. Die Gestalten traten ihm aus dem Weg und er hinein. Zuerst befand er sich in einer prächtigen Vorhalle, worin unermeßliches Volk; da war ein Geschwirre und Gemurmel, daß es wie brausendes Meer ihm schien. Aber was das Sonderbarste, aus der Menge nickte ihm bald Der, bald Jener zu, und wenn er hinsah, erkannte er Leute, die ein, zwei, zehn, zwölf Jahre schon todt und wohlbegraben waren, und er sah sie in den Kleidern und mit dem Aussehen und den Geberden, wie er sie in ihren letzten Lebensjahren so oft gesehen. Freute er sich dann, daß sie doch noch lebten und ihr Tod ein Irrthum gewesen, in dem er befangen, und trat auf sie los, um sie zu begrüßen — husch, da waren sie davon, er sah sie noch in der Ferne, und dann verschwunden.... Aber mit einem Male thaten sich die Leute auseinander und bildeten eine Straße, durch die er vorwärts mußte. Sah er sich auf einem Male in einem ungeheuern Saale, so prächtig, so herrlich, selbst des reichen Parneß Hirsch Saal war ein Kinderspiel dagegen. Alles von Marmel und Gold und Spiegel, Kronleuchter, Häuser groß, mit zahllosen Kerzen, Guirlanden ringsum von tausend Blumen.... an der Wand, dem Eingang gegenüber, stand aber ein hoher Thron, mit rothem Sammet und Goldfransen, und auf den Stufen lagen zu jeder Seite

goldene Löwen, ihre Augen große Karfunkelsteine; und auf dem Throne saß der König, er wußte, es war Achaschweirausch, und neben ihm die Königin Esther.... Wer beschreibt die Pracht ihrer Herrlichkeit, die güldenen Kronen auf ihren Köpfen, die Scepter mit Edelsteinen in ihren Händen .... kein Mensch kann's. Karpel blickte sich um, auch den Großvesier Mordechai zu sehen — aber der darf ja an der Purimlust keinen Theil nehmen, aus Strafe, weil er das Gesetzesstudium vernachlässigen mußte, als er das große Reich verwaltete.... Lange stand Karpel mit seiner Geige von ferne, denn seine Augen konnten sich nicht satt sehen an all dem Glanz und der Majestät. Da winkte der König mit dem Scepter ihn herbei, er trat vor den Thron und der König hob an: „Karpel, ich freu mich, Dich zu sehen gesund und munter hier in unsrer Mitte... Nun sollst Du uns auch was vorgeigen, denn die Todten können zwar singen und pusten und gurgeln, aber spielen können sie nicht; und ich habe großes Verlangen nach „dem Tone des Horns und der Flöte, der Zither, der Sabcha, des Psalters und der Pfeife", die ich so lange nicht gehört; nimm Deine Geige und spiele...." Anfangs schauderte Karpel, da er von den „Todten" hörte, aber er faßte Muth, er wußte nicht wie, und schnell die Geige zur Hand und losgestrichen. Kaum hatte er seine erste Melodie begonnen, so reichte Achaschweirausch gar zierlich die linke Hand in Glacéhandschuh der Königin Esther, die stiegen beide vom Throne und begannen den Tanz, mit Krone und Scepter und dem sammtnen Königsmantel, dessen Schleppe vier Pagen trugen, die hinterdrein tanzten. Und siehe, ihnen nach reihten sich Männlein und Weiblein in glitzernder Pracht, und tanzten nach, eine unabsehbare Reihe, und je mehr er strich, tanzten sie, und je mehr sie tanzten, geigte er, immer schneller, immer wilder; schon war seine dritte Melodie vorüber, und er begann die erste von Neuem, bald rannten die drei wieder durcheinander, aber das störte Karpel nicht, und nicht Achaschweirausch und Esther nicht. Endlich

blieb der König stehen und Karpel hielt an: „Karpel, mein Guter!“ hob jener an, „kannst Du denn weiter Nichts als Dyos?“ Antwortete Karpel: „Nein! und ist das nicht genug?“ „Sehr schön, mein Karpel, aber mein Oberhofsänger soll Dir meine Leibmelodie vorsingen und die sollst Du nachspielen....“ Winkte der König, kam der Oberhofsänger, ein langer, langer, spindeldürrer Mann in schwarzseidnem Kaftan und Gürtel, und mit einem mächtigen Zwickelbart, der pflanzte sich vor Karpel hin und sperrte den Mund weit auf und Karpel sperrte die Ohren auf.... aber so viel auch beide aufsperrten, hörte Karpel doch keinen Laut.... und doch, mit einem Male war es ihm, als ob ihm eine neue, nie gehörte, nie geahnte Melodie in die Seele ränne, und er hob den Bogen auf und strich die Fidel, und neue Töne entquollen ihr, und lustig ging's fort und fort — eine vierte Melodie! Das war ein Jubel in der Seele Karpel's, und Achaschweirausch freute sich über die Maßen, daß er so schnell sein Leiblied gefaßt, und fort ging's von Neuem in wirbelndem Tanz nach der neuen Melodie....

Viele, viele Stunden verflossen, Karpel in seinem Enthusiasmus fühlte sich nicht müde, und die Tanzenden gar nicht — da plötzlich blieb Achaschweirausch stehen, und hob das Gesicht nach oben und schnuppte, wie wohl Einer thut, dem was in der Luft nicht geheuer ist, und Esther hob auch ihr Angesicht und schnuppte. Endlich murmelte der König: „ich wittre Morgenluft; schnell, Karpel, Du hast unsre Majestät fürbaß mit Deinem Spiel ergötzt, jetzt sollst Du auch Deinen Lohn haben....“ Heran trat auf des Königs Wink ein Kämmerer mit einem großen Beutel voll köstlichen Goldes, da griff der König hinein und stopfte mit eigner hoher Hand ein-, zwei-, dreimal dem Karpel das pure Gold in die weiten Taschen, daß es diesem schwer um die Lenden ward. Da strich ein scharfer Luftzug durch die offenen Fenster und Pforten, im Nu verlöschten die Lichter, Karpel hob den Kopf, der ihm auf die Brust gesunken war, in die Höhe, und er saß auf dem Eckstein,

rieb sich die Augen, der Morgen war angebrochen, er wußte, wo er war. Rasch erhob er sich, schlurfte nach seinem Hause, warf sich aufs Bett und schlief bis in den hellen Tag.

Wachte er gegen Mittag auf, und lang, lang besann er sich. Allmälig lösten sich die Bilder dessen, was er in dieser Nacht geschaut und erlebt, aus der Erinnerung; hell und klar stand es vor ihm, wie er unter den Meißim gewesen und ihnen zum Tanz aufgespielt, wie Achaschweirausch so gnädig gegen ihn gewesen, und dessen Oberhoffänger ihn eine vierte Melodie gelehrt — halt, hat er Dir nicht auch pures Gold in die Taschen gestopft?.... Karpel, Du bist nun ein reicher Mann und kannst selbst ein Purimmahl geben.... Rasch sprang er vom Bette auf, griff in die Taschen, ja, sie waren gepfropft voll — aber von Kuchenbrocken und Krumen.... das Gold war fort.... Karpel besann sich — sollte der große König Achaschweirausch einen Purimschwank mit ihm gespielt haben?.... rasch die Geige zur Hand, der Bogen darauf — — ach! wie lieblich klang ihm die vierte Melodie entgegen, in schönen, getragenen, sanft anschwellenden Tönen: „Wo bleibst Du denn so lange, lange?" „Ich war ja auf der Wiese, Wiese!" und diese Strophen immer wieder.... Ha! über den Verlust des Goldes tröstete er sich bald, hatte er doch die Melodie, seine vierte Melodie, ein Lied, über das er seit Jahren gesonnen und das er nie herausgebracht, nun aber vom Oberhoffänger des Königs Achaschweirausch in einer Nacht gelernt hatte.... Wer war glücklicher?

Am nächsten Purim, als Karpel wieder die Runde machte, war alle Welt über die Maßen erstaunt, da Karpel zu den drei Melodien eine neue, eine vierte hinzufügte, und was für eine? „Wo bleibst Du denn so lange u. s. f." — „Karpel, wo hast Du die Melodie her?" Aber Karpel schüttelte mit dem Kopfe. Meinem Großvater aber, der Karpel sehr gewogen war und von dem er sich jeden Sabbath sein Essen holte, vertraute er

es in einer schönen Stunde geheimnißvoll an, daß er sie vom Oberhoffänger des Achaschweirausch in jener denkwürdigen Purimnacht gelernt, und wie es dabei zugegangen.... Mein Großvater lachte anfänglich und sagte: „Karpel, das hast Du geträumt, als Du im Räuschchen auf dem Eckstein eingeschlafen.... wenn es wahr ist, zeig mir das Gold!“ — aber Karpel antwortete: „Reb Jossef, bei meinem Leben, es ist Alles wahr, das Gold hat mir der lustige König in Kuchenbrocken verwandelt, aber woher hätt ich denn die Melodie?....“ Die konnte freilich mein Großvater nicht wegdisputiren, und glaubte daher auch, daß es kein Traum gewesen, und ich glaub es auch, denn sonst wär's ja kein — Mährchen!

3.

Der fahrende Balles.

Zog einmal ein ziemlich betagter Schnurrer mit seiner Familie hinter sich durch das Reich. Bestand seine Familie aus seinem noch gar nicht sehr bejahrten Weibe, aber ihr Angesicht war wie mit Pergament überzogen und wetterdurchfurcht, und Nase und Kinn ragten bedeutend über die eingefallenen Backen und den zahnlosen Mund hinaus — ein vierjähriges Töchterchen zog sie an der linken Hand, und ein einjähriges hatte sie auf dem Arme, und ein zehnjähriger Bube tummelte sich um sie herum — die erwachsenen Kinder hatten sich bereits vom Elternpaare getrennt, um auf eigene Faust schnurren zu gehen, hatten auch wohl schon geheirathet und zogen selbst an der Spitze von Familien einher — ich weiß es nicht, und unser Alter wußte es wahrscheinlich auch nicht. Wie er dahin zog durch die bereits abgeernteten Fluren, und der Wind „ging über die Haferstoppeln“ und raschelte wild unter den welken, abgefallenen Blättern — da war der Schnurrer sehr übler

Laune. Die Ernte war schon das zweite Mal schlecht ausgefallen. Das kümmerte zwar den Schnurrer nicht, denn er hatte wahrlich! Nichts abzuernten und Nichts einzuthun — aber es drohete allgemeine Noth dem Lande — auch dafür schlug sein Herz nicht sehr, denn was ging ihn das Land an, das er mit flüchtiger Sohle durchschritt — aber in dieser allgemeinen Noth und Theuerung haushaltete man im Lande mehr als sonst, und wandte seine Gaben lieber den heimischen, zahlreichen Bedürftigen zu, und sah jeden fremden Schnurrer als überlästigen Zehrer an. Daher war es diesmal eine beschwerliche und armselige Fahrt durch das Reich, und in den Leibern seiner Familie, die in seiner Füße Spuren ging, hatte schon die ganze Hungersnoth ihren Sitz aufgeschlagen und einen Vorrath von Mangel angelegt, der im bevorstehenden Winter zu einem erdrückenden Ueberfluß heranzuwachsen drohte. Aber was half es? Die üble Laune gar Nichts, und das Brüten und Trachten auch Nichts. Er begann sich zu trösten. „Haben doch meine Väter und meiner Väter Väter gelebt vom Schnurren und sind nicht gestorben daran, wird's mir auch nicht anders gehen." — „Hat man je schon gehört, daß ein ehrlicher Schnurrer umgekommen vor Hunger? Noch hab ich's nicht gehört, und warum soll es mir gerade zum ersten Mal passiren?" — „Schade, daß Rachel (sein Weib) schon vor einem Jahr ist niedergekommen, zu Purim müßt es geschehen, dann wär für den Winter ziemlich gesorgt." — „Na, ich mach's nicht anders, der alte Gott lebt noch." — Wandte sich um nach denen, die ihm folgten. Siehe, sie zogen dahin langsam und schwerfällig; denn es war Abend geworden, und zogen sie doch schon den ganzen lieben Tag, denn die Stadt, wo sie geherbergt, und die Stadt, wohin sie wollten, lagen weit auseinander. Die Sonne sank eben in einem Meere von Gluth unter; ein weiter Strom von Goldstrahlen ergoß sich vom Himmel und durchleuchtete die Zweige der Bäume, und strahlte wieder von der Spiegelfläche des Wassers. Aber was küm-

merten sich die armseligen Wanderer darum? Denn erstens waren sie sehr müde, zweitens schleppten sie ihre Bündel Lumpen mühselig fort, zum Ueberfluß hatten sie großen Hunger, und drittens bekümmerten sie sich nie um so Was, wenn sie auch nicht müde und hungrig waren....

Endlich gelangten sie in die Nähe einer Stadt. Der Schnurrer schien wohlbekannt mit der Gegend, denn er lenkte seine großen Beine und zerrissenen Schuhe von der Heerstraße ab, ging durch einen kleinen Fichtenhain und stand bald vor einem einstöckigen, aber langen Hause, das an der Fronte einer weithin sich streckenden Mauer stand. Er öffnete die Thüre. Ein großer, dürrer, aber wie es schien kräftiger Mann mit mächtigem schwarzen Backenbart fuhr ihn an: „Was, seid Ihr schon wieder da? Noch kein halbes Jahr, und Ihr habt hier eine Woche gelegen mit Eurem schmutzigen Weib und Kindern....“ „Guter, lieber, barmherziger Reb Hersch, habt doch Erbarmen mit mir armem Mann und schreit nicht so gewaltig mit mir. Wollt Ihr mich nicht haben, schmeißt mich raus, schmeißt mein Weib 'raus, schmeißt meine Kinder 'raus, aber schreit mich nicht so mächtig an, denn ich zittre schon am am ganzen Leib....“ „Zittert so viel Ihr wollt, aber kommt nicht so oft wieder....“ rief der Mann schon etwas ruhiger. „Nu, werd ich wahrhaftig nicht wieder kommen, jetzt bin ich aber doch schon da....“ „So legt Euch hinter die Scheune, das Haus ist schon voll von Euresgleichen....“ Sagt's und ließ den Schnurrer stehen, um den sich bereits die Glieder seiner Familie gereiht hatten. „Komm!“ sagte er zu seinem Weibe. Sie schritten durchs Haus, über den Hof, in eine Scheune, darin Nichts als einige alte Strohbündel. Wie es sich der alte Schnurrer und seine Familie da bequem gemacht, wie sie zu einem Abendbrod gekommen, das freilich eben nur Brod war, soll uns hier Nichts angehen. Es war stockdunkel in der Scheune, und die Familie lag auf dem Stroh und schnarchte nach des Tages Mühen weidlich. Der alte Schnur-

ver aber sann und sann; es war ihm heute gar eigen zu Muthe, in seinem Leben hatt' er noch nicht bedacht, wie es am nächsten Tage werden sollte, und heut konnt er nicht schlafen vor dem Gedanken, wie es den nächsten Winter werden sollte — freilich! der letztvergangene war auch zu trübselig gewesen. Ward er immer unruhiger, warf sich von einer Seite zur andern, endlich lag es ihm wie ein Alp auf der Brust, er stand auf — angekleidet war er ja — und trat leise zur Scheune hinaus. Draußen war der Mond aufgegangen, aber die Wolken fuhren um ihn und über ihn, daß er nur ein falbes, durchbrochenes Licht verstreuen konnte. Einige Schritte und unser Schnurrer stand am Rande des großen jüdischen Kirchhofs der dortigen Gemeinde, denn die Scheune gehörte zum Todtengräberhause, das zugleich Herberge für die wandernden, schnurrenden Juden war.

Als er so stand vor dem großen Gräberfelde, das theils von dunkelen Schatten bedeckt, theils vom weißen Mondlicht übergossen war, und die vielen großen und kleinen Grabsteine starrten wie mächtige weiße Finger aus den Gräbern heraus: da stieg ein eigener Gedanke in unserm Schnurrer auf. Er erinnerte sich, daß er schon in seiner Jugend gehört, wie um Vollmondszeit die Meißim (Todten) aus ihren Gräbern steigen und sich unterhalten, und wer das Glück hat sie zu hören, vernehme, wie ihm zu helfen sei, und wer gar Etwas von ihren Gewändern fasse, dem müßten sie Rede stehen auf seine Frage. Kam mit einem Male ein kühner Muth in seine Seele: „Scholem, wenn Du das könntest?!....“

Da schlug es Mitternacht von den Thürmen der nahen Stadt, und durch die stille Nacht dröhnten die Glockenschläge, als wollten sie nicht aufhören. Erhob sich plötzlich ein frischer Windeshauch und fuhr durch das hohe Gras der Gräber, daß es rauschte ohn Ende und die Halme wogten, als ob sich Lebendiges darin rege. Und es huschte und schlupfte hierhin und dorthin, und es schnurrte und knisterte. Dachte Scholem: „jetzt

kommen sie.“ Machte sich auf und ging an der westlichen Mauer entlang, um auf den Theil des Feldes zu kommen, wo die Rabbinen und Häupter der Gemeinde und Reichen lagen, denn er dachte: „die sprechen gewiß das Beste und Klügste.“ Duckte sich da hinter den ältesten und größten Leichenstein, und lugte scharf hinter ihm hervor. Aber so viel er lugte, er sah Nichts; so viel er horchte, er hörte Nichts. Zwar hob es sich in der Luft immer mehr wie ein Brausen, und Murmeln und Pfeifen drang genug in sein Ohr, aber keine verständlichen Laute, da zumal Alles ringsum von Wolkenschatten ganz verhüllt war. Dachte Scholem: „Die hat unser Einer in ihrem Leben nicht verstanden, versteht er sie noch weniger nach ihrem Tode....“

Aber sieh! dort drüben, weithin, wo die kleinen Kinder liegen, die früh in den Armen der weinenden Mutter gestorben, oder die namenlos dahingegangen nach wenigen Tagen und Stunden, oder die als Fehlgeburt das Licht der Welt nie erblickt, da glitzerten die hellen Mondesstrahlen, und schau.... da stiegen die kleinen Engelsgestalten hervor, weiß wie Wachs, und hoben sich in die Höhe, und nicken und pusten sich zu, und da spielen und tanzen sie.... wird's dem Scholem ganz heiß im Herzen, und es kommt ordentlich eine Wuth in seine Brust: „Die mußt Du kriegen! da kannst Du Dein Glück machen!“.... Denkt's und kriecht durch das Gras immer durch die Gräber hindurch, trotz des nächtlichen Thaues, der ihm bis durch die Kleider dringt; schon ist er bis hin gelangt, immer weiter drängt er sich zu den kleinen hüpfenden, leuchtenden Gestalten — schau, dort liegt ein Mützchen, das einem Kinde vom Haupte gefallen, daß seine goldenen Flechten frei vom Kopfe hängen — noch einen Ruck, er greift danach, er hat's, er springt auf in seiner ganzen Länge mit einem freudigen „Ha!“ Da klingt's wie ein „Weh!“ durch die Luft, und es raschelt und schlurft an ihm vorbei, dahin ist's, ein Jedes in seine Gruft.... Aber das Eine mit den goldenen Flechten, das kann nicht hinab,

denn es hat ſein Mützchen verloren, und ſucht es im Graſe und kann es nicht finden.... Da läßt Scholem das Mützchen im Winde flattern, es kommt herbei und haſcht darnach, aber Scholem hält das Mützchen feſt und geht von dannen.... das Kind ihm nach mit bittender, flehender Geberde — bis an die Scheune. Da ſteht Scholem ſtill und ſpricht: „Willſt Du Dein Mützchen wieder haben, ſo ſag mir, wie werd ich meinen Dalles (Armuth) los....“ Hob mit feiner, klarer Stimme das Kind an: „Nichts leichter als das, nimm Dir Gold und Silber und Perlen die Menge, und der Dalles iſt weg.“ — „Kunſtſtück!“ verſetzte Scholem, „wo aber ſoll ich Gold und Silber und Perlen die Menge nehmen?“ — „Das weiß ich nicht, damit haben wir Nichts zu thun. Aber einen guten Rath will ich Dir geben. Du weißt, jeder Arme hat ſeinen beſondern Dalles. Nun, in morgender Nacht kommen die Dalles der umliegenden Gegend zuſammen, wie ſie jährlich thun am erſten Elul (12. Monat), und beſprechen ſich zuſammen. Es geſchieht dies auf dem Scheimesboden*) der großen Synagoge in der Stadt. Da geh hin, und Du wirſt ſicher hören, wie Du Dein Glück machen kannſt. Nun gieb mir mein Mützchen....“ — „Noch nicht, erſt ſag mir, was hab ich zu thun, daß ich ohne Gefahr die Dalles hören und verſtehen kann?....“ — „Der Scheimesboden iſt offen; da geh morgen am Tage hin und mach an der Miſrachſeite (Oſtſeite) in der Ecke einen dreifachen Kreis von Kreide. Um Mitternacht gehſt Du hin und nimmſt in die Hand ein Stück Scheimes, auf dem der Name des hochgelobten Gottes dreimal ſteht, und ſtellſt Dich in den Kreis, dann kann Dir Niemand was thun, und Du hörſt und verſtehſt Alles....“ Sagt's, Scholem läßt das Mützchen fahren — fort war's.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir unſern Schnurrer die nächſte Nacht um die Mitternachtsſtunde auf dem Scheimes-

*) Der Boden, wohin die Reſte der verbrauchten Gebetbücher und Bibeln gelegt werden.

boden der großen Synagoge an der Mißrachſeite in einer Ecke in einem dreimal umſchriebenen Kreiſe von Kreideſtrichen ſtehen ſehen, in der Hand einen Fetzen altes Papier. Es hatte ihm Mühe genug gekoſtet, das; Andere haben nur mit ſich ſelbſt und ihrer Feigheit zu kämpfen bei dergleichen, unſer Schnurrer hatte erſt mit dem grauſigen Reb Herſch zu kämpfen, der ihn zwar nicht des Landes, aber doch des Heidiſch verweiſen wollte, das er durchaus am Morgen verlaſſen ſollte; dann mit dem Hunger, denn die Leute in der Stadt erkannten ihn Alle wieder und warfen mit Scheltworten die Thüre vor ihm zu; dann mit der Mühſal, unvermerkt auf den Scheimesboden zu gelangen, ein paſſendes Stück Scheimes zu finden und zu machen, daß die Thür offen blieb und er heimlich im Synagogengebäude; auch ſeiner Frau Neugierde zu befriedigen, als er ihr ſagte, er würde dieſe Nacht nicht heim kommen — heim? guter Scholem — aber es ſei, er hat Alles überwunden und ſteht jetzt an dem gewünſchten Orte und harret voll Herzklopfens der Dinge, die da kommen würden.

Der letzte Schall der Glocke war um Zwölf verhallt: da erhellte ſich der dunkle Raum mit Einem Schlage, nur der Winkel um Scholem blieb finſter. Da rauſchten plötzlich zahlloſe Geſtalten zu der offenen Thüre herein und füllten den Raum des Bodens; immer dichter ſchaarten ſie ſich; wer da kam, begrüßte die Bekannten; die Unterhaltung wurde laut und lauter, doch war es ein ſolches Gebabbel, daß man kein Wort verſtehen konnte. Das waren die Dalles des Landes, und ihre Zahl wuchs mit jeder Secunde, daß man nicht begriff, wie ſie Platz fanden, aber in den Winkel Scholems kam keiner. Was für eine Verſammlung armſeliger heruntergekommener Geſtalten! Von Allen ſtachen allerdings die Dalles der wandernden Schnurrer am Meiſten hervor durch die Erbärmlichkeit ihres Ausſehens und ihrer Kleider, aber die zahlreichſten waren ſie doch nicht — zahlreicher waren die Dalles derer, welche die Blöße der Armuth mit dem ſcheidenfadigen Gewande des

Scheins bedecken, der verschämten Armen, die da „Alles verloren, nur nicht die Ehre", oder gar derer, welche hinter einem äußern Glanz die drückendsten Sorgen und Entbehrungen verbergen. Dann sah man wieder die abgemagerten Dalles der Geizigen, die bei Gold und Silber darben und hungern; dann die hochmüthigen Dalles von Gelehrten, die Frau und Kinder in Elend umkommen lassen, während sie auf den Fluren der Wissenschaft schwärmen und die Erde und die Menschen verachten als weit unter ihnen; die Dalles der Künstler, namentlich der Musiker (solcher gab es ehemals viele unter den Juden, Klesmorim genannt), die um einer Melodie willen Brod und Kleid vergessen.... Hier gab sich Alles und Jedes, wie es war, der Schein war vergessen, man trug sein Elend und seinen Schmutz zur Schau, wußte man doch, wo man war und wer hier eintrat, sagte zum Nachbarn: „Trotzdem Du sagst, Du bist ein Dalphen, bist Du doch ein Dalphen."

Scholem hatte von Anfang an mit der äußersten Anstrengung auf Alles gehorcht, was zu seinen Ohren drang. Er wußte, daß das kleine Meß, dem er das Mützchen genommen, nur die Wahrheit gesagt haben konnte, aber es war nun an ihm, nicht zu überhören, was ihn von seinem Dalles befreien könnte. Aber so viel er horchte und horchte, war es Nichts: „was die reden, weiß ich Alles allein....", sagte er trübselig zu sich und ließ den Kopf hängen.

Plötzlich entstand eine Bewegung im Haufen der Dalles. Ein fester Schritt war auf der Treppe gehört worden, daß sie knarrte. Der Haufen an der Thüre theilte sich. Hoch hinwegragend über die geknickten, verkümmerten und verschrumpelten Gestalten der Dalles trat Einer mit hochgehobnem Haupte, stolzem Nacken, aufgerichtetem Rücken, schönem Hängebauch und fast geputzt, mit Berlocks und Ringen und Brustnadel und goldner Brille unter sie, sie machten eine Gasse bis zur Mitte des Bodens, wo auf mannigfaltigem Gerumpel ein alter Stuhl mit drei Beinen stand. Hierhin lenkte der Stolze seinen

Schritt, ſetzte ſich auf den Stuhl, daß er krachte, überſchaute die Menge, blinzelte auch mit dem Auge nach der Ecke mit den Kreideſtrichen und hob an — Alles horchte ehrerbietig ——

„Wundert Ihr Euch, daß ich gekommen bin — aber was zu wundern? So herausſtaffirt wie Ihr mich ſeht, bin ich doch noch wahrhaftig ein rechtſchaffener Dalles, wie irgend einer — und ſo ſehr ich das unter den Menſchen verläugne, unter Euch ſag ich es gern, denn bei mir ſelbſt iſt das gerade mein Ruhm....“

Hob Einer aus der Menge an: Nun ſag aber, wie ſteht's doch mit Dir?“

Scholem im Winkel beugte den Oberkörper vor und ſpitzte die Ohren.

Verſetzte Jener: „Ihr ſeid alleſammt dummes Lumpengeſindel, ich will's Euch ſagen. Ich bin ſo gut ein Dalles, wie Ihr.... aber der Unterſchied iſt: Ihr ſeid Dalles zu Fuß — ich bin' der Dalles zu Wagen, ich fahr ſchnurren.... das iſt der Unterſchied....“

Ein großes Gemurmel erhob ſich: „ein fahrender Dalles“, „ein Dalles zu Roß und Wagen“.... „was Wunder, eine neue Sach....“

„Ich ſag Euch noch mehr: der Dalles, der einmal zu Fuß geht, der bleibt in ſeinem Leben ein armſeliger Dalles, und wär er in Sammet und Seide geboren.... nicht zu Fuß, zu Wagen muß er ſich ſetzen, in der Kutſche muß er im Lande herumfahren, dann iſt ihm geholfen, ein gutes Leben führt er, und aufs gute Leben kommt's den Menſchen doch nur an....“

Wieder Gemurmel: „Was der red't“, „das heißt eine Sprache“, „wie will er das...“

„Nun ſchweigt nur, ich ſetz es Euch ordentlich auseinander.... Als ich es erſt gemerkt hatte, daß ein zerlumpter Dalles ewig ein Dalles bleibt, das armſeligſte Geſchöpf, kein Hund wird mit ihm tauſchen — da ſetzt ich mir vor, es ſoll anders werden. Vor Allem ſchalbert und ſchalbert ich mir zu-

sammen, daß ich mir ein Wägelchen mit einem Pferde, hübsche Kleider und eine goldne Brille anschaffen konnte — es hat lang gedauert, ich trug Hunger und Frost unermüdlich, aber einen Ducaten und wieder einen wechselt ich mir aus den Pfennigen und Sechsern ein, bis ich genug hatte. Nun setzt ich mich hinein, fuhr in die nächste große Stadt, fuhr in ein gutes, renommirtes Gasthaus. Ein paar Tage that ich Nichts, als recht oft in meinem Wagen in den Straßen umherfahren, um mich sehen zu lassen; die Leute frugen, wer ist das? es hieß, ein reicher Kaufmann, logirt im Hotel zum goldnen Ring. Gut. Erkundigte mich nach den Juwelieren und wählte mir zwei, die spinnefeind mit einander sind, daß ich wußte, sie sprächen nicht mitsammen. Ging zum ersten und frug ihn, wie viel er gäbe für so und so große Stücke Bernstein und so und so viele Perlen. Gab er mir Bescheid, und ich sagte „gut", und ging weg, so viel er mich rief; kehrte mich um, lud er mich zu Tisch, sagt ich, ich hab keine Zeit. Ging zum andern, frug auch. Fing er an, ich sollt ihm die Sachen bringen, sagt ich, ich steh in Unterhandlung mit Dem und Dem, und da hab ich sie gelassen, er will sie sich erst ansehen; schrie er: „O weh! seid Ihr sicher, sie wieder zu kriegen —", rief ich: „was werd ich nicht! wird's doch ein ehrlicher Mann sein — —", schüttelt mit dem Kopf, fang ich an unruhig zu werden, und will fort und laß ihn nicht ausreden, und laufe von dannen. Den andern Tag schlendre ich langsam vor dem Laden des Zweiten vorbei, ruft er mich 'ran: „nun, wie ist's geworden?" Mach ich eine zufriedene Miene und sage: „ist ein ordentlicher Mann, bin mit ihm Handels eins geworden und hat mich viel besser bezahlt, als Ihr geboten." Kraut sich der hinter's Ohr und lädt mich zu Tische, will ich nicht, dringt er in mich, geb ich ihm endlich nach und nehm's an. Wird sehr wohl gespeist, ich aber eß nicht viel, nicht wenig, thu nicht groß, nicht klein, sondern Alles wie ordinär, bekommt der Mann immer mehr Respect. Frägt er mich endlich: „Was willst Du hier?" sag

ich: „Ich bring Bernstein und Perlen her, und kauf seine Waaren dafür.“ Bietet er mir an Credit, wenn ich in Zukunft nicht seinem Feind, sondern ihm verkaufen will. Nehm ich den Credit nicht an (denn er wird sich erkundigen nach mir), aber verkaufen will ich ihm in Zukunft. Scheiden wir als sehr gute Freunde. Nach ein paar Tagen komm ich in Eile in seinen Laden: „Könnt Ihr mir da auf ein, zwei Tage 300 Thaler geben, mir fehlt noch Geld, ich krieg's erst mit der Post.“ „Sehr gern, und wär's zehnmal so viel.“

„Nun war ich ein gemachter Mann: ein Wägelchen, ein Pferd und 300 Thaler, und man ist nicht gerettet Zeit seines Lebens, und man kommt nicht so weit, gut zu essen und gut zu trinken, ohne daß man einen Menschen zu betrügen braucht — so ist man ein bornirter Mensch, der ruhig bei seinem Dalles zu Fuß bleiben muß, und darf sich niemals beklagen. Meint Ihr, ich hab dem Juwelier seine 300 Thaler behalten? Freilich verging ein ganzes Jährchen, eh ich so viel 'raus hatte; dann aber fuhr ich ruhig nach der Stadt und brachte dem Mann seine 300 Thaler mit 5 Procent Zinsen und entschuldigte mich mit vielen Reisen, und speiste sehr gut wieder bei ihm und lieh mir Nichts wieder von ihm — das hat mir in der Stadt mehr eingebracht, als wenn ich was von ihm hätte haben wollen, und er hätt's mir nicht gegeben.“

Alle staunten; da fing Einer an: „Da seh ich immer noch nicht, wie Du's machst, um zu bestehen....“

„Dummkopf, der Du ewig ein Dalles zu Fuß bleiben wirst.... soll ich Dir Alles sagen? Das mußt Du selber 'raus finden. Z. B. Ich fahr nach einer Stadt, halte mich da auf, thu auf die verschiedenste Weise, als ob ich Geschäfte mache, erwerbe mir viele Freunde — was ist leichter, wenn man etwas Geld hat und sehr viel zu haben scheint? — zuletzt fahr ich vor und veranstalte eine Sammlung, da für Abgebrannte, dort für Cholerakranke, hier dafür, dort dafür, und wer versagt mir da eine Gabe, oft sehr bedeutende Gaben? Nach

selbiger Stadt komm ich zwei-, dreimal und mach keine Sammlung, nach Jahren thu ich's wieder, und die fällt noch besser aus, als das erste Mal. Das ist nur so ein Exempel. Man muß es gut erfinden. Wer aber zu Wagen schnurrt — nota bene, ich habe längst das zweite Pferd und einen Kutscher angeschafft — der ist ein geborgener Mann, nun wißt Ihr's. Ich bin ein ehrlicher Mann und ein gesuchter Mann und lebe sehr wohl, und doch ein Dalles."

Ein allgemeines Freudengelächter erhob sich, vor Allem lachte unser Scholem und sprang vor Lust über die Kreidestriche — Plumps, waren die Lichter aus, Scholem bekommt einen furchtbaren Ruck und liegt auf der blutenden Nase — auf dem harten Boden der Scheune im Todtengräberhause.....

Einige Jahre, und unser Scholem hatte Frau und Kinder in einem Städtchen untergebracht, wo sie ganz gut lebten — er aber fuhr in einem zweispännigen Wagen schnurren durch das ganze Reich, wohlbeleibt und wohlgeputzt, mit Berlocks, Ringen, Brustnadel und goldner Brille — und wenn er nicht gestorben ist, fährt er noch heutiges Tages.

4.

Der verliebte Bochur.

Begegneten sich einmal zwei Schedim*) auf der Straße. Fing der Eine zum Andern an: „Was ist Dir, mein Lieber? hast Du Dich doch sehr verändert. Wächst Du doch gar nicht in die Höhe, sondern wirst merklich breiter und breiter...."

Der Angeredete schien das sehr zu verübeln; er reckte sich so viel er konnte, aber viel kam nicht heraus. „Red Dir was

*) Sched, Geist eines Menschen, gewöhnlich eines verstorbenen, doch auch Genius eines lebenden.

ein", erwiederte er stotternd. „Nein, nein!" lautete die Antwort, „kannst Dich darauf verlassen. Wie so kommt das? Dein Mensch ist doch ein Wohllerner...."

Jeder Sched nämlich hat Höhe und Breite, aber keine Dicke; er ist wie eine mathematische Fläche mit zwei Ausdehnungen, hoch und breit, aber ohne Tiefe. „Lernt" nun der Mensch gut, so wächst sein Sched immer höher, wo nicht, nimmt er an Höhe ab und wächst in die Breite, und das kränkt ihn gewaltig.

„Nun, ein Wohllerner ist er just nicht, aber er thut doch was recht ist, und wird schon vorwärts kommen trotz Deinesgleichen...." sagt's und läßt den stehen, der ihn angeredet hatte.

Er eilte von dannen, aber vor sich selbst murmelte er doch hin: „Ob es wahr ist? ich merke so etwas selbst, ich muß doch zusehen....." Und damit eilte der Sched an den Rand eines spiegelhellen Teiches und beschauete sich. Kopfschüttelnd gewahrte er seine ansehnliche Breite und nahm sich vor, die Ursache davon zu erforschen.

Er schlüpfte schnell in die Dachkammer des Bochur Mendel, eines stämmigen, frischen, blühenden Jünglings, mit ziemlichem Flaumbart um das Kinn und schwarzen, hellen Augen im Kopf. Da saß dieser und hatte einen großen Folianten vor sich und schien darin eifrig zu studiren. Deß freute sich sein Sched; aber als er eine Zeit lang gewartet, und bemerkte, daß der Bochur immer auf dieselbe Stelle stierte, sah er genauer hin, und wahrhaftig, der Bochur studirte gar nicht, sondern ließ den Kopf hängen und seine Gedanken waren weit vom Szeifer. Der Sched bekam einen Schreck und fühlte sich ordentlich in die Breite wachsen. Was that denn der Bochur? Allmälig ließ der Sched seinen Jüngling in sanften Schlummer verfallen, und schlüpfte dann in die Seele desselben hinein, um sich darin umzuthun. Da gewahrte er denn, daß der Eifer nach Erkenntniß, die Liebe zum Gesetzesstudium völlig herab-

gekommen war und eine andre Liebe und ein andrer Eifer sich an die Stelle gesetzt — der Bochur war verliebt.... Und in wen? Auch das that ihm die Seele des Jünglings kund, denn vor ihr gaukelte das lockende Bild einer schönen Jungfrau Juda's, das Bild der lieblichen Rebekka, Tochter des Rabbi Meyer. Der Sched bekam einen noch größern Schreck, denn er wußte, daß Rabbi Meyer ein sehr stolzer Mann, stolz auf seine Gelehrsamkeit und wo möglich noch stolzer auf seine schöne Tochter war. Mendel aber war Nichts als einer seiner vielen Bochrim (Schüler), und hatte vor den vielen anderen Nichts voraus, als daß er ein stämmiger Bursche war, der über den Büchern noch Nichts an der Frische seiner Farben und dem Glanze seiner Augen verloren hatte, ein Verdienst, welches der Rabbi Meyer gar nicht zu würdigen verstand. Und seine Tochter? Das war die erste Sorge des Sched; er hörte zwar die schlummernde Seele des Jünglings viel von Liebe und Gegenliebe träumen — das war ihm aber noch nicht Sicherheit genug; als er jedoch auf dem Herzen des Bochurs eine seidene Schleife ruhen sah, so glaubte auch er, daß die schwarzlockige Rebekka bereits dem Jüngling ihre Aufmerksamkeit geschenkt habe, was gar nicht zu verwundern, wenn man einmal, wie Mädchen wohl thun, die Bochrim die Revue passiren ließ. Jedenfalls war ihm nun der Zweifel gelöst, warum er selbst so viel von seiner Höhe verloren und an Breite gewonnen, ja, er fürchtete sich vor der Unförmlichkeit, die ihm bevorstehe — denn was läßt sich von einem verliebten Bochur erwarten?....

Der Bochur spielte in der That eine armselige Figur und war schon zum Gelächter seiner Genossen geworden. Er war einer der Ersten im Lehrzimmer des Rabbi und einer der Letzten — aber er saß still und ließ kein Wort hören, er erhob keine Frage, beantwortete keinen Einwand, ließ den Rabbi dociren, die Bochrim disputiren, und sah man genau zu, so hatte er nicht einmal die rechte Stelle aufgeschlagen. Einmal

rief ihn der Rabbi auf, aber Mendel hörte Nichts davon und saß und träumte weiter, bis sich der Rabbi unwillig abwandte. In die Gesellschaft seiner Cameraden kam er gar nicht mehr; dagegen hatten ihn Einige etliche Male im Mondenschein am Fluß herumlaufen sehen.... Er kam in üble Nachrede und sein Sched grämte sich immer mehr.

Endlich faßte dieser einen Entschluß und wollte mit Mendel selbst sprechen. In einer schönen Nacht, der Vollmond hing am Himmel und leuchtete in das Fensterchen der Dachkammer hinein; die Lampe war aus Mangel an Oel erloschen, aber Mendel saß noch auf dem Stuhl vor dem aufgeschlagenen Buche: da glaubte der Bochur mit einem Male ein Wesen zwischen sich und dem Lichtstrom des Vollmonds zu sehen, ohne daß es dadurch dunkler geworden.

„Mendel", rief es ihn an, und der träumerische Jüngling fuhr auf, „Mendel, was soll daraus werden?"

„Ich, das weiß ich selbst nicht...." murmelte Mendel.

„Ist Dir Rebekka denn gewogen?"

„Sie hat mir Treue geschworen, und wenn die Welt untergeht...."

„Nun, die Probe wird sie nicht zu bestehen haben, aber wie wenn ihr Vater sie zwingen will?...."

„Das fürcht ich nicht, denn sie wird nicht nachgeben."

„Wenn sie aber älter und älter wird, und ein andrer Werbender erscheint...."

„Halt ein, wer Du auch bist, und mach mich nicht wahnsinnig...."

„Nun, nun, dazu gehört schon nicht viel mehr...."

„Was soll ich anfangen, rathe, rathe mir...."

„Nun, mit dem „Lernen" wird's wohl für's Erste Nichts mehr", erwiederte der Sched seufzend, „das müssen wir uns auf spätere Jahre aufheben — weißt Du was, Mendel, werd ein Szaucher (Kaufmann)...."

„Was, ich, der Bochur, ein Szaucher? Nimmermehr...

doch ich will's mir überlegen .... wenn ich Glück hätte und würd ein reicher Mann, und träte vor Rabbi Meyer und spräche: hört, ich habe so und so viel, gebt mir Eure Tochter zum Weibe, wahrhaftig, er thut's .... Ein gescheidter Einfall — morgen werf ich die Bücher in den Winkel — sie sind mir so zum Ueberdruß, und die Bochrim kann ich nicht ausstehen — und geh zum Ohm, der soll mir zu was verhelfen..."

Der Sched verschwand, und Mendel warf sich aufs Bett und entschlummerte süß in den Bildern der großen Beutel Geldes, die er erwerben wollte, und auf denen seine Rebekka thronen sollte.... —

„Also mit dem „Lernen" ist's Nichts, und Du willst ein Handelsmann werden, Mendel...." sprach bedächtig Onkel Joseph zu unserm Bochur.

„Ja, Ohm...." erwiederte Mendel und hing mit den Augen an dessen Lippen, der Vaterstelle bei dem früh Verwaisten vertrat.

„Was verstehst Du vom Handel.... geh, Mendel, und lern weiter, Du kannst Dein Lebtage kein Szaucher werden..."

„Was werd ich nicht, Ohm, aus einem Bochur kann man Alles machen."

„Ja, wenn's kein verdorbener Bochur ist...."

„Onkelchen...."

Mendel verstand zu schmeicheln und Onkel Joseph war gutmüthig, er gab ihm ein hundert Thälerchen und Mendel begann zu handeln. Freilich schmerzte es ihn sehr, wenn seine ehemaligen Genossen ihm begegneten und den Handelsmann verhöhnten, der früher so groß vor ihnen gethan — denn er hatte als Bochur wirklich gut angefangen — aber der Gedanke, was er erringen wolle als höchsten Preis, tröstete ihn. Er begann in der That mit Glück, und der Onkel Joseph fing schon an zu schmunzeln, wenn er ihm seine Erfolge erzählte.

Zwei Jahre waren in die Welt gegangen, zwei Jahre voll Mühsale und Arbeit — und Mendel war noch da, wo er vor-

her gewesen, nein! es stand schlimmer um ihn. Wie so? Das Blättchen hatte sich gewendet; kühn gemacht durch sein anfängliches Glück, speculirte er weiter, denn es brannte in seiner Seele vorwärts zu kommen — aber Verlust auf Verlust, Täuschung nach Täuschung. Eine Zeit lang hielt ihn sein gutmüthiger Ohm aufrecht, aber der starb, und seine geringe Hinterlassenschaft ward auch verhandelt. Zwei Jahre waren dahin und Mendel immer noch im Dachstübchen, jetzt aber keine Bücher und auch keine Waare mehr darin, Alles war fort. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf hängen. „Aus dem verdorbenen Bochur ist ein verdorbener Szaucher geworden —" das klang wie ein Sterbeglöckchen in seiner Seele wieder. Es galt nicht mehr allein Rebekka erringen, sondern das tägliche Brod erwerben, der Hunger drängte sogar schon die Liebe zurück, was anfangen?....

Der Vollmond schien wieder zum Fensterchen herein, da erblickte Mendel wieder eine Gestalt zwischen sich und dem Lichtstrom des Mondes. Ach, wie war der Sched zusammengehutzelt, so klein, so breit geworden, man hätt ihn fast für das Bild eines alten Kastens gehalten. Mendel fuhr zuerst mit der Hand über die Stirn: „Halt", rief er aus, „hab ich Dich nicht schon einmal gesehen, es war mein Unglück, Du rietheſt mir zum Handel, Du bist schuld.... hinweg, verdammter Satan...." und er schlug mit der Faust nach dem Sched und traf natürlich die Ecke des Tisches, daß ihm die Hand sehr wehe that.

„Du bist sehr undankbar", erwiederte der Sched, „ich bemühe mich um Deinetwillen hierher und Du verfluchst mich...."

„Ja, das thu ich, und bleib, wo Du hergekommen."

„Nun, nur gemach, ich will Dir helfen...."

„Du?.... und wie?...."

„Ein verdorbener Bocher bist Du...."

„Da bist Du daran schuld...."

„Und ein verdorbener Szaucher auch....“

„Da bist Du auch daran schuld....“

„Was werd ich nicht an Allem schuld sein.... daß Du Nichts gelernt hast, als Du Bochur warst, und daß Du schlecht gehandelt hast, wie Du Szaucher warst, wie könntest Du selbst daran schuld sein.... das muß ein Andrer....“

„Willst Du mich noch verhöhnen?....“

„Na, lassen wir es gut sein, der Sched eines Schlemiehls ist einmal übel daran, denn so klug ist jeder Mensch, daß er kein Schlemiehl sein will, und dann muß es unser einer tragen.... doch lassen wir das, wie ist Dir zu helfen?“

„Das frag ich Dich....“

„Wohlan, ich habe einen Plan und in den mußt Du einwilligen, dann wird Dir geholfen sein — und mir auch....“ fügte der Sched seufzend hinzu.

„Und was wäre dies für ein Plan?....“

„Nichts weiter, als morgen begiebst Du Dich zu Rabbi Meyer; er wird in einer gewissen Verlegenheit sein, wenn er Dich empfängt; Du sagst ihm aber gar Nichts weiter, als: „Denkt an das, was Euch heute Nacht begegnet ist.“ Er wird dann sicherlich einwilligen....“

Der Bachur fuhr in die Höhe: „Wie? was? er wird einwilligen.... was sagst Du da? wer bist Du?....“

„Thue, was ich Dir sage, und es wird geschehen — aber unter einer Bedingung: gieb mir das Versprechen, nach Deiner Heirath mit der schönen Rebekka jeden Tag zwei Stunden zu „lernen“.... wehe Dir, wenn Du es nicht hältst....“

„Ja, ich versprech es, und sicher werd ich es halten, aber sag nur, wie hängt das zusammen....“

„Wie es zusammenhängt, brauchst Du nicht zu wissen, aber Eines will ich Dir sagen, was Du wissen mußt, der Rabbi wird Dich für einen großen Baal Schem und Kabbalisten halten und das mußt Du zu erhalten wissen, bis Du verheirathet bist; was er darüber sagt, mußt Du mit beden-

tungsvollem Achselzucken beantworten und auf Alles eingehen... nach der Hochzeit kannst Du thun, was Du willst...." Sagt' es und war verschwunden. Ueberlassen wir den Bochur seinen Träumereien.

Selbige Nacht war die Nacht des ersten Slichostages. Rabbi Meyer lag sinnend im Bette. Er hatte immer gehört, daß in dieser Nacht viel bei den Geistern und Todten vor sich gehe, aber noch niemals selbst Etwas erfahren. Als er so hierüber nachdachte, da hörte er plötzlich durch die Stille der Nacht ein Summen und Rauschen. Er hörte, wie es mit einem Male in der nachbarlichen Synagoge, die freilich durch dicke Mauern und einen großen Hofraum von ihm getrennt war, lebendig ward; er vernahm die bekannten Melodien beim Ausheben der Tora aus der heiligen Lade; er vernahm, wie man ein, zwei Männer, die längst verstorben waren, Männer von höchster Frömmigkeit, zur Tora aufrief, ihre Segenssprüche und die Abschnitte, die man ihnen vorlas; plötzlich — sein Herz stockte ihm in der Brust — hörte er zum dritten seinen eigenen Namen.... er hörte ihn so laut, so deutlich, so klangvoll, daß er nicht irren konnte — — ach, er wußte, was das zu bedeuten habe, seinen — Tod im kommenden Jahre, und ob er auch wußte, daß ihm hiermit von den Todten eine große Ehre erwiesen und ein testimonium pietatis ausgestellt werde, so bebte und zitterte er doch.... schon wollte er sich erheben, Kittel, Tallis und Tephillim nehmen, um sich in der Synagoge den ihn berufenden Todten zu stellen.... da sah er unsern wohlbekannten Scheb vor sich und er rief ihm zu: „Halt, geh noch nicht; Du weißt, was dies zu bedeuten hat; aber Du kannst noch leben, bei Deiner Rebekka, Deinen Büchern und Deiner Gemeinde bleiben, wenn...." „Nun, wenn...." rief der Rabbi in großer Erregtheit. „In den Mauern unsrer Stadt lebt ein großer Baal Schem und Kabbalist, der kann es bewirken, daß die Meißim einen Andern berufen und Dich in Ruhe lassen...." „Wer ist das?" „Das ist der Bochur

Mendel, den Du so sehr verachtet hast, daß er voll Verzweiflung Deinen Unterricht verließ, er ist heimlich in die tiefsten Tiefen der Kabbala gedrungen, die Dir verschlossen sind; ihm gieb Deine Tochter Rebekka, wenn er morgen zu Dir kommt, sie zu verlangen, und Du bist gerettet....“ „Das soll ich? Dem meine Rebekka geben?.... „Ja.... hörst Du, die Meißim werden ungeduldig, sie rufen: nun, nun! geh, oder thu, was ich Dir sage....“ „Ich will es....“ rief der Rabbi, und sank in die Kissen zurück. Der Sched war verschwunden und der Rabbi hörte deutlich in der Synagoge einen andern, ihm bekannten, sehr frommen und gelehrten Mann aufrufen.

Am andern Morgen, als, mit allen Schrecken der vergangenen Nacht im Herzen, der Rabbi zögernd die Synagoge zu den Slichos betrat: da war die erste Nachricht, die er empfing, daß gegen Morgen der Mann verschieden sei, den er statt seiner hatte aufrufen hören. Der Rabbi schlug sich an die Brust, und wer verrichtete heute die Gebete inbrünstiger?.... Es war ihm daher kaum auffallend, als im Laufe des Vormittags unser Mendel in sein Zimmer trat und um die Hand seiner Tochter anhielt. Sofort sagte er sie ihm zu.

Wer war glücklicher als Mendel und Rebekka?

Der Rabbi Meyer spielte öfter auf die Ereignisse jener verhängnißvollen Nacht an und unser Bochur zuckte sofort bedeutungsvoll die Achsel, was er um so besser konnte, als er in der That von Nichts wußte. Auch rückte der Rabbi auf Mendel ein, mit ihm das Studium der Kabbala vorzunehmen; aber Mendel war klug genug, ihn darauf hinzuweisen, daß dieses während des Bräutigamsstandes nicht zulässig sei und sie Beide verderben könnte, da jetzt seine Gedanken zu sehr auf einen irdischen Gegenstand gerichtet seien.

Die Hochzeit war vorüber. Bei der nächsten Anspielung rückte Mendel mit der unumwundenen Erklärung hervor, daß er gar nicht wüßte, was in jener Nacht geschehen, daß er vielmehr vor habe, recht tüchtig dem Gesetzesstudium sich wieder

zu ergeben, und dazu die Hülfe seines Schwiegerpapa's beanspruche; er wolle nicht nur „zwei Stunden täglich", er wolle den ganzen Tag „lernen". Dieser wurde aus der Sache nicht klug, that aber das Seinige, und Mendel wurde zuletzt doch ein tüchtiger Gelehrter und der Nachfolger des Rabbi Meyer.

Man kann sich denken, daß der Sched bald wieder seine lustige Höhe und Schmale erreichte, und niemals wieder in Gefahr kam, in die Breite zu wachsen.

5.

Die Vergeltung.

War einmal ein Rabbi, der die Kunst der Kabbala sehr verstand; in Allem wußte er Bescheid, in Feuer, Wasser, Luft und Erde. Hatte auch ein gar liebliches Töchterlein, die Freude Gottes und der Menschen. Böse Männer stellten ihr nach, denn es war damals eine schlimme Zeit der Schlechtigkeit und Gewaltthat, und Jeder verübte, was er mit seiner Faust vermochte; aber bis dato war ihr der Herr ein Beschützer gewesen, der „seinen Engel vor ihr hergesandt, vor Schaden an Seel und Leib sie zu wahren". Wohnte der Rabbi in einer großen Kaiserstadt und der Kaiser war selbst ein großer Freund der geheimen Kunst und Deuterei, und hatte gar Manches vom Rabbi gehört, ihn selbst aber niemals gesehen. Hatte doch der Kaiser gar Großes zu thun in seiner Mächtigkeit, daß er sich des Rabbi nicht kümmern konnte, und der Rabbi war zu viel mit seinen Studien beschäftigt und zu demüthigen Sinnes, als daß er sich des Kaisers zu kümmern gewagt hätte.

Eines Sabbats sitzet der betagte Rabbi in seinem Lehnstuhl und pflegt der Ruhe, oder vielmehr des ruhigen, wohlbehaglichen Sinnens und Trachtens, nachdem er den Schiur gehalten im Bet hamidrasch, das Minchagebet verrichtet und

das dritte Sabbatmahl zu sich genommen — als mit einem Male ein herzzerreißendes Gekreisch auf der Flur des Hauses entsteht. Den Rabbi trifft es zum fürchterlichsten Schreckniß, denn es ist seiner Tochter, seiner Sara, des einzigen Kindes seines früh verblichenen Weibes, Stimme. Er springt auf, die Treppe hinunter — da sieht er seine Tochter in den Armen eines feinen, ritterlichen Cavaliers sich winden, der ihr, der Flüchtenden, nachgeeilt von der Straße in das Haus, und sie hier mit seinen unkeuschen Küssen überfallen. „Halt!" donnert der Greis, dem die Vaterliebe Riesenkräfte verleiht, und vor dem mächtigen Ruf und der erhabenen Gestalt stutzt der Ritter — mit dem einen Arm die Tochter aus den Händen des Eindringlings reißen, mit dem andern den letztern durch die noch offene Thür aus dem Hause werfen, war das Werk eines Augenblicks. Schnell schloß er die Pforte, verriegelte sie, und führte das noch zitternde Mädchen begütigend auf sein Zimmer, um sich das Begegniß genauer erzählen zu lassen. Der Ritter aber erhob sich aus dem Schmutze, in den er gefahren, und entfernte sich, vom Gelächter der Nachbaren verfolgt, in seinem unreinen Herzen Rache dem Rabbi und seiner Tochter, ja allen Juden gelobend.

War der Ritter ein Höfling, ja ein Günstling des Kaisers, und benutzte die erste günstige Stunde, um dem Kaiser viel Schlimmes von den Juden des Landes, insonders von den Juden der Residenz, und darunter wieder insonders von dem Rabbi ins Ohr zu raunen, viele erdichtete Geschichten, in denen der letztere als ein boshafter Hexenmeister, der die Christen durch Zauberkünste zu Grunde richte, erschien, und die Juden als Scorpione und Schlangen, welche Land und Leute verdürben, insonders den hohen Adel aussaugten. Der Kaiser horchte wohl zu, aber als ein erfahrener Herrscher glaubte er den Reden des Höflings doch nur halb; er beschloß, die Juden aus dem Lande zu jagen und den Rabbi ewigem Kerker zu übergeben, doch vorher die Sache noch einmal zu prüfen. Ohne

daß er dem Höfling ein Wörtchen sagte, als die Nacht hereingebrochen, hüllte er sich in gewöhnliche Gewänder und ging begleitet von einem verschwiegenen Manne, in die Judenstadt, nach dem Hause des Rabbi.

Pochte er, ward ihm aufgethan, und auf sein Begehren führte man ihn zum Rabbi. Dieser erkannte den Kaiser wohl, aber da er einsah, daß der Kaiser unerkannt bleiben wolle, that er, als kenne er ihn nicht, und bemeisterte schnell den Schrecken, den er vor der Majestät in diesem plötzlichen Begegnen empfand.

Sprach der Kaiser erst viele Dinge, darin ihm der Rabbi mit Weisheit Bescheid gab, ernst und würdig und nach bestem Wissen, so daß der Kaiser, in das schöne Greisenantlitz und das klare, große Auge schauend, viel Achtung vor dem Rabbi bekam und ihn als einen Andern erkannte, als der Ritter geschildert. Endlich hob er an, daß er viel von der tiefen Kunst des Rabbi gehört und einen Beweis verlange, um selbst ein Urtheil über die hohe Weisheit des jüdischen Lehrers zu erhalten. Frug der Rabbi, worin der Beweis bestehen solle? Antwortete der Kaiser: er möchte gern wissen, was in diesem Augenblicke im kaiserlichen Schlosse vor sich ginge. Der Rabbi nickte, bat um einen Augenblick Geduld, und entfernte sich. Nach kurzer Weile öffnete sich eine Thüre und der Rabbi winkte dem Kaiser einzutreten.

Das Zimmer, in welches der hohe Herr eintrat, war ganz dunkel; nur oben in der höchsten Wölbung erblickte man einen Spiegel, in den die Strahlen eines eigenthümlichen, halb gelben, halb blauen Lichtes fielen. Die zitternden Strahlen fielen zurück nach unten und erhellten die schwarze, glatte Fläche einer großen Marmortafel. Der Rabbi lud schweigend mit einer Handbewegung den Kaiser ein, an die Tafel zu treten und darauf zu blicken. Siehe, da gewahrte der Herrscher auf der Marmortafel deutlich das Innere seines Schlosses; es war ein entlegener, von Wenigen betretener, ihm aber wohlbekannter

Theil, in welchem ein Bruder des Kaisers, der wiederholt sich gegen ihn empört hatte, in loser, aber sorgfältiger Wacht gehalten wurde. Der Kaiser wurde aufmerksam. Da sah er einen vermummten Mann auf den Fußspitzen durch den Gang schleichen; der klopfte an eine geheime Thür dreimal, da wurde diese von innen geöffnet; ein Zimmer that sich auf, das ziemlich erhellt war, darinnen saß des Kaisers Bruder im Lehnstuhl an einem Tische, worauf viele Briefschaften; der Vermummte warf seine Bekleidung von sich, und es war — der Ritter, der Verfolger der Rabbistochter, der Günstling des Kaisers. Der Ritter trat zum Prinzen, kniete vor diesem nieder, küßte ihm die Hand, sprach mit ihm eifrig, nahm dann eine Landkarte und zeigte auf mehrere Stellen wiederholt hin. Der Kaiser mochte wohl wissen, was dies zu bedeuten habe, lange stand er wie erstarrt da, dann rief er aus: „Habt Dank, Rabbi, Ihr habt mir den Verräther gezeigt —“ da erlosch die Flamme, das Zimmer war dunkel, der Rabbi ergriff des Kaisers Hand und führte ihn in das erste Zimmer zurück. Der Kaiser verabschiedete sich bald, indem er dem Rabbi, der jede Belohnung abwies, eine namhafte Spende für die Armen der Gemeinde zurückließ, und eilte nach dem Schlosse zurück. Noch in derselben Nacht wurde der Ritter aus der Nähe des Kaisers auf seine weit entlegene, einsame Burg verbannt. An die Vertreibung der Juden und die Einkerkerung des Rabbi dachte der Kaiser nicht mehr.

Der Ritter erfuhr bald durch seine Vettern am kaiserlichen Hofe, von wannen dem Kaiser die Kunde seiner Verrätherei geworden, und beschloß, den Rabbi zu bestrafen. Der Rabbi erhielt einen falschen Brief, der ihn zur Trauung der Tochter eines reichen Mannes in einer benachbarten Stadt berief. Als er unterwegs dahin war, ward er in einem Walde von Bewaffneten überfallen, die ihn aus dem Wagen rissen und mit vielen Mißhandlungen auf die Burg des Ritters schleppten. Hier mußte er Tage lang im scheußlichsten Kerker und in Er-

wartung des Aergſten ſchmachten, denn er wußte wohl, wohin man ihn gebracht. Am Abend des vierten Tages ward er aus dem Verließ geholt und vor den zechenden Ritter geführt. Der überſchüttete ihn mit Schimpfreden aller Art und kündete ihm an, daß ihn der martervollſte Tod erwarte. Als der Ritter geendet und den Rabbi noch immer ruhig und unerſchüttert ſtehen ſah, brüllte er ihn an: „Zitterſt Du nicht, Jude?“ „Nein!“ antwortete dieſer gelaſſen, „denn Du wirſt mich nicht tödten.“ „Nicht?“ ſchrie Jener, „was ſoll mich verhindern?“ „Dein eignes Leben, denn wiſſe, ich leſe es aus Deinem Antlitz, die Nacht, in der Du mich tödteſt, iſt auch Deine letzte ....“ „Was? meine...“ „Deine letzte, unwiderruflich.“ Der Ritter war erblaßt. „Sprich, wie ſo dies?“ Der Rabbi antwortete: „Wenn Du mir gelobſt und auf das Bildniß des Stifters Deiner Religion beſchwörſt, mich ziehen zu laſſen, und niemals wieder irgend Etwas wider mich und meine Tochter, noch Einen meines Glaubens zu unternehmen, ſo will ich es Dir verkünden und Du biſt vom ſchmählichſten Tode gerettet....“ Der Ritter zögerte. „Und wenn Du mich belügſt, Jude?“ „Wenn Du mich heute entläſſeſt, in der folgenden Nacht wirſt Du die Verwirklichung erleben.“ Die Ruhe und ſtille Größe des Greiſes überwand den Ritter, er beſchwor mit dem theuerſten Eide, was der Rabbi verlangte. Da verkündete ihm dieſer, daß in der nächſten Nacht ein mächtiger Raubgraf die Burg des Ritters, in welcher jener viele Schätze vermuthete, überfallen werde. Der Ritter entließ den Rabbi, der in der dunklen Nacht, aber voll Dankes gegen den höchſten Lenker, nach ſeiner Heimath eilte und von ſeiner ſchwer geängſtigten Tochter mit Jubel empfangen ward.

Der Ritter unterdeß raffte am folgenden Tage an Mannen zuſammen, was er vermochte, befeſtigte ſeine Burg, ſo ſehr er konnte, und erwartete muthig den Feind. Siehe, um Mitternacht entſtand ein großer Tumult, ein furchtbares Stürmen, ein mächtiger Feind berannte die Thore und Mauern; aber der

Ritter empfing ihn mit tapfrer Wehr, es entstand ein schrecklicher Kampf, in welchem der Raubgraf selbst getödtet ward. Aber die Räuber schleuderten Fackeln in die Burg, Brand kam aus und zerstörte das ganze Eigenthum des Ritters. Mit dem Leben war er davon gekommen, aber arm und ohne Zuflucht irrte er seitdem umher.

Der Ritter hielt gegen die Leute nicht hinter dem Berge, von wem er die Nachricht vom drohenden Ueberfall des Raubgrafen erhalten; das kam auch des letztern Bruder zu Ohren, und dieser beschloß, den Tod seines Bruders am Rabbi zu rächen.

In einer stürmischen Nacht, da auf den dunklen Straßen der Judenstadt kein Fußtritt ertönte, und Alles in tiefen Schlummer versunken war, erwachte der Rabbi von einem furchtbaren Stoße geweckt. Sein Schlafzimmer war von Blendlaternen erhellt und von vermummten Gestalten angefüllt. Des Rabbi Arme und Füße waren gebunden, daß er sich nicht zu rühren vermochte, und der Bruder jenes Raubgrafen stand mit gezücktem Dolche vor ihm, um bei dem ersten Schrei ihn in die Brust des Gefesselten zu senken. „Rüste Dich zur letzten Fahrt, Mörder meines Bruders, Dein Ende ist nahe! Schreie nicht, ist ja doch alle Hülfe entfernt." Der Greis aber erhob furchtlos seine Stimme und sprach: „Warum willst Du solche Schandthat an einem armen alten Manne verüben, nützet sie Dir doch gar Nichts, Furchtbarer, bei mir findest Du weder Silber noch Gold...." „Rache will ich, daß Du meinen tapfern Bruder dem Ritter verrathen, darum sollst Du sterben, Du und Deine Brut.... Auf, bringt in das Schlafzimmer des Judenmädchens und bringt es hierher, vor den Augen des Vaters soll es verenden...." „Halt ein", schrie der schrecklich geängstigte Rabbi, „wenn Du meine Tochter und mich verschonst, so will ich Dir den Ort eines Schatzes angeben, über dessen Reichthum Dir die Augen übergehen sollen, Edelsteine und Perlen, Gold und Silber die Fülle...." Der Räuber lauschte aufmerksam: „Wie

willst Du mir verbürgen, daß Du die Wahrheit redest?“ „Wir wollen die heiligsten Schwüre austauschen; ich will auf die heilige Schrift meines Glaubens einen Eid leisten, daß ich wahrhaft spreche, und Du entlässest Deine Leute und schwörst mir Ruhe auf immer....“ Der Räuber, verlockt durch die große Verheißung, ging darauf ein. Die Räuber entfernten sich auf sein Geheiß, die Schwüre wurden ausgetauscht, die Bande des Rabbi gelöst und dann sprach dieser: „Wisse, daß die Vorfahren des Ritters, dessen Burg Dein Bruder ausgebrannt, viel Kostbarkeiten zusammengeraubt und an einem geheimen Platze aufhäuften. Von Vater auf Sohn ging die Kenntniß desselben über, aber der letzte Ritter war fern, als sein Vater plötzlich vom Tode überrascht ward. So blieb er ohne Kenntniß des unermeßlichen Schatzes....“ „Und wo ist dieser Platz?“ unterbrach ihn der gierig horchende Räuber, dessen Augen vor Lust funkelten. „Ich will ihn Dir angeben. Du bringst in die Ruinen der Burg durch das nördliche Eckthor ein, wendest Dich dann links zu dem Thurm, dessen westliche Wand stehen geblieben; Du missest diese ab, und genau in der Mitte findest Du einen ziemlich großen Sandstein, den hebst Du auf, und darunter gewahrst Du eine Platte mit zwei verrosteten Ringen; ehe Du diese heben kannst, mußt Du die nächsten Mauersteine aus der Mauer brechen, denn die Platte ist da hineingekittet; hast Du diese entfernt, so kannst Du die Platte heben und herausreißen, und da erblickst Du, was Deine Augen in solcher Menge und Pracht noch nie erblickt, um das ein Kaiser Dich beneiden kann....“ „Brauche ich Hülfe hierzu?“ „Alles, was ich gesagt, kannst Du allenfalls allein verrichten, denn Du bist ein kräftiger Mann.“ „Gut.“ Sprach's und verschwand schnell.... Der Rabbi sank in die Kissen zurück, erholte sich nach einiger Zeit, stand auf, stieg hinab, lauschte an der Kammer seiner Tochter, die friedlich schlummerte, und schloß die von den Räubern offen gelassene Hauspforte.

Daß der Räuber nicht anstand, baldigst von der empfangenen Kunde Gebrauch zu machen, ist nicht zu verwundern. Er entließ seine Leute, wanderte allein nach den Ruinen der Burg und machte sich in einer Nacht, mit Spaten und Brechstangen bewaffnet, an das Werk. Er fand Alles, wie der Rabbi angedeutet, nur lag die Platte tief in der stehen gebliebenen Wand; er riß mit Kraft und Hast, denn die furchtbarste Begierde trieb ihn, eine Menge Mauersteine aus der wankenden Wand; endlich lag die Platte frei, er bückte sich tief und hob mit Ungestüm den Stein in die Höhe; da erblickte er einen unermeßlichen Haufen Kostbarkeiten in einer großen schwarzen Truhe, er sprang hinein, um die Schätze aus ihrem alten Gefängniß zu befreien; da erhob sich ein ungeheures Krachen und Dröhnen, die Wand brach zusammen und stürzte mit tausend Trümmern und Steinmassen auf den wühlenden Räuber, ihn lebendig auf den ersehnten Schätzen begrabend und zermalmend....

Der Rabbi hatte nun endlich Ruhe. Ein allgemeines Gerücht von seiner wunderbaren Kunst war durch das Land gedrungen, Jedermann blickte auf ihn mit Scheu und Ehrfurcht, Niemand wagte mehr ihn anzutasten. Sein Töchterchen verheirathete er an einen trefflichen Jüngling, der sie sehr beglückte. Der Kaiser soll den Rabbi oft noch in dunklen Nächten besucht und in den schwierigsten Lagen Rath und Aufschluß von ihm erhalten haben. Sein Schutz erwirkte ein friedliches Wohnen der Söhne Israels im Lande.

6.

Michel, der Petschaftstecher.

An einer Ecke auf dem Markte stand öfter ein kleiner Tisch, an dessen Vorderseite ein großer Kasten voll großer

und kleiner Siegel in die Höhe gerichtet prangte. An dem Tischchen saß Michel, der Petschaftstecher, und stach den Vorübergehenden für geringen Preis ein blankes, wenn auch plumpes Petschaft. Wir Jungen standen immer still und sahen den rührigen Händen des kleinen Mannes zu — bis seine Frau kam und ihm das Mittagessen oder den Caffee brachte, dann stoben wir auseinander, denn sie verstand das Schelten aus dem Grunde, und wenn es galt, auch das Zutapfen, und Jungen sind immer wie kleine Hunde, tapfrer mit dem Munde als mit den Fäusten. Aus den grünen Augen Michel's hingegen lugte eine endlose Gutmüthigkeit, wenn man es erst verstand, die Strahlen durch den gewaltig starrenden Büschel der Brauen hindurch aufzufangen; dabei ging die Stirn, man sollt's kaum glauben, von den Brauen ab schief nach der rechten Seite hin in die Höhe, und der Kopf war ganz kahl bis auf einen Kranz kleiner wolliger Silberlocken, ein großer Dreimaster saß, in den Nacken geschoben, darüber; der kleine Körper Michel's stak zu aller Zeit in einem blauen Leibrock mit blanken Knöpfen, der hinten ganz spitz bis auf die Erde lief, in gelber Schoßweste und gelben Nankinghosen, die in die Stiefel gingen, aber die Stiefel, ja, sie waren selten gewichst, aber immer blanke, braungelbe Stulpen darum.

Besagten kleinen Michel's Frau war wie eine Latte so lang, und führte den Ehrentitel: „die dumme Hanne", seitdem sie einmal eine große Arzneiflasche, auf deren Papierschwanz „alle zwei Stunden einen Kinderlöffel voll zu nehmen" stand, mit einem Male geleert und die Laxanz sie beinahe zu Tode gebracht.

Aber welche Liebe beherrschte den kleinen Michel zu der großen Hanne! und wenn ich es auch nicht für wahr halte, was man sich erzählte, daß es im langen Laufe ihrer Ehe mehrere Male vorgekommen, daß die mächtige Gebieterin seines Hauses und Herzens ihm befohlen, den Tisch zu besteigen, um ihn bequemer zu züchtigen, und er es gethan ohne Zögern,

um ihre Zufriedenheit zu erwerben, so konnte man es doch — Beiden zutrauen. Was für ein glückliches Paar, wenn es Sabbat früh nach dem Gottesdienst zum „Lustgarten" spazierte und die Wachtparade ansah, wo der General und die drei Obersten mit den sechs Lieutenants, den zehn Mann Soldaten und fünfundzwanzig Hautboisten ein gar glänzendes militärisches Schauspiel abgaben; welche Seligkeit leuchtete, wenigstens aus Michel's grünen Augen, wenn er im blauen Leibrock, den gelben Hosen, dem Dreimaster und den Stulpen, sie im Sabbatstaat des braunen Kattunrockes mit großen gelben Blumen und der weißen Leinenmütze mit mächtiger Krause daherstolzierten. Er trug ihr Gebetbuch, sie statt Pompadours seinen Gebetmantel im langen Beutel. Freilich blieben sie nicht ungestört, und mancher Ruf: „Hanne, verliere Deinen Kleinen nicht", oder: „nimm Dein Schooßkindchen lieber auf den Arm" — schlug an ihr Ohr; wer aber nicht darauf achtete, das waren sie beide, er in seiner Liebe, in deren Paradies kein Spott und Hohn drang, sie in ihrer Gleichgültigkeit.

Ich wurde mittlerweile immer vertrauter mit Michel, da ich ihn sehr schätzte seiner Geschicklichkeit wegen, die ich bewunderte, und da stand er sogar nicht an, mit mir von seiner „schönen" Hanne zu sprechen, und wahrhaftig! ich Junge bekam seitdem Respect vor ihr und nannte sie vor Micheln auch einige Male so, ihm zu Liebe. Nun war der Innigkeit kein Ende und er erzählte mir seine Lebensgeschichte, die freilich curios genug war.

„Einstmals", hob er an, „war es ganz anders und Du magst es glauben oder nicht, wahr ist es doch, einstmals war ich noch etwas größer als meine Hanne." Ohne auf mein verblüfftes Gesicht zu achten, fuhr er fort:

Hannens Vater war ein großer, berühmter, reicher Juwelier, in dessen Dienst ich Siegelringe stach und die Buchstaben in silbernes und goldenes Geschmeide und Geräthe gravirte, wie die Käufer es verlangten. Ich war ein großer,

blühender Junge und verdiente ein schönes Geld, da ich geschickt und arbeitsam war und Reb Ephraim seine Leute gut bezahlte. Ich aß bei meinem Herrn am Tisch, und da dauerte es nicht lange, so konnte ich die schöne Tochter des Reb Ephraim nicht mehr ansehen, ohne einen tiefen Stich im Herzen zu fühlen. Mir schmeckte bald nicht Essen und Trinken mehr, mich floh der Schlaf des Nachts, ich ward bleich und meine Backen hohl, meine Hände zitterten und oft träumte ich bei der Arbeit, daß ich, ohne es zu wissen, mehr feierte als that. Mein Herr ward endlich aufmerksam, und wie er voll unendlicher Güte war, rief er mich einst zu sich und sagte zu mir: Lieber Michel, was fehlt Euch? Ihr schwindet täglich mehr, wie ein Schemen, Ihr sitzt vor der Arbeit und bringt Nichts fertig, und ich kann Euch doch ganz anders; sagt mir, was Euch ist, vielleicht kann ich Euch helfen? .... Da faßte ich mir ein Herz, ich begreif's jetzt kaum, und sprach: Lieber Reb Ephraim, ich will's Euch nicht verhehlen, scheltet nicht mit mir, ich kann Nichts dafür, ich weiß selbst nicht, wie es gekommen, — ich liebe Eure Tochter.... Da war's heraus, und ich dachte, nun käme das Donnerwetter und alsbald würd ich zum Hause hinausgeworfen werden. Aber siehe da, Nichts von Dem. Reb Ephraim schwieg eine Zeit lang, und dachte nach. Endlich begann er: Michel, Ihr seid ein hübscher, großer Junge — Du siehst, schaltete Michel mit einem Seufzer ein, es ist die Wahrheit gewesen — und passest ganz gut zu meiner Hanne.... er murmelte da noch etwas in den Bart, was ich nicht verstand.... sie wird Nichts dagegen haben, und sie soll Deine Frau werden, aber unter einer Bedingung.... Ich wußte nicht, wie mir geschah, voll Wonne und Schauer, und sagte mir, während Reb Ephraim an die Thüre gegangen, ob sie ordentlich zu sei, und an die Fenster, ob Niemand lausche, und wenn er die ganze Welt als Bedingung fordere, würd ich sie ihm bringen — wollen wenigstens, fügte ich etwas furchtsamer hinzu.... Da zog mich Reb Ephraim in den dunkelsten Winkel und sagte:

Willst Du meine Tochter, meine einzige, und all meine Habe und mein Gut haben, so mußt Du mir zuvor — den Siegelring Königs Salomo schaffen — anders nicht!....

Was?.... Wie?.... Wo?.... stammelte ich, von grausigem Schrecken befallen.

Den Siegelring des Königs Salomo! sprach noch einmal stark betonend Reb Ehraim, sonst niemals meine Tochter——

Aber wie? auf welche Weise? wo?....

Das ist Deine Sache, antwortete der Vater meiner Geliebten mit fast höhnischem Tone. Geh ins Reich hinunter, frag an bei allen Gelehrten und Weisen, Geld soll Dir nicht fehlen, das will ich Dir gern geben, such die Spur auf, verfolge sie, bring ihn mir, und zur selbigen Stunde wirst Du der Gatte meiner Tochter....

Ich taumelte hinaus, denn, hatt ich in meiner Jugend, wie alle Petschaftstecher, viel vom „Ring des Königs Salomo“ gehört, doch niemals, wo er sich befinde, und am Wenigsten, wie man ihn erlangen könne. Ich ging träumerisch viele Tage umher, Reb Ephraim ließ mich gewähren — endlich eines Nachts stand ich auf, schnürte mein Bündel, und mit dem ersten Grauen des Tages war ich vor dem Thore. An meinen Herrn ließ ich ein Briefchen zurück, worin ich ihn um drei Jahre Frist bat, kehrte ich dann nicht wieder, so sei Alles zwischen uns aus.

Ich will Dich nicht langweilen mit der Erzählung von meinen Wanderungen durchs Reich, die Kreuz und Quer; weniger Mangel und Mühsal, als Hohn und Spott hatt ich zu ertragen, bald zaghafte Hoffnung, bald bittre Täuschung; hier und da hatte man mich bei meinen Nachforschungen nach dem „Ring des Königs Salomo“ zu Narren, hier und da nahm man mir mein sauer erworbenes Geld ab und spiegelte mir Etwas vor. Ja, über hohe, gewaltige Berge mit ewigen Schnee- und Eisfeldern ging ich nach dem Lande Italien, weil man mich endlich dahin gewiesen an einen weisen Mann in

Padua, der wüßte mir Nachricht zu geben; Gott schützte mich vor den größten Gefahren und das Bild meiner Hanne erleichterte mir die schwersten Mühsale. Aber vergebens, der weise Mann in Padua ließ mich hart an, und verwies mir mein freveles Streben, und da ich nicht abließ ihn fußfällig zu bitten, brachte er mich in ein Irrenhaus, aus dem ich nur mit großer Noth und ohne mein Bündel entwischte.

So waren fast die drei Jahre vorüber, Verzweiflung im Herzen wandte ich meine Schritte der Heimath zu. Da erlag ich in einem Dorfe den Gemüthsbewegungen und Leiden, und fiel auf der Straße nieder. Ein Jude, denn im Dorfe wohnte eine ansehnliche Gemeinde, hob mich auf, schaffte mich in sein Haus, pflegte und bewachte mich, während ein heftiges Fieber meine Sinne umflort hielt. Als ich wieder in der Genesung, frug mich eines Tages mein Wirth: Sagt mir 'mal, Michel, was hat das für eine Bewandtniß mit dem „Ring des Königs Salomo", von dem Ihr beständig im Fieber geschwatzt habt; es kann doch nicht Alles aus der Luft gegriffen sein, da Ihr immer wieder und wieder darauf zurückamet....

Ich seufzte schwer auf und gab ihm darnach vollen und treuen Bericht. Lange schwieg mein Wirth still; endlich hob er an: Ich kann Euch zwar den Weg zu dem Kleinode nicht zeigen, das Ihr suchet, aber es giebt doch viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen die gewöhnlichen Menschen sich Nichts träumen lassen, und so vermag ich Euch wenigstens die Mittel anzugeben, durch welche, wenn irgendwie, Ihr einige Kunde erhalten könnet. Wartet Eure Gesundheit ab, und Ihr sollt mehr erfahren. Wer war ungeduldiger als ich? Endlich erklärte sich mein Wirth geneigt. Ich mußte drei Tage fasten, jeden Tag zweimal in die Mikwe (Bad) gehen, jeden Tag zwei Mal sämmtliche Psalmen durchbeten, die Nacht wachen und meine Gedanken lediglich auf den „Ring des Königs Salomo" gerichtet halten. Als ich Alles getreulich befolgt, gab er mir am Abend des dritten Tages einen sonderbar schmeckenden Thee

zu trinken und befahl mir, mich dem Schlafe zu überlassen, was meine gänzlich erschlafften Kräfte sehr gern thaten. Kaum war ich entschlafen, als sich wunderbare Gestalten, bald groß, bald klein, bald rund, bald eckig, um mich erhoben, um mich, über mir, unter mir tanzten, nach mir stachen und hieben, ohne mich zu treffen, kurz ein langes und wildes Spiel mit mir trieben. Aber im Hintergrunde stand Hanne und lächelte mir zu, und da ertrug ich Alles, ohne auch nur zu zucken. Endlich hörte ich einen furchtbaren Schlag das ganze Haus durchzucken, als ob es zusammenstürzte, krachte es, alle Lichter verloschen, es war die dichteste Finsterniß, selbst Hanne und ihr Lächeln waren verschwunden. Noch einmal und noch einmal dröhnte es durch die Hütte und es war mir, als ob das Ende der Welt gekommen — da fiel eine bläuliche Flamme plötzlich von oben herab, und eine schwefelgelbe Flamme loderte aus dem Boden herauf, und mitten in den beiden Flammen stand ein himmelhoher Riese und hielt zwischen zwei Fingern einen großen Goldring; rings um diesen Ring hatten die beiden Flammen in einem Kreise sich zurückgezogen, und der Ring strahlte ein zauberhaft erquickendes, weißes Licht aus, daß das Auge sich nicht satt sehen konnte. Da hob der Riese mit Donnerstimme an: „Dies, kleiner Michel, ist der „Ring des Königs Salomo" — sieh ihn Dir genau an, Du kannst ihn selbst nicht bekommen, denn kein Sterblicher vermag ihn nur eine Secunde zu halten, aber nachmachen kannst Du ihn und Reb Ephraim wird damit zufrieden sein, denn auch das Abbild wird wunderbare Kräfte haben...." Noch ein Schlag, und die Erscheinung war verschwunden und ich — erwachte.

Keine Ruhe bei Tag und Nacht, bis ich das große Werk vollbracht. Meine letzten Ersparnisse verwandte ich, einen großen neuen goldnen Ring zu erkaufen, und einen schönen Topas, in welchen ich das Wappen jenes Ringes, den ich gesehen, fein säuberlich eingraben wollte. Ich bereitete mich abermals durch Fasten, Mikwe und Psalmen vor. Endlich erhob

ich den Stichel. Bald prangte das „Magen David“ (zwei verschränkte Dreiecke), bald die beiden aufrechtstehenden Löwen, bald die Krone mit acht Zacken auf dem Topas; da begann ich in den Reif um die Krone den vierbuchstabigen Namen Gottes, als bei dem ersten Stich mein Topas in tausend Stücke zerbrach. Ich fing das Werk von Neuem mit einem ausgesuchten Opal an, ich gelangte abermals so weit, aber bei dem ersten Buchstaben des heiligen Namens zersprang der Stein wie Glas in Splitter; und so erging es mir mit allen Edelsteinen, die ich versuchte und die ich mit den größten Aufopferungen erwarb.

Welche Qualen! Das Bild des Ringes im Geiste, Alles gelingend bis auf den geheimnißvollen Namen, daß ich mich gar nicht mehr an ihn getrauete. Ich war in Verzweiflung....

Ich hatte mich unter all diesen Versuchen schon der Heimath genähert; jetzt wußte ich mir keinen andern Rath, als ich kehrte bettelnd zu dem frommen Juden in jenem Dorfe zurück, der mich so väterlich gepflegt, um ihm mein Leid zu klagen. Mit zerrissenen Kleidern, mit blutenden Füßen und mit zerrissenem und blutendem Herzen langte ich bei ihm an, und berichtete ihm meinen Kummer. „Bleibt hier“, sprach er, „vielleicht kann ich Euch rathen.“ Am andern Morgen sagte er: „Sprecht, habt Ihr denn damals den Ring mit einem Edelsteine gesehen, vielleicht war das Wappen in ein Goldplättchen gegraben?“ „Ha!“ rief ich aus und schlug mir vor die Stirn, „daß ich daran noch nicht dachte!....“

Im Hause meines Wohlthäters selbst vollbrachte ich nun mein Werk, unter Fasten und Beten gelang es mir, das Goldplättchen zerstob nicht, es faßte die Krone und das „Magen David“, die Löwen und den heiligen Gottesnamen; ich senkte das Plättchen in den Ring, eine dreifache Schnur schlang ich durch denselben und um meinen Hals, und so mein Kleinod auf dem Herzen, das Bild Hannens im Herzen, kehrte ich nach Hause zurück; aber es kostete Eile, schon sank die Sonne des letzten Tages des dritten Jahres, als ich das Thor er-

reichte, schon funkelten die Sterne, als ich die Schwelle des Reb Ephraim überschritt. Dieser hatte getreulich gewartet, und Hanne auch, die von dem ganzen Handel Nichts gewußt, und unterdeß noch größer, stärker und schöner geworden.

Mein ehemaliger Herr sprang freudig auf, als er mich erblickte. „Bringst Du ihn?“ schrie er mir entgegen. „Ja, ich bringe ihn!“ lautete meine Antwort. „Nun, so sei gesegnet Dein Eingang!“ Alsbald führte er mich in seine Stube, verriegelte die Thüre und sprach: „Zeig ihn mir!“ Alsbald holte ich den Ring aus dem Busen heraus, da rief er begeistert: „Ja, das ist er, das Geschenk Gottes, der strahlende „„Ring des Königs Salomo““, zwar nur im Abbild, aber wer möchte ihn anders, den furchtbaren!“ Er beschaute ihn wieder und wieder. „Ja, so sah ich ihn in meiner Jugend“, begann er von Neuem, „aber er ward mir schnell entrissen und mein Mund versiegelt, daß ich ihn nicht beschreiben durfte.... Nun, mein Michel“, fügte er endlich hinzu, als er sich Etwas erholt hatte, „gieb ihn mir, und auch ich will mein Versprechen halten.“

Ich weiß nicht, wie es kam, aber die vielen Erfahrungen, die ich auf meiner Wanderung gemacht, hatten mich doch etwas mißtrauischer zurückkehren lassen; und wie ich es mir schon unterwegs vorgenommen, antwortete ich: „Gern, Reb Ephraim, an meinem Hochzeitstage mit Hanne bekommt Ihr ihn, so wie die Chuppa (Trauung) vorbei ist.“ Reb Ephraim machte große Augen, ich blieb aber dabei, und so mußte er einwilligen.

Ich übergehe alles Andere und sage Dir, daß es noch keinen Glücklichern jemals gegeben, als ich am Tage meiner Hochzeit mit meiner geliebten Hanne, die auch nicht das Geringste eingewendet hatte. Alles zeigte oder stellte sich entzückt über das schöne Paar. Die Chuppa war vorbei und mein Schwiegervater zog mich und seine Tochter, denn getrennt hätte ich mich von ihr an diesem Tage nicht, in sein Zimmer, schloß zu und sagte: „Nun, Michel, den Ring!“ Ich zog ihn hervor, durchschnitt die Schnur und überreichte ihn ihm, indem

ich sprach: „Ich habe mein Gelübde gelöst.“ Mein Schwiegervater eilte zu seinem Bücherschrank, holte einen alten Folianten hervor, schlug ihn auf, sprach eine, uns unverständliche Segensformel, wandte den Ring mit der Platte neunmal nach rechts, links, oben und unten, und fuhr noch eine Weile mit seinen Beschwörungen fort. Plötzlich fuhr wie damals in jenem Dorfhause ein Schlag durch das Haus, und jener fürchterliche Riese stand vor uns in der Mitte der blauen und gelben Flamme, aber sein Antlitz war von Wuth entstellt. Mit Donnerstimme rief er: „Was beruft Ihr mich, da doch der Ring nicht richtig ist? Seht Ihr nicht, wie die rechte untere Ecke des „„Magen David““ um ein Zehntel Linie nicht schließt?.... Verdammt!....“ und mit der linken Hand riß er meinem Schwiegervater den Ring aus den Händen, und mit der rechten schlug er mir auf den Kopf, daß mein Körper ineinanderfuhr und so klein ward, wie er jetzt ist. Dann war er verschwunden.

Als ich zum Bewußtsein kam, war es ein trauriges Hochzeitsfest; mein Schwiegervater nahm mich und Hanne, die wahrscheinlich auch einen Streich von dem bösen Geist bekommen hatte, und warf uns zum Hause hinaus. Am andern Morgen hatte er sich mit all seinem Vermögen entfernt, und wir haben niemals wieder Etwas von ihm gehört. Mich störte dies nicht sehr, denn, ob ich auch klein blieb, nähre ich mich doch ganz gut, und ich liebe meine Hanne vor wie nach. Es ist seitdem eine geraume Zeit verflossen....“

Die Geschichte des kleinen Michel verursachte bei mir viel Kopfschütteln, denn ich verstand Vieles nicht darin, ich hatte aber kein Recht, des kleinen guten Michel's Aussage zu bezweifeln, und darum erzählte ich sie einfach und ohne philosophische Zusätze nach.

Ein kurzes.

7.

Die Nacht hatte ihren ſternbeſäeten Mantel um die Erde geſchlagen. Es war eine heilige Ruhe gebreitet über Flur und Stadt. Es war eine Nacht vom Freitag zum Sabbat. Da ging der helle Vollmond auf und ſchien durch die ſpinnwebbedeckte Scheibe eines kleinen Fenſterchens in eine Dachkammer. Darinnen war's ſtill und feierlich, und nur das leiſe, ſüße Odemſchlürfen der Jugend, wenn ſie ſchläft, hätte man hören können. Aber es war Niemand daſelbſt, außer dem Knaben, der auf dem Bette ausgeſtreckt lag und ſchlummerte. Stille, Mondesſtrahl und der ſchlafende Knabe. Sein Haupt lag auf einer Fülle ſchwarzer Locken, die ſich im Nacken wie ein Kiſſen ballten. O die klare, weiße, gewölbte Stirn, die geſchwungenen ſchwarzen Brauen, die geſenkten langen Lider mit den ſchwarzen Wimpern, verdeckend die Gluth der Augen, die vollen Roſenwangen, die ausgeprägte Naſe, der volle, rothe Mund, das ſanfte Kinn — wie lieblich und kräftig zugleich — Alles noch Zukunft, aber die ihre Bürgſchaft ſchon vollſtändig in der Gegenwart hat! Die gedrungene Geſtalt ſo hingegoſſen, die ſchöne volle Hand ſo ſanft am edlen Arm ausgeſtreckt — da ſchlägt ein Herz voll Liebe darin, voll ſüßer, inniger Gefühle. Es iſt die Nacht vor dem Sabbat, der auf ſeinen dreizehnten Geburtstag folgte, und da er am andern Morgen vor der verſammelten Gemeinde an geweiheter Stätte zum erſten Male den Segensſpruch auf das Kleinod ſeines Stammes und der ganzen Menſchheit, auf die pergamentene Rolle der Tora ſprechen und damit die Pflichten eines jüdiſchen Mannes übernehmen ſoll. Schlummre nur, träume nur — es ſind ſchwere Pflichten, große Kämpfe, die eines rechten jüdiſchen Mannes, und wem viel gegeben iſt, der ſoll noch mehr zurückgeben.... Niemand iſt da außer dem ſchlafenden Knaben. Doch ja, da

kommen sie. Die Thür öffnet sich nicht, das Fensterlein klirrt nicht, aber sie kommen und beim Vollmondstrahl, wenn die Glocke Zwölf schlägt, in der Sabbatnacht vor der „Bar-Mizwa" kann man sie schlürfen sehen, kann man sie flüstern hören.... Sie kommen. Viel Männer, viel Frauen. Es sind die Väter, Großväter und Urgroßväter, es sind die Mütter, Großmütter und Urgroßmütter, die da kommen und eintreten, ohne daß das Fenster klirrt oder die Thür aufgeht, in dieser Nacht vor der „Bar-Mizwa". Sie sammeln sich um das Bett des Knaben, der am andern Morgen den Segen sprechen soll, auf das Sepher.... Siehe, da theilt sich der Haufe, und herantritt der Ahn des Hauses — Jahrhunderte deckt die Erde seine Gebeine schon. Eine hohe hagere Gestalt, mit langem grauen Seidenkaftan angethan, einen dunkelgrünen Bund um den Leib gegürtet, eine hohe Pelzmütze auf dem Haupte; grau fallen die langen Locken über die rothen Wangen, grau wallt der Bart tief über den Gürtel hinab; er stützt sich auf einen großen Knotenstock. Er tritt heran, der Haufe schließt sich hinter ihm; er tritt ans Lager, breitet die Hände über des Knaben Haupt und spricht: „Sag Deinen Namensspruch her, mein Knabe!" und den Lippen des schlummernden Knaben entfließen unverständlich einige hebräische Worte. „Wohl, mein Knabe; so sollst Du werden eine Säule der Synagoge, eine große Leuchte in Israel, die Krone der Lehre falle niemals von Deinem Haupte, werde immer größer durch Deine Schüler, aber von diesen keiner werde größer als Du, außer Deinem Sohne!".... Er trat zurück, und heran rauschte die Ahnfrau der Familie; o eine stattliche Frau, eine goldne Mütze mit breiten Spitzen umsetzt, schloß eng um den schönen Kopf der Greisin, der stolz auf dem Nacken sich hob, strenge Züge, aber die Liebe wohnte unter der Strenge und ward sichtbar dem tiefern Blick. Sie faßte prüfend die Troddeln des Arba Kanfot, das auf dem Stuhle neben dem Bette lag, und befand sie wohl richtig, denn sie nickte mit dem Kopfe. Sie legte die Hand auf die Stirn

des Knaben und spricht: „In Dein Haus führe hinein und trage nicht hinaus*), an Deiner Tafel sei Unruhe all Dein Lebelang**), säe, aber ernte nicht!“ .... ***) Und als auch diese zurückwich, da theilte sich der Haufe noch einmal, und aus der hintersten Reihe desselben trat schnell eine viel jüngere Gestalt heran, ein Mann in der Blüthe der Jahre, es war der Vater des Knaben, dahingeschieden, als der Knabe noch Kindlein war, und er kannte das Antlitz des Vaters gerade nur so viel, wie das des Urahns; er wußte im Traum der Seele, wer es ist, aber er kannte ihn nicht. Und er hätte sich über des Knaben schöne Gestalt geworfen, wenn nicht schnell die Hand des Ahns sich dazwischen gelegt und er drohend geflüstert: „Fasse Dich, sonst thust Du dem Knäbchen einen Schaden!....“ Und siehe, der Knabe lächelte im Schlafe und lispelte ein Wort, o ein Wort, das er wachend noch nie gesprochen, o jenes heilige, zweisylbige Wort, welches das Höchste, Ehrfurchtvollste bezeichnet in dieser Welt, denn im höchsten Schwunge der Seele hast Du auch für Gott nur dieses Wort — „Vater!“ — Und der Schatten kämpfte mit sich selbst eine lange Zeit, dann beugte er sich tief auf den Knaben, fast bis zur Berührung, und sprach: „Aus allen Kämpfen, die Dir bevorstehen, gehe siegreich hervor, und die schwersten habe in Deiner Jugend zu kämpfen, und alle Deine Feinde sollen Deine Freunde werden!....“

Da streckte der Knabe die Glieder und die Glocke schlug Eins an, und der Vollmond ging vorüber am Fensterchen, daß sein Strahl nicht mehr hineinfiel. Niemand war mehr im Dachkämmerchen, außer dem schlafenden Knaben.

---

*) Die Gattin.

**) Von den Kindern.

***) Erzeuge Kinder, aber verliere sie nicht. Vgl. Moëd Katon 9.

8.

Jochim, der Lehrer.

Kam ich vor einiger Zeit von einer Reise nach Hause zurück. Begegnete mir Einer auf der Straße; sagt ich, nachdem wir uns begrüßt: „Nun, was giebt's Neues hier?“

„Neues? Nun, Du weißt, daß Jochim der Lehrer gestorben?“

„Was, Jochim der Lehrer? der alte Jochim mit der „Schmachtstimme“? .... endlich doch gestorben? ....“

„Derselbige, und gestern ward er begraben.“

„Boruch Dein Emmes! — der gute, alte Jochim — haben wir wirklich viel verloren ....“

Ging ich kopfschüttelnd meine Wege, und gerade vor dem Häuschen vorbei, wo Jochim gewohnt, er und seine Mädchenschule — es war nur eine Hülfsclasse, wo die kleinen Mädchen hebräisch lesen lernten, oder gewöhnlich nicht lernten. Ich guckte durch die kleinen Fensterscheiben, wie ich oft gethan, allein ich sah wirklich den alten Jochim auf der letzten Schulbank am Ofen nicht sitzen, aber zwei Männer, die ich kannte, und ging hinein. War's der Bruder Jochim's und ein Anderer aus der Verwandtschaft, und sie waren im Begriff, sich in die Erbschaft zu theilen, wenigstens mit Worten, wenn auch die Sachen bis nach den Schlauschim (den 30 Trauertagen) noch zusammenbleiben sollten.

Ach, da war, namentlich im Bruder, durch den Blick auf die Effecten des alten ehrlichen Jochim der Schmerz wieder mit aller Stärke erwacht, und Thränen rollten ihm über die Wangen, wenn man Wangen nennen konnte jene tiefen Höhlen unter den Jochbeinen des langen Bendit. War ein alter, hagerer Hagestolz, ein ehrlicher Hausirer mit Band, der die zwei Groschen, die er langsam verdiente, noch langsamer verzehrte, so daß er immer noch einige Pfennige über hatte.

„Na, den Rock kann ich nicht brauchen," sagt er zum Andern, als ich hereintrat, „der ist mir zu klein".... er schwieg über das andere Hinderniß, die große Wölbung im Rücken, in der der Höcker des verewigten Jochim gesteckt hatte....

„Aber die Hosen?".... fragte ernst der Andere.

Bendit schüttelte langsam den spitzen Kopf .... „wenn ich sie auch in die Stiefel stecken wollte, gingen sie doch nur bis ans Knie...."

Da sah er ein Anderes, und das mochte ihm zusagen; ging er gravitätisch zum Schranke, und langte einen noch ganz reputirlichen Hut herab, und immer weinend setzte er ihn sich auf und trat vor den kleinen zerbrochenen Spiegel, und beschaute sich, wie er ihm stünde, und schüttelte den Kopf, bald nach beiden Seiten, um den Schmerz über seinen heimgegangenen Bruder, bald nach unten, um das Wohlgefallen über den Hut auszudrücken....

Macht ich, daß ich fortkam.

Aber der Jochim kam mir nicht aus dem Sinn. War er doch von unendlicher Güte und Geduld, und wem was auf dem Herzen lag, konnte nichts Besseres thun, als sich eine Stunde zu dem kleinen, buckeligen Jochim auf die letzte Schulbank zu setzen, nicht um es ihm mitzutheilen, sondern nur um ihm zuzuhören, wie er mit der „Schmachtstimme" plauderte, erzählte, demonstrirte von Einem ins Hundertste und dann ins Tausendste, und beruhigt von dannen zu gehen.

Erinnre mich, wie ich so einstens bei ihm saß, still und traulich, kam ein armes Weib herein: „Herr Jochim, wollen Sie wohl so gütig sein, mir einen Brief zu schreiben?" Nahm er Papier und Feder zur Hand und sprach: „An wen denn?" Fing sie an zu erzählen, und er hörte ruhig zu, eine halbe Stunde, und dann fing sie nochmals an, denn sie hatte die Hauptsache vergessen, und dann hatte sie den eigentlichen Gegenstand übergangen .... er rührte sich nicht. Nun erzählte und sprach sie immer noch, aber er war schon fertig mit dem Brief,

und unterbrach sie und las ihr den Brief vor, ach, und sie war so gerührt von ihrer eigenen Sache, und weinte über den rührenden Brief: „na, wenn der nicht hilft, hilft Nichts“ .... Faltete er den Brief, schrieb die Adresse, siegelte ihn zu, reichte ihn ihr. Fing sie an: „Lieber Herr Jochim, was fang ich aber an, ich hab das Postgeld nicht zu bezahlen?“ Griff er in die Westentasche, seine Schatzkammer, und gab ihr ein Zweigroschenstück zum Postgeld. Dankte sie, und hob nochmals an: „Lieber Herr Jochim, gehen Sie nicht gerade vor der Post vorbei? Ich hab keine Zeit hinzugehen....“

Antwortete er ruhig: „Nein, liebe Frau, die hab' ich auch nicht, aber hier habt Ihr einen Sechser, dafür tragt Euern Brief hin....“

Und sie nahm ihn, und guckte ihn nochmals an, als ob sie noch was auf dem Herzen hätte, aber ich konnt mich nicht halten vor Lachen, und das nahm sie übel auf, und rannte fort, und schlug die Thüre zu, daß das Haus bebte, und raisonnirte laut, aber den Brief und die zwei Groschen und den Sechser nahm sie mit .... und Jochim lächelte, und drohte mir mit dem Finger, und sagte: „Sie werden mir meine Kundschaft vertreiben....“ O die sanfte „Schmachtstimme“ dabei!!

Fünfundzwanzig Jahre war er schwindsüchtig, der gute Jochim, und man hatte wiederholt seinen Tod erwartet, vor zwanzig, vor zehn Jahren schon, aber er war immer wieder erstanden, und wenn man mit ihm darüber sprach, so lächelte er in sich hinein, und drehte die Augen nach innen, als ob er es wohl wüßte, wie es gekommen, aber nur nicht sagen wollte.... Denn schelmisch und schnurrig war er bei all seiner Güte und seinem wohlwollenden Ernste — na, ich will's nicht verrathen.... Und da er gern und gut erzählte, beichtete er mir doch einmal, wie all dies gekommen, und zwar folgendermaßen.

In meinen jüngeren Jahren, erzählte er mir — ach; es war eine wohlige Stunde, der Regen rauschte hernieder und schlug an die kleinen Fensterscheiben, der Wind heulte im

Schornsteine, es war pechdunkler Abend, kein Sternlein am Himmel, kein Menschlein auf der Straße, das Feuer prasselte im Ofen, ich hatte Thee und Zucker mitgebracht, und so schlürften wir eine Tasse zusammen — in meinen jüngeren Jahren, hob der gute Jochim an, ach! und mit welcher Wollust dampfte er an einer sehr leichten Cigarre, die ich ihm mitgebracht, nur daß der böse Husten ihn immer wieder störte — in meinen jüngeren Jahren war ich Mohel, und ein geschickter Mohel (Beschneider), und wenn die Gelegenheit sich bot, scheute ich kein Hinderniß, um diese Mizwa (Pflichtgebot) zu vollziehen. Ich war Lehrer in einem Dorfe, in welchem mehrere Familien unsers Glaubens wohnten, ringsum einige Dörfer ähnlicher Art, die nächste größere Stadt sehr fern. War ein schlimmer Winter, und fast täglich wirbelten die Schneeflocken, dann fror es dazwischen sehr hart, so daß die Schichten des Schnees immer höher sich aufhäuften. War eine solche Nacht, wo das geringe Licht durch den fliegenden Schnee unbrauchbar ward, als es mit einem Male an mein Fensterchen klopft:

„Macht auf!"

„Wer da?" rief ich erschrocken.

„Ein Bote aus N...dorf."

Ich ließ den schneebedeckten Mann herein, und erfuhr, daß er mich berufen sollte, um Gotteswillen am andern Morgen in N...dorf ein Knäbchen zu beschneiden. Der Bote aber mußte sofort zurück.

Nun, ich wußte ja Bescheid in der Gegend, kannte Weg und Steg, obschon der Schnee die ganze Flur egal gemacht hatte. Nach Mitternacht machte ich mich auf, mein Mohelzeug wohl eingepackt unterm Arm. Aber kaum hatte ich eine halbe Stunde zurückgelegt, als ich vor dem Schneewirbel, der mich blendete, vom Wege abkam und mich in der Irre befand. Noch schritt ich rüstig zu — halt, da krachte es unter mir, wie wenn eine Eisrinde zerborst, und ich versank bis unter die Achsel in einen Sumpf. Vergebens arbeitete ich, um herauszukommen,

ich sank nur tiefer, und ich glaube, wenn mir der Schöpfer nicht den Rücken höher gewölbt als anderen Menschenkindern, ich wäre untergesunken. So aber erhielt mich mein Buckel über dem Eis und Schnee, aber ich verlor das Bewußtsein, meine Glieder reckten sich, und ....

Da war es mir, als ob ein kleines graues Männchen, aber merkwürdiger Weise mit zwei Köpfen, vor mir stand, und mir die Hand entgegenstreckte, und sagte: „Wenn Du mir willig folgen willst, wohin ich Dich führen werde, so will ich Dich retten!“ Ich gelobte es mit Hand und Mund. Ein Ruck, und ich war heraus; aber alsbald gewahrte ich die Oeffnung einer Höhle, und zu dieser geleitete mich das graue Männchen. — „Wohin soll es denn?“ rief ich bangend aus. — „Du sollst Dein heil'ges Amt vollführen. Ich bin der Bote der Mesikim (eine Art Geister), und unserm Könige Churmin bar Lilith ist heute vor acht Nächten ein Knäbchen geboren worden. Wird es beschnitten, so lebt es tausend Jahr, und kann zu aller Zeit unter den Menschen wandeln. Doch bedarf es hierzu eines guten, frommen Jehudi, und es darf nichts versäumt werden, was zum heiligen Bunde Israel's gehört. So komm, und folge mir dreist, Dir kann nichts Uebles geschehen, denn Dich schützt Dein heiliges Amt....“

Nun, das Herz schlug mir gewaltig, aber ich hatte keine Wahl. Vor dem Eingange zur Höhle mußte ich aber durch heiligen Schwur geloben, Niemandem mitzutheilen, was ich sehen würde. Denn das sei für Erdenmenschen nicht. Auch das that ich, denn was thut man in der Stunde der Angst nicht. Daher verschweig ich, was ich da drunten im Schooße der Erde sah und hörte, nachdem ich viele Stunden tief hinuntergefahren, aber wie im Nu.

Genug, ich that, was ich zu thun hatte, und es gelang mir so vortrefflich und leicht, wie nie zuvor und nie nachher, nur das Eine will ich bemerken: kein Tröpfchen Blutes kam heraus. Als ich vollendet hatte, und mein Mohelzeug zu-

sammengepackt, da sprach der König Churmin zu mir: „Jochim, höre, was wünschest Du Dir, sag an, kann ich's, soll's geschehen, so wahr meine Mutter die Lilith ist, aber ebenso gewiß soll's nicht geschehen, wenn ich's nicht kann. Daher fix, zwei Wünsche sollen Dir erfüllt werden, zum Lohn, daß Du es so trefflich gemacht —"

Ich sann nur eine kurze Zeit nach, und sprach keck: „Weißt Du was, König der Mesikim, ich will was ganz Unschuldiges, damit Du und ich nicht verantwortlich sind. Meine Hosen, siehst Du, sind sehr durchlöchert, und haben heute Nacht nicht gewonnen, aber das Flicken gefällt mir nicht, weil der Faden immer wieder aus dem Stich fährt, oder all Augenblick zu Ende ist. Weißt Du was, so schenk mir einen Faden, der niemals aus dem Stich fährt und niemals zu Ende geht, außer wenn ich ihn abschneide."

Der Geisterkönig hielt sich den Bauch vor Lachen, und sprach: „Jochim, Du bist ein prächtiger Kerl, den Faden sollst Du haben, er ist schon in Deiner Tasche."

„Und zu zweit," sprach ich weiter, „wenn ich lese, ist mir nichts fataler, als daß ich all Augenblick umblättern muß, und will ich gar eine andre Stelle vergleichen, so brauche ich alle Finger, um die erste festzuhalten. Weißt Du was, schenk mir, daß ich gar nicht umzublättern brauche, und doch weiter lesen kann."

Siehe, auch das gewährte mir der König Churmin, und fügte hinzu: „Nun packe Dich, Jochim, und lebe wohl."

Kaum hatte ich mich verbeugt, als ich einen Stoß in allen meinen Gliedern fühlte, und siehe, ich saß auf der Schwelle des Hauses, wohin ich gehen gewollt, um zu beschneiden, und es war mir nur, als ob in der Ferne das graue Männchen mit den zwei Köpfen verschwände. Ich hätte Alles für einen Traum gehalten, aber den Zwirnsfaden fand ich in meiner Hosentasche. Sonst ging Alles den Tag glücklich ab, und ich kehrte seelenvergnügt nach meinem Dorfe zurück.

„Nun," unterbrach ich den Erzähler, der mich schalkhaft anblickte, „habt Ihr den Faden ohne Ende noch?"

„Jetzt nicht mehr", erwiederte Jochim, „aber Ihr sollt schon von ihm hören...."

Schlürfte eine Tasse Thee, warf den Rest seiner Cigarre in die Ecke, der Wind heulte im Schornstein, der Regen klatschte an die Fenster, Läden und Thüren ächzten, Jochim fuhr fort:

„Die Geschenke des Mesiumkönigs thaten mir weibliche Dienste. Wenn ich las, konnte ich meinen Kopf bequem in die Hand legen, ich las das Buch zu Ende, indem die erste Seite aufgeschlagen blieb; wenn ich meine Hosen flickte, auch bisweilen was Anderes, brauchte ich keinen Knoten zu machen und nicht an das Ende des Fadens zu denken, es las und nähete sich wie von selbst; ja, ich konnte Beides zu gleicher Zeit. Aber sie sollten noch höheren Werth für mich erhalten...."

„Ihr kennt den bösen Husten, der mich schon seit langer, langer Zeit plagt; vor funfzehn Jahren war es, da schwand ich vor ihm hin, wie ein Schemen, und Jedermann dachte, es ging mit mir zu Ende .... Wirklich, eines Morgens, wer schreitet in mein Zimmerchen herein? .... Kein Anderer, als der Malach hammoves (der Todesengel) in eigener Person..... Flick ich gerade an meinen Hosen .... Kenn ihn allerdings Anfangs nicht, obschon sein mächtiges Schwert mit dem großen Gifttropfen dran mich so etwas ahnen ließ .... Daß ich ihn aber sah, war kein Wunder, denn ich habe das Geisterſehen übrig behalten von jener Nacht bei den Mesikim .... Frag ihn: „wer bist Du? was willst Du?" .... Antwortet mir mit einer Donnerstimme: „Bin der Molach hammoves, und komme, Deine Seele mir zu holen, sie hinzubringen, von wannen sie nicht wiederkehrt ...." Erschrak ich, daß mir fast die Nadel aus den Fingern fällt. Aber fasse mich schnell, und sage: „Gut, daß Du kommst, ich bin des Lebens satt, denn ich komme in die Jahre, und was hab ich zu verlieren..... aber weißt Du,

setz Dich einen Augenblick hin, und warte nur, bis ich diesen Faden abgenäht, es wäre doch eine Schande, wenn man nach meinem Tode das Loch in meinen Hosen fände....“ „Gut“, sagt er, „so lange will ich warten....“ und krach, setzt sich auf die Bank, gerade wo Ihr sitzt....“

Hu! fuhr ich in die Höhe.... indeß ich sah auf den ernsten Erzähler, und ließ mich wieder nieder.

„Ja, dacht ich, Du kannst warten, und so näht ich und nähte, und der Faden ward nicht zu Ende. Er sah mir zu, und schüttelte den Kopf; war das Loch zu, und ich nähete immer weiter, wo zerrissen oder nicht zerrissen war, immer die Naht hinunter und wieder hinauf — ward er ungeduldig, und sagte: „Na, wird's nu?“ — Antwortete ich: „Es wird noch lange nicht!“ — „Na, wie lang ist denn der Faden?“ — „Der Faden ist ohne Ende, kennst Du den Faden der Mesikim nicht?“ — „Ei, so soll verwünscht sein, wer ihn gesponnen hat!“ — „Ja, das hilft nur Nichts! Wart Du, bis ich Lust verloren, zu nähen, und Lust bekommen, mit Dir zu gehen....“ — „Und so lange soll ich warten?“ — „Ja, anders wird's wohl nicht sein.“ — Brummt er gewaltig; laß ich mich nicht stören, und nähe weiter, langsam, sehr langsam, alle Viertelstunde einen Stich, daß ich nicht müde werde. Rutscht er auf der Bank hin und her, endlich springt er auf und schreit: „Das halt ich nicht aus; jede Secunde muß ich eine Seele zum Richterstuhl bringen, und nun bin ich schon eine Stunde hier; Tausende leben schon mehr, als da sollen, und wenn ich warte, bis Du fertig bist, ist die Welt unterdeß so voll, daß kein Platz mehr unter den Füßen ist....“ — „Ja, ich kann dem nicht abhelfen, ich bin mit meinem Faden in Ewigkeit nicht zu Ende....“ Entsetzt sich der Todesengel gewaltig, und spricht endlich: „Nun sag, was ich thun soll, daß ich von Dir komme, entbinde mich meines Versprechens....“ — „Das will ich thun, wenn Du mir gelobest, mich zehn Jahre in Ruhe zu lassen....“ — „Es sei, es sei!....“ und hinaus mit Donnergebrause stürzt der

Engel, er mochte viel Eile haben.... Aber am andern Morgen war der Faden verschwunden; er mochte wohl nun seine Kraft verloren haben. Ich jedoch ward gesund und stark, daß die Leute sich schier verwunderten, was mit mir geschehen, am Meisten mein Arzt, der mich schon los zu sein geglaubt....

„Nun," frug ich, „ist der Malach nicht wieder gekommen, der Moloch heißen könnte?...."

„Ob!?" antwortete Jochim.

„Wie Alles zu Ende geht, schwanden auch die zehn Jahre hin, die mir der Malach Frist gegeben. Er mochte jedoch mich vergessen haben, denn es vergingen noch Monde, und er erschien nicht. Es war ein starker Winterfrost, und die eisige Luft hatte die Brust mir so wund geätzt, daß ich vor Schmerzen und Beängstigung fast wünschte — wenigstens in manchen Augenblicken — der Engel käme nun, mich zu erlösen. Sitz ich dicht am wärmenden Ofen und trinke Brustthee, der mir gut that, daß es mir ganz wohl ums Herz ward, habe vor mir aufgeschlagen das Buch, welches die „Quelle des Lebens" heißt — — als ruhig und leise der Malach hammoves hereinhuscht. Ich blick ihn an; er schien etwas zerstreut, ermüdet; war doch damals die Cholera durch die Länder gegangen, was dem armen Engel viel Mühe gemacht haben muß; kam vielleicht aus Indien eben her, wo kein Winter ist, so daß jene Pest das ganze Jahr wüthet. „Bist Du bereit, mir zu folgen?" frug er mich feierlich. „Was soll ich nicht", antwortete ich ruhig, „hab nun genug gehustet, will nun versuchen, wie es sich ohne Husten leben läßt...." „Gut ...." und streckte sein Schwert gegen mich aus. „Halt!" ruf ich, „noch einen Augenblick! ich kann doch in der Schrift des Herrn nicht mitten im Satze abbrechen. Laß mich nur lesen, bis ich umgeblättert habe, nicht länger." „Soll ich?" frug er sich. „Thu's nur", fügt ich hinzu, „Du kannst Dich die kurze Weile am Ofen niederlassen, wird Dir auch gut thun .... das Wort Gottes verdient Ehre...." „Nun so sei's ....", spricht er. Ich steh auf, rück ihm einen Stuhl

an den Ofen, und er läßt sich nieder. Ich wieder hin an das Buch, und lese weiter. Lange war ich auf der andern, lange auf der dritten Seite, aber ich brauchte ja nicht umzublättern, um weiter zu lesen. Lange schwieg der Malach. Es war so traulich im Zimmer; das Feuer knisterte, das Heimchen zirpte; er mochte wohl ein wenig eingenickt sein. Da schüttelte er sich mit einem Male und rief energisch: „Bist Du fertig?" — „Ich habe noch nicht umgeblättert...." — „Nun, Du mußt doch den Satz zu Ende lesen...." — „Ja, das that ich, aber umzublättern brauch ich darum nicht, weißt Du nicht, wie die Mesikim lesen?...."

Da fuhr er wild auf: „Halt! bist Du nicht derselbe Buckelige, der mich schon einmal geprellt? Und ich, Fant, mußte das vergessen.... Diesmal sollst Du mir nicht so fortkommen; jetzt gleich ...." und in unaussprechlicher Wuth holte er mit seinem Schwerte aus, daß ich sicherlich zu tausend Splittern vergehen mußte — — aber in der Mitte der Luft blieb sein Schwert hängen, und so gewaltig war der Stoß, daß er selbst beinahe auf das Antlitz fiel. „Kein Geist", sprach ich langsam und betonend, „darf sein gegebenes Versprechen brechen...."

Nach einigen Augenblicken hatte er sich beruhigt. Die Verhandlungen vom vorigen Male standen lebhaft vor seiner Erinnerung. „Na", sagte er, „ein zehn Jährchen kostet es wohl wieder." — „Nicht mehr, nicht minder," erwiederte ich. „Wohlan, aber wisse, wenn wir uns wieder treffen, sollst Du mich nicht wieder hinter's Licht führen, ich werde Dich kein Wörtchen sprechen lassen, mich sehen und sterben wird Dasselbe sein." „Ich bin darauf gefaßt", sprach ich, „meine Mittel sind auch zu Ende." Er ging, und ich — lebe noch, aber lesen ohne umzublättern kann ich seitdem nicht mehr. Es sind nun fünf Jahre um...."

Das war die letzte Erzählung, die mir Jochim der Lehrer vortrug. Ich verreiste bald darauf, und bei meiner Rückkehr war Jochim verstorben und begraben. Es thut mir doppelt

leid, daß ich bei seinem Tode nicht zugegen war, da ich denn doch erfahren hätte, warum die zweiten zehn Jahre vom Malach hammoves nicht eingehalten worden.... Sollte Jochim es ausdrücklich erwünscht haben? Dann hätt ich ihn, so ich anwesend gewesen wäre, davon zurückgehalten.... um unsertwillen. Seine „Schmachtstimme“ ist nun verhallt, ich werde sie nie wieder hören....

9.

Das Kräutlein.

Wie doch die Wolken am mitternächtlichen Himmel jagen, daß sie schier den Mond verdecken! Immer wieder treibt seine oberherrliche Macht sie aus einander; aber kaum schaut er sich triumphirend um, als schon abermals neue graue und weiße heranstürmen und zwischen Erde und Mond ihre kalten, feuchten Wände schieben. Dazu rauschen die Pappeln gewaltig und beugen sich tief vor dem mächtigen Blasen des Windes, und der nahe Föhrenhain läßt weithin sein Klirren und Knistern und Schauern vernehmen. Kurz, Alles ist aufgeregt in der nächtlichen Natur, trotz dem Alles gern schlafen möchte, und doch lange noch kein Sturm und kein Untergang....

Siehe, was für ein Männlein klettert dort über die Mauer, die den jüdischen Gottesacker, „Haus der Ewigkeit“ oder „Haus der Welt“ genannt, umgiebt? Jetzt ist es glücklich darüber; der Mond bricht gerade durch, und bei dessen hellen Strahlen scheint es sicher seinen Weg zu nehmen. Es geht durch Gräber und über Gräber; es strauchelt, rafft sich wieder auf, da scheint es an seinem Ziele angelangt....

Was das für ein herzhaftes Männlein, um Mitternacht, wenn der Vollmond mit Wolken und Winden kämpft, über die

Gottesackermauer zu klettern und über die Gräber zu wandeln.... und doch ist es nur „der stille Benbit" (Benedict)... Der „stille Benbit", der gutherzige Jüngling, der kein Kind beleidigt, der Allen thut, was man nur verlangt, bis es sich zeigt, daß er es gar nicht leisten kann, was will der hier um Mitternacht? .... Still, sag ich, siehst Du nicht, daß er auf dem Grabe seines Vaters und seiner Mutter kniet, die vor vielen Jahren schnell hinter einander starben und neben einander begraben wurden, und den stillen Benbit, das zarte Knäbchen, als Waise hinterließen.....aber es soll mehr zur Hinterlassenschaft gehört haben, als dieser stille Benbit, nur erfuhr man's nicht, denn Benbit's Eltern hatten den Vetter Baruch zum Vormund ihm eingesetzt, und damals gab es noch kein Vormundschaftsgericht und kein Obervormundschaftsgericht, wenigstens für Judenkinder, um die sich kein Mensch kümmerte, am Wenigsten, wenn sie Waisen waren. Und der Vormund hatte sich, nachdem er die Sachen und das Häuschen veräußert, und die dafür erlöste Summe dem Rabbiner angezeigt, gar nicht um den Knaben bekümmert, als daß er ihn bei zufälligem Zusammentreffen um das Pessach herum frug, wie viele Mazzeklöße er schon gegessen?.... denn diese waren dem Herrn Vormund, dem dicken Vetter Baruch, das Liebste auf Erden. Doch ja, er bezahlte die ärmliche Kost für den Knaben von dem Gelde, von welchem wir eben gesprochen, und das daher immer mehr zusammenschmolz....

Aber Benbit wußte mehr. Als die Mutter fühlte, daß ihr Ende auch nahe sei, rief sie den Knaben an ihr Bett und zeigte ihm unter ihrem Kopfkissen ein Kästchen mit Juwelen — denn mit solchen hatte Benbits Vater gehandelt — indem sie ihm sagte, daß er „reicher Eltern Kind" sei. Aber selbiges Kästchen war nach dem Tode verschwunden. Ob es „Vetter Baruch" zu sich genommen, oder ein Andrer, wußte der zehnjährige Knabe nicht, und da er aufwuchs, behielt er das Geheimniß für sich und Niemand wußte, was der „stille Benbit"

wußte, der in allen Nöthen an das Juwelenkästchen dachte, und dann nur um so stiller ward....

Der stille Bendit war still durch die Schule gegangen, und hatte Nichts als nothdürftig hebräisch beten gelernt. Ein Gewerbe zu beginnen, hielt ihn Niemand an, und er sich selbst auch nicht. Dafür beschäftigte er sich eifrig, Anderen Gutes und Freundliches zu thun; man konnte ihn zu Allem gebrauchen, Boten laufen, Kranke warten, Nächte durchwachen, Todte bestatten, für wohlthätige Vereine die Gelder eincassiren, zur Jahrmarktszeit in den Läden Wache halten und solche Geschäfte mehr. Da er nur wenig bedurfte, und dies Wenige ohne zu sorgen erhielt, so lebte er so bis über sein zwanzigstes Jahr hinaus. Der stille Bendit war nicht groß und nicht hübsch, aber sein reines, blaues Auge gewann Jedermanns Gunst, da es Jedem sagte, wenn Du nur willst, lieb ich Dich! und unter uns, einen hübschen Mund hatte er auch, denn es wohnte ja so viel Güte darum herum.

Und warum kletterte dieser „stille Bendit" jetzt um Mitternacht über die Mauer, während der Vollmond mit Wind und Wolke kämpfte, über die Mauer des Gottesackers und wandelte strauchelnd über die Gräber, bis daß er am Fuße der Gruft seiner frühverlornen Eltern niedersank?.... Still.... Bendit, trotz dem er der Stille hieß, hatte doch die Gewohnheit, Alles, was er auf dem Herzen hatte, vor sich hin zu murmeln — und wenn wir leise horchen, werden wir's gleich hören.... er fängt schon an....

„Vater.... Mutter.... seid nicht böse, daß ich Euch störe in der Nacht in Eurem Schlafe.... Menschen sagen, man müßte sich fürchten, Nachts auf den „guten Ort" zu gehen.... wie kann man sich fürchten, zu Vater und Mutter zu gehen, sei's Tag, sei's Nacht.... aber wenn man's Herz hat voll Leides, wohin soll man gehen, wenn nicht zu Vater und Mutter.... und warum ich gerade jetzt komme?.... weil ich kluge Leute habe sagen hören: wenn man die Nacht um Vollmond

auf den „guten Ort" geht, kann man erfahren, was man thun soll — denn die Meißim (Todten) steigen da aus ihren Gräbern heraus und unterhalten sich von dem, was sie hinter dem Vorhang gesehen — und wohl würde ich mich erschrecken, wenn andere Meißim kämen .... aber vor Vater und Mutter erschrecke ich nie, denn ich habe Euch nicht vergessen und kenne Euch, und wenn ich hundert Jahre alt würde.... Aber mir drückt es das Herz ab, wie es mir jetzt geht, und ich will es Euch erzählen, Vater- und Mutterleb, wie es mir geht.... ach, liebe Eltern, bei der Muhme Frahde, wo ich nun zwölf Jahre in Kost bin, seit Ihr gestorben seid („auf Euch sei Friede!"), ist noch eine Waise, die noch länger bei ihr ist, und als ich hingethan ward, war sie ein kleines Mädchen von acht Jahren, Jittchen heißt sie. Ach, und die war immer sehr gut gegen mich und ich gegen sie, und wir spielten immer mit einander, und je älter wir wurden, desto besser ward sie gegen mich und legte mir immer zum Schabbes die weiße Wäsche recht sauber hin, und sorgt für mein Essen und Trinken, wenn die Muhme nicht zu Hause ist, und flickt meine alten Sachen immer wieder zurecht, und.... kurz, was soll ich Euch sagen, im Himmel hat man gewiß schon davon gesprochen, denn da werden die Ehen doch beschlossen und Ihr wißt es schon, was ich Euch sagen will.... aber sagen will ich es doch — — neulichst habe ich gewacht bei einem schweren und armen Kranken, und als ich um zwei Uhr Nachts nach Hause komme, ist's Jittchen aufgeblieben und hat mir Caffee gekocht, daß ich mich erquicke.... und da bin ich ihr vor Freude um den Hals gefallen und wir haben uns versprochen uns zu heirathen, weil wir uns gar zu sehr lieb haben.... Nun aber kommt das Schlimme nach.... bin ich gegangen am andern Morgen zum Vetter Baruch und hab ihm gesagt, was ich thun will.... es kam mir sehr schwer an — aber ich guckte nach der Wand, und da konnt ichs sagen.... aber der Vetter Baruch schlug eine häßliche Lache auf und sagte: „Meinetwegen, stiller Bendit,

heirath das Ittchen oder wen Du willst — aber das muß ich Dir sagen: Dein Geld ist alle, Du hast es jetzt rein aufgegessen und zum Semen mußt Du sehen, von was Du weiter leben willst, Du bist groß und stark, nun sieh zu, wie Du fertig wirst, und Dein Vormund bin ich auch nicht mehr ....“ Könnt Ihr denken, wie ich bin 'rausgekommen .... und bald darauf war Seman um, und er hat Muhme Frahde Nichts bezahlt und Muhme Frahde gab mir einen Monat umsonst, und der Monat ist auch 'rum, und da mußt ich aus dem Hause; da wollte Ittchen mir immer Etwas zustecken, aber ich nahm's nicht und seit zwei Tagen hab' ich schon Nichts gegessen, denn betteln kann ich nicht und haben thu ich Nichts .... Da hab ich mich aufgemacht und bin im Vollmond die Nacht hierhergekommen; ach, wo ist mein Juwelenkästchen, sagt's mir, Ihr habt's doch gewiß schon hinter dem Vorhang erfahren ....“

So sprach noch lange der „stille Bendit“ vor sich hin und in die Gräber seiner Eltern hinein, und rang die Hände und stöhnte.... Denn die Noth des Lebens hatte ihn zum ersten und mit einem Male gepackt, und gerade auf der Höhe des Glückes und ganz unvorbereitet.... und der Kampf der Elemente hatte fortgedauert und war über das betende, bittende, schwatzende, ringende Männlein dahingegangen, ohne daß er es merkte vor dem Kampf in seinem Herzen.... und er schaute bald dahin, bald dorthin.... aber aus keinem Grabe kam eine Erscheinung.... er sah keine Meißim, weder schweben noch tanzen.... schon sanken ihm die Arme schlaff an den Seiten nieder....

Da trat der Mond völlig aus dem Gewölk heraus, ringsum ward der Himmel ganz klar, eine Fülle der silbernen Strahlen schossen hernieder und beleuchteten Alles, Sterne schimmerten am Himmel, dort der blutrothe Mars, nicht weit die weißglänzende Venus — im spitzen Winkel zu beiden der Vollmond in voller Runde.... und plötzlich gewahrte der knieende Jüngling aus dem Grabe seiner Mutter eine schöne rothe

Blume gewachsen, mit blauen Blättchen in der Mitte, wie er sie noch nie geschaut.... und wie eine innere Sehnsucht trieb ihn die Blume zu pflücken und an seinem Herzen zu bergen, wie eine Botschaft seines Mütterchens, das da drunten seine Noth erfahren und ihm diese Blume zur Tröstung sende. Kaum daß aber Bendit die Blume gepflückt und in seinen Brustlatz gesteckt, als er etwas Sonderbares bemerkte; da nämlich der Vollmond oberwärts nach hinten ihm stand, so hatte bis jetzt sein Schatten vor ihm auf dem Grabe gelegen — jetzt aber verschwand ihm plötzlich der Schatten vor den Augen — er sprang erschreckt auf, sah sich um, aber er gewahrte keinen Schatten seiner Gestalt mehr.... er erschrak heftig und eilte von dannen, und sprang über die Mauer und lief nach der Stadt.... er klopfte an das Thor und fürchtete sich gar sehr über den Empfang, den ihm der Zöllner geben würde.... der schlürfte auch fluchend herbei, öffnete das Thor, blickte sich aber überall umher, als suche er, wer hinein wolle, und that, als sähe er Keinen, und rief: „wer da, wer hat denn gepocht?“.... Bendit war schweigend hindurchgeschlüpft — da glaubte der Zöllner endlich sich geirrt zu haben, schlug das Thor heftig zu und verschloß es wieder..... Schaudernd ging Bendit weiter in den menschenleeren Straßen — halt! da wäre er beinahe zusammengerannt mit Jemandem, der geraden Weges auf ihn loskam, als ob er gar nicht im Wege wäre — selbst der freundliche Nachtwächter grüßte ihn nicht, wie er es sonst wohl that, wenn Bendit spät von einer Nachtwache kam, und als Dieser Jenem sein „Gut Nacht!“ wünschte, sah sich der Wächter überall um, woher den Gruß käme?.... Da verstand endlich Bendit, was mit ihm vorgegangen, er hatte das Kräutlein Unsichtbar gepflückt — und nun konnte ihn Niemand sehen, so lange er die Blume auf dem Herzen trüge....

Bendit setzte sich still hin auf einen Stein, um zu überlegen, was er thun solle..... Da fiel ihm ein, er habe sein Jittchen nun schon sechsundvreißig Stunden lang nicht gesehen,

auf sprang er, er wollte hin, sie sollte ihm rathen, Niemand sähe ihn ja kommen und gehen. Er drang leicht in das ihm allzu bekannte Haus, er stieg die Treppe hinauf zu der Bodenkammer, in welcher Jittchen schlief.... schon hatte er die Klinke in der Hand, schon glaubte er das ruhige Athmen der Schläferin zu hören — — „halt! wie wird sie erschrecken.... aber sie sieht Dich ja gar nicht, und Du siehest sie....“ wäre da Bendit sichtbar gewesen, wir hätten sein Antlitz mit Schamröthe bedeckt gesehen.... er ging langsam fort und verließ das Haus....

Jetzt war guter Rath theuer. Er überlegte sich — und wenn Bendit im Leben Nichts überlegt hätte, die Noth bricht Eisen — daß ihm Mütterchen die Blume nicht absichtslos geschickt und daß Blumen bald zu welken pflegten — er griff hin und die rothe Blume war schon ganz welk — er begann daher vor sich selbst: „Was willst Du denn eigentlich, Bendit?“.... Dein Jittchen und Dein Juwelenkästchen.... Nach Deinem Jittchen hast Du nun gesehen und hörtest sie wenigstens schnarchen, tüchtig und gesund schnarcht sie.... also mußt Du nach Deinem Juwelenkästchen suchen.... wo aber ist das zu finden?.... irgendwo muß es sein.... will ich 'mal zum Vetter Baruch gehen....“

Gedacht, gethan. Er kletterte über die Hofmauer, schlürfte die Treppe hinauf, drehte den Schlüssel um und stand in Vetter Baruch's Schlafzimmer. Da lag er, der Junggeselle, hingegossen, die kleine dicke Gestalt.... sein Schreibtisch stand auf.... Bendit fing an beim Mondeslicht zu suchen, aber er fand Nichts, dabei warf er einen Stuhl um, trat in das Nachtgeschirr, daß der Inhalt sich ergoß.... Baruch erwachte, schaute sich um, Bendit verhielt sich still; Baruch machte schnell Licht, leuchtete in alle Ecken und sah sich das umgestürzte Geschirr immer von Neuem an.... aber da Alles so ruhig war, ließ er das Licht brennen und streckte sich wieder auf sein Lager.... Da kam dem Bendit ein glücklicher Gedanke.... er trat unhörbar

zum Bett, blies plötzlich dem Baruch kalt ins Gesicht, immer stärker, und schrie ihm mit Grabesstimme ins Ohr: „Wo hast Du Bendit's Juwelenkästchen?“....

Ha, wie fuhr Vetter Baruch auf, wie standen ihm die paar Haare um seinen Kopf in die Höhe, welch Entsetzen in seinen Augen.... „Chai wekajom! was ist das?“ schrie er.... Nach einer Pause blies Bendit von Neuem und rief: „Wo hast' Du Bendit's Juwelenkästchen? Gieb's heraus, gieb's heraus!“.... Baruch wollte aufspringen, er konnte nicht; schreien, er konnte nicht; fortrennen, er konnte nicht; Hülfe rufen, er konnte nicht — da saß er halb sitzend, halb liegend, die Arme in die Luft gestreckt, mit offnem Munde, ein Jammerbild...., das rührte Bendit so sehr, daß er schon Willens war davon zu laufen. Zum Unglück für Baruch rief er eben halb laut: „Schem jischmereinu....“ Da ermannte sich Bendit, blies noch einmal und stärker, und schrie noch einmal und stärker: „Wo hast Du Bendit's Juwelenkästchen?.... Gieb's her, oder ich bring Dich heute noch nach dem „guten Ort“.... und dabei kniff er dem dicken Vetter in die Lende ganz empfindlich — — Da bekam Herr Baruch Beine, er sprang auf, stürzte in die Kammer, schlug einem Kasten den Deckel ab, warf eine Menge Lumpen heraus und holte ein großes Sammetkästchen hervor, kehrte in das Zimmer zurück, streckte den Arm aus und rief: „Da, da, Schrecklicher, hast Du's, es fehlt Nichts als ein großer Diamant, den ich einmal in der Noth verkauft habe....“ Eine kalte Hand streifte über den Arm Baruch's, faßte das Kästchen und — unsichtbar, verschwunden war's. Vetter Baruch sank in Ohnmacht, darin er sehr lange, lange lag. Als er des Morgens erwachte, fand er sich auf dem Boden dicht neben seinem Bette niedergestreckt. Er glaubte schwer geträumt zu haben, aber als er sich auf den Inhalt des schrecklichen Traumes besann, als er in die Kammer stürzte und das Kästchen nicht mehr im Kasten fand, da.... je nun, von da ab wurde Vetter Baruch sehr fromm, Morgens und

Abends lief er in die Synagoge, der Erste und der Letzte, und sagte Psalmen den halben Tag und.... aber er wurde immer magerer und hutzelte zusammen, und nach einem Jahre wurde der gute Vormund, der die Waise hatte wollen betteln gehen lassen, hinausgetragen, von wannen Niemand zurückkehrt.

Bendit aber heirathete sein Jittchen. Jittchen legte ein Geschäft an, das sie trefflich nährt mit ihrer zahlreichen Familie. Bendit aber beschäftigt sich fort und fort mit „guten Werken", und ist der unentbehrliche Versorger von Armen, Kranken und Todten. Bei Freud und Leid wandert er hinaus auf seines Vater, seiner Mutter Grab und meldet ihnen die Kunde. Aber eine rothe Blume mit blauen Blättchen drin fand er nicht wieder — verlangte es auch gar nicht.... Du frägst: wo ist denn die erste geblieben? Je nun, das weiß Bendit selbst nicht, denn des Morgens fand er sie nicht mehr im Brustlatz, sie mochte wohl beim Davonlaufen entfallen sein, denn als er des Morgens zu Jittchen lief, da sah es ihn in seiner ganzen Schönheit, und das wollte er auch.

10.

Das Loch in der Erde.

I.

War ein ordentlicher armer Mann Zeit seines Lebens gegangen, um das Loch im Himmel zu finden, durch das ihm der liebe Gott herunterwerfen würde, was er brauchte an guter Wohnung, Kleidung und Nahrung, besonders für Sabbat und Fest. Hatte er so lange das Loch im Himmel gesucht, bis er plötzlich in ein Loch auf Erden hineinfiel, das seine emporgerichteten Augen nicht gesehen. Und wie Einer immer tiefer fällt, wenn er einmal ins Fallen gekommen, fiel er und fiel er, und kam gar nicht zu Boden. Endlich hing er gar still in der Luft, und sah vor sich eine große dunkle Oeffnung an der Seite, dahinein ging er. Schob er sich einige hundert Schritte fort, als von Weitem ein Lichtstrahl in seine Augen fiel, dem er nachging. Immer heller und heller ward's, je mehr er dem Lichte folgte, und endlich stand er vor der offnen Pforte eines großen Gebäudes, aus der ein wahres Lichtmeer quoll, wie es unser Mann noch nie gesehen, was freilich nicht viel sagen will. Nachdem sich seine Augen daran gewöhnt, trat er ein. Kam ihm ein kleines Männchen entgegen im grauen Leibrock und grauen Beinkleidern, die in glanzgewichsten Stiefeln staken, und auf dem Kopfe hatte das Männchen einen schwarzen dreieckigen, sehr, sehr breiten Hut. Ach, war das Männchen klein, gar zu klein — aber es hatte ein goldenes Scepter in der Rechten, und machte eine sehr ernste Miene. Freilich war sein Gesicht rund und glatt, sein Mund so kindlich gut geformt, seine Augen blickten so sanft — aber er zwang sich, finstere Falten

zu ziehen, die den beschränkten Beschauer wohl erschrecken konnten. „Um Gott!“ rief unser Held, „was ist das für ein schrecklich grimmiger Mann dieses Männchen!“....

„Was suchst Du hier?“ schrie ihn das Männchen an, wenn man sein Piepsen schreien nennen kann, da er es so hoch hinaufwirbelte, wie er vermochte.

„Verzeiht, Herr König von den kleinen Menschen“, winselte Jener, „ich suche gar nichts, ich bin hierher gekommen, ich weiß nicht wie....“

„Das ist nicht wahr, denn Niemand kommt hierher, er suche denn Etwas....“

„Nun, ich suche, was alle Menschen suchen, aber hier hab ich's nicht gesucht. Ich habe gedacht, es wird mir was vom Himmel fallen, unterdeß bin ich gefallen.... Was ich suche? Hab ich nicht lange genug gehungert und gedürstet, gesorgt und gehandelt, gebetet und gefastet.... und hab mein Lebtag nichts bekommen, kein Brod und keine Frau und kein Geld....“

„Gut, so komm....“

Und der kleine Mann führte den großen Mann durch viele prächtige Gemächer, dann über einen Hof, und viele Stiegen hinunter, immer tiefer in den Schooß der Erde hinab, so daß unser Mann, der große nämlich, schier müde wurde. Endlich stand der kleine Scepterträger still, klopfte mit seinem Scepter dreimal an eine hohe eherne Pforte, die sich mit einem Getöse öffnete — sie führte in ein ungeheures Gewölbe, das genügend erhellt war. Der Mann — doch wir wollen ihn nun beim Namen nennen — Joseph, mit dem Beinamen der Wolkengucker — sah sich um; was sah er in dem Gewölbe? Eine Menge, eine zahllose Menge Säcke, sehr verschieden an Umfang und Größe, und an jedem Sack war ein großes Papier, und darauf stand, wem der Sack gehörte.

„Jeder Mensch“, begann ernst der kleine Schedimkönig mit dem dreieckigen Hute, „jeder Mensch hat einen Sack zu tragen. Davon kann ihn Niemand befreien. Wohlan, da Du

Deines Sackes überdrüssig bist, such Dir einen andern aus von all' den Säcken — es soll Dir frei stehen, welchen Du wählen willst.... Wenn Du gewählt hast, so rufe, ich werde wieder bei Dir sein."

Er verließ das Gewölbe. Unser Joseph war nicht auf den Kopf gefallen, und spazierte zuerst zwischen all den Säcken umher, sie sich anzuschauen und ihre Aufschriften zu lesen. Hei! da waren Säcke für Kaiser und Könige, für Reiche und Vornehme, für Minister und Richter, für Priester und Gelehrte, für Kaufleute und Handwerker — über das Eine wunderte er sich nur, daß Mancher Säcke so groß waren, von denen er voraussetzte, sie hätten eigentlich gar nichts zu tragen.

Da aber vom Ansehen keine Wahl getroffen werden konnte, mußte er sich schon entschließen, die Säcke durchzuprobiren, welcher ihm wohl am leichtesten zwischen den Schultern sitzen würde. Er faßte zuerst nach dem Sack eines Kaisers und Königs — halt, die konnte er nicht eine Linie von der Stelle rücken. „Weh," dacht er, „wie gut, daß mir der Herrgott nicht einen solchen auf den Rücken gepackt, da wär ich wahrlich zerdrückt drunter!".... „Nun", sprach er zu sich selbst, „der Sack eines Ministers oder Feldherrn wird wohl auch zu schwer sein".... er probirte einen solchen, aber er bekam ihn kaum gerade — „ich will bescheiden sein und den Sack eines reichen Mannes nehmen, das muß ein sehr angenehmer Sack sein".... er griff danach, hob ihn einige Zoll von der Erde, und ließ ihn ermattet sinken — „nein! wer hätte das gedacht, auch den bekomme ich nicht in die Höhe!...." So probirte und probirte unser Joseph, den Saal auf und ab, alle Stände, alle Classen, die bevorzugten, die mittleren, die niederen, durch, er hob und wog — er wurde müde zum Umfallen; bald konnte er den Sack nicht heben, bald bekam er ihn nicht auf den Rücken hinauf, bald, wenn er ihn oben hatte, rollte er auf der andern Seite wieder hinunter; ja, hatte er einen zwischen den Schultern, der ihm zu passen schien, und er ging einige Schritte, wurde

ihm die Last unerträglich, und um so mehr, da dies, wenn er sie sich ansah, lauter widrige und erbärmliche Gewerbe waren, die ihm der Mühe nicht werth schienen. Endlich kam er an einen dunkeln, entlegenen Winkel, wo noch ein Sack stand, der ihm klein und mager schien, er faßte ihn, erhob ihn — „ha," jubelte er, „das ist, was ich brauchen kann!" — es war ihm leicht und wohl, die Last so bequem, so gut vertheilt, schnell eilte er zur nächsten Lichtflamme, und besah sich die Aufschrift — darauf stand: „Sack für einen Lump, für Joseph den Wolkengucker" — — wie erschrak der gute Mann, und dann ärgerte er sich: „das hätt ich wohlfeiler haben können", und wollte den Sack auf die Erde werfen — aber er saß ihm fest zwischen den Schultern.

„Thörichter Mensch!" ließ sich die feine Stimme des Männchens neben ihm vernehmen — „verstehst Du nicht, was zu erfahren Du gewürdigt worden? Für Jeden ist der Sack am leichtesten zu tragen, den er schon trägt...."

Joseph ließ traurig den Kopf hängen. „Ist es nicht ärgerlich", murmelte er vor sich hin, „Zeit seines Lebens nach besserm Geschick zu suchen, um sich zuletzt sagen zu lassen: das Beste, was Du finden kannst, hast Du schon?...."

„Nun ja", schmunzelte der Dreimaster, „es ist nicht leicht, ein Mensch zu sein.... indeß, Joseph, Du sollst so kahl nicht hier wegkommen, Du sollst nicht umsonst hier gewesen sein. Komm weiter mit mir, Du sollst Alles haben, was Du Dir wünschest."

II.

Wohin der kleine Mann den Joseph führte, das hat dieser niemals kund gegeben. Er erzählte nur:

War ich auf einmal ein junger Mann wieder, wie ich zwanzig Jahre früher gewesen, ganz natürlich so, nur mit dem Unterschiede, ich war sehr, sehr reich. Fürwahr, ich hatte

Alles, was ich wünschen konnte. Die erste Zeit that mir das sehr gut. Ach, hatt ich so viel entbehrt, wie ließ ich es mir nun gefallen! Jeden Tag ließ ich mir das Schönste, Beste auf den Tisch bringen, und aß und aß, als wenn ich im Leben noch Nichts gegessen hätte, und trank, ich wunderte mich, wie ich trinken konnte; und dann legte ich mich ins Bett und schlief den Rausch aus; und dann kleidete ich mich fein an und ließ mir den Wagen kommen und fuhr spazieren; und dann fing ich wieder von vorn an. Das dauerte aber nicht lang, war ich all dies gewohnt, und es amusirte mich nicht mehr, ja, bald war's mir fast zuwider. Ich hatte aber einen Diener, der sehr klug schien und dem ich ganz vertraute. Der sagte mir, ich müßte in Gesellschaft gehen. Das that ich, und der Ehrgeiz trieb mich, in reiche und vornehme Gesellschaft zu kommen. Aber da sah ich, daß ich kaum beachtet wurde, weil ich lange nicht so reich und vornehm war wie sie. Ich ging nach Hause und zählte meine Reichthümer, und siehe, ich hatte sehr viel, aber lange nicht genug. Ich befrug meinen Diener nochmals, wie ich wohl reicher, viel reicher würde, mehr als alle Die, welche mich über die Achseln ansähen. Da sprach er: „Wenn Du willst, kannst Du es wohl werden, aber man muß viel wagen." Ich folgte daher seinen Eingebungen, und fing an, große Unternehmungen zu machen; ich übernahm große Lieferungen für Kriegsheere, und machte mich sehr gut bezahlt; ich borgte Grafen und Fürsten gegen hohe Zinsen; ich sandte Schiffe übers Meer, Waaren aus fernen Welttheilen zu holen. Zwar mußte ich da arbeiten und arbeiten, viele Leute commandiren, und meinen Kopf mit Sorgen füllen; bald schwebt ich in der Angst, bald in jener Furcht, bald hatt ich großen Gewinn, bald außerordentlichen Verlust — aber mein Reichthum schwoll und mein Ansehen wuchs, und die mich sonst nicht beachtet hatten, krochen mir jetzt zu Füßen — — aber ich war doch oft sehr traurig und verdüstert.... konnt ich doch nicht mehr frei athmen, und wenn ich gedachte, wie ich früher

nach einem mühselig errungenen kleinen Verdienst so fröhlich durch die Fluren gezogen, und .... doch da fiel mir mir wieder die Größe meines Reichthums und was mir Alles zu Gebote stand, ein, und ich hätte um alle Fröhlichkeit der Welt nicht zurückgetauscht. — Ich frug noch einmal meinen Diener, und der sagte zu mir: „heirathe!“....

Schier wunderte ich mich, daß ich daran nicht gedacht, ich dankte ihm und wollt es thun. Ich sah mich unter den Töchtern des Landes um.... kaum war es bekannt geworden, daß ich heirathen wollte — Himmel! welche Schaar von Freiwerbern belagerte mein Haus.... Ich jagte sie fort und erklärte, daß ich diesmal keine Commissionswaare wolle.... unter den vornehmen Familien, die ich öfter besuchte, war eine, die mir stets großen Respect einflößte; es war eine alte Banquierfamilie, die seit Jahrhunderten schon sehr reiche Geschlechter zählte. Obgleich man jetzt öfter von dem wankenden Credit des Hauses flüsterte, so wurde es doch von Allen hochgeehrt. Hier war eine einzige Tochter, schön, voll Geschicklichkeiten, hochgebildet.... sie stach mir in die Augen, aber — ich wagte mich nicht daran, denn ich hatte außer meinem Gelde eben Nichts. Ob ich verliebt war? Ich weiß es nicht recht, aber die schöne, seine Braut heimzuführen — — wie erstaunte ich, als ich die letzte Zeit merkte, daß man mir entgegenkam.... Kurz, nach vier Wochen war ich Bräutigam, nach acht Wochen Mann — wer war glücklicher?.... Himmel, welche Veränderung — aus dem Lump ein reicher Mann, aus dem Hagestolzen ein glücklicher Ehemann, aus dem „Wolkenguker“ ein großer, mächtiger Speculant, dessen Reichthümer immerfort anwuchsen....

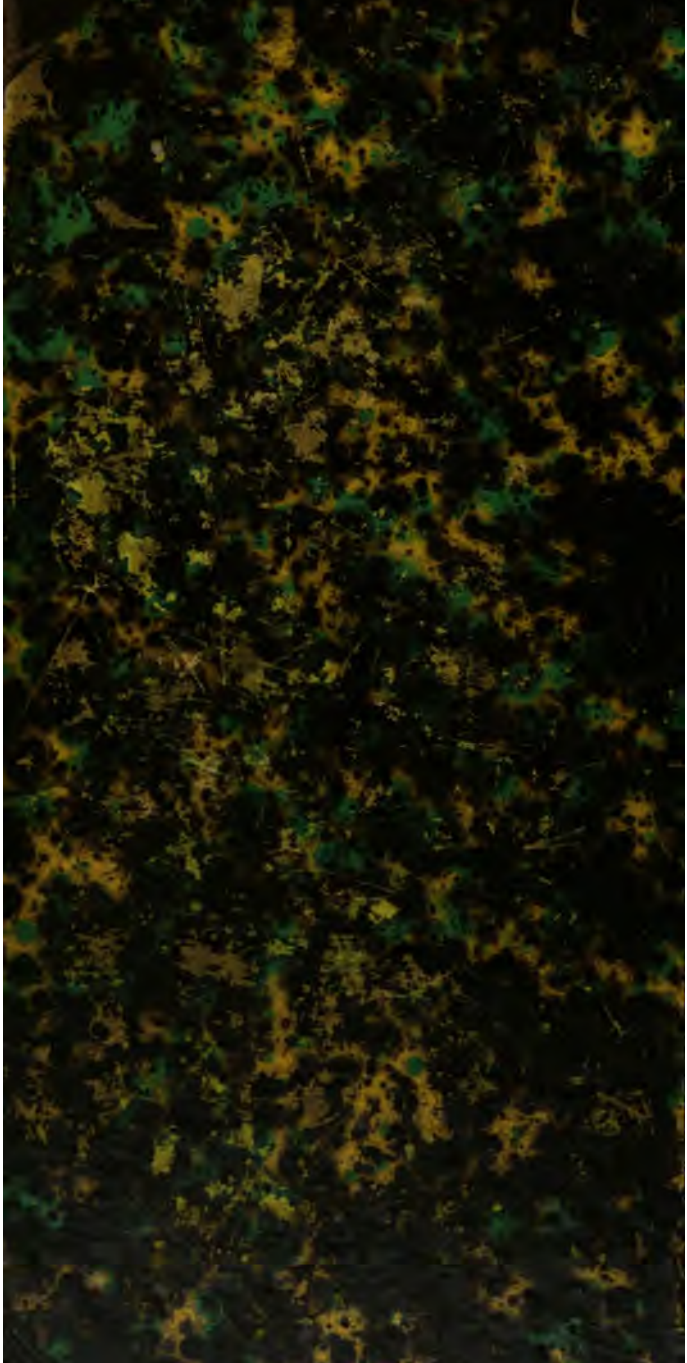
Meine Frau hatte mein Hauswesen ziemlich verändert. Größeres Haus, prächtiger eingerichtet, häufige, ich möchte fast sagen, immer Gesellschaft, die fein bewirthet wurde, es kostete ein schmähliches Geld; aber ich hatte es, und wollte ich Einsprache machen, ich weiß nicht, meine Frau hatte einen Blick an sich, vor dem ich zurückbebte, der mich verstummen

machte.... Ueberhaupt fühlte ich mich nur sehr kurze Zeit glücklich bei ihr — sie that sehr fremd und zurückhaltend, oder besser gesagt, sehr hochmüthig gegen mich, und dies noch mehr, wenn Gesellschaft da war, und wann war diese nicht da? Es schien, als ob sie aller Welt sagen wollte, ich sei nichts mehr, als ihr erster Diener. Und dann und wann glaubte ich zu sehen, daß sie mit Anderen sehr freundlich, zu freundlich sein könne — o es war wohl nur Eifersucht von mir.... Ich fing an, mich in meinem Hause unwohl zu fühlen, ich warf mich, um mich zu zerstreuen, um so mehr auf Geschäfte, auf neue, auf große Geschäfte....

Ach, es sollte nicht lange mehr dauern. Mein Schwiegervater zog mich vermittelst meiner Frau, deren hohem Blick ich Nichts abschlagen konnte, an sich und in sehr gewagte Unternehmungen, von denen vergebens mein kluger Diener mir abrieth — ach, ich wollte die Liebe meiner Frau mit aller Gewalt erobern.... eines schönen Morgens schlugen die Flammen über mein Haupt zusammen — ich hatte es so weit gebracht, daß ich einem emporgekommenen Fremdherrscher ein großes Anlehn machte — er wurde gestürzt, und ich mit. — — Das war den einen Morgen, am andern — war meine Frau verschwunden, indem sie alle Kostbarkeiten und Werthpapiere, die noch da wären, mitgenommen — ach, ich erfuhr sogar, wer sie auf der Flucht begleitete.... Meine Gläubiger ließen mich ins Gefängniß werfen, wo ich bei schmaler Kost, übelster Behandlung Hohn und Schimpf ausgesetzt war. Was hatt ich Alles zu ertragen vom Gefängnißwärter, von den Gefangenen, die den ehemals reichen Juden zu behohnnecken sich höchlich ergötzten. Wie verwünschte ich meine Frau und ihren Vater, ja, als die langen Tage des Sommers sich in lange Nächte des Winters wandelten, und ich immer nur noch die weißen Kerkerwände und Frost und Hunger und Aergerniß vor mir sah, wie verwünschte ich da meinen Reichthum — Alles, Alles, was mir das graue Männchen mit den lackirten Stiefelchen, dem großen

Dreimaster und dem goldnen Scepter geschenkt hatte.... Ha, als dann die Frühlingssonne mein schmales Fensterchen zu besuchen kam, als jenes Fest der Befreiung „aus dem eisernen Ofen Aegyptens“, Peßach, sich nahete, und für mich keine Erlösung zu kommen schien — da warf ich mich auf den harten Boden meines Kerkers und rief voll Schmerzes: „Mann, Mann im tiefen Erdenloch, gieb mir meine Armuth wieder, meine Armuth und meinen Junggesellenstand wieder, ich will Nichts weiter — —“ „Die sollst Du haben!“ rief eine feine Stimme — und plötzlich fiel ich nicht mehr nieder, sondern stieg in die Höhe, hoch, hoch hinauf, und kam wieder ans Tageslicht, und bekam einen großen Ruck — und siehe, ich lag neben einem großen Dorfbrunnen, Gott weiß, wie ich dahin gekommen....

Seitdem such ich kein Loch mehr im Himmel, und fürchte mich vor jedem Loch in der Erde — in eines komm ich doch einmal — und heiße darum auch nicht mehr der „Wolkengucker“, aber desto öfter der „Lump“ — schadet Nichts, weiß ich doch, daß für mich Das das Beste ist....

HDI
HW 50RU 6

VIGGO VOIGT
Frederiksberggade
36,
2dr Salsen
BOGBINDER